Zeitschrift für Sozialforschung
Studies in Philosophy and Social Science

Herausgegeben von
Max Horkheimer

Jahrgang 8
1939–1940

Deutscher Taschenbuch Verlag

Photomechanischer Nachdruck
mit Genehmigung des Herausgebers

März 1980
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlaggestaltung: Celestino Piatti
Gesamtherstellung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen
Printed in Germany · ISBN 3-423-05975-3

Studies in Philosophy and Social Science

(formerly:
Zeitschrift für Sozialforschung,
published by
Librairie Félix Alcan, Paris)

Volume VIII/1939

Published by the
Institute of Social Research
Morningside Heights
New York City
1939 — 1940

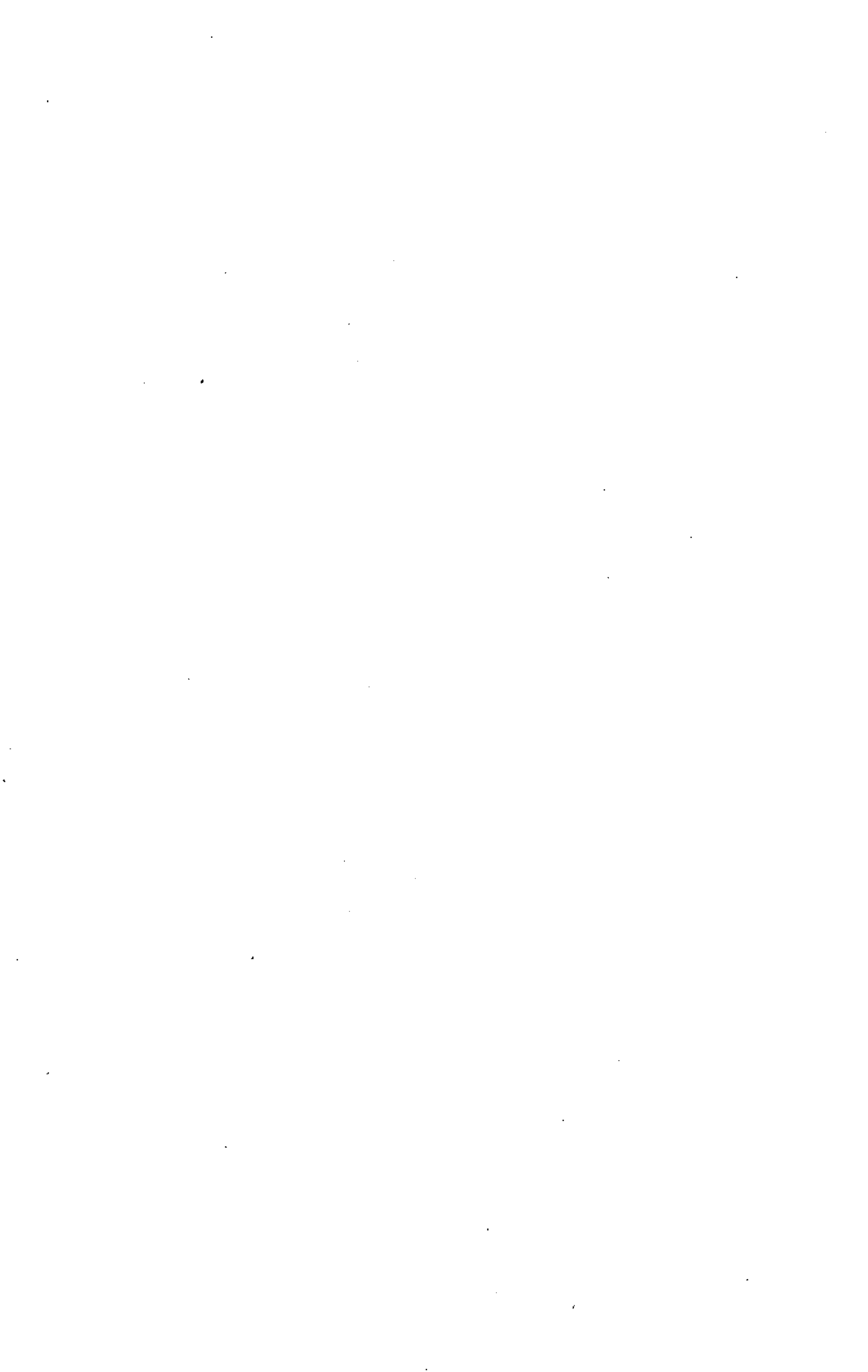
Contents of Volume VIII

1. Articles

Social Movements and Social Policy:

Author Index.

Author Index.



Zeitschrift für Sozialforschung

Herausgegeben im Auftrag des

INSTITUTS FÜR SOZIALFORSCHUNG

von Max Horkheimer

Jahrgang VIII 1939 Doppelheft 1/2

LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN / PARIS

INHALT.

I. Aufsätze.

II. Besprechungen.

Philosophie :

Allgemeine Soziologie :

Psychologie :

Geschichte :

Fortsetzung des Inhaltsverzeichnisses am Schluss des Heftes.

Fragmente über Wagner.

Von

T. W. Adorno.

Im folgenden werden Bruchstücke einer grösseren, bereits im April 1938 in unserem Institut für Sozialforschung abgeschlossenen Untersuchung über Richard Wagner publiziert. Zur Wahrung des Zusammenhangs ist jeweils der Inhalt der unveröffentlichten Kapitel in aller Kürze wiedergegeben.

M. H.

I

Die erste zu Richard Wagners Lebzeiten aufgeführte seiner Opern, „Das Liebesverbot", verwendet ein Textbuch, dessen Stoff Shakespeares „Mass für Mass" entnommen ist, mit der Abweichung, dass, nach Wagners eigenen Worten, „der Heuchler durch die sich rächende Liebe allein zur Strafe gezogen", nicht aber durch die politische Macht demaskiert wird. Als Einundzwanzigjähriger hat der Komponist, so stellt es dem Reifen sich dar, die Shakespearische Komödie im Phantasiehorizont von „Ardinghello" und dem „Jungen Europa" angeschaut. „Der Grundton meiner Auffassung war gegen die puritanische Heuchelei gerichtet und führte somit zur kühnen Verherrlichung der ‚freien Sinnlichkeit'. Das ernste Shakespearische Sujet gab ich mir Mühe durchaus nur in diesem Sinne zu verstehen, ich sah nur den finsteren, sittenstrengen Statthalter, selbst von furchtbarer leidenschaftlicher Liebe zu der schönen Novize entbrennen", und er wirft sich vor, in der Feuerbachischen Stimmung jener frühen Produktion das Moment der dramatischen „Gerechtigkeit" übersehen zu haben, das allein die Entwicklung der Gegensätze bei Shakespeare gestatte. Dies Werk ist nach der provinziell verunglückten Première sogleich und gründlich vergessen worden und auch im Zeitalter von Wagners Ruhm durch philologischen Eifer nicht mehr zu beleben gewesen. Die Gerechtigkeit des folgenden hat sich der Heuchelei geneigter gezeigt; „Rienzi" wurde nicht nur Wagners erster grosser Erfolg, der ihm Namen und Stellung einbrachte, sondern füllt heute noch lärmend die Opernhäuser, obwohl die Meyerbeerische Haltung der

Grossen Oper Wagners eigenen musikdramatischen Normen so gründlich widerspricht wie die „Novize von Palermo“. Die Eingangsszene verherrlicht nicht länger allerdings die freie Sinnlichkeit. Sie denunziert sie. Eine Horde junger Adeliger ist dabei, einen Anschlag auf die Tugend der sittenreinen Irene durchzuführen. Sie ist die blind ergebene Schwester Rienzis, des letzten römischen Tribunen und ersten bürgerlichen Terroristen. Wie es um dessen „Freiheitsbewegung“ bestellt ist, hat Wagner quellentreu, doch bejahend, dargestellt : „Freiheit verkünd' ich Romas Söhnen ! Doch würdig, ohne Raserei zeig jeder, dass er Römer sei ; willkommen nennet so den Tag : er rächet Euch und Eure Schmach“.[1]) Raserei gibt es danach nur als erlaubte : als moralisch sanktionierte Rache. Wenn aber darum der schwankende Repräsentant der Feudalmacht, Adriano Colonna, Rienzi als „blut'gen Freiheitsknecht“[2]) apostrophiert, so verkennt er, dass das Rasereiverbot zunächst seiner eigenen Klasse zugutekommt. Rienzi verbeugt sich vor ihm mit den Worten : „ich kannte stets nur nobel Dich, Du bist kein Gräuel dem Gerechten“[3]), und eine Regiebemerkung Wagners erklärt bewundernd : „die Friedensboten bestehen aus Jünglingen von den besten römischen Familien, sie sind halb antik in weissseidene Gewänder gekleidet, tragen Kränze im Haar und silberne Stäbe in der Hand“[4]). Die besten Familien gehören einer Volksgemeinschaft an : „Nicht zum Verderben Deines Standes ersann mein Geist den kühnen Plan, nur das Gesetz will ich erschaffen, dem Volk wie Edle untertan“[5]). In diese Volksgemeinschaft werden die Unterdrückten dem Titel nach aufgenommen : „Nun denn, Rom mach' ich gross und frei, aus seinem Schlaf weck' ich es auf, und jeden, den im Staub Du siehst, mach ich zum freien Bürger Roms“[6]). Gibt der „Friedensheld“[7]) den Feudalen zu verstehen, dass er ihnen nichts Ernsthaftes antun wolle, so beschränkt er dafür die Ansprüche der Unterdrückten auf deren blosses Bewusstsein : „...zu helfen dem, der niedrig denkt, zu heben, was im Staub versenkt, Du wandeltest des Volkes Schmach zu Hoheit, Glanz und Majestät...“[8]). Kurz, die römische Erhebung wendet sich gegen den libertinen Lebensstil, nicht gegen die feindliche Klasse, und mit folgerechter Naivität

---

[1]) Rienzi, Klavierauszug. Leipzig. C. F. Peters, S. 69 f.
[2]) l. c., S. 286.
[3]) l. c., S. 80.
[4]) l. c., S. 165.
[5]) l. c., S. 83.
[6]) l. c., S. 81.
[7]) l. c., S. 152.
[8]) l. c., S. 568.

wird die tönende Staatsaktion durch die privaten Familienkonflikte Adrianos in Bewegung gebracht. Der Revolutionär Rienzi will von Anbeginn integrieren : wenn er die widerstreitenden Parteiparolen „für Colonna — für Orsini !“ vernimmt, so ruft er dem Prophet der totalitären Ideologie „für Rom“[1]) entgegen. Als erster Diener des grossen Ganzen verzichtet der Diktator Rienzi auf den Titel König, so wie nachmals Lohengrin auf die Herzogswürde[2]). Dafür nimmt er freilich Vorschusslorbeeren so gern entgegen, wie er sie selber sich spendet. Eine Regiebemerkung beschreibt, abermals im Sinne der Kategorien von „Egoismus und Freiheitsbewegung“ : „Rienzi tritt auf, er erscheint als Tribun in phantastische und pomphafte Gewänder gekleidet“[3]). Fast dämmert ein kritisches Bewusstsein von der wahren Art des Helden als Selbstbesinnung noch im historischen Spektakelstück. Eigenlob und Pomp — Züge der gesamten Wagnerschen Produktion — entspringen der Ahnung von der Unbeständigkeit des bürgerlichen Terrors, von der Todgeweihtheit des selbsternannten Heroismus. Der sucht seinen Nachruhm bei Lebzeiten, der daran verzweifelt, dass ihn überlebt, was er geschaffen hat, und in festlichen Aufzügen zelebriert er die eigene Totenfeier. Tod und Vernichtung stehen hinter der Wagnerschen Freiheitskulisse bereit : die historischen Trümmer des Kapitols, die den kostümierten Friedenshelden begraben, sind die Modelle der metaphysischen, die über den entmächtigten Göttern und der schuldhaften Welt des „Ringes“ zusammenschlagen.

Wenn Wagner sich selbst später dahin auslegte, es habe die „Ausgleichung beider Richtungen“ seiner Frühzeit, nämlich der anarchischen Sexualität und des asketischen Ideals, „das Werk seines weiteren künstlerischen Entwicklungsgangs“ ausgemacht, so geschieht dieser Ausgleich im Namen des Todes. Lust und Tod verschränken sich : wie Brünnhilde am Ende des dritten Aktes Siegfried dem Geliebten zum „lachenden Tod“ sich preisgibt, da sie zum Leben zu erwachen meint, so erfährt Isolde ihren wahrhaften Tod als „höchste Lust“. Selbst wo der Gegensatz von Sexualität und Askese unmittelbar thematisch wird, im Tannhäuser, nimmt er die Form solcher Verschränkung im Tode an. Der Impuls gegen die „puritanische Heuchelei“ ist noch wach genug. Die Ritter, die den abtrünnigen Tannhäuser gegen seinen Willen[4])

---

[1]) l. c., S. 64 f.
[2]) cf. l. c., S. 149, und Lohengrin, Partitur. Breitkopf und Härtel. Leipzig 1906, S. 385 f.
[3]) l. c., S. 166.
[4]) cf. Tannhäuser, Klavierauszug, ed. Ad. Fürstner. Berlin 1909, S. 78 ff.

in den Kreis ihrer Sitte zurückgezogen haben, wollen aus entrüsteter Tugend diesen erschlagen, weil er „zur äussersten Linken"[1]) erfahren hat, was ihre mittlere Oberwelt ihnen zu erfahren verbietet, und die Menge spendet ihnen dazu den „tobenden Beifall"[2]) der Rienzivolksgemeinschaft, ohne dass diesmal das Werk damit einig ginge. Die Heilige Elisabeth ist in gewissem Sinne mit dem trotzigen Hedoniker solidarisch. Das bewährt sie, indem sie gegen die Ordnung stirbt, vor der sie ihn beschützt. Askese und Rebellion verbinden sich gegen die Norm. Ritterschaft, Meisterzunft und alle Gestalten der Mitte haben fortan bei Wagner keinen guten Stand : der urzeitliche Ehemann Hunding wird ohne viel Umstände in die Hölle geschickt. Gerade die verächtliche Handbewegung Wotans jedoch, die Hunding gehen heisst, ist wiederum eine terroristische Geste. Solche Diffamierung des Bürgers, der doch in den Meistersingern rasch genug fröhliche Urständ feiert, dient demselben Zweck wie im totalitären Zeitalter. Nicht soll ein verändertes Bild des Menschen an seine Stelle treten. Es soll von den menschlichen Anforderungen dispensiert werden, die an der Mitte haften. Die Kleinen werden gehängt, die Grossen lässt Wagner laufen. So geht es jedenfalls im „Ring" zu. Wohl scheint Wotan die Rebellion zu verteidigen, aber es geschieht um seines imperialistischen Weltplans willen und in den Kategorien von Handlungsfreiheit : „durch Vertrages Treue-Runen band er dich Bösen mir nicht"[3]) und Vertragsbruch : „denn wo kühn Kräfte sich regen, da rath' ich offen zum Krieg"[4]). Seinen aufwieglerischen Schützling lässt der souveräne Gott im Stich und weiss den weltpolitischen Widersprüchen sich nicht anders zu entziehen, als indem er schroff die Diskussion mit der Ratgeberin abbricht und diese grimmig bestraft, als sie seinen ursprünglichen Plan ausführt, um sich endlich väterlich sentimental von ihr zu verabschieden.

Wagner verlieh, nach Angabe Newmans, seinem Abscheu über die eigene Photographie aus der ersten Pariser Zeit Ausdruck mit dem Satz : „it made me look like a sentimental Marat"[5]). Sentimental reflektiert die Tugend den Schrecken, den sie verbreitet. Diese Sentimentalität hat in Wagners Physiognomie einen verhängnisvollen Zug angenommen : den des Mitleid Heischenden. Nicht umsonst ist er, im Gegensatz zu den Pfarrers- und Beamtensöhnen

---

[1]) l. c., S. 198.
[2]) l. c., S. 188.
[3]) Siegfried, Klavierauszug, B. Schott's Söhne. Mainz. o. J. S. 155.
[4]) Walküre, Klavierauszug, B. Schott's Söhne. Mainz. o. J. S. 89.
[5]) Ernest Newman, The Life of Richard Wagner, I. London 1933, S. 18.

der Generation vor ihm, aus einer in Deutschland neuen Bohème dilettierender Halbkünstler hervorgegangen; nicht umsonst ist die Periode seines Aufstiegs jene ökonomisch prekäre, da die Opernproduktion ihre höfische Sekurität nicht mehr und ihren bürgerlichen Rechtsschutz: die geregelten Tantièmeneinnahmen noch nicht besass[1]). In einer Berufswelt, in der ein erfolgreicher Autor wie Lortzing Hungers starb, hat Wagner die Fähigkeit virtuos ausbilden müssen, bürgerliche Ziele zu erreichen durch Preisgabe der eigenen bürgerlichen Würde. Wenige Wochen bereits, nachdem er aus Dresden wegen seiner exponierten Teilnahme am Bakunin-Aufstand geflohen war, bat er Liszt brieflich, ihm von der Grossherzogin von Weimar, dem Herzog von Coburg und der Prinzessin von Preussen ein Gehalt zu erwirken[2]). So wenig Entrüstung über jene Tendenz Wagners ansteht, so tief markiert sie Wagners Sozialcharakter und den seines Werks. In diesem wird sie von Siegmund repräsentiert. Er appelliert als friedlos Umirrender ans Mitleid und wendet dieses zum Mittel, Frau und Waffe zu gewinnen. Dabei bedient er sich moralistischer Hilfsmittel: er gibt an, dass er für verfolgte Unschuld, unterdrückte Liebe focht; ein Revolutionär, der den verachteten Bürgern der Mitte konziliant von seinen vergangenen Grosstaten erzählt. Entscheidend daran ist nicht das komödiantisch Unechte der Geste. Nicht dass er sie betrügt, ist sein Vergehen, sondern dass er durch den Appell ans Mitleid die Herrschenden anerkennt und sich mit ihnen identifiziert. Hemmungslosigkeit im Betteln könnte besondere Unabhängigkeit von bürgerlichen Normen suggerieren. Sie hat aber den entgegengesetzten Sinn. Die Macht der Ordnung über den Protestierenden ist ihm bereits so gross, dass es nicht einmal zur wahrhaften Isolierung, nicht einmal zu den in der antagonistischen Realität vorgezeichneten Widerständen mehr kommt: wie denn auch der Wagnerschen Harmonik, die vom Leitton gleitet, von der Dominante in die Tonika sinkt, der Widerstand gebricht. Es ist die Haltung des schmeichelnden Muttersöhnchens, das sich und anderen einredet, die guten Eltern könnten ihm nichts abschlagen, eben damit sie es nicht tun. Die Erschütterung der ersten Emigrationswochen hat Wagner dicht ans Bewusstsein davon geführt. Am 5. Juni 1849 schreibt der Sechsunddreissigjährige, der den Lohengrin hinter sich hat und schon am „Ring" arbeitet, an Liszt: „Wie ein recht verzogenes Kind der Heimath rufe ich aus: ach, sässe ich daheim in einem kleinen Hause am

---

[1]) cf. Newman I, S. 135 ff., insbesondere 137.
[2]) cf. Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt, I. Leipzig 1887, S. 25.

Walde, und dürfte dem Teufel seine grosse Welt lassen, die ich im besten Falle gar nicht einmal erobern möchte, da mich ihr Besitz noch mehr anekeln würde als ihr blosser Anblick es schon thut!"[1]), und im gleichen Brief: „oft blöke ich wie ein Kalb nach dem Stalle und nach dem Euter der nährenden Mutter ... bei allem Muthe bin ich oft die erbärmlichste Memme! Trotz Deiner grossherzigen Anerbietungen sehe ich oft mit wahrer Todesangst auf das Schmelzen meiner Baarschaft"[2]). Die Macht des Bürgertums über Wagner ist so vollkommen, dass er als Bürger die Anforderungen der bürgerlichen Anständigkeit nicht mehr erfüllen kann. Durch den Appell ans Mitleid wird der Interessenantagonismus scheinhaft derart aufgehoben, dass der Unterdrückte seine Sache zu der des Unterdrückers macht: schon in den offiziell revolutionären Schriften Wagners spielt der König seine positive Rolle. Der Bettler Wagner vergeht sich gegen die Tabus der bürgerlichen Arbeitsmoral, aber sein Segen frommt den Ausbeutern zum Heile. Es indiziert sich bei ihm früh ein Funktionswechsel der bürgerlichen Kategorie des Individuums. Seiner Vernichtung im hoffnungslosen Konflikt mit der gesellschaftlichen Instanz sucht es zu entgehen, indem es sich auf deren Seite schlägt und gerade jenen Übergang als die eigentlich individuelle Entwicklung rationalisiert. Der ohnmächtig Bittende wird zum tragischen Lobredner. In einer späteren historischen Phase sind diese Züge — eben die, welche die psychologische Sprache die spezifisch hysterischen zu nennen pflegt — zu grösster Bedeutung gelangt, wenn Gewaltherrscher in schwierigen Situationen mit Selbstmord drohen, öffentliche Weinkrämpfe erleiden und ihrer Stimme heulenden Klang verleihen. Eben die Fäulnisstellen des bürgerlichen Charakters, im Sinne von dessen eigener Moral, sind Vorformen von dessen Wandlung im Monopolkapitalismus.

Noch der späte Wagner zeigt die Konfiguration von Neid, Sentimentalität und Zerstörungsdrang. Der Partisan Glasenapp berichtet aus der letzten venetianischen Zeit, er habe „bei Betrachtung der zahlreichen geschlossenen unbekannten Paläste" ausgerufen: „‚Das ist Eigenthum! der Grund alles Verderbens! Proudhon hat die Sache noch viel zu materiell von der äusseren Seite her aufgefasst'; denn die Rücksicht auf den Besitz bedinge bei weitem die meisten Eheschliessungen, und dadurch die Degeneration der Rassen"[3]). Hier ist das ganze Instrumentarium beisammen: die Einsicht in die Sinnlosigkeit der herrschenden Eigentumsverhältnisse, verkehrt in Wut über die Genussucht, entpolitisiert

---

[1]) l. c., S. 20.
[2]) l. c., S. 23.
[3]) Carl F. Glasenapp, Das Leben Richard Wagners, VI. 1911, S. 764.

durch die Gebärde des „viel zu äusserlich“, vernebelt durch Substitution biologischer für gesellschaftliche Begriffe. Die Person Wagner nimmt in der Bayreuther Epoche diktatoriale Gestalt an. Dafür steht abermals der unverdächtige Glasenapp ein : „Noch ein fernerer Zug wurde uns hervorgehoben, der allerdings nicht erst bloss für diese letzte Lebenszeit seine Geltung hatte. Man habe nichts vor ihm verbergen können ; er habe immer alles gewusst. Wenn Frau Wagner ihn mit irgendetwas überraschen wollte, so habe er in der Nacht davon geträumt und es ihr am Morgen gesagt“. Dafür hat der Volksmund den Ausdruck : in die Suppe spucken. Glasenapp fährt fort : „Fremden gegenüber geschah dies Durchschauen oft in völlig dämonischer Weise : er erkannte die schwachen Seiten seines jedesmaligen Gegenüber mit durchdringender Schärfe des Blickes, und so geschah es, dass er, ohne jemand damit kränken zu wollen, gerade die wundesten Punkte desselben berührte“[1]). Dieser Neigung ist Wagner insbesondere seinem jüdischen Parsifaldirigenten gegenüber gefolgt. Die Freundschaft mit Hermann Levi wird von liberal begeisterten Schriftstellern gern dazu benutzt, den Wagnerschen Antisemitismus als harmlos hinzustellen. Glasenapps Chronik, in der Absicht geschrieben, Wagners Menschenfreundlichkeit und Weitherzigkeit ins Licht zu rücken, erteilt darauf ungewollt Bescheid. Levi verspätete sich danach zum Mittagessen in Wahnfried am 18. Juni 1881 um zehn Minuten. Wagner wies ihn mit den Worten : „Sie kommen zehn Minuten zu spät : Unpünktlichkeit kommt gleich nach Untreue“, zurecht und gab ihm dann noch vor Tisch einen anonymen Brief aus München zu lesen, in welchem Wagner beschworen wurde, den Parsifal nicht von einem Juden dirigieren zu lassen. Bei Tisch verhielt Levi sich schweigend ; auf Wagners Frage, warum er so still sei, entgegnete er, seinem eigenen Bericht zufolge, dass er nicht begriffe, warum Wagner den Brief nicht einfach zerrissen hätte. Die ebenfalls von Levi referierte Antwort Wagners lautete : „Das will ich Ihnen sagen, hätte ich den Brief niemandem gezeigt, ihn vernichtet, so wäre vielleicht etwas von seinem Inhalt in mir haften geblieben, so aber kann ich Sie versichern, dass nicht die leiseste Erinnerung an ihn mehr bleiben wird“. Ohne Abschied zu nehmen, fuhr Levi nach Bamberg und bat von dort Wagner dringend, ihn der Direktion des Parsifal zu entheben. Wagner depeschierte zurück : „Freund, Sie sind auf das ernstlichste ersucht, schnell zu uns zurückzukehren ; es ist die Hauptsache schön in sichere Ordnung zu bringen“. Levi insistierte auf der Demission und erhielt darauf

---

[1]) l. c., S. 771.

ein Schreiben, das die Sätze enthält : „Lieber bester Freund! Alle Ihre Empfindungen in Ehren, so machen Sie doch sich und uns nichts leicht! Gerade dass Sie so düster in sich blicken, ist es, was uns im Verkehr mit Ihnen etwa beklemmen könnte! Wir sind ganz einstimmig, aller Welt diese Sche... zu erzählen, und dazu gehört, dass Sie nicht von uns fortlaufen, und vollends Unsinn vermuten lassen. Um Gotteswillen, kehren Sie sogleich um und lernen Sie uns endlich ordentlich kennen! Verlieren Sie nichts von Ihrem Glauben, aber gewinnen Sie auch einen starken Mut dazu! — Vielleicht — gibt's eine grosse Wendung für Ihr Leben — für alle Fälle aber — Sie sind mein ‚Parsifal'-Dirigent"[1]). Sadistischer Demütigungsdrang, sentimentale Versöhnlichkeit und über allem der Wille, den Misshandelten affektiv an sich zu binden, treten in der Kasuistik von Wagners Verhalten zusammen : dämonisch jedenfalls in anderem Sinne als dem von Glasenapp vermeinten. Jedem versöhnenden Wort ist der kränkende Stachel aufs neue beigesellt. Es ist jene Art von Dämonie, deren Wagner selber gedenkt, wenn er in der Autobiographie die Szene berichtet, da er, selber übrigens nicht voll immatrikuliert, mit einer Horde von Studenten an der Plünderung zweier Leipziger Bordelle teilnahm, ohne noch in der späten Rechenschaft die moralistische Hülle ganz abzuwerfen, die jene Säuberungsaktion gedeckt hatte : „Ich glaube nicht, dass die vorgebliche Veranlassung zu diesem Excess, welche allerdings in einem das Sittlichkeitsgefühl stark verletzenden Vorfalle lag, hierbei auf mich Einfluss übte ; vielmehr war es das rein Dämonische solcher Volkswutanfälle, das mich wie einen Tollen in seinen Strudel mit hineinzog"[2]).

Wenn Wagner als Opfer Mitleid heischt und dabei zu den Herrschenden überläuft, so ist er geneigt, die andern Opfer zu verhöhnen. Sein Katz- und Mausspiel mit Levi hat sein Modell im Werk : Wotan wettet mit Mime um dessen Kopf ohne Mimes Zutun und gegen seinen Willen : der Zwerg ist dem Gott ausgeliefert wie der Gast dem Wirt von Wahnfried. Davon hängt nicht weniger ab als die Konstruktion der gesamten Siegfriedhandlung, da Mime nach Siegfrieds Tode trachtet allein, weil Wotan Mimes in der aufgezwungenen Wette verlorenes Haupt an Siegfried verpfändet hat. Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen : das gilt bei Wagner vorab für die Untermenschen. Alberich, der sich den „Kopf kratzt", wird von den Naturwesen, die er begehrt, als „schwarzes, schwieliges Schwefelgezwerg"[3])

---

[1]) cf. l. c., S. 500-502.
[2]) „Mein Leben", I, S, 54. cf. Newman, I, S. 87.
[3]) Rheingold, Klavierauszug, B. Schott's Söhne. Mainz. o. J. S. 17.

geschmäht. In Nebelheim lachen Wotan und Loge über Mimes Schmerzen[1]). Siegfried quält den Zwerg, weil er ihn „nicht leiden kann“, ohne dass die Aura des Hehren und Edlen ihn verhinderte, an der Ohnmacht die Lust zu büssen. Der Spott über die alte Jungfer Lene ist das Reversbild des Kultus der Reinheit. Ein Opfer ist auch Beckmesser : um bürgerliche Ehre und die reiche Braut zu gewinnen, muss er sich auf die Maskerade der Unbürgerlichkeit, den feudalen Mummenschanz von Ständchen und Preisgesang einlassen, dessen Bild die Bürger so dringend benötigen, wie sie bereit sind, es hämisch zu zerstören. Klingsor, der Alberich der christlichen Hölle, wird von Kundry mit der Frage : „Bist Du keusch ?“ verlacht, und in seiner Verachtung sind die Gralsritter mit der Höllenrose einig : „an sich legt' er die Frevlerhand, die nun dem Grale zugewandt, verachtungsvoll dess' Hüter von sich stiess“[2]). Titurel verfährt mit dem Büsser, der sich selbst entmannte, nicht anders als der Papst mit Tannhäuser. Aber es gibt beim reifen Wagner keine Instanz mehr, die dessen Spruch aufhöbe.

An ihre Stelle ist der Wagnersche Humor getreten. Seine Bösewichter werden humoristische Figuren als Opfer seiner Denunziation : die missratenen Zwerge Alberich und Mime, der geschundene Hagestolz Beckmesser. Wagners Humor springt grausam um. Er zitiert den halb vergessenen des frühen Bürgertums, der einmal das Erbe der Teufelsfratzen antrat, zweideutig zwischen Mitleid und Verdammnis festgebannt. Malvolio und Shylock sind seine szenischen Vorbilder. Nicht bloss wird der arme Teufel verspottet ; im Rausch, den das Lachen über ihn entfacht, geht das Gedächtnis an das Unrecht unter, das ihm widerfuhr. Die Suspension des Rechts im Lachen wird erniedrigt zur Sanktionierung des Unrechts. Wenn Wotan die Riesen betrügt, denen im Vertrag Freia versprochen war, so geschieht es mit dem Hinweis auf Scherz : „Wie schlau für Ernst Du achtest, was wir zum Scherz nur beschlossen !“[3]). Hat Wagner die Figur dessen, der auszog das Fürchten zu lernen, dem Märchen entlehnt, so liest er aus den Texten der Märchenfreiheit vorab die Chiffern schaltender Willkür. Von den Märchen der deutschen Überlieferung steht keines ihm näher als das vom Juden im Dorn. „Wie er nun mitten in den Dornen steckte, plagte der Mutwille den guten Knecht, dass er seine Fiedel abnahm und anfing zu geigen. Gleich fing auch der Jude an, die Beine zu heben und in die Höhe zu springen ; und je mehr der Knecht strich, desto besser ging der Tanz“. So verfährt

[1]) l. c., S. 134.
[2]) Parsifal, Klavierauszug, B. Schott's Söhne. Mainz. o. J. S. 45.
[3]) Rheingold, l. c., S. 72.

Wagners Musik als guter Knecht mit seinen Bösewichtern, und die Komik ihrer Qual gibt nicht bloss dem Lust, der sie verhängt, sondern erstickt auch die Frage nach dem Warum und proklamiert den stummen Vollzug als gebietende Instanz. Diese Komplexion des Wagnerschen Humors hat im persönlichen Umgang Liszt und Nietzsche abgestossen. Dafür gibt es sein eigenes Zeugnis : „Wagner sagte zur Schwester Nietzsches : ‚Ihr Bruder ist gerade wie Liszt, der mag meine Witze auch nicht' "[1]). Von der Szene, da Wagner gegen Nietzsche wegen des Brahmsschen Triumphliedes in Wut ausbrach und das zarte Gespinst der Scheu zerriss, das allein die Freundschaft der beiden vor Hass zu schützen vermochte, wird berichtet, dass Wagner, weil Nietzsche geschwiegen habe, äusserte, dieser habe ein so feines Benehmen, er werde es gewiss noch weit bringen in der Welt ; ihm, Wagner, habe es daran sein Leben lang gemangelt. Der Witz setzt widerspruchslos den ins Unrecht, über den er ergeht, diffamiert die Zartheit als Streberei und verklärt die Roheit als genialische Ursprünglichkeit. Daran aber nicht genug. Es ist das dunkelste Geheimnis des Wagnerschen Humors, dass er wie gegen die Opfer so gegen sich selber sich kehrt. Für die zu frühe Suspension des Rechts durchs Lachen wird teuer gezahlt : die Uhr schlägt, und die lachende Fratze bleibt stehen. Es ist nicht der heilsame Zynismus dessen, der das Gedächtnis an die verstörte eine Schöpfung wieder aufruft, indem er den Menschen an seine Tierähnlichkeit jäh gemahnt, sondern der verderbliche, dem die Einheit der Natur darin besteht, dass alles, Mensch und Tier, Opfer und Richter, seinen Untergang wert ist, und der den Untergang des Opfers bleckend legitimiert durch die moralische Vernichtung seiner selbst. Hildebrandt, der der Georgeschen Schule das Misstrauen gegen den Humor verdankt, hat in Wagners Zynismus der Selbstdenunziation den eigentlichen Grund des Konflikts mit Nietzsche gesehen : „doch war es damals ein Ausspruch Wagners, der Nietzsche schwer traf. Als nämlich einmal" — während der letzten gemeinsamen Zeit von Wagner und Nietzsche, in Sorrent — „die Rede auf den schwachen Besuch der Bayreuther Spiele gekommen war, hatte Wagner, wie Nietzsches Schwester berichtet, ärgerlich bemerkt : ‚die Deutschen wollen jetzt nichts von heidnischen Göttern und Helden hören, die wollen was Christliches sehen' "[2]). So wichtig wie die Frage, ob in der Tat die Konzeption des Parsifal mit dem ökonomischen Erfolgsinteresse des Bayreuther Gründers zusammenhing, ist dabei die Geste der Selbstpreisgabe : der schamlos bettelt, ist auch willens, sich des

[1]) Kurt Hildebrandt, Wagner und Nietzsche. Breslau 1924, S. 291.
[2]) l. c., S. 344.

Betruges zu zeihen, und spielt damit Nietzsche die tödliche Waffe fast willentlich in die Hand. Der Autor des Parsifal bekennt sich als Klingsor, und die Parole Erlösung dem Erlöser hat ihren bösen Hintersinn. Freilich bleibt offen die Frage, ob Nietzsche und vollends dessen Georgesche Nachfolge solchen Sieges recht froh werden sollten. Indem Wagner das Glück seines eigenen Traumes verrät, — und stets lauert das Werk auf Verrat — gibt er sekundenweise den Blick auf das Unglück der Welt preis, die jenen Traum braucht: „die wollen was Christliches sehen".

Der Widerspruch zwischen der Verhöhnung des Opfers und der Selbstdenunziation definiert den Wagnerschen Antisemitismus. Der Gold raffende, unsichtbar-anonyme, ausbeutende Alberich, der achselzuckende, geschwätzige, von Selbstlob und Tücke überfliessende Mime, der impotente intellektuelle Kritiker Hanslick-Beckmesser, all die Zurückgewiesenen in Wagners Werk sind Judenkarikaturen. Wie sie den ältesten deutschen Judenhass aufrühren, so scheint zuweilen die Nürnberger Romantik der Meistersinger im Klang Schmähverse vorwegzunehmen, die erst fünfzig Jahre später auf den Strassen erschollen: „Edler Täufer, Christs Vorläufer, nimm uns freundlich an, dort am Fluss Jordan". Wagner hat die antisemitische Gesinnung mit anderen Vertretern des von Marx so genannten deutschen Sozialismus um 1848 gemein. Aber sein Antisemitismus bekennt sich als individuelle Idiosynkrasie, die verstockt aller Verhandlung sich entzieht. Sie stiftet den Wagnerschen Humor. Aversion und Gelächter treten wortfeindlich zusammen — Siegfried sagt zu Mime: „seh' ich dich steh'n, gangeln und geh'n, knicken und nicken, mit den Augen zwicken: beim Genick' möcht' ich den Nicker packen, den Garaus geben dem garst'gen Zwicker!"[1]) und kurz danach: „Ich kann dich ja nicht leiden, vergiss das nicht so leicht!"[2]). Daran klingt die Beschreibung der jüdischen Sprache im Aufsatz über das Judentum an, die keinen Zweifel lässt, aus welchen Quellen die Unwesen Mime und Alberich geschöpft sind: „als durchaus fremdartig und unangenehm fällt unserem Ohr zunächst ein zischender, schrillender, summsender und murksender Lautausdruck der jüdischen Sprechweise auf: eine unserer nationalen Sprache gänzlich uneigenthümliche Verwendung und willkürliche Verdrehung der Worte und der Phrasenkonstruktionen giebt diesem Lautausdrucke vollends noch den Charakter eines unerträglich verwirrten Geplappers, bei dessen Anhörung unsere Aufmerksamkeit unwillkürlich mehr bei diesem widerlichen Wie, als bei dem darin enthaltenen Was der

---

[1]) Siegfried, l. c., S. 26.
[2]) l. c., S. 28.

jüdischen Rede verweilt"[1]), die damit als Rede niedergeschlagen wird. Für diesen idiosynkratischen Hass gilt aber Benjamins Definition des Ekels als der Angst, vom ekelhaften Objekt als dessengleichen erkannt zu werden. Newman legt besonderes Gewicht auf die später unterdrückte Beschreibung Mimes in der Urfassung des Siegfried : „Mime, the Nibelung, alone. He is small and bent, somewhat deformed and hobbling. His head is abnormally large, his face is a dark ashen colour and wrinkled, his eyes small and piercing, with red rims, his grey beard long and scrubby, his head bald and covered with a red cap ... There must be nothing approaching caricature in all this : his aspect, when he is quiet, must be simply eerie : it is only in moments of extreme excitement that he becomes exteriorily ludricrous, but never too uncouth. His voice is husky and harsh ; but this again ought of itself never to provoke the listener to laughter"[2]). Die Angst Wagners vor der Karikatur, die doch um des Kontrastes zum ernsthaften Unterweltsgott Alberich willen dramaturgisch sich empfohlen hätte, weist ebenso wie die Unterdrückung dieser Regieanweisung darauf hin, dass Wagner in der Figurine des Mime seiner selbst mit Schrecken inne ward. Seine eigene physische Erscheinung, unverhältnismässig klein, mit zu grossem Kopf und vorspringendem Kinn, hat das Abnorme gestreift und ist erst in der Aura des Ruhms vorm Lachen sicher gewesen. Seine hemmungslose Suada liesse aus den Prosaschriften selbst dann sich rekonstruieren, wenn sie nicht ebenso tradiert wäre wie die überlebhafte Gestik. Er verfolgt die Opfer bis zur biologischen Fatalität hinab, weil er sich selber als einen erfuhr, der dem Bild des Zwergen eben nur entronnen war. Dass aber alle Gerüchte über Wagners eigene jüdische Deszendenz nach Newmans Beweisführung auf den gleichen Nietzsche zurückdatieren, der dem Wagnerschen Antisemitismus den Weg vertrat, erklärt sich eben damit. Nietzsche kannte das Geheimnis der Wagnerschen Idiosynkrasie und brach dessen Bann, indem er es aussprach. Die Schicht des Idiosynkratischen als des Allerindividuellsten jedoch ist bei Wagner zugleich die des gesellschaftlich Allgemeinsten. Die Undurchsichtigkeit des blinden Nicht-leiden-Könnens gründet in der Undurchsichtigkeit des gesellschaftlichen Prozesses. Dieser hat dem Geächteten die Male aufgeprägt, vor denen der Ekel sich abwendet. Gesellschaftliche Zusammenhänge erscheinen danach dem, der zu den wahren Schuldigen überläuft, als Werk geheim-

---

[1]) Richard Wagner, Gesammelte Schriften und Dichtungen. Leipzig 1888 V, S. 71.
[2]) Newman, l. c., II, S. 321.

nisvoller Verschwörungen. Zum Ekel vorm Juden gehört dessen Imagination als Weltmacht. In dem Aufsatz „Aufklärung über das Judenthum in der Musik“ hat Wagner alle Widerstände gegen sein Werk auf erfundene jüdische Konspirationen zurückgeführt; während er von dem angeblichen Hauptschuldigen in jenen Intrigen, Meyerbeer, so lange aktiv gefördert worden war, bis er ihn selber öffentlich attackierte. Zwischen Idiosynkrasie und Verschwörungswahn knüpft sich die Rassentheorie. Der Bürger Wagner hat sie nicht erst von dem depossedierten Feudalen Gobineau zu lernen brauchen, mit dem er im Alter befreundet war. Schon im Siegfried heisst es : „Alles ist nach seiner Art : an ihr wirst du nichts ändern. Ich lass' dir die Stätte, stelle dich fest : versuch's mit Mime, dem Bruder, der Art ja versieh'st du dich besser. Was anders ist, — das lerne nun auch!“[1]). Dem gehorcht die Ringdichtung : Alberich raubt den Ring und flucht der Liebe, weil die Rheintöchter ihm sich nicht geben : die Dialektik von Trieb und Herrschaft ist auf eine Differenz der „Art“ anstatt auf die gesellschaftliche Bewegung reduziert. Der absolute Unterschied der Arten wird im Ring zum Grund der Lebensnot, wie sehr auch diese als geschichtliche sich entfalten mag. Bilden im gesellschaftlichen Lebensprozess die „versteinerten Verhältnisse“ eine zweite Natur, so schaut Wagner fasziniert diese als erste an. Sein Antisemitismus spricht sich von Anbeginn — 1850 — in Naturkategorien : denen der Unmittelbarkeit und des Volkes aus und bringt dieses bereits in Gegensatz zum „Liberalismus“ : „Als wir für Emanzipation der Juden stritten, waren wir aber doch eigentlich mehr Kämpfer für ein abstraktes Prinzip, als für den konkreten Fall; wie all' unser Liberalismus ein nicht sehr hellsehendes Geistesspiel war, indem wir für die Freiheit des Volkes uns ergingen, ohne Kenntnis dieses Volkes, ja mit Abneigung gegen jede wirkliche Berührung mit ihm, so entsprang auch unser Eifer für die Gleichberechtigung der Juden viel mehr aus der Anregung eines allgemeinen Gedankens, als aus einer realen Sympathie; denn bei allem Reden und Schreiben für Judenemanzipation fühlten wir uns bei wirklicher, thätiger Berührung mit Juden von diesen stets unwillkürlich abgestossen“[2]). Wenn aber der Wagnersche Antisemitismus alle Ingredienzien des späteren in sich versammelt; wenn der Hass so weit führt, dass die Nachricht vom Tode von vierhundert Juden beim Wiener Ringtheaterbrand, Glasenapp zufolge, ihn zu Witzen inspirierte[3]), dann scheidet er sich doch auf der Schwelle des Gedankens von der

---

[1]) Siegfried, l. c., S. 166/7.
[2]) Schriften und Dichtungen, V, l. c., S. 67.
[3]) Glasenapp, l. c., VI, S. 551.

Vernichtung von seinen ideologischen Nachfahren. Der Schlusspassus des Aufsatzes über das Judenthum enthält, wie immer zweideutig, Sätze, die an eine andere Abhandlung zur Judenfrage anklingen : „Noch einen Juden haben wir zu nennen, der unter uns als Schriftsteller auftrat. Aus seiner Sonderstellung als Jude trat er Erlösung suchend unter uns : er fand sie nicht, und musste sich bewusst werden, dass er sie nur mit auch unserer Erlösung zu wahrhaften Menschen finden können würde. Gemeinschaftlich mit uns Mensch werden, heisst für den Juden aber zu allernächst so viel als : aufhören, Jude zu sein. Börne hatte diess erfüllt. Aber gerade Börne lehrt auch, wie diese Erlösung nicht in Behagen und gleichgiltig kalter Bequemlichkeit erreicht werden kann, sondern dass sie, wie uns, Schweiss, Noth, Ängste und Fülle des Leidens und Schmerzes kostet. Nehmt rücksichtslos an diesem, durch Selbstvernichtung wiedergebärenden Erlösungswerke theil, so sind wir einig und ununterschieden ! Aber bedenkt, dass nur Eines eure Erlösung von dem auf Euch lastenden Fluche sein kann : die Erlösung Ahasver's, — der Untergang"[1]). Ungeschieden liegen darin beisammen der Marxische Gedanke von der gesellschaftlichen Emanzipation der Juden als der Emanzipation der Gesellschaft vom Judentum, und der von der Vernichtung der Juden selber. Gerade der letztere jedoch hat bei Wagner seine Grenze nicht an dem verhassten Volke : „wenn unsere Kultur zugrunde geht, ist es gar kein Schaden ; wenn sie aber durch die Juden zugrunde geht, ist es eine Schmach"[2]). Das Bürgertum, das den Juden den Untergang wünscht, weiss, dass es selber nicht zu retten ist. Den eigenen Untergang deutet es als den der Welt und die Juden als dessen Vollstrecker. Der bürgerliche Nihilismus ist auf seiner Höhe zugleich der Wunsch zur Anihilierung des Bürgers. Im finsteren Bannkreis von Wagners Reaktion sind die revolutionären Lettern eingezeichnet, die sein Werk seinem Charakter abtrotzte.

Das zweite Kapitel sucht die Vermittlung von Wagners Sozialcharakter und seinem Werk auszuführen. Dieses hält Züge des einverstandenen Opfers fest in beharrlichen Elementen von dilettantischem Enthusiasmus ; solche des Überläufers in der Gestik des Kapellmeisters. Seine Musik ist „von der Schlagvorstellung beherrscht". Damit werden „seine gesellschaftlichen Impulse zu technischen". „Als Anwalt der Wirkung ist der Kapellmeister Anwalt des Publikums im Werk". Wagners Musik ist gewissermassen durchtaktiert ; riesige Strecken werden durch die abstrakte

[1]) Schriften und Dichtungen, V, l. c., S. 85.
[2]) Glasenapp, l. c., VI, S. 435.

Vorstellung der Zählzeit artikuliert, und die Form geht weniger aus dem konkreten musikalischen Gehalt als der gewissermassen räumlichen Aufteilung der Zeit hervor.

Das gestische Element schlägt sich nieder in den „bühnenmusikalischen" Bestandteilen von Wagners Werken : Fanfaren und Signalen. Sie sind die Keimzellen der Leitmotive.

Die musikalische Gestik repräsentiert, durch den Kapellmeister als Mittelsmann, Reaktionsweisen des Publikums : der Gesellschaft. Diese Reaktionsweisen aber sind der kompositorischen Subjektivität, die sich ihrer als „Überläufer" und Flüchtling aus der eigenen Entfremdung bedient, bloss äusserlich. Damit stellt sich Wagners kompositorische Grundaufgabe : die Geste zu beseelen.

Ausdruck und Geste sucht er zu vereinen im sequenzierbaren Leitmotiv. An ihm wird die Unlösbarkeit der Grundaufgabe nachgewiesen. Der Ausdrucksgehalt des Motivs verwehrt dessen Wiederholung ; als Geste aber ist es nur zu wiederholen, nicht zu entwickeln. Wagners Musik bringt Lied und Tanz zur scheinhaften Indifferenz.

Sein paradoxes Auskunftsmittel ist die musikalische Selbstzurücknahme der Geste. Die Entwicklungslosigkeit der Geste und die Unwiederholbarkeit des Ausdrucks will er versöhnen, indem die Geste im Verfolg ihrer Wiederholung sich selbst widerruft. Die Wagnerschen Motivgesten werden wogenähnlich. Damit vollzieht sich in den innersten Zellen der Kompositionstechnik ein Vorgang, der endlich die totale Gestalt des Werkes und dessen philosophisches Selbstbewusstsein determiniert. Die Vorstellung von der geschichtslosen Invarianz des Lebendigen, in die alle Aktion zurückgenommen wird, Wagners ideologisches Kernstück, entspringt in gesellschaftlichen Antinomien seiner Verfahrungsweise. Spontane Subjektivität und verpflichtende Objektivität sind auf seiner historischen Stufe unversöhnlich geworden.

Diese Antinomien werden im dritten Kapitel an einigen kompositionstechnischen Kategorien weiter verfolgt. Sie betreffen bereits das einzelne Motiv, indem jeweils die Geste den Ausdruck so abstrakt repräsentiert wie die Schrift das Wort. Hier wird der Ursprung von Wagners eigentümlich mimischem Wesen aufgesucht : die Geste ist blosses „Bild des Ausdrucks". Stilistisch ist das Äquivalent dieses Gegensatzes der von expressiver Chromatik und gestischer Diatonik.

Im weiteren besteht die Methode darin, zu zeigen, dass Wagners progressive Tendenzen wesentlich in der immanenten Bewegung seines Grundgegensatzes angelegt sind. Die scheinbare „Abstraktheit" und Rationalität der Wagnerschen Motivtechnik etwa hängt mit dem antiromantischen Element seines Stils zusammen. Umgekehrt wird die Motivtechnik reaktionär durch die pseudodemokratische Forderung der Fasslichkeit. An dieser Stelle wird die Frage des „Einfalls" bei Wagner behandelt.

Als Komplement der Motivtechnik im Grossen wird die unendliche Melodie angesehen. Sie erscheint einerseits als Entfesselung der melodischen Produktivkräfte, als Beseitigung der traditionellen Symmetrieschranken, andererseits stellt sie sich der kritischen Analyse als weniger verbindlich dar denn ihr Anspruch : „Die unendliche Melodie wagt nur darum.

immerzu weiterzugehen, weil sie sich als unabänderlich dieselbe weiss".

Gesellschaftlich gedeutet wird der Sprechgesang und die ihm eng verbundene Alliterationstechnik. Der bürgerliche Oppositionelle drängt auf Entzauberung der Sprache wie des geschlossenen Liedes, der ohnmächtig Übergelaufene sucht zugleich der Entzauberten neuen, alten Zauber abzugewinnen.

Die Haltung der Wagnerschen Musik zu ihrem Gegenstand insgesamt wird als „geleitende" angesprochen : damit usurpiert sie die Stellungnahme der Gesellschaft, die in ihr nicht gegenwärtig ist, aber zu der sie flieht, der Ahnung voll, dass das Geheimnis ihrer Flucht mit dem Geheimnis der Gesellschaft zusammenstimme. Worin sie sich begegnen, ist allein die tödliche Fügung, der beide gleichermassen verfallen sind.

Aspekte der Wagnerschen Harmonik werden im vierten Kapitel behandelt. Auch sie hat Anteil an den Wagnerschen Antinomien. Als „Klang" entzieht sich die Wagnersche Harmonik dem zeitlichen Progress und trägt bei, die musikalische Zeit in den Raum festzubannen und Musik zum Bilde des unartikulierten Naturzusammenhanges zu machen, in welchen Wagner tendenziell alles historisch Bestimmte auflöst. Gerade die Verselbständigung des klanglichen Elements gestattet jedoch entscheidende harmonische Errungenschaften : auch hier ist Reaktion ein Hebel des Fortschritts. Es wird dabei nicht bloss an die „impressionistischen" Funde der Wagnerschen Harmonik, auch nicht bloss an die Ausweitung des Akkordmaterials durch Einbeziehung immer dissonanterer Bildungen gedacht, sondern an deren Funktion. Was nach der alten Harmonielehre als blosses Akzidens und „harmoniefremd" erscheint, wird zur Hauptsache. Das Verhältnis der Dissonanz zu ihren Lösungen, wie sehr auch determiniert von der Vorstellung blossen Klanges, hat bei Wagner den Charakter der protestierenden Subjektivität gegenüber der regelsetzenden und einengenden Instanz angenommen. Alle Substantialität ist bei der Dissonanz. Sie zielt nicht länger mehr auf konsonante Lösungen ab, sondern trachtet, diese so unscheinbar wie möglich zu machen und schliesslich an den exponiertesten Stellen von Götterdämmerung und Parsifal zu sprengen.

Das Kapitel schliesst mit einer Theorie der Wagnerschen Enharmonik. Nach ihr besteht Enharmonik darin, das Neue und Unerwartete derart in den Kompositionszusammenhang einzuarbeiten, dass es zugleich als das Alte sich enthüllt ; mit Wagners Worten : „es klang so alt und war doch so neu". Diese Regel und ihre Zweideutigkeit werden als Gesetz der gesamten Wagnerschen Harmonik angesehen.

Die eigentlich produktive Dimension des Wagnerschen Klangs jedoch ist die orchestrale. Ihrer Erörterung dient das fünfte Kapitel. Die Instrumentation wird zu einem integralen Bestandteil der musikalischen Konstruktion : „Lernt Wagner von Berlioz die Emanzipation der Farbe von der Zeichnung, so gewinnt er die befreite Farbe der Zeichnung zurück und hebt die alte Divergenz von Farbe und Zeichnung auf". Das konstruktive Instrumentationsprinzip wird in der eingehenden Analyse einer Stelle aus Lohengrin herausgearbeitet, wo das Verhältnis von Vordersatz und Nachsatz als eines von Solo und Tutti und gleichzeitig als ein Kontinuum allein durch die Kunst der instrumentalen Disposition realisiert ist.

Das innerste Prinzip dieser Instrumentationskunst ist, dass man vermöge der Mischungen dem einzelnen Instrumentalton den Modus seiner Hervorbringung nicht mehr anhört. Dies Prinzip wird insbesondere am Verhältnis des Wagnerschen Ventilhorns zum Naturhorn entfaltet. Die „Kittfunktion" des Ventilhorns ist gleichbedeutend mit einem von Wagner selbst bemerkten Verlust an „Charakter", der ehedem eben darin bestand, dass der einzelne Ton als Hornton kennbar war. An dieser Stelle erreicht die Antinomik von dinghafter Objektivität und Beseelung auch das Wagnersche Orchester. Es gerät gerade durch die Kunst der Mischung und Verdopplung ein Element des Überflüssigen, Falschen und Aufgeschmückten in die Instrumentation, das sich der Einheit von Komposition und Orchesterklang in den Weg stellt, um derentwillen doch gerade die Instrumentationskunst der Mischklänge ausgebildet ist.

Es wird versucht, das Wagnersche Instrumentationsprinzip, das den Orchesterklang zugleich als Ausdrucksmittel subjektiviert und durch Abblendung gegen seine Produktion verdinglicht, gesellschaftlich zu verstehen. Das Wagnersche Kunstwerk wird definiert als ein Konsumgut, in dem nichts mehr daran gemahnen soll, wie es zustandekam. Es wird magisiert, indem die darin aufgespeicherte Arbeit im gleichen Augenblick als supranatural und heilig erscheint, da sie als Arbeit nicht mehr zu erkennen ist.

VI

Die Verdeckung der Produktion durch die Erscheinung des Produkts ist das Formgesetz Richard Wagners. Die ästhetische Erscheinung setzt sich absolut, und indem sie keinen Blick mehr durchlässt auf Kräfte und Bedingungen ihres realen Produziertseins, erhebt ihr Schein als vollendeter den Anspruch des Seins. Die Vollendung des Scheins ist zugleich die Vollendung des illusionären Charakters des Kunstwerks als eines Wirklichen sui generis, das im Bereich der absoluten Erscheinung sich konstituiert. Wagners Opern tendieren zum Blendwerk, wie Schopenhauer die „Aussenseite der schlechten Ware" nennt : zur Phantasmagorie. Es ist die phantasmagorische Intention, die den Primat des harmonischen und instrumentalen Klanges bei ihm begründet. Die grossen Phantasmagorien, die immer wieder im Wagnerschen Werke auftreten ; in denen die Bewegung der Werke einsteht und aus denen alle Bewegung zugleich entspringt, sind aufs Medium des Klangs bezogen. „Aus holder Ferne mahnen süsse Klänge"[1]) heisst es schon in der Venusbergszene des Tannhäuser als der Phantasmagorie κατ' ἐξοχήν. Die neudeutsche Schule hat bis zu ihrer Selbstauflösung in Schreker an der Idee des „fernen Klanges" als des akustischen Blendwerks festgehalten ; des Klingens, in

[1]) Tannhäuser, l. c., S. 48.

welchem Musik verräumlicht innehält, Nähe und Ferne so trugvoll verschränkend wie die tröstende Fata morgana, die Städte und Karawanen aus ihrer Ferne in die Nähe entrückt als Naturschauspiel, und die gesellschaftliche Modelle abbildlich in Natur selber verzaubert. Der phantasmagorische Charakter der Venusbergmusik ist in technischen Kategorien zu bestimmen. Er schafft sich seinen eigentümlichen Klang durchs Mittel der Verkleinerung. Ein verkleinertes Forte, Bild des Lauten aus der Ferne, herrscht vor. Es wird von leichten Holzbläsern ausgeführt. Unter ihnen dominiert die Piccoloflöte, von allen Orchesterinstrumenten das archaischeste, an dem die Entwicklung der Instrumententechnik fast spurlos vorüberging. Es ist ein musikalisches Elfenreich, nicht unähnlich dem vom jungen Mendelssohn entworfenen, dem der späte Wagner seine Gunst bewahrte. Der Venusberg erscheint Tannhäuser verkleinert. Er gemahnt an die Spiegelvorrichtungen jenes Tanagratheaters, das Rummelplätze und Vorstadtcabarets heute noch zuweilen präsentieren. Tannhäuser spiegelt das Bacchanal aus der Ferne heidnischer Vorzeit auf der Traumbühne des eigenen Leibes. Es fehlen die Bassinstrumente, die den harmonischen Fortgang und damit den Zeitcharakter von Musik markieren : die verkleinerte ist zugleich Bild eines unerreichbar vergangenen Modells. Wenn aber im Venusbergteil der Ouvertüre beim Buchstaben B mit dem Ritardando Celli und Bässe einsetzen, so bezeichnen sie den Augenblick, da der Träumende des eigenen Leibes inne wird und im Traum sich dehnt. Die Technik der basslosen Verkleinerung des Klangs verleiht noch einer Stelle im Lohengrin ihren phantasmagorischen Ausdruck, die, weniger offenbar als im Tannhäuser, das ganze Werk determiniert. Es ist Elsas Vision, in welcher sie als Träumende den Ritter und alle Handlung gleichsam herbeizieht. Ihre Beschreibung des Ritters ähnelt dem Bilde Oberons : der inwendige Lohengrin ist ein winziger Elfenfürst. „In lichter Waffen Scheine ein Ritter nahte da, so tugendlicher Reine ich keinen noch ersah : ein golden Horn zur Hüften, gelehnet auf sein Schwert, — so trat er aus den Lüften zu mir, der Recke werth“[1]). Soweit Bassnoten vorkommen, sind sie schwerelosen Instrumenten, Bassklarinette und Harfe, zugeteilt. Der Klang der Bassklarinette, von besonderer Transparenz, wird nicht unter das kleine es geführt. Für das Horn des Textes wird in der Musik als Verkleinerung die Pianissimotrompete substituiert. Der Hinzutritt der Bässe bei den Worten „mit züchtigem Gebahren“[2]) ist äquivalent dem in der Tannhäuserstelle und setzt die

[1]) Lohengrin, l. c., S. 18 f.
[2]) Lohengrin, kl. Partitur. Breitkopf und Härtel. Leipzig 1906, S. 72.

gleichsam in die Luft gebannte Musik in Beziehung zum Leib des Träumenden. Es ist die Beziehung des Trostes aus der Fata morgana : „gab Tröstung er mir ein“[1]. Als Trost spendende ist die Phantasmagorie die des Grals selber, und wie Elsas Vision motivisch dem Gralsthema verwandt ist, so hat bereits das Lohengrinvorspiel, allegorische Darstellung des Grals, die gleichen phantasmagorischen Züge der Technik wie Elsas Vision. Selbst die Stockung des harmonischen Fortgangs am Beginn des Lohengrinvorspiels gewinnt im Namen der Phantasmagorie ihren Sinn. Der Mangel eigentlich harmonischer Progression wird zum phantasmagorischen Stillstehen der Zeit. Tannhäuser sagt im Venusberg : „die Zeit, die ich hier verweil’, ich kann sie nicht ermessen : — Tage, Monde gibt’s für mich nicht mehr ; denn nicht mehr sehe ich die Sonne, nicht mehr des Himmels freundliche Gestirne ; den Halm seh’ ich nicht mehr, der frisch ergrünend den neuen Sommer bringt“[2]. Der Stillstand der Zeit und die vollkommene Verdeckung der Natur durch die Phantasmagorie sind damit zusammengedacht in Erinnerung an das Märchen, das keine Zeit kennt, die nicht von den Gestirnen verbürgt wäre. Das Moment der Zeit ist jenes entscheidende der Produktion, über das die Phantasmagorie täuscht als Trugspiel der Ewigkeit. Rinnen in ihr Tage und Monde in den Augenblick zusammen, so vermag sie dafür zugleich den Augenblick als Dauer vorzustellen. Das ist der Fall des Fliegenden Holländers. Er war ursprünglich als Einakter konzipiert und ging aus der Sentaballade hervor. Noch das ausgeführte Werk liesse sich reduzieren auf den Moment, da der Holländer unter seinem Bilde — man möchte denken : aus seinem Bilde — heraustritt ; da Senta, die ihn beschwor wie Elsa den Ritter, mit ihm Auge in Auge steht. Die ganze Oper ist nichts als der Versuch, diesen Augenblick in die Zeit zu entfalten, und an ihren schwächeren Stellen, zumal der dramaturgischen Hilfsfigur Eriks, ist die Spur solcher Mühe mit Händen noch zu greifen. Die späteren Werke haben der dramatischen Explikation der Phantasmagorie vollkommener sich gewachsen gezeigt, ohne sie doch je zu verleugnen. Im Parsifal wird der phantasmagorische Schein in die sakrale Sphäre transferiert, deren Magie eben Züge des Blendwerks festhält. Beim Wege zum Gral ereignet sich das Gespräch : „Gurnemanz : Mich dünkt, dass ich dich recht erkannt : kein Weg führt zu ihm“ — dem Gral — „durch das Land, und Niemand könnte ihn beschreiten, den er nicht selber möcht’ geleiten. Parsifal : Ich schreite kaum, doch wähn’ ich mich schon

[1]) Lohengrin, Klavierauszug, S. 19.
[2]) Tannhäuser, l. c., S. 34 f.

weit. Gurnemanz : Du sieh'st mein Sohn, zum Raum wird hier die Zeit"[1]). Die Personen selber verlieren ihre empirische Zeitstelle, sobald das wesenlose Reich der Wesen betreten wird. Wenn der letzte Wagner mit dem Gedanken der Metempsychose spielte, so hätte es dazu kaum erst mehr der Anregung durch Schopenhauer oder einen von diesem tingierten Buddhismus bedurft. In der Phantasmagorie ist schon Frau Venus, die heidnische Göttin, bildlich eingewandert ins christliche Zeitalter, Wiedergeburt so gut wie Kundry, die Klingsor im bläulichen Lichte schlafend beschwört, „Herodias war'st du, und was noch ? Gundryggia dort, Kundry hier !"[2]). Selbst der Ring bezeugt diese Intention, wenn Brünnhildes Liebe zu Siegfried als vorzeitliche seinem Bilde gehört und nicht der empirischen Figur : „Dich zarten nährt' ich noch eh' du gezeugt ; noch eh' du geboren barg dich mein Schild : so lang lieb' ich dich, Siegfried !"[3]). Die Fügsamkeit, mit der die Wagnerschen Gestalten jede symbolische Last auf sich nehmen, verdankt sich allein der Transsubstantiation, die sie durch die Phantasmagorie erfahren.

Der Zeit enthoben ist Brünnhilde, schlafend gleich Kundry, in der jäh befohlenen Phantasmagorie des Feuerzaubers als der beherrschenden des Rings, der endlich das Bild der Götterdämmerung musikalisch selbst abgewonnen wird. Ist in seinen Streicherfiguren der Modus der Hervorbringung vollständig verdeckt, so ist harmonisch zugleich sein Fortgang aufs kunstvollste einer im Stillstand : bei stetem Harmoniewechsel werden nicht sowohl eigentlich neue Stufen erreicht, als auf den wechselnden Spiegelflächen verschiedener Tonarten die jeweils konstanten Grundharmonien durch ein System von Ausweichungen umkreist : dem Feuer gleich, das unablässig flackernd nicht von der Stelle sich regt. Als Gleichnis des Feuers geben die sechzig Schlusstakte der Walküre entscheidenden Aufschluss über die Phantasmagorie. Wenn die Wagnernachfolge ihnen den Namen des Zaubers verlieh, so sind sie ein solcher nur im uneigentlichen Sinne der illusionären Veranstaltung und gehören in die Reihe der Elementarschauspiele, deren erstes der Holländer bringt, die dann mit der Gewitterallegorik des Walkürenrittes aus dem Stimmungshintergrund in die Handlung schlagen und schliesslich in der Karfreitagsmusik des Parsifal sich sedimentieren, wo vom Wunder nicht mehr gesagt wird, als dass „Wald und Wiese im Vormittagslichte leuchten", das ihnen als natürliches den Ausdruck der Versöhnung leiht, der

---

[1]) Parsifal, l. c., S. 73 f.
[2]) ibdm, S. 122 f.
[3]) Wagner, Schriften VI, S. 167.

dem Tau eignet und der Träne. Von solcher Unscheinbarkeit des Scheins aber sind Wagners Phantasmagorien sonst weit entfernt. Es liegt nahe, sie auf die musikalischen Zauberformeln der älteren Romantik zurückzuführen; wie auf Mendelssohns Sommernachtstraummusik so auf die Geisterstellen der Euryanthe, die Klanggesichte des Oberon, vor allem auch auf die chthonischen zweiten Themen Schuberts; im Dualismus wacher und träumender Musik, wie er etwa die Tannhäuserouvertüre bestimmt, deren Pilgerzug verdämmert, um bewusstlos dem Venusberg Raum zu schaffen, ist das Erbe jener Romantik gewiss gegenwärtig. Jedoch die Wagnersche Phantasmagorie gewinnt ihren Kontur erst, indem sie von der romantischen Zaubermusik sich scheidet. Paul Bekker hat die überaus wichtige Bemerkung gemacht, dass Wagner im Gegensatz zur älteren Romantik „wirkliche Geister" nicht mehr kennt: „Indem er das Wunderbare in die menschliche Seele legt, kennzeichnet er es als wahr im künstlerischen Sinne, steigert er die Sagen- und Märchenidee zur Illusion der absoluten Wirklichkeit des Unwirklichen"[1]. Lässt man die fragwürdige „Wahrheit im künstlerischen Sinne" und die Wagner unangemessene Kategorie der Verinnerlichung beiseite, so wird der Begriff der Illusion als der absoluten Wirklichkeit des Unwirklichen um so fruchtbarer. Er trifft die unromantische Seite der Phantasmagorie. In ihr wird der ästhetische Schein vom Charakter der Ware ergriffen. Als Ware ist sie illusionär; die absolute Wirklichkeit des Unwirklichen keine andere als die des Phänomens, das nicht bloss seine eigene Genesis in Arbeit beschwörend fortzubannen trachtet, sondern in eines damit, vom Tauschwert beherrscht, geflissentlich seinen Gebrauchswert als echte Realität, als „keine Imitation" pointieren muss, nur um den Tauschwert durchzusetzen. Wie die ausgestellten Konsumgüter den Käufern illusionär bloss noch ihre phänomenale Seite verlockend zukehren und damit ihren bloss phänomenalen Charakter, nämlich ihre Unerreichbarkeit, vergessen machen, so tendieren die Wagnerschen Opern in der Phantasmagorie zur Ware und nehmen in ihren tableaux Ausstellungscharakter an: indem das romantische Flämmchen Hans Heilings zum totalen Feuerzauber sich auswächst, schlägt es um in die Utopie zukünftiger Lichtreklamen. Wotans Parole: „Wer meines Speeres Spitze fürchtet, durchschreite das Feuer nie" wäre leicht zu ergänzen durch die Anpreisung eines Apparats, der dem vorsichtigen, doch entschlossenen Käufer dennoch gestattet, das Feuer zu durchschreiten. Die Wagnerschen Phantasmagorien rechnen zu den frühen

---

[1]) Paul Bekker, Wagner, das Leben im Werke. Berlin und Leipzig 1924, S. 128

„Wunderwerken der Technik", denen die grosse Kunst Aufnahme gewährte, und Wotan ist nicht bloss die Allegorie des sich verneinenden Willens zum Leben, sondern auch der vertrauenswürdige Demonstrator einer technisch lückenlos nachgeahmten und souverän kommandierten Natur. Der phantasmagorische Stil verewigt den Augenblick zwischen romantischem und veristischem. Seine Wunderwerke sind undurchschaubar geworden wie der Alltag der verdinglichten Gesellschaft und treten deshalb das Erbe der magischen Gewalt an, die romantisch den transzendenten Mächten zugesprochen war. In dieser Magie beantworten sie aber zugleich als Waren die Bedürfnisse des Marktes. Der Venusberg, den Wagner auf der Höhe des Tristan auskomponierte und noch in der Blumenmädchenszene des Parsifal blass wiederholte, ist aus den theaterüblichen Anforderungen des Balletts hervorgegangen. Diese Szenen sind die einzigen, in denen die Bedingungen der Warenproduktion Wagners Werk unvermittelt erreichen; sie sind es zugleich auch, in denen Musik ihre Produktion selber am sorglichsten in der passiv-visionären Präsenz versteckt. Wo der Traum am höchsten, ist die Ware am nächsten. Zum Traum tendiert die Phantasmagorie nicht bloss als trügende Wunscherfüllung der Käufer, sondern gerade um der Verdeckung der Arbeit willen: sie spiegelt Subjektivität, indem sie dieser das Produkt der eigenen Arbeit vor Augen stellt, ohne dass die Arbeit zu identifizieren wäre. Ohnmächtig begegnet der Träumende dem Bilde seiner selbst wie einem Wunder und verbleibt im unentrinnbaren Zirkel der eigenen Arbeit, als wäre dieser ewig; das Ding, von dem er vergass, dass er es machte, wird ihm vorgegaukelt als absolute Erscheinung.

Unterm Gesetz des Traumes unterliegt die Phantasmagorie ihrer eigentümlichen Dialektik. Diese ist zumal im Tannhäuser entfaltet. Mit dessen ersten Worten wird das Blendwerk als Traum benannt: „Zuviel! Zuviel! O, dass ich nun erwachte!". Das Motiv der Handlung ist in dem Zuviel beschlossen: wie Unterdrückte ist Tannhäuser dem Anspruch der eigenen Lust nicht gewachsen. Seine asketische Wandlung wird mit nichts anderem begründet als dem Ideal der Freiheit: „Doch hin muss ich zur Welt der Erden, bei Dir kann ich nur Sklave werden; nach Freiheit doch verlangt es mich, nach Freiheit, Freiheit dürste ich"[1]. So antwortet Tannhäuser auf das Feuerbachische Versprechen der Lust durch Venus: „Nicht sollst du ihr ein scheues Opfer weih'n, nein! — mit der Liebe Göttin schwelge im Verein!"[2]. Er will das Bild der Lust aus dem Venusberg auf die Erde tragen: sein

[1]) Tannhäuser, Klavierauszug, S. 54.
[2]) ibdm, S. 49 f.

Abschied von Venus ist einer der echten politischen Momente in Wagners Werk. Gerade er aber wird zweideutig. Denn die Treue zu Venus ist nicht die zur Lust, sondern die zu deren Phantasmagorie. Gelobt der Scheidende : „zu Kampf und Streite will ich stehn, sei's auch auf Tod und Untergehn !"[1]), so hält er besser noch seine andere Versprechung : „Stets soll nur dir, nur dir mein Lied ertönen"[2]). Sein Verrat ist nicht sowohl, dass er zu den Rittern sich begibt, als dass er weltfremd und traumbefangen ihnen das Preislied auf Venus singt — das gleiche Preislied, das ihn als Opfer eben der Welt bestätigt, vor der er einmal in die Phantasmagorie floh. Sein Ausbruch selber ist scheinhaft : er führt aus dem Venusberg in den Sängerkrieg, aus dem Traum ins Lied, und die Spur dessen, was ihn zur Rebellion trieb, ist allein im genialischen Gesang des Hirten festgehalten, der die Produktivität der Natur selber, jenseits von Traum und Gefangenschaft, als Werk der gleichen Macht anruft, die dem Befangenen als blosse Unfreiheit erschien. Mit den Worten : „Frau Holda kam aus dem Berg hervor"[3]) und nicht mit Tannhäusers verräterischem Lob ist Venus gerettet. Die gesellschaftlich ursprüngliche Erfahrung der Lust als Unfreiheit indiziert sich, indem die Triebmacht selber in Krankheit sich verschiebt, so wie Tannhäuser schon im Reiche der Venus des eigenen Genusses gleichwie einer Schwäche gewahr wird. Die Erfahrung der Lust als Krankheit durchdringt das gesamte Wagnersche Oeuvre. Sie ist der Schlüssel aller Entsagung, der Wotans, Sachsens und Parsifals wie der Alberichs und Klingsors. Die nicht Entsagenden, Tannhäuser, Tristan, Amfortas, sind allemal „siech". In der Romerzählung heisst es, zu einer Musik von grösster Gewalt, wie sie allein noch in Tristans Fluch von Wagner überboten ward : „Da naht' auch ich ; das Haupt gebeugt zur Erde, klagt ich mich an mit jammernder Gebärde der bösen Lust, die meine Sinn' empfanden, des Sehnens, das kein Büssen noch gekühlt"[4]). Krankheit und Begierde verwirren sich einer Lebensmetaphysik, die Lebendiges nur durch Unterdrückung seines Lebens noch an diesem erhält. Die Begierde ist auf Wagners Bühne zur Karikatur geworden : zu jenem Bilde aufgeschwemmter Bleichheit, das mit der kastratenhaften Physis der Tenöre so völlig zu konvenieren scheint. In einer Regression, die aus der bürgerlichen Erziehung wohl vertraut ist, ähneln sich Geschlecht und Geschlechtskrankheit an, und nicht zufällig hat Wagner

---

1) ibdm, S. 54.
2) ibdm, S. 51.
3) ibdm, S. 64.
4) ibdm, S. 324 f.

noch in seinem Kampf gegen die Vivisektion dagegen geeifert, dass deren Resultate der Heilung von Krankheiten zugute kämen, die durch „Laster" erworben seien. Die Verkehrung der Lust in die Krankheit ist das denunziatorische Werk der Phantasmagorie. Gemahnen zwei der Wagnerschen Phantasmagorien, Venusberg und Klingsors Zaubergarten, ans geträumte Bordell, in dem doch gerade die Ware sich anschickt, den Bann der Warenwelt zu brechen, so sind diese Bordelle zugleich diffamiert als Ort, den keiner heil verlässt, und gewiss bedurfte es aller tiefsinnigen Anstrengungen Wagners, mit den Blumenmädchen zu versöhnen, indem er sie von Anbeginn als „nichtige Blendwesen"[1]) dem Untergang preisgab. Es ist bemerkt worden, dass bei Wagner die Flöten, die den Venusberg durchtönen, späterhin nur selten noch als Soloinstrumente hervortreten. Sie sind der Diffamierung der Lust durch die Phantasmagorie zum Opfer gefallen, die sie in der Phantasmagorie selbst vertraten. Nietzsche hat das wohl gewahrt : „Woran ich leide, wenn ich am Schicksal der Musik leide ? Daran, dass die Musik um ihren weltverklärenden, ja-sagenden Charakter gebracht worden ist, dass sie Décadence-Musik und nicht mehr Flöte des Dionysos ist"[2]). Die Wagnersche Flöte ist die des Rattenfängers von Hameln ; als solche aber wird sie tabuiert.

Mit der Verfemung der Lust, die sie selbst vor Augen stellt, ist der Phantasmagorie von Anbeginn das Element ihres eigenen Untergangs beigesellt. Der Illusion wohnt ihre Desillusionierung inne. Sie hat in Wagners Werk ihr sehr verborgenes Modell : das des Don Quixote, den Wagner besonders hoch stellte. Die Phantasmagorie der Meistersinger, deren zweiter Akt, versetzt den Helden in die Rolle dessen, der gegen Windmühlen kämpft. Walther Stolzing, der die alte Unmittelbarkeit gegenüber der bürgerlichen Arbeitsteilung der Zünfte wiederherstellen soll, wird im Angesicht der bürgerlichen Welt zur latent komischen Figur, indem jene in eine mythische ihm sich verzaubert. Beim Ruf des Nachtwächters legt er „mit emphatischer Gebärde die Hand an sein Schwert und starrt wild vor sich hin", während ihn die bürgerliche Eva belehrt : „Geliebter, spare den Zorn ! 's war nur des Nachtwächters Horn"[3]). Die Szene Beckmessers und dann die Prügelszene sind zunächst Vorgänge, die in den Grenzen des Alltags sich halten und allein vom Don Quixote Walther als Spuk und Traum erfahren werden.[4]) Die bürgerliche Welt selber aber

---

[1]) Kurt Hildebrandt, l. c., S. 377.
[2]) Zitiert bei Hildebrandt, l. c., S. 440.
[3]) Wagner, Schriften VII, S. 207.
[4]) cf. ibdm, S. 219.

produziert aus sich heraus Momente, die objektiv jenen Scheincharakter annehmen, der subjektiv auf der Traumbühne des romantischen Protestes sich herstellt. Es herrscht prästabilierte Harmonie zwischen der Monade, die aus Angst vor den Meistern in die Vorwelt von Burg, Hof und Minnesang sich zurückbegibt, und der Welt der Meister selber, die den Ausdruck des Vorzeitlichen annimmt, weil ihr Gesetz die Angst ist. Wie die Zünfte einander nicht mehr verstehen und sich gegenseitig der Unredlichkeit zeihen, die sie doch allesamt trägt, kommt es zum Widerschein vorzeitlicher Anarchie : der Rauferei, schlechtem Ersatz der politischen Aktion, ebenso wie der Sängerkrieg auf der Wartburg, den ursprünglich die Meistersinger parodieren sollten. Das bürgerlich Neue und das regressiv Vorzeitliche finden in der Phantasmagorie zur Indifferenz, und der Traum des Ritters behält objektiv recht. Im dritten Akt wird der Spukcharakter des phantasmagorischen Vorgangs von Sachs bestätigt und der Traumgrund selber erreicht : „Ein Kobold half wohl da ! Ein Glühwurm fand sein Weibchen nicht ; der hat den Schaden angericht'[1]). Der Traum des zweiten Aktes wird von Sachs gedeutet als Produkt der Verdrängung ; Glühwürmchen aber sind wie Lampions der Natur : Phantasmagorie konstituiert sich, indem die Moderne unterm Zwang der eigenen Fessel in ihren neuesten Produkten dem längst Gewesenen sich anähnelt. Jeder Schritt nach vorwärts ist ihr zugleich einer ins Urvergangene. Die fortschreitende bürgerliche Gesellschaft bedarf ihrer eigenen illusionären Verdeckung, um fortzubestehen. Sie wagt dem Neuen anders nicht ins Auge zu sehen, als indem sie als alt es wiedererkennt. Jene Formel, Es klang so alt und war doch so neu, ist die Chiffre eines gesellschaftlichen Sachverhalts. Wenn der generöse Pogner, den, seiner eigenen Angabe zufolge, Gott zum reichen Mann schuf, von der kleinbürgerlichen Beschränktheit, dem Vorwurf praktisch engen und geizigen Sinnes sich emanzipieren will, vermag er es bloss durch Restitution des sagenhaften Sängerkriegs. In der Phantasmagorie gerät die bilderarme Welt der Bürger selber zum Bilde und diesem Bilde dient Wagners Kunstwerk, wie es zugleich den Bürgern dient. Als Entwurf einer bürgerlichen Urzeit sind daher die Meistersinger sein zentrales Werk : „So leitete mich bei meiner Ausführung und Aufführung der ‚Meistersinger', welche ich zuerst sogar in Nürnberg selbst zu veranstalten wünschte, die Meinung, mit dieser Arbeit ein dem deutschen Publikum bisher nur stümperhaft noch vorgeführtes Abbild seiner eigenen wahren Natur darzubieten, und ich gab

---

[1]) ibdm, S. 234 f.

mich der Hoffnung hin, dem Herzen des edleren und tüchtigeren deutschen Bürgerthums einen ernstlich gemeinten Gegengruss abzugewinnen"[1]). Dieser Gegengruss ist aber der Dank für den Traum und dessen Zerstörung zugleich, und die Askese, die Tannhäuser um der Freiheit willen auf sich nimmt, kehrt sich endlich gegen diese. Mit seinem Anruf der Jungfrau Maria zerstört er das Bild des Schönen, das mehr verspricht als bloss Gewesenes, und wenn der heilige Speer phantasmagorisch innehält über Parsifals Haupt, so nutzt er ihn zum Fluche : „in Trauer und Trümmer stürz' er die trügende Pracht !"[2]). Es ist der Fluch jenes Rebellen, der in seiner Jugend die unvergesslichen Bordelle stürmte.

Nach einem Exkurs über die Dialektik des Banalen, deren Schauplatz Wagners Werk abgibt, wendet sich das siebente Kapitel dem Begriff des Musikdramas zu, das als „Organisationsform der Phantasmagorie" aus dieser abgeleitet wird. Das Gesamtkunstwerk sucht im Rausch die Grenzen der einzelnen Künste als der gegeneinander abgesetzten Momente seiner Produktion zu verwischen, und regressive, irrationale Ureinheit anstelle bewusster Artikulation zu setzen. Das wird insbesondere am Text von Wagners theoretischer Hauptschrift verfolgt.

Der gesellschaftliche Sinn der rauschhaften Einheit und Unmittelbarkeit des Gesamtkunstwerks ist die Ablehnung der Arbeitsteilung durch Wagner. Deren Kritik wird an Mime und Beckmesser aufgewiesen. Indem das Wagnersche Musikdrama sich jedoch bloss als Fertigprodukt installiert und den Arbeitsprozess eigentlich überhaupt nicht visiert, bleibt die Kritik der Arbeitsteilung im Wagnerschen Werke selbst ohnmächtig. Während das Gesamtkunstwerk die Entfremdung der Künste als eine Entfremdung der Sinnesorgane voneinander zu beseitigen trachtet, bringt es im tatsächlichen Produktionsvorgang eine Teilung des Arbeitsprozesses zuwege, die alles hinter sich lässt, was vor ihm Musik kannte. In manchen seiner Wirkungen, wie der Idee der Wandeldekoration, träumt das irrationalistische Gesamtkunstwerk von solchen des technisch-rationalen : des Films.

Die Arbeitsteilung bleibt jedoch die der Teilung der Arbeit des Individuums. Dass das Gesamtkunstwerk in Rausch und Verblendung umschlägt, rührt daher, dass sein Mass eben jenes bürgerliche Individuum und seine Seele ist, das Ursprung und Substanz selbst jener Entfremdung und Verdinglichung verdankt, gegen welche das Gesamtkunstwerk sich richtet. Daher misslingt in letzter Instanz die Organisation des Gesamtkunstwerks, die nur als kollektive gedacht werden könnte. Anstatt die Antithese der Kunstmaterialien produktiv einzusetzen, werden sie im Rausch trüb miteinander identifiziert. Das antithetische Recht der Musik in der Oper, das des Einspruchs gegen den blinden Naturzusammenhang, wird preisgegeben, und Musik selber wird zum Instrument des blinden Verhängnisses. Die scheinbar vollkommene Formimmanenz der Wagner-

---

[1]) Wagner, Schriften X, S. 119 f.
[2]) Parsifal, l. c., S. 244.

schen Musikdramen, ihr „Stil“, ist gleichbedeutend mit dem Verzicht der Musik auf ihre spezifisch musikalische Einspruchsfunktion.

Das Musikdrama opponiert als Phantasmagorie nicht bloss der romantischen sondern ebenso der „Grossen“ Oper. Es ist säkularistisch und magisch zugleich. Daher rekurriert es zum Mythos. Das mythische Element in Wagner bildet den Gegenstand des achten Kapitels.

Die mythische Stoffschicht steht bei Wagner ein als Gleichnis des „Allgemeinmenschlichen“. Aber sie nimmt im Werke weit bestimmteren Charakter an, als Wagner ihr zumutet. Das erwachende Bewusstsein von den anarchischen Zügen der Klassengesellschaft und deren Hypostasierung als naturhaft-ewig treibt das Bild urvergangener, mythischer Anarchie hervor.

Damit wird Wagners Werk im Verhältnis zu seiner mythischen Stoffschicht tief zweideutig. Auf der einen Seite verfolgt bei ihm die mythologische Intention bewusste Aufklärung der individuellen Psychologie und visiert das scheinbar autonome Individuum in seiner Abhängigkeit von der Totalität. Auf der andern Seite dienen die Mythen selber der Regression aufs Uralte und vorgeblich Unabänderliche. Der Gegensatz von Freud und Jung ist in Wagners Werk virtuell enthalten. Diese Zweideutigkeit wird an einer Reihe von Stoffmomenten und schliesslich an der Funktion der Opernform nachgewiesen.

Bei Wagner verrät die Musik das Märchen an den Mythos. Dieser Verrat hat seine Spur hinterlassen in gewissen dramaturgischen Inkonsistenzen des Rings, insbesondere in der Überschneidung des Märchenzugs von dem, der auszog, das Fürchten zu lernen mit dem mythischen Vollstrecker Siegfried.

Im Verrat der Utopie ans Gewesene bemächtigt der bürgerliche Charakter vollends sich des Wagnerschen Werks. Die Mythologie geleitet in den Konformismus. Hier setzt aller Spott der Abwehr gegen Wagner an. Es ist das Schicksal des Idiosynkratikers, selber Idiosynkrasie zu provozieren. Hier wird Bezug genommen auf die Wagnerschen Intimitäten und plumpen Vertraulichkeiten, auf alberne Naturlaute und saftige Sprachfiguren der verschiedensten Art, vor welchen den Beschauer Scham ergreift. Text und Musik geraten allenthalben in Bewunderung über sich selber. Die Gestik des berühmtesten erotischen Künstlers nimmt nicht umsonst sich auf sich selber zurück : sie ist narzistisch. In ihrer Regression vereint sich der Kult des Gewesenen und der Kult des Individuums. Das lenkt zum geschichtsphilosophischen Gehalt des Ringes.

IX

Wenn die Form des Rings als Gleichnis der Totalität von Weltgeschichte, die im Selbstbewusstsein zu dem sich vollendet, was sie „an sich“ von je war, nicht weniger an Hegel mahnt als an den Schopenhauer, dem der allegorische Inhalt entlehnt ist, so kommt darüber hinaus der Ring in einem bestimmten Moment mit der Hegelschen Geschichtsphilosophie überein. Es ist das der List der Vernunft. Was immer an Opposition gegen das

„Totale", gegen den Weltwillen Wotans geschieht, geschieht zugleich in dessen Sinn, wäre es auch bloss, weil der absolute Geist Wotan nichts anderes denkt als die eigene Vernichtung. Schon von Siegmund heisst es „Noth thut ein Held, der, ledig göttlichen Schutzes, sich löse vom Göttergesetz. So nur taugt er zu wirken die That, die, wie noth sie den Göttern, dem Gott doch zu wirken verwehrt"[1]). Das wiederholt sich an Siegfried : einzig in den von der mythischen Bindung der Verträge und des Eigentums Ausgenommenen, Unwissenden vermag der Gedanke der Weltgeschichte sich zu realisieren, der dieser das Gericht bereitet. „Nicht Land noch Leute biet' ich, noch Vaters Haus und Hof : einzig erbt' ich den eig'nen Leib ; lebend zehr' ich den auf"[2]). Der romantisch anklingende Begriff vom Proletariat, der diesem die „rettende Tat" zuweist, weil es ausserhalb des gesellschaftlichen Schuldzusammenhangs stehen soll, und der die Abhängigkeit des Proletariats vom gesellschaftlichen Mechanismus unterschlägt — dieser romantische Begriff hat dabei sein Äquivalent in einer nicht minder romantischen Auffassung von der Regenerationsfähigkeit der Gesellschaft, wofern sie nur zu jenen unverstörten Ursprüngen zurückfinde. Diese Regenerationslehre ist schliesslich als eine der Herrenkaste im Parsifal allegorisch entfaltet. Schon der antifeudale Ring aber, dem sie unausgesprochen innewohnt, bringt ihre fragwürdige Seite zu Tage. Gerade als unverderbte Natur ist Siegfried fähig und willens, einem gesellschaftlichen Gebot Folge zu leisten, das von seinem eigenen naturalen Wesen nicht sowohl negiert als verdeckt wird : Wagner fälscht den Zustand des Enterbten aus dem des ausgebeuteten in den des unverstümmelten Menschen um. Kraft solcher Fälschung gibt Siegfried sich zum Diener des listig Bestehenden her und gerät in eine Verstrikkung mit dem Ganzen, die nicht bloss dieses, sondern auch ihn selber — man könnte sagen : ein nach dem Muster des Holzfällers entworfenes Proletariat — in den Untergang treibt. Siegfried, einmal in die Rolle des unmittelbaren Menschen versetzt, bleibt nicht länger allegorischer Repräsentant der Klasse ; er wird zum „Individuum", als welches für Wagner allein den unmittelbaren und natürlichen Menschen vorstellt. Der Revolutionär verwandelt sich in den Rebellen. All seine Opposition bleibt im Systemzwang der bürgerlichen Gesellschaft, weil sie nicht selbst aus dem gesellschaftlichen Prozess entwickelt, sondern diesem scheinbar von aussen entgegengesetzt wird, und die eine entscheidende gesellschaftliche Einsicht unvollzogen bleibt, dass das „Individuum"

---

[1]) Walküre, Klavierauszug, S. 97.
[2]) Schriften, VI, S. 192.

selber ein Produkt der Gesellschaft ist. Der individuelle Drang, der sich gegen das gesellschaftliche Ganze kehrt, ist das gleiche dumpfe Interesse, welches die Form dieser Totalität bestimmt : bei Hegel die „Leidenschaften", bei Schopenhauer die menschlichen „Bedürfnisse" als die konkrete Gestalt des Willens in der Individuation. Lässt sich der ganze Ring als die Geschichte von Wotans Selbstbewusstsein auffassen, der wissend geworden sich aus der Aktionswelt zurücknimmt und selber verneint, so ist die Opposition gegen ihn von der gleichen Blindheit wie der Wille „an sich", und ihre Blindheit bereitet so sicher den Tod, wie das Wissen diesem sich beugt. Die Leidenschaft der Wälsungen verfolgt partikulare Zwecke, die mit dem bestehenden Ganzen unvereinbar sind und dennoch dem bestehenden Ganzen, der Herrschaft Wotans, die einzige Chance bieten. Weil aber das objektive τέλος der Realisierung der Weltvernunft fortfällt, verwirrt sich damit die Konstruktion des Rings wie die Fäden der Nornen, und die Götterdämmerung ist nicht bloss der Vollzug des metaphysischen Verdikts Schopenhauers, sondern auch der Gewaltstreich, der die Verwirrung einer Geschichtsphilosophie löst, in der der Antagonismus des Allgemeinen und des Besonderen je und je trügerisch schillert ; bar der dialektischen Artikulation, in welcher Hegel ihn meistert, bar aber auch der Hoffnung auf eine wahrhaft neue Gestalt der Wirklichkeit, in der der perennierende Antagonismus selber verschwände. Das Produziertsein des Widerstandes durchs gesellschaftliche Ganze gerät in dieser Verwirrung zur Identifikation des Widerstandes mit der Herrschaft : daran hat die geschichtsdeutende Kraft des Rings ihre Grenze und verrinnt in der Nacht der Indifferenz. Der partikulare Rebell wird zum Vollzugsorgan des Ganzen als dessen Vernichter, ohne dass seine Partikularität zum neuen und anderen Ganzen erhoben würde ; das Ganze selber aber ist die schlechte Ewigkeit der Rebellion als Anarchie und unablässiger Selbstvernichtung. Zwischen dem Vatergott Wotan und Siegfried, seinem rettenden Widersacher und tödlichen Retter, ist in Wahrheit keine Grenze, und in ihrer Vereinigung zelebriert der Ring den Verrat an der Revolution, die keine war. Mit beispiellosem Tiefblick hat Semmig, der Genosse Wagners auf der Flucht von Dresden, im Augenblick, da der Aufstand von 1849 verloren war, diese Ambivalenz Wagners physiognomisch gewahrt : „The paroxysm lasted perhaps more than half an hour ; and so overwhelmed was I by the storm of words of this man sitting next to me — shall I call him Wotan or Siegfried ? — that I could not address a single word to him"[1]).

---

[1]) Newman, l. c., II, p. 95.

Die Aporie, dass Siegfried, der „Walter der Welt“, einspruchslos zum Diener der Gibichungen, der Hagenintrige und endlich des Schicksals sich hergibt, das Wotan „will“, während zugleich nach seinem Willen Siegfried es wenden soll, ist samt der Zweideutigkeit der Konstruktion evident, und diese Zweideutigkeit hat sich in den Schwankungen der Produktion der Tetralogie kundgetan : während in der ersten Fassung Siegfried untergehend in der Tat Walhall rettet, führt die endgültige zu der verzweifelten Auskunft, dass er, um mehr zu sein als bloss Opfer und Diener des Bestehenden, und dennoch unfähig, ein Bestehendes zu wenden, aus dem er hervorgeht und in welches die Wagnersche Resignation heimruft, mit der Vernichtung seiner selbst und der der Individuation zugleich die des Ganzen bewirkt. Die Resignation des Rebellen, die Hoffnungslosigkeit der bürgerlichen Revolution und die Darstellung des Weltprozesses als Weltvernichtung durchdringen sich. Ihre Relation, zumindest die von misslungenem Aufstand und nihilistischer Metaphysik, ist seit Nietzsche nicht unbemerkt geblieben. Sehr viel tiefer jedoch als an einer manifesten Handlung, die immerhin auf den vorgegebenen Stoff, die mythischen Verblendungszusammenhänge aus Edda und Nibelungenlied, sich berufen könnte, ist die Figur des Verrats am Helden der Tetralogie, Wotan, zu markieren. In dessen Bilde treten Rebell und Gott, Mythologie und bürgerliche Gesellschaft als Rebus zusammen. Wahrhaft in seinem Bilde : dem des Wanderers, der im dunkelblauen, langen Mantel, einen Speer als Stab in der Hand, auf dem Haupte einen breiten runden Hut mit herabhängender Krempe, Mime, Alberich, Erda und Siegfried nacheinander zum Gespräch aufsucht. Es ist seine Gestalt, die als bürgerliche aus Wagners Werk in die nachlebende Gesellschaft eingetreten scheint : der rüstige, ältere Mann mit Schlapphut, Wettermantel — „Havelock“ — Vollbart und Brille als Symbol der Einäugigkeit. Überlebende ältere Künstler in Schwabing, auch Montparnasse halten dieser Gestalt der Wagnernachfolge in der Bohème die Treue ; Kleinbürger : Lehrer, Beamte, Angestellte richteten sich einmal zuweilen nach ihr. In einem Spottgedicht des Simplizissimus-Thoma heisst es : „ich schreite kühn, hussa, hojo, mit langem Schritt aus dem Büro“, und danach : „ich krieg' vom Froste keine Beul' : heul !“ Die kollektive Schlagkraft solcher Karikaturen eignet aber nicht sowohl bloss der bürgerlichen Wagnernachfolge als vielmehr den bürgerlichen Modellen, die seine „Rollen“ ursprünglich zum Bilde kondensiert haben. Alles spricht dafür, dass ihre Insignien die jener von Marx verhöhnten species des deutschen Revolutionärs vom Schlage des Turnvaters Jahn und der Burschenschaften sind. Die alten Germanen wurden einmal als Patrone von Freiheit zitiert,

die die Unmittelbarkeit eines verlorenen Urzustandes wiederherstellt. Ihre lächerliche, väterlich-autoritäre Gestik war die dessen, der sich seinen Schritt nicht vorschreiben lässt. Der nationalistische Bart wollte der höfischen Konvention opponieren, der Schlapphut dem Zylinder, und der Havelock beruft sich auf die Natur, der er trotzt, weil man vorgibt, als Elementarwesen ihr selber zuzugehören. Wenn aber die „deutschen Sozialisten" von Anbeginn nur scheinbar welche gewesen sind, so bedeutet ihre allegorische Einwanderung in den Wotan des Rings ihre bürgerliche Versöhnung : sie sind selber zu Vätern geworden, ihre Wut rationalisiert sich als väterliches Strafgericht, wie ihre Versöhnlichkeit als die des Vaters auftritt, der dem unterdrückten Kinde eine gute Nacht wünscht und der Welt ein gutes Nichts. Von ihrer Rebellion ist geisterhaft nichts übrig geblieben als ihr blosses Erscheinen. Wotan ist die Phantasmagorie der verratenen Revolution. Er und seinesgleichen gehen als spirits um an den Stellen, an denen sie die Revolution versäumten, und ihr Kostüm hält zwangvoll wieder und schuldbewusst das Gedächtnis an den versäumten Augenblick in der bürgerlichen Gesellschaft fest, der sie als Fluch der versäumten Zukunft die Urvergangenheit voragieren. Der geisterhafte Charakter des Wanderers ist von Wagner angedeutet, indem der alte Gott in der Menschenwelt entmächtigt bloss noch „umgeht". Er hat seinen Namen und seinen Ort verloren. So taucht er auf, unvermittelt wie ein Gespenst im Gedächtnis vergangener Allgegenwart, jäh drohend und, nachdem er einmal erschienen, „sehr langsam immer nur um einen Schritt sich nähernd". Um seiner Plötzlichkeit willen erregt er Mimes Schrecken, dafür später als absonderliches Relikt Siegfrieds Lachen. Sein Motiv klingt an die Schlafharmonien an, als wäre seine archaische Wirklichkeit schattengleich in den Traum verwiesen, nicht anders als am Ende Alberich. Die Enharmonik seiner Akkorde will der Paradoxie zum Gleichnis dienen, mit welcher das Unveränderliche im Chok offenbar wird. Dass aber der Wanderer als Geist des entmächtigten alten Gottes zugleich der der entmächtigten neuen Revolution sei, dafür liegen im Ring die pragmatischen Zeichen bereit. Der Wanderer, als bloss Redender, ist aus dem Aktionszusammenhang ausgeschieden ; sein metaphysischer Aspekt rührt her von seiner Stellung zum gesellschaftlichen Arbeitsprozess : so wird er zur unmittelbaren Vorform des symbolisch verstummten Zuschauers der Götterdämmerung. Daher gilt aber empirisch sein Wissen — die „Vernunft" — dem emsigen Mime — Repräsentanten blosser Reflexion — für wertlos : „müss'ges Wissen wahren Manche"[1]). Der müssig Umgehende nun ist der Bettler. „Gaben

[1]) Siegfried, Klavierauszug, S. 57

gönnten viele mir"[1]), sagt er von sich selber, und der geizige Mime wünscht ihn zu verscheuchen mit den Worten „Lungerern lass' ich den Lauf"[2]). „Keiner merkte in dem oft zerlumpten Bettler mehr den lieben Gott"[3]). Im drohenden Bilde des Bettlers ist das des Rebellen bewahrt : als Bittender hat er sich in der Bohème bürgerlich eingerichtet. Dass dies Bild aber in das des Gottes selber hinüberspielt, will sagen einmal, dass der Revolutionär, der als Bettler entmächtigt ist, zuvor der Gott war, nämlich dass ihm einmal die Chance gehörte, die Welt zu verändern, die er verlor ; dann jedoch, dass der Rebell, indem er als Gott erscheint, selber zur Autorität übergegangen ist und die Welt vertritt, die er im versäumten Augenblick hätte verändern sollen. Ein Kinderlied des neunzehnten Jahrhunderts scheint alle Erfahrungsschichten des Wagnerschen Wanderers in sich zu begreifen. Darin heisst es : „Hörst du, wie der Regen fällt, wie des Nachbars Hündchen bellt ? Hündchen hat den Mann gebissen, hat des Bettlers Kleid zerrissen, Bettler eilt der Pforte zu, schlaf in guter Ruh". Auch dieser Bettler ist der entmächtigte alte Gott ; auch er ist es als Dämon, und der Dämonenschutz gleicht dem des bürgerlichen Eigentums vor jenen, denen man einmal zutraute, dass sie es zu enteignen vermöchten. Das Hündchen, welches das Eigentum verteidigt, ist als gezähmte Natur dieser Dämonenschutz, und sein Bellen meint : so wie ich, der vormals Wilde, keine Macht mehr über die Menschen habe, sondern ihnen diene, so sollst auch du Dämon Bettler keine Macht mehr über sie haben. Die gute Ruh, die dem Kind beschieden wird, indem der Bettler der Pforte zueilt, ist aber keine andere als die, welche Wotan, der enteilende Wanderer, selber bereitet : Ruhe im Besitz, verklärt zur Ruhe des Nichts. Dennoch ist selbst dieser der utopische Widerschein nicht vollkommen fremd. Besser als im Gehege des Eigentums liesse sich ruhen, wo der Bettler „der Pforte zu" eilt, weil Mangel selber verschwindet ; und lässt der Ring insgesamt als das unmässige Wiegenlied der bürgerlichen Klasse — mit dem Refrain : „Ruhe, ruhe, du Gott"[4]) — sich auffassen, so weiss dies Wiegenlied von der Sehnsucht nach Ruhe, die sich der Nacht selig überlassen kann, weil sie den Tag nicht zu fürchten braucht ; jener Sehnsucht, welche die romantische Musik in Chopins Berceuse unvergleichlich rein bewahrt hat. Das Bereich von Kinderversen wird von Wagner selber berührt in der Szene des Wanderers mit Siegfried. Siegfried

---

[1]) ibdm, S. 54.
[2]) ibdm, S. 56.
[3]) Schriften, IV, S. 140.
[4]) Götterdämmerung, Klavierauszug, S. 353.

fragt den Umgehenden ähnlich wie Rotkäppchen den Wolf: „Wie sieh'st du denn aus? Was hast du gar für 'nen grossen Hut? Warum hängt er dir so in's Gesicht?"[1]). Wotans Antwort lautet: „Das ist so Wand'rers Weise, wenn dem Wind entgegen er geht"[2]). Aufzulösen ist die Gemütlichkeit dieser Antwort wie des Wanderers insgesamt. Sie faltet zweideutig alltägliche bürgerliche Erfahrung und mythische Vorzeit zusammen: nicht umsonst klingt ihre Form an die des Sprichworts als der Vermittlung zwischen Orakel und gesundem Menschenverstand an. Mythisch-verhängnisvoll will Wotans Bescheid über sein wahres Wesen täuschen, das nach den Wandererharmonien die Musik mit dem Walhallmotiv zelebriert. Zugleich jedoch ist der Orakelbescheid wahr, Wahrheit des Bettlers, aus dessen Erfahrungskreis er stammt. Das sprichworthafte „das ist so" hat seinen Grund in der Anpassung des Armen an bestehende Verhältnisse, an das, was von je „so" war, und wovor der Ohnmächtige resigniert. Dies von je Gewesene findet aber seine Entsprechung im Mythos, der den Gott mit unveränderlichen Emblemen bekleidet. Die Weisheit des erfahrenen Bettlers schafft sich die Insignien des vorzeitlichen Gottes: die „praktischen" Kleidungsstücke, in denen der Arme vor der Natur sich schützt, die zu beherrschen er verzweifelt, sind auch archaische. Die Gemütlichkeit vollends, in der Bürger und Mythos ineinander sich maskieren, ist seit Shakespeares Jago das wahre Klima des Verrats. Der an der Revolution hat in der Szene des Wanderers mit Siegfried seinen objektiven Niederschlag gefunden. Wollte man danach die „Idee" des Rings in einfachen Worten aussprechen, es liesse sich angeben: dass der Mensch vom blinden Naturzusammenhang, aus dem er selber entspringt, in „Freiheit" sich emanzipiert und Macht über die Natur gewinnt, um ihr in letzter Instanz dennoch zu erliegen. Die Allegorik des Rings behauptet die Einheit von Naturbeherrschung und Naturverfallenheit. Dabei ist die Spaltung der Welt in Natur und Individuation das Signum jener zwischen Autorität und Rebellen. In der Szene des Wanderers mit Siegfried wird die profane Substanz des metaphysischen Dualismus kennbar: Siegfried sagt: „Alter Frager, hör' einmal auf". Danach der Wanderer: „Geduld, du Knabe! Dünk' ich dich alt, so sollst du mir Achtung bieten". Siegfried: „Das wär' nicht übel! So lang' ich lebe stand mir ein Alter im Wege: den hab' ich nun fort gefegt"[3]). Der rebellische Siegfried erringt scheinbar den Sieg. Aber ihn erringen heisst zugleich dem Fluch des Rings

---

[1]) Siegfried, Klavierauszug, S. 284 f.
[2]) ibdm. S. 285.
[3]) Schriften, VI, S. 159.

verfallen. Die musikalische Allegorik lässt an dieser Intention keinen Zweifel. Zu den letzten Worten des Wanderers : „Zieh hin, ich kann dich nicht halten“ ertönt das Motiv der Götterdämmerung. Das Gleichnis von der Naturverfallenheit des naturbeherrschenden Menschen nimmt in der dramatischen Handlung des Rings seinen geschichtlichen Aspekt an : mit dem Sieg der Bürgerklasse bleibt die „schicksalhafte“ Naturwüchsigkeit der Gesellschaft aller partikularen Naturbeherrschung zum Trotz bestehen. Die Revolution ist verraten in dem Augenblick, in dem die auftrumpfende „Naturwüchsigkeit“ als blosses Produkt und Stigma des ungelenkten gesellschaftlichen Prozesses der wohlweisen Autorität sich enthüllt. Das erst macht die musikalische Geste Wagners als die der Zurücknahme gesellschaftlich voll verständlich.

Der Verrat ist der Rebellion selber inhärent. Es genügt, sich die Wirkung Bakunins auf Wagner zu vergegenwärtigen, dass man die Einsicht gewinne, wie wenig es einer konformistischen Umwendung des späten Wagner erst bedurfte gegenüber dem Gehalt seines Rebellentums : dem Glauben an den Bauern und dem ans Nichts. Wagner charakterisiert Newman zufolge Bakunin : „He cited the delight, at once childlike and demoniac, of the Russian people in fire, on which Rostopchin had reckoned in his strategic burning of Moscow“, und Wagner legt den Anarchismus dahin aus, dass nichts notwendig sei als „to set in motion a world-wide movement was to convince the Russian peasant — in whom the natural goodness of oppressed human nature had maintained itself in its most childlike form —, that the burning of their lords' castles, with everything that was in and about them, was completely right in itself and pleasing in the sight of God ; from this there must result the destruction of everything which, rightly considered, must appear, even to the most philosophical thinkers of civilised Europe, the real source of all the misery of the modern world“[1]. Feuerzauber und Bodenständigkeit finden sich dergestalt noch am vorgeschobensten Punkt von Wagners Karriere als Rebell. Wenn er in der Einleitung zu „Kunst und Revolution“ von jeglichem bestimmten revolutionären Inhalt sich abgrenzt, den Ausdruck Kommunismus verleugnet oder umdeutet in den Begriff der „unvergleichlichen Produktivität der vorgeschichtlichen Urgemeinschaft“[2]) und sich auf „den idealen Kern seiner Tendenz“ gegenüber der „Berührung mit der politischen Erregtheit des Tages“[3]) herausredet, so ist dabei keineswegs der Renegat am Werke, son-

---

[1]) Newman, l. c., II, p. 53.
[2]) Schriften, III, S. 5.
[3]) ibd, S. 6.

dern die edle Renegatenphrase spricht bloss zynisch aus, was der rauhe Ton des bürgerlichen Rebellen versteckt. Der Wagnersche Verrat an der Revolution ist ein Stück bürgerlicher Revolution selber. Von deren Kritik enthält paradox genug gerade der Pessimismus des Rings Spuren, indem er ungewollt bekennt, dass der Aufstand des Naturburschen in die Verstrickung des naturwüchsigen Systems abermals münde ; eine Weisheit, die die gegenwärtigen Nachfahren Wagners und des Wagnerschen Typus von „Erhebung" nur ungern hören würden, wenn das wogende Orchester der Götterdämmerung sie überhaupt noch durchliesse. Verständlich genug, dass Wagner seinen revolutionären Anteil verleugnete fast gleichzeitig mit den revolutionären Ereignissen[1]) ; verständlich auch, dass die offizielle Wagnerexegese, nach Newmans detailliertem Nachweis, diesen Anteil bewusst und sorgfältig fälschte[2]). Der Konflikt zwischen Rebellion und Gesellschaft ist zugunsten der Gesellschaft vorentschieden. Im Ring wird endlich die Übermacht der Gesellschaft über die Opposition und deren Fungieren für bürgerliche Zwecke als transzendentes Schicksal verklärt. Solche Verklärung entfremdet die weltgeschichtliche Allegorie der realen Geschichte : „Er hatte in ihr nur die bisherige geschichtliche Phase der Weltentwicklung in ihrem notwendigen Untergang, hingegen im Siegfried den von ihm gewollten furchtlos freudigen Menschen der Zukunft darstellen wollen ; und bemerkte nun, wie er bei der Ausführung, ja im Grunde schon mit der Anlegung seines Planes unbewusst einer ganz anderen, viel tieferen Anschauung gefolgt war. Nicht eine einzelne Phase der Weltentwicklung, das Wesen der Welt selbst, in allen seinen nur erdenklichen Phasen, hatte er in seiner Dichtung erschaut und in seiner Nichtigkeit erkannt"[3]). Es ist der Schulfall dessen, was Lukàcs einmal Verflachung durch Tiefe genannt hat : durch die Nivellierung aufs allgemein Menschliche und dessen „Nichtigkeit" wird das „Wesen" hinter der geschichtlichen „Erscheinung", nämlich das Bewegungsgesetz der Gesellschaft verfehlt, und die Not einer historischen Periode als Weltprinzip hypostasiert. Dabei prägt diese Not als konkret historische die Träger der Rebellion im Ring nur allzu gründlich. Die Widersacher der Ordnung sind isolierte, jeden echten Mitleids und vollends jeder Solidarität entbehrende Individuen : der Zukunftsmensch Siegfried ist ein Raufbold von verstockter Naivität, imperialistisch ganz und gar, allenfalls mit den zweideutigen Vorzügen grossbürgerlicher Unbefangenheit vor

---

[1]) cf. Newman, l. c., II, p. 158, 170, 231 und passim.
[2]) ibd, p. 9, 14, 18, passim.
[3]) Glasenapp, l. c., III, S. 50.

kleinbürgerlicher Beschränktheit. Es gibt bei Wagner keine positive Kollektivität : werden die Sängerrunde des Tannhäuser, die Zünfte der Meistersinger, die Sippen Hundings herabgesetzt, so ist die glorifizierte Blutgemeinschaft des Parsifal das Modell der späteren „Verschworenen" der Geheimbünde und Führerorden, mit denen der Kreis von Wahnfried selber so viel gemein hat ; eine vom trüben Eros und der Tyrannenfurcht zusammengehaltene Clique, terroristisch gereizt gegen alle, die nicht dazu gehören. Als geheimer Polizeichef hat Glasenapp in der grossen Biographie förmliche Conduitenlisten sämtlicher je mit Wagner in Berührung gekommenen Personen und Hunde abgefasst und geht so weit, Nietzsche einen rabulistischen Vorwurf daraus zu machen, dass dieser Wagner für seinen Freund gehalten habe, weil Wagner ihn seinen Freund nannte[1]). Inmitten eines verzerrten Bildes von Gemeinschaft indessen geht der Blick auf, der das Antlitz der bestehenden Gesellschaft erbarmungslos trifft. Noch die mythische Verstrickung der Weltgeschichte im Ring ist nicht bloss Ausdruck der deterministischen Metaphysik, sondern setzt zugleich Kritik an der schlecht determinierten Welt. Die Wagnersche Vorentschiedenheit der Konflikte ist identisch mit dem Verblendungszusammenhang der bürgerlichen Gesellschaft, der am mächtigsten dort sich bewährt, wo das bürgerliche Bewusstsein zum Selbstbewusstsein sich zu erheben vermeint. Zweimal verblasst für Siegfried seine Liebe zu Brünnhilde in eben dem Augenblick, in dem er ihren Namen ausspricht. Die wissende Brünnhilde schlägt trotz ihres Wissens die Warnung Waltrautes in den Wind, und Siegfried lässt die der Rheintöchter unbeachtet : fast scheint es, als sei im Rebellenpaar der mächtigste Drang der zur Selbstvernichtung, der Tristan und Isolde aus der Welt des Tages fortzieht, die jene zu beherrschen sich anschicken. Hier genau schlägt der Verrat an der Revolution um in die Kritik der bürgerlichen. Aus dem Verblendungszusammenhang der Gesellschaft ist so lange kein Ausweg, wie am Privateigentum festgehalten wird ; im Zeichen des Privateigentums ist die subjektive Lust — „Minne" — und die objektiv organisierte Reproduktion des gesellschaftlichen Lebens unversöhnlich. „Macht", der Wagnersche Gegensatz zur Minne, heisst im Rheingold nichts anderes als die Verfügungsgewalt über fremde Arbeit, freilich mit der Nuance der Diffamierung allein des „raffenden" Kapitals. Wenn die Rheintöchter Siegfried die letzte Chance bieten, so hält er ihnen als letztes Schiboleth die Formel des privaten Besitzes entgegen : die von ihm den Ring

---

[1]) cf. Glasenapp. l. c.. V. S. 388.

fordern, dessen Preisgabe ihn rettete mit der Welt, müssen von ihm vernehmen : „Verzehrt' ich an euch mein Gut, dess' zürnte mir wohl mein Weib"[1]), und als sie ihm danach drohen, stellt der Verblendungszusammenhang dem sich wieder her, der das Fürchten nicht gelernt hat in einer Welt, in der alles zu fürchten ist. Bei Wagner träumt die bürgerliche Klasse ihren eigenen Untergang als einzige Rettung, ohne doch von Rettung mehr zu gewahren als bloss den Untergang. Die Revolution wird von Wotan, gegenüber der verdinglichten bürgerlichen Welt und Fricka als dem Anwalt ihrer Moral, das genannt, „was von selbst sich fügt"[2]) ; das organische Leben aber, das damit als Korrektiv aufgerufen ist, bleibt ziellos in sich verschränkt. Von selber fügt sich allein die Fügung des Schicksals. An diese verliert im Ring Revolution ihre Hoffnung.

X

Der Wagnersche Pessimismus ist die Haltung des übergelaufenen Rebellen. Von der Rebellion hält er die kritischen Motive fest : die Einsicht in die schlechte Beschaffenheit „der" Welt, nach dem Modell der schlechten gegenwärtigen, und in die zwangvolle Reproduktion ihrer schlechten Beschaffenheit. Verraten wird die Rebellion in eben der Erhöhung dieses Prozesses zum totalen und metaphysischen Prinzip. Als ewig und unaufhebbar spottet es aller Versuche zu seiner Veränderung und nimmt den Widerschein der Würde an, die es den Menschen vorenthält. Das metaphysische Prinzip der Sinnlosigkeit ist als Sinn des sinnlosen empirischen Daseins hypostasiert, nicht anders als später in der deutschen Existenzphilosophie. Vor dem Gegensatz zwischen Individualinteresse und totalem Lebensprozess wird kapituliert und die Kapitulation als Staatsakt gefeiert. Wohl hat der imperiale Idealismus der Kraft sich begeben, den perennierenden bürgerlichen Gegensatz zu „versöhnen", und Kritik lässt diesen kahl hervortreten. Aber wie auf die trügende Versöhnung wird auf die echte Beseitigung des Widerspruchs verzichtet und dieser trugvoll wiederum zum Weltgrund gemacht. Die „ewige Gerechtigkeit", schon bei Schopenhauer von bedenklicher Art, da sie im Reich der „Vorstellung", also in der Welt, bestritten, zugleich aber im Reich des Willens festgehalten wird, wobei sie kein anderes Mass hat als die Konstanz des Leidens und den teuflichen Glauben, es sei alles, was existiert, schlecht genug, um zu verdienen, was ihm wider-

---

[1]) Schriften, VI, S. 236.
[2]) Walküre, Klavierauszug, S. 90.

fährt[1]) — diese ewige Gerechtigkeit verzerrt sich bei Wagner vollends zur Devotion vor einem Schicksal, das die Freiheit nicht einmal mehr korrektiv dem Ding an sich überlässt, sondern grob zur Farce degradiert. Wenn Wotan sich, den Willen zum Leben, verneint : „Auf geb' ich mein Werk ; nur Eines will ich noch : das Ende, das Ende !"[2]), so ist noch die Selbstverneinung des Willens in striktem Gegensatz zu Schopenhauer kein Akt der Freiheit mehr. Freiheit, wäre es auch bloss als „negative Bestimmung" in Schopenhauers Sinn, hat bei Wagner keinen Raum. Wotans Umwendung des Willens fällt in einen deterministischen Weltplan, der metaphysisch von Erda und den Nornen, empirisch von den gesellschaftlichen Verträgen illustriert wird : „der durch Verträge ich Herr, den Verträgen bin ich nun Knecht"[3]). Seine Entsagung führt nicht sowohl aus der Verstrickung der Welt heraus als um so tiefer in diese hinein mit Siegfrieds Tod. Spricht Schopenhauer dem Leben als blindem Spiel des Willens sein Urteil, so beugt Wagner diesem Spiel sich gehorsam und betet es an als unbegreiflich erhabene Natur. Der blosse Drang wird zum Gebot der heiligen und mütterlichen Erde magisiert. Was immer der Ring an Opposition gegen diese kennt, bleibt chthonisch selber und ohnmächtig. Noch Wotans Gebärde wider die Urmutterfurcht ist Gebärde bloss. Wohl verscheucht er Erda im dritten Akt Siegfried, als wäre mit seiner Selbstverneinung der mütterliche Bann gebrochen. Aber ihr Schicksalsspruch setzt danach unverändert sich durch in der Nornenszene, und zur Urmutter begeben die Nornen sich hinab, wenn das Seil reisst. Die altertümelnden Naturklänge des Themenkomplexes von Erda und der Götterdämmerung treten bestätigend anstelle der „Umwendung" und werden zu einem „Quietiv", sehr verschieden von dem Schopenhauerschen. In Wahrheit ist bei Wagner nicht der Wille verneint, sondern dessen Objektivation in der Vorstellung. Der Wille selbst, das Wesen des ungelenkten gesellschaftlichen Prozesses, bleibt fügsam hingenommen. Das Individuum dann akzeptiert die eigene Vernichtung gläubig als Werk jenes Willens, der sich nicht länger sich selber als Natur entgegensetzt, sondern unartikuliert kreist : jedes konkrete Mass zur Kritik des Daseins löst sich auf. Das ist aber möglich nur, indem die Verneinung des Willens selber umgebogen wird. Bei Wagner wird überhaupt nicht länger das natürliche Gesetz im Individuum „umgewendet" : es wird vom Individuum bloss

---

[1]) cf. Schopenhauer, Welt als Wille und Vorstellung, Grossherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe, I, S. 464.
[2]) Walküre, Klavierauszug, S. 128.
[3]) ibd, S. 121.

noch vollzogen. Dabei gerät Wagner folgerecht in ausdrücklichen Widerspruch zu Schopenhauer. Bei diesem ist die Umwendung des Willens zum Leben gleichbedeutend mit dem sich ihrer selbst bewusst Werden der Vorstellung. Diese begibt sich des eigenen Willens zum Leben, in der Erkenntnis des Unrechts, das der Wille unausweichlich mit sich führt, und durchbricht den Kreislauf des blinden Schicksals — Schopenhauer spricht von einem Kreis aus glühenden Kohlen, aus dem es herauszutreten gelte — mit der Hoffnung, dass in der Nachfolge solchen Verhaltens die erbsündige Welt selber zur Ruhe komme. Das erste Erfordernis der Entsagung ist ihm die sexuelle Askese. Ihr Postulat hat Wagner zwar im Parsifal sich zu eigen gemacht, aber nur um es durch den Glanz von Gralsgemeinschaft und Gralsrittertum nach Schopenhauerschen Begriffen aufs schwerste zu kompromittieren. Im Ring jedoch und im Tristan wird das asketische Ideal mit dem Geschlechtsdrang selber konfundiert. Triebbefriedigung und Verneinung des Willens zum Leben vermengen sich im Rausch, in jenem „lachenden Tod“ Siegfrieds und Brünnhildes, in der Nacht der Liebe, die Vergessen ans Leben gewähren soll : „nimm mich auf in deinen Schooss, löse von der Welt mich los !“[1]). Wenn endlich Tristan die Minne verflucht, so gilt der Fluch der unstillbaren Sehnsucht der Individuation, die „gestillt“ werden kann in der Ruhe des Todes wie in der Gebärde der Lust. Nimmt für Wagners Sozialcharakter die Lust das Bild von Zerstörung und Tod an, so wird im Spiegel des Werkes dafür der Tod als „höchste Lust“ und höchstes Gut angepriesen. Schon macht Glanz für den Tod Reklame. Das Leiden, das bei Schopenhauer gerade in seiner Armseligkeit als „blosse Erscheinung“ mit ganzem Ernst erscheint, wird bagatellisiert durch seine Grösse ; als materielles ist es bei Wagner allein noch der stummen Kreatur : dem Schwan des Parsifal vorbehalten. Der Tierschutz wird sentimental, sobald Mitleid den Menschen den Rücken kehrt. Sonst verflüchtigt sich Leiden, wann immer es überhaupt begegnet, zum blossen Symbol für das unstillbare Sehnen des Willens selber. Jene siechen, bleichen Helden Wagners, Tannhäuser, der Tristan des dritten Aktes, Amfortas, sind solche Symbole, und noch ihre Blässe ist mehr die Schutzfarbe des sehnenden unendlichen Dranges als das Anzeichen der endlichen Qual schutzloser Menschen. Von der Wirklichkeit jener „Hölle“, als welche Schopenhauer die Welt als Vorstellung dachte[2]), bleibt nichts übrig. Viele der Wagnerschen Helden sterben ohne physi-

---

[1]) Tristan, Klavierauszug, S. 138.
[2]) Schopenhauer, l. c., S. 430, 518

schen Schmerz, ja überhaupt ohne Grund : Tannhäuser, Elisabeth, Elsa, Isolde, Kundry. Siegfrieds Tod steht im Zeichen dessen, dass er „die Augen glanzvoll aufschlägt“[1]) und sterbend zum Bewusstsein Brünnhildes erwacht ; Brünnhildes Witwenverbrennung vollends ist eine indisch-arische Ostentation. Trotz allem Tierschutz mutet sie selbst ihrem Ross zu, freudig zu wiehern, wenn es ins Feuer springen muss. Angst wird verdrängt ; nur der Untermensch Mime darf „au, au“ schreien, wenn er geprügelt wird[2]). Im Blendlicht des spekulativen Todes hat das Mitleid keinen Unterschlupf, und denen wird es versagt, die den Anspruch darauf anmelden. An seine Stelle tritt die Entlastung der dramatischen Person durch den totalen Determinismus. Mit Liebes- und Vergessenstrank werden Tristan und Siegfried gewissermassen ihrer bürgerlichen Verantwortung entzogen, der der Bürger Wagner grundsätzlich sich entzieht. Er findet mit der Ohnmacht des Individuums im Mechanismus der bestehenden Welt bewusst-unbewusst sich ab. Der Sprung zwischen dem als frei sich erfahrenden Individuum und der Totalität der Notwendigkeit, in die es eingespannt ist, soll durch den Zauber überbrückt, aber auch definitiv werden, und die ästhetische Insuffizienz — die Übermotivation der natürlichen Handlung — dient dem akzeptierten Antagonismus zum Ausdruck. Die Entlastung des Individuums hat ihre ideologische Funktion : weil es unfrei ist, darf es alles, was es will, da es ja sub specie aeterni nichts wollen kann, und die Totalität der bürgerlichen Norm rechtfertigt ihre eigene Durchbrechung. Wenn „liberale“ Bürger, unter ihnen der alte Schopenhauer selbst, sich über den Ehebruch Siegmunds und Tristans empörten, so ist dabei nicht bloss Muckerei am Werke, sondern zugleich die sichere Erkenntnis, dass der Wagnersche Schein der Freiheit das Ideal der bürgerlichen in sein Gegenbild verkehrt. Frei ist hier der Stärkere, der dem Schwächeren seinen Besitz wegnimmt. Insofern ist selbst der Bürgerspott über König Marke nicht bloss töricht : dessen Verstehen und Verzeihen, drapiert als edle Entsagung und Überlegenheit über engherziges Besitzertum, impliziert in Wahrheit die Resignation des Liberalen vor moderneren Methoden und verklärt die Gewalt durch weises Staunen : Marke ist der Urvater des Völkerbunds. Die Lehre, dass die Welt an sich schlecht sei, schlägt der Welt, wie sie ist, allenthalben zum Segen aus. Wagner, der späte Bürger, ähnelt dem frühen sich an ; jenem Hobbes, den Schopenhauer so gern zitiert.

In der Glorifizierung des Todes als Rausch ist freilich Wagners

---

[1]) Götterdämmerung, Klavierauszug, S. 319.
[2]) cf. Schriften, V, S. 234.

Abweichung von seinem philosophischen Kanon Schopenhauer nicht so radikal, wie man denken könnte. Wie immer auch dieser den Übergang ins Nirwana asketisch denkt : rauschhafte Züge sind ihm nicht fremd : „Würde dennoch schlechterdings darauf bestanden, von Dem, was die Philosophie nur negativ, als Verneinung des Willens, ausdrücken kann, irgendwie eine positive Erkenntnis zu erlangen ; so bliebe uns nichts übrig, als auf den Zustand zu verweisen, den alle Die, welche zur vollkommenen Verneinung des Willens gelangt sind, erfahren haben, und den man mit den Namen Ekstase, Entrückung, Erleuchtung, Vereinigung mit Gott u. s. w. bezeichnet hat ; welcher Zustand aber nicht eigentlich Erkenntnis zu nennen ist, weil er nicht mehr die Form von Subjekt und Objekt hat, und auch übrigens nur der eigenen, nicht weiter mittheilbaren Erfahrung zugänglich ist"[1]. Hier tritt Schopenhauer in Gegensatz zur eigenen Grundthese, die lautet : „Jener aber, der, das principium individuationis durchschauend, das Wesen der Dinge an sich und dadurch das Ganze erkennt, ist solchen Trostes nicht mehr empfänglich : er sieht sich an allen Stellen zugleich, und tritt heraus. — Sein Wille wendet sich, bejaht nicht mehr sein eigenes, sich in der Erscheinung spiegelndes Wesen, sondern verneint es"[2]. Anstelle des durchschauenden Selbstbewusstseins des Willens in dessen höchster Objektivation installiert sich aufs neue das Unbewusste, der Rausch und jene Art von Unio mystica, die in Wagners Werk billig feilgeboten wird. Es meldet schon bei Schopenhauer die Maskierung des Todes als Erlösung und der aufgeblähte Begriff des „Welterlösenden"[3] sich an, der bei Wagner die ideologische Höhe des gesamten Werkes ausmacht. Bei Schopenhauer beruht das ψεῦδος darin, dass der individuellen Umwendung des Willens gelegentlich eine Macht über diesen als Ding an sich zugesprochen wird, die ihm der Schopenhauerschen Grundauffassung zufolge eben nicht zukommt : die individuelle Lebensverneinung müsste dem Schopenhauerschen Willen völlig gleichgültig sein, und er müsste nach dem principium individuationis immer neue Leiden produzieren, ohne Rücksicht auf die Praxis der Heiligen. Mit dem Begriff der Welterlösung wird vom partikularen Reflexionsbegriff, dem Selbstbewusstsein des Individuums, ein spekulatives Prinzip erschlichen, gar nicht viel anders, als Schopenhauer es Hegel immer wieder vorwirft. Dieser Erlösungsbegriff, in der Indifferenz des Bewussten gegen das Unbewusste produziert, denkt dann bei Wagner die ideologische Tendenz des

---

[1]) Schopenhauer, l. c., I, S. 536.
[2]) ibd, S. 498.
[3]) ibd, S. 477 und passim.

Pessimismus zu Ende. Unterm Namen Erlösung wird die Negativität und die Negation der bürgerlichen Welt unterschiedslos für positiv ausgegeben. Der Weltuntergang am Ende des Rings ist zugleich ein happy end. Er reproduziert in Wahrheit bloss das Schema von Tod und Verklärung, das in der Phraseologie der Todesanzeigen, Zeitungsnachrufe und Grabinschriften seinen Warencharakter enthüllt : noch die Unausdenkbarkeit des Todes wird zum Mittel, das schlechte Leben zu vergolden. Der Kategorie der Erlösung, der ihr theologischer Sinn entzogen ist, wird Trostfunktion zugeschrieben, ohne dass ihr irgend positiver Inhalt mehr zukommt : es ist der Heimgang ohne Heimat, die ewige Ruhe ohne Ewigkeit, das Trugbild des Friedens ohne Substrat dessen, der am Frieden teilhätte. Noch über den Tod meldet das verdinglichte Leben seine Herrschaft an, indem es den Toten das Glück zuspricht, das es den Lebenden verweigert, dafür aber die Existenz als Besitz sich selber vorbehält, ohne die der Name solchen Glückes Lüge bleibt und Gemeinheit. Fast könnte man sagen, dass im Namen der Erlösung die Toten nochmals ums Leben betrogen werden. Der Schluss der Götterdämmerung und der von Gounods Wagner verhasstem Faust, wo Gretchen als Christengel über die Dächer der deutschen Mittelstadt schwebt, sind im Grunde nicht gar so verschieden : das Kolossalgemälde hat sein Muster im Postkartenrosa am Ende des Holländers und der Holländerouvertüre, mit dem es sich in den der Kirchenmusik abgeborgten plagialen Effekt teilt. Die Wagnersche Erlösung — ihr bengalisches Licht waltet vollends in zahllosen Schlüssen bei Liszt und dann in der Salonmusik — ist die letzte Phantasmagorie. Anstelle der Transzendenz setzt sie das Trugbild des fortlebenden, aufschwebenden Subjekts, das flüchtig entspringt im Augenblick von dessen Vernichtung. Nichts könnte mit der scheinhaften Versöhnung versöhnen als einzig ihre vollkommene Scheinhaftigkeit, jener Zug von Glücksversprechen im äussersten Widersinn, in Kolportage und Zirkusapotheose, aus welchem Bloch einmal die „Rettung Richard Wagners durch Karl May“[1]) ableitete. In der innersten Zelle der Erlösungskonstruktion wohnt das Nichts. Sie ist so leer wie die Motivkonstruktion der Musik, aber auch wie jenes bürgerliche Individuum, das Schopenhauer der Nichtigkeit zeiht schon vor seiner Vernichtung : „Auch kann folgende Betrachtung Dem, welchem sie nicht zu subtil ist, dienen, sich deutlich zu machen, dass das Individuum nur die Erscheinung, nicht das Ding an sich ist. Jedes Individuum ist einerseits das Subjekt des

---

[1]) cf. Anbruch 1929, Heft 1, Wien.

Erkennens, d. h. die ergänzende Bedingung der Möglichkeit der ganzen objektiven Welt, und andererseits einzelne Erscheinung des Willens, desselben, der sich in jedem Dinge objektiviert. Aber diese Duplicität unseres Wesens ruht nicht in einer für sich bestehenden Einheit : sonst würden wir uns unserer selbst an uns selbst und unabhängig von den Objekten des Erkennens und Wollens bewusst werden können : dies können wir aber schlechterdings nicht, sondern sobald wir, um es zu versuchen, in uns gehen und uns, indem wir das Erkennen nach Innen richten, einmal völlig besinnen wollen ; so verlieren wir uns in eine bodenlose Leere, finden uns gleich der gläsernen Hohlkugel, aus deren Leere eine Stimme spricht, deren Ursache aber nicht darin anzutreffen ist, und indem wir so uns selber ergreifen wollen, erhaschen wir, mit Schaudern, nichts, als ein bestandloses Gespenst"[1]). Dies Gespenst ist die Erscheinung des Nichtigen. Es ist vom Schlage der Chimären. Das Nichtige selber nimmt in Wagners Werk Figur an : „Wo ich erwacht — weilt' ich nicht : doch, wo ich weilte, das kann ich dir nicht sagen. Die Sonne sah ich nicht, noch sah ich Land und Leute : doch, was ich sah, das kann ich dir nicht sagen. Ich war, wo ich von je gewesen, wohin auf je ich geh' : im weiten Reich der Weltennacht"[2]). Von der Auflösung solcher Figuren hängt endlich die Frage nach dem Wagnerschen Nihilismus selber ab.

Mag immer die Erhebung des Nichts zum Etwas in Wagners Werk zuvor eine Haltung indizieren, die die Identifikation mit der verstümmelnden Macht bis ins Extrem, bis in die Würdigung des eigenen Untergangs treibt : der Schopenhauersche Standpunkt, der „wenn er für uns möglich wäre, ... die Zeichen vertauschen lassen, und das für uns Seiende als das Nichts und jenes Nichts als das Seiende zeigen"[3]) würde, enträt nicht des systematischen Grundes. Es ist der, „dass der Begriff des Nichts wesentlich relativ ist und immer sich nur auf ein bestimmtes Etwas bezieht, welches er negiert"[4]). Die alte Unterscheidung zwischen dem absoluten, dem nihil negativum, und dem relativen, dem nihil privativum, hat Schopenhauer zugunsten des letzteren abgeschafft. Ihm ist wahrhaft das Nichts nur ein Moment in der Bewegung des Seins, das das Ganze ist. Etwas davon ist in Wagner gegenwärtig. Die Figuren des Nichts sind nicht bloss Versuche, den leeren Abgrund zuzuschmücken ; sie versuchen zugleich, in der Bestimmung des Nichts spekulativ der Grenze habhaft zu werden,

---

[1]) Schopenhauer, l. c., I, S. 371 f., Fussnote.
[2]) Tristan, l. c., S. 191 f.
[3]) Schopenhauer, l. c., I, S. 536.
[4]) ibd, S. 534.

die dieses zum Etwas bildet, und in der eigenen Negativität ein Entrinnendes zu entwerfen. Das „wie schwand mir seine Ahnung“ Tristans, das die Ahnung des Nichts als eine vom Etwas ausdrückt, hält den Augenblick fest, in dem die vollkommene Negativität im Umriss der eigenen Bestimmung die Chimäre der Utopie beschliesst. Es ist der Augenblick des Erwachens. Jene Stelle zu Beginn des dritten Aktes Tristan, da das Horn im Orchester gleichwie über die Grenze von Nichts und Etwas hinweg das Echo der traurigen Hirtenweise ergreift, wenn Tristan sich regt — jene Stelle, die leben wird so lange, wie die Grunderfahrungen des bürgerlichen Zeitalters von Menschen werden vollzogen werden können — und die andere der Erweckung Brünnhildes sind im Werk Spuren jenes Erwachens, ohne dessen Begriff der des Nichts selber, so möchte Wagners Musik bedeuten, nicht könnte gedacht werden. Ist Mitleid dem Tier vorbehalten, so begleitet das Tier diesen Augenblick : Brünnhildes Pferd scheint als Überlebender der Vorzeit ins wache Jetzt hinüberzugeleiten ; der Vorzeit, die, Schopenhauer zufolge, ganz und gar das Nichts ist. Wenn Wagner nihilistisch Geschichte in Natur zurückruft, so ist es doch wiederum auch Natur, als das Ganze, dem das Nichts als dialektisches Teilmoment zugehört, die dem Nichts die Grenze setzt. Kein Nichts wird in Wagner vorgestellt, das nicht allegorisch die überlebende Natur spiegelte. Als deren Zeichen tragen die Rheintöchter jubelnd den zurückgewonnenen Ring heim in die Tiefe. Am Bild der Tiefe aber gewinnt die Wagnersche Figur des Nichts ihre Bestimmung. In den letzten Jahren seines Lebens hat seine Betrachtung insistierend den Zwischenwesen der Tiefe, den widerscheinenden, nichtigen und hoffnungsarmen gegolten ; den Blumenmädchen, der Goetheschen Mignon, den Undinen, den Seelenlosen, denen er unmittelbar vor seinem Tode Cosima verglich. Sie sind die Boten des Nichts ans Etwas, und sie will ihrer tiefsten Absicht zufolge seine Musik erretten. In der Dresdener Zeit ist Wagner dem Dichter und Maler Robert Reinick befreundet gewesen. Gewiss hat er dessen Märchen „Die Schilfinsel“ gekannt, welches darstellt, wie ein Fischermädchen, des vielbedeutenden Namens Hella, dem Bann einer bodenlosen Insel und ihrer kindlichen Bewohner verfällt, von deren Liedern sie nicht loskommt, um endlich zu versinken, da sie eines von einem Felsen im See der Dorfgesellschaft am Ufer vorsingt. Die Verse dieses Liedes lauten : „'s ist Zeit, 's ist Zeit, ins Wasser schnell ! Auf Erden wird's dunkel, im Wasser hell !“ Unternimmt es Wagners Musik, in den allegorisch versetzten Märchenfiguren seines Zeitalters die Botschaft des Nichtigen zu beschwören, so wird der Umriss des Nichtigen utopisch als Gegensatz zu dem des eigenen Zeitalters. Auf Erden wird's dunkel,

im Wasser hell : Hass und Traum des Wagnerschen Werkes schiessen in diesem pythischen Bescheid zusammen, und in den Schlussversen des Rheingolds tönt echogleich, was der Ring als das leuchtende Nachbild der grossen Systeme am letzten in diesen finden konnte : die widersinnige, arme, hoffnungslose und einzige Hoffnung, die das Nichts den Verstrickten entbietet : „Rheingold ! Rheingold ! reines Gold ! O leuchtete noch in der Tiefe dein laut'rer Tand ! Traulich und treu ist's nur in der Tiefe, falsch und feig ist was dort oben sich freut !"[1]). Diese Tiefe, als Refugium, ist zugleich das der Revolution, die das Werk, „falsch und feig", verriet. Ist in der schlechten Unendlichkeit der ziellos sich reproduzierenden Gesellschaft das Bild der Natur entstellt und in das des Nichts gedrängt als der einzigen Lücke aus der totalen Verstrickung, so wird dies Nichts zum Etwas im Namen der Hölle, die gegen die trugvolle Geschlossenheit des Systems von Werk und Gesellschaft sich mobilisiert. Über dies System, über seine Verklärung und noch die seines Untergangs ergeht das Urteil im zweiten Akt der Walküre, der wahrhaft des terroristischen Gottes bedarf, dass nicht das Werk aus der Schicksalshörigkeit heraustrete. Nicht Siegfried, nur Siegmund, der ohne Hoffnung Sterbende, hält dem Traum von Freiheit die Treue. Er versagt sich dem heroischen Ideal, das er doch besser vertritt als die wohlbestallten Helden, die gesiegt schon haben, ehe sie kämpfen ; er weigert sich nach Walhall zu folgen, wenn das Absolute ihm das Glück der Individuation rauben will, das Wagner mit Schopenhauer verleumdet : „Muss ich denn fallen, nicht fahr' ich nach Walhall : Hella halte mich fest !"[2]) ; die Hölle, das Reich Alberichs, der Walhall zu stürmen vorhat. Hier allein geschieht diesem virtuell Gerechtigkeit ; hier allein wohnt diese in Wagners Werk ; nicht die „ewige" Schopenhauers, sondern die, welche aus dem Kreis der glühenden Kohlen nicht bloss heraus, vielmehr wahrhaft hervortritt ; die Gerechtigkeit, mit der Geschichte beginnt und die den bewusstlosen Mythos als Vorgeschichte Lügen straft.

Das Wagnersche Werk legt Zeugnis ab von der Frühzeit des bürgerlichen Verfalls. Sein Zerstörungsdrang nimmt im Gleichnis den der Gesellschaft vorweg ; in diesem Sinn und freilich keinem biologischen ist Nietzsches Kritik an der Wagnerschen décadence gerechtfertigt. Wenn aber die verfallende Gesellschaft in sich die Möglichkeiten der andern entwickelt, die einmal vielleicht an ihre Stelle treten wird, dann hat Nietzsche die Kräfte verkannt, die mit der Frühzeit des bürgerlichen Verfalls in Wagners Werk frei

---

[1]) Rheingold, Klavierauszug, S. 230 f.
[2]) Walküre, l. c., S. 167.

werden : darin liegt sein Unrecht an diesem. Kein Verfallsmoment in Wagners Werk, dem nicht die Produktivkraft Momente des Werdenden hätte abzuzwingen vermocht. Die Schwächung jener Monade, die der Monadensituation nicht mehr gewachsen ist, und die sich daher passiv sinkend dem Druck der Totalität überlässt, hat nicht bloss repräsentative Geltung für eine todgeweihte Gesellschaft, sondern löst zugleich, was in der Monade zuvor sich verhärtete, und macht diese wahrhaft bloss zu der „Erscheinung“, als welche sie in Schopenhauer gedacht ist. In die idiosynkratisch erweichte Vereinzelung des Wagnerschen Werkes wandert der gesellschaftliche Prozess vollkommener ein als je in ästhetische Subjekte, die der Gesellschaft gewachsener sich zeigten und daher verschlossener ihr entgegen sich setzten. Noch die masochistische Preisgabe des Ichs ist mehr als nur masochistisch. Wohl überantwortet Subjektivität ihr Glück dem Tod; aber eben damit geht ihr die Ahnung davon auf, dass sie nicht vollends sich selber gehört. Die Monade ist „krank“, zu ohnmächtig im Mechanismus, um ihr eigenes Prinzip, das der Vereinzelung, noch durchzusetzen und bei sich auszuharren. So gibt sie sich preis. Ihre Preisgabe jedoch verhilft nicht bloss der schlechten Gesellschaft zum Sieg über ihren Protest, sondern durchschlägt schliesslich den Grund der schlechten Vereinzelung selber. In der Liebe sterben : das heisst auch, die Grenze erfahren, die der Eigentumsordnung am Menschen selber gesetzt ist : erfahren, dass der Anspruch der Lust, wäre er jemals zu Ende gedacht, eben jene autonome, sich zugehörende und ihr eigenes Leben verdinglichende Person sprengen würde, die verblendet glaubt, im Besitz ihrer selbst Lust zu finden, und der dieser Besitz Lust gerade entzieht. Wohl verweigert Siegfried geizig den Rheintöchtern den Ring; aber indem er den Kreis der Verblendung schliesst, findet er die Geste, die Erdscholle hinter sich zu werfen als das individuelle Leben, das der nicht mehr halten muss, dem es einmal hält, was es versprach. Daher ist Wagners Werk nicht nur der willige Prophet und beflissene Büttel von Imperialismus und spätbürgerlichem Terror : seine neurotische Schwäche ist zugleich die Kraft der Neurose, dem eigenen Verfall ins Auge zu sehen und ihn zu transzendieren im Bilde, das dem saugenden Blick standhält. Wohl könnte man fragen, ob das Nietzschesche Desiderat der Gesundheit mehr taugt als das kritische Bewusstsein, das die neurotische Schwäche Wagners im Umgang mit den unbewussten Mächten des eigenen Zerfalls gewinnt. Der Irrationalist Wagner, stürzend von Traum zu Traum, wird als Stürzender seiner selbst mächtig. Sein Bewusstsein schult sich in der Nacht, die das Bewusstsein zu verschlingen droht. Der Imperialist träumt den katastrophischen Charakter des Imperialismus; der bürger-

liche Nihilist durchschaut die Apparatur des bürgerlichen Vernichtungsdranges der Epoche nach ihm. Am Schluss der späten Schrift „Religion und Kunst“ heisst es, dass „die fortschreitende Kriegskunst immer mehr, von den Triebfedern moralischer Kräfte ab, sich auf die Ausbildung mechanischer Kräfte hinwendet : hier werden die rohesten Kräfte der niedrigen Naturgewalten in ein künstliches Spiel gesetzt, in welches, trotz aller Mathematik und Arithmetik, der blinde Wille, in seiner Weise einmal mit elementarischer Macht losbrechend, sich einmischen könnte. Bereits bieten uns die gepanzerten Monitors, gegen welche sich das stolze herrliche Segelschiff nicht mehr behaupten kann, einen gespenstisch grausenhaften Anblick : stumm ergebene Menschen, die aber gar nicht mehr wie Menschen aussehen, bedienen diese Ungeheuer, und selbst aus der entsetzlichen Heizkammer werden sie nicht mehr desertieren : aber wie in der Natur alles seinen zerstörenden Feind hat, so bildet auch die Kunst im Meere Torpedo’s, und überall sonst Dynamit-Patronen u. dgl. Man sollte glauben, dieses Alles, mit Kunst, Wissenschaft, Tapferkeit und Ehrenpunkt, Leben und Habe, könnte einmal durch ein unberechenbares Versehen in die Luft fliegen“[1]). Davon weiss aber Wagners Musik mehr als das Wort. Umschlagend wird die Geleiterin des Unbewussten zur ersten bewussten : zur ersten, über die Erkenntnis verfügt, und die von Erkenntnis eingesetzt werden kann zu ihren Zwecken. Nicht ohne allen Rechtsgrund hat Wagner lieber dem Traumdeuter als dem Träumenden sich verglichen. Aber nur der vermag den Traum zu deuten, der schwach und stark genug ist, ihm abermals und vollkommen sich auszuliefern. Tristan kennt nicht bloss die Rauschmusik von Traum und Tod, nicht bloss die Lust des Unbewussten, die in der Tat „kein Büssen noch gekühlt“, weil sie als unfreie und unbewusste Lust so unerreichbar ist wie das Glück in Schopenhauers Philosophie, und die darum in Busse sich verstellt. Die Fieberpartien des dritten Aktes Tristan enthalten jene schwarze, schroffe, zackige Musik, die nicht sowohl die Vision untermalt als demaskiert. Musik, die zauberischste aller Künste, lernt den Zauber brechen, den sie selber um alle ihre Gestalten legt. Die Verfluchung der Minne durch Tristan ist mehr als das ohnmächtige Opfer des Rausches an die Askese : sie ist die Auflehnung der Musik gegen den eigenen Schicksalszwang, und erst im Angesicht ihrer totalen Determination durch den blinden Drang gewinnt sie die Selbstbesinnung wieder. Nicht umsonst stehen jene Figuren der Tristanpartitur nach den Worten „der furchtbare Trank“ an

---

[1]) Schriften, X, S. 252.

der Schwelle der Neuen Musik ; nicht umsonst erscheinen in deren erstem kanonischen Werk, Schönbergs fis-moll Quartett, die Worte : „Nimm mir die Liebe, gib mir dein Glück!“ Sie sagen, dass Liebe und Glück falsch sind in der Welt, in der wir leben, und dass alle Gewalt der Liebe übergegangen ist an den Hass gegens Bestehende. Wer es aber vermöchte, den Wogen des Wagnerschen Orchesters solches Metall zu entreissen, dem vermöchte sein veränderter Klang zu dem Trost zu verhelfen, den es mit Rausch und Phantasmagorie beharrlich verweigert. Indem es die Angst des hilflosen Menschen ausspricht, könnte es den Hilflosen, wie immer schwach und verstellt, Hilfe bedeuten, und aufs neue versprechen, was der uralte Einspruch der Musik versprach : Ohne Angst Leben.

Fragments on Wagner.

The article consists of four chapters taken from a comprehensive study on Wagner.

The first chapter discusses the character of the man Wagner. The author undertakes a social analysis which reveals Wagner to be a bourgeois figure who is no longer able to fulfill the monadological claims of bourgeois society, and who actually deserts to the ruling powers while seemingly in conflict with the society of his day. This analysis is made particularly clear through a study of Wagner's anti-Semitism.

The following sections, only excerpts of which appear in the present essay, study the relationship between Wagner's social character and the technical structure of his works, using concepts such as the conductor-composer and the „gestural type“ of composition. This approach involves minute analyses of certain essential elements of Wagner's technique : the leitmotif, the infinite („unendliche“) melody, his harmonization and scoring.

From the principle of Wagner's instrumentation the author derives the concept of phantasmagoria, which is the subject of the sixth chapter of the larger work (reprinted here). Phantasmagoria is defined as the aesthetic phenomenon that tends to hide the mode of its genesis and to appear as „nature“.

The seventh and eighth chapters have not been included. They deal with the notion of the music drama as the phantasmagoric form, developed primarily from Wagner's theoretical writings, and with the mythical element in his work. The mythical in Wagner is two-sided, for it seeks to interpret the unconscious and in turn to dissolve the real into the unconscious.

The two final chapters are devoted to the philosophy inherent in the works of Wagner and to a philosophical interpretation of his work. Chapter nine discusses the Ring from the standpoint of the betrayal of the revolution by the „rebel“. The canon is given by analysis of Wotan as the unity of impotent old god and beggar. Chapter ten describes Wagner's pessimism. It shows the fundamental difference between Wagner and Schopenhauer,

analyzes the Wagnerian concept of the nil as that of the chimaerical, and concludes by „rescuing" his nihilism as the form adopted by Utopia in the early period of bourgeois decay.

Quelques fragments concernant Wagner.

L'article se compose de quatre chapitres extraits d'un vaste travail consacré à Richard Wagner.

Le premier chapitre étudie la personnalité de Wagner : son caractère est défini comme étant celui du bourgeois désormais incapable de répondre aux exigences monadologiques de la société bourgeoise. L'apparence d'un conflit avec la société masque la soumission de fait aux puissances établies : c'est ce qui est étudié de près dans l'analyse de l'antisémitisme wagnérien.

Les chapitres suivants, desquels la présente publication n'offre que des extraits, établissent d'abord — grâce aux concepts du chef d'orchestre et du mode „gestique" de la composition — le rapport entre le caractère social de Wagner et la complexité technique de son œuvre. Viennent ensuite des analyses détaillées de quelques éléments essentiels du mode wagnérien de composition, tels que la technique du leitmotiv, de la mélodie infinie, de l'harmonique et de l'instrumentation.

Le concept de la fantasmagorie est déduit du principe de l'instrumentation wagnérienne : voilà le thème central du sixième chapitre que notre texte présente, de nouveau, intégralement. La fantasmagorie est définie comme le phénomène esthétique qui renie le mode de sa production.

Les chapitres VII et VIII encore, manquent dans la présente publication. Ils traitent du concept du drame musical en tant que forme fantasmagorique. Ce sont surtout les écrits théoriques de Wagner qui servent à développer ce concept. On en vient à examiner l'élément mythique de l'œuvre wagnérienne — élément équivoque en ce qu'il tend à interpréter l'inconscient en même temps qu'il voudrait le dissoudre dans un inconscient plus profond encore.

Les deux derniers chapitres étudient la philosophie inhérente de Wagner, et tâchent de donner une interprétation philosophique de son œuvre. Le neuvième chapitre donne une analyse du „Ring" — la trahison de la révolution par le „rebelle". Le „canon" du raisonnement est, ici, la figure de Wotan — à la fois vieux dieu rendu impuissant et mendiant. Le chapitre X décrit le pessimisme wagnérien. Il expose la différence fondamentale entre Wagner et Schopenhauer, la reconstruction méthodique du concept wagnérien du néant montre que ce néant est *chimérique*. La conclusion est, en quelque sorte, une réhabilitation du nihilisme wagnérien en ce que ce nihilisme fut la forme que revêtit l'*utopie* au début de la décadence bourgeoise.

Über einige Motive bei Baudelaire.

Von
Walter Benjamin.

I

Baudelaire hat mit Lesern gerechnet, die die Lektüre von Lyrik vor Schwierigkeiten stellt. An diese Leser wendet sich das einleitende Gedicht der Fleurs du mal. Mit ihrer Willenskraft und also auch wohl ihrem Konzentrationsvermögen ist es nicht weit her; sinnliche Genüsse werden von ihnen bevorzugt; sie sind mit dem spleen vertraut, der dem Interesse und der Aufnahmefähigkeit den Garaus macht. Es ist befremdend, einen Lyriker anzutreffen, der sich an dieses Publikum hält, das undankbarste. Gewiss liegt eine Erklärung bei der Hand. Baudelaire wollte verstanden werden : er widmet sein Buch denen, die ihm ähnlich sind. Das Gedicht an den Leser schliesst mit der Apostrophe :

Hypocrite lecteur, — mon semblable, — mon frère ![1])

Der Tatbestand erweist sich ergiebiger, wenn man ihn umformuliert und sagt : Baudelaire hat ein Buch geschrieben, das von vornherein wenig Aussicht auf einen unmittelbaren Publikumserfolg gehabt hat. Er rechnete mit einem Lesertyp, wie ihn das einleitende Gedicht beschreibt. Und es hat sich ergeben, dass das eine weitblickende Berechnung gewesen ist. Der Leser, auf den er eingerichtet war, wurde ihm von der Folgezeit beigestellt. Dass dem so ist, dass, mit andern Worten, die Bedingungen für die Aufnahme lyrischer Dichtungen ungünstiger geworden sind, dafür spricht, unter anderm, dreierlei. Erstens hat der Lyriker aufgehört, für den Poeten an sich zu gelten. Er ist nicht mehr ‚der Sänger‘, wie noch Lamartine es war; er ist in ein Genre eingetreten. (Verlaine macht diese Spezialisierung handgreiflich; Rimbaud war schon Esoteriker, der das Publikum ex officio von seinem Werke fernhält.) Ein zweites Faktum : ein Massenerfolg lyrischer Poesie ist nach Baudelaire nicht mehr vorgekommen. (Noch Hugos

[1]) Charles Baudelaire : Œuvres, éd. Le Dantec. Paris. I, S. 18 (im folgenden nur noch nach Band und Seitenzahl zitiert).

Lyrik fand beim Erscheinen eine mächtige Resonanz. In Deutschland stellt das „Buch der Lieder" die Schwelle dar.) Ein dritter Umstand ist derart mitgegeben : das Publikum wurde spröder auch gegen lyrische Poesie, die ihm von früher her überkommen war. Die Spanne Zeit, von der hier die Rede ist, darf man ungefähr von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an datieren. In der gleichen Epoche hat sich der Ruhm der Fleurs du mal ohne Unterlass ausgebreitet. Das Buch, das mit den ungeneigtesten Lesern gezählt und anfangs nicht viele geneigte gefunden hatte, wurde im Laufe der Jahrzehnte zu einem klassischen ; es wurde auch zu einem der meistgedruckten.

Wenn die Bedingungen für die Aufnahme lyrischer Dichtungen ungünstiger geworden sind, so liegt es nahe, sich vorzustellen, dass die lyrische Poesie nur noch ausnahmsweise den Kontakt mit der Erfahrung der Leser wahrt. Das könnte sein, weil sich deren Erfahrung in ihrer Struktur verändert hat. Man wird diesen Ansatz vielleicht gutheissen, aber nur desto verlegener um eine Kennzeichnung dessen sein, was sich in ihr könnte gewandelt haben. In dieser Lage wird man bei der Philosophie nachfragen. Dabei stösst man auf einen eigentümlichen Sachverhalt. Seit dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts stellte sie eine Reihe von Versuchen an, der ‚wahren' Erfahrung im Gegensatze zu einer Erfahrung sich zu bemächtigen, welche sich im genormten, denaturierten Dasein der zivilisierten Massen niederschlägt. Man pflegt diese Vorstösse unter dem Begriff der Lebensphilosophie zu rubrizieren. Sie gingen begreiflicherweise nicht vom Dasein des Menschen in der Gesellschaft aus. Sie beriefen sich auf die Dichtung, lieber auf die Natur und zuletzt vorzugsweise auf das mythische Zeitalter. Diltheys Werk „Das Erlebnis und die Dichtung" ist eines der frühesten in der Reihe ; sie endet mit Klages und mit Jung, der sich dem Faschismus verschrieben hat. Als weithin ragendes Monument erhebt sich Bergsons Frühwerk Matière et mémoire über diese Literatur. Mehr als die andern wahrt es Zusammenhänge mit der exakten Forschung. Es ist an der Biologie ausgerichtet. Sein Titel zeigt an, dass es die Struktur des Gedächtnisses als entscheidend für die philosophische der Erfahrung ansieht. In der Tat ist die Erfahrung eine Sache der Tradition, im kollektiven wie im privaten Leben. Sie bildet sich weniger aus einzelnen in der Erinnerung streng fixierten Gegebenheiten denn aus gehäuften, oft nicht bewussten Daten, die im Gedächtnis zusammenfliessen. Das Gedächtnis geschichtlich zu spezifizieren, ist freilich Bergsons Absicht in keiner Weise. Jedwede geschichtliche Determinierung der Erfahrung weist er vielmehr zurück. Er meidet damit vor allem und wesentlich, derjeni-

gen Erfahrung näherzutreten, aus der seine eigene Philosophie entstanden ist oder vielmehr gegen die sie entboten wurde. Es ist die unwirtliche, blendende der Epoche der grossen Industrie. Dem Auge, das sich vor dieser Erfahrung schliesst, stellt sich eine Erfahrung komplementärer Art als deren gleichsam spontanes Nachbild ein. Bergsons Philosophie ist ein Versuch, dieses Nachbild zu detaillieren und festzuhalten. Sie gibt derart mittelbar einen Hinweis auf die Erfahrung, die Baudelaire unverstellt, in der Gestalt seines Lesers, vor Augen tritt.

II

Matière et mémoire bestimmt das Wesen der Erfahrung in der durée derart, dass der Leser sich sagen muss : einzig der Dichter wird das adäquate Subjekt einer solchen Erfahrung sein. Ein Dichter ist es denn auch gewesen, der auf Bergsons Theorie der Erfahrung die Probe machte. Man kann Prousts Werk A la recherche du temps perdu als den Versuch ansehen, die Erfahrung, wie Bergson sie sich denkt, unter den heutigen gesellschaftlichen Bedingungen auf synthetischem Wege herzustellen. Denn mit ihrem Zustandekommen auf natürlichem Wege wird man weniger und weniger rechnen können. Proust entzieht sich übrigens der Debatte dieser Frage in seinem Werke nicht. Er bringt sogar ein neues Moment ins Spiel, das eine immanente Kritik an Bergson in sich schliesst. Dieser versäumt nicht, den Antagonismus zu unterstreichen, der zwischen der vita activa und der besonderen vita contemplativa obwaltet, die sich aus dem Gedächtnis heraus erschliesst. Es lässt sich aber bei Bergson so an, als ob die Hinwendung auf die schauende Vergegenwärtigung des Lebensstromes eine Sache der freien Entschliessung sei. Proust meldet seine abweichende Überzeugung von vorneherein terminologisch an. Das reine Gedächtnis — die mémoire pure — der bergsonschen Theorie wird bei ihm zur mémoire involontaire — einem Gedächtnis, das unwillkürlich ist. Unverzüglich konfrontiert Proust dieses unwillkürliche Gedächtnis mit dem willkürlichen, das sich in der Botmässigkeit der Intelligenz befindet. Den ersten Seiten des grossen Werks obliegt es, dieses Verhältnis ins Licht zu stellen. In der Betrachtung, die den Terminus einführt, spricht Proust davon, wie ärmlich sich seiner Erinnerung durch viele Jahre die Stadt Combray dargeboten habe, in der ihm doch ein Teil der Kindheit dahingegangen sei. Proust sei, ehe der Geschmack der madeleine (eines Gebäcks), auf den er dann oft zurückkommt, ihn eines Nachmittags in die alten Zeiten zurückbefördert habe, auf das beschränkt gewesen, was ein Gedächtnis ihm in Bereitschaft

gehalten habe, das dem Appell der Aufmerksamkeit gefügig sei. Das sei die mémoire volontaire, die willkürliche Erinnerung, und von ihr gilt, dass die Informationen, welche sie über das Verflossene erteilt, nichts von ihm aufbehalten. „So steht es mit unserer Vergangenheit. Umsonst, dass wir sie willentlich zu beschwören suchen; alle Bemühungen unserer Intelligenz sind dazu nichts nutze."[1]) Darum steht Proust nicht an, zusammenfassend zu erklären, das Verflossene befinde sich „ausserhalb des Bereichs der Intelligenz und ihres Wirkungsfeldes in irgendeinem realen Gegenstand... In welchem wissen wir übrigens nicht. Und es ist eine Sache des Zufalls, ob wir auf ihn stossen, ehe wir sterben, oder ob wir ihm nie begegnen."[2])

Es ist nach Proust dem Zufall anheimgegeben, ob der einzelne von sich selbst ein Bild bekommt, ob er sich seiner Erfahrung bemächtigen kann. In dieser Sache vom Zufall abzuhängen, hat keineswegs etwas Selbstverständliches. Diesen ausweglos privaten Charakter haben die inneren Anliegen des Menschen nicht von Natur. Sie erhalten ihn erst, nachdem sich für die äusseren die Chance vermindert hat, seiner Erfahrung assimiliert zu werden. Die Zeitung stellt eines von vielen Indizien einer solchen Verminderung dar. Hätte die Presse es darauf abgesehen, dass der Leser sich ihre Informationen als einen Teil seiner Erfahrung zu eigen macht, so würde sie ihren Zweck nicht erreichen. Aber ihre Absicht ist die umgekehrte und wird erreicht. Sie besteht darin, die Ereignisse gegen den Bereich abzudichten, in dem sie die Erfahrung des Lesers betreffen könnten. Die Grundsätze journalistischer Information (Neuigkeit, Kürze, Verständlichkeit und vor allem Zusammenhanglosigkeit der einzelnen Nachrichten untereinander) tragen zu diesem Erfolge genau so bei wie der Umbruch und wie die Sprachgebarung. (Karl Kraus wurde nicht müde nachzuweisen, wie sehr der sprachliche Habitus der Journale die Vorstellungskraft ihrer Leser lähmt.) Die Abdichtung der Information gegen die Erfahrung hängt weiter daran, dass die erstere nicht in die ‚Tradition' eingeht. Die Zeitungen erscheinen in grossen Auflagen. Kein Leser verfügt so leicht über etwas, was sich der andere ‚von ihm erzählen' liesse. — Historisch besteht eine Konkurrenz zwischen den verschiedenen Formen der Mitteilung. In der Ablösung der älteren Relation durch die Information, der Information durch die Sensation spiegelt sich die zunehmende Verkümmerung der Erfahrung wider. Alle diese Formen heben

---

[1]) Marcel Proust: A la recherche du temps perdu. I: Du côté de chez Swann. Paris. I, S. 69.
[2]) Marcel Proust, l. c., S. 69.

sich ihrerseits von der Erzählung ab; sie ist eine der ältesten Formen der Mitteilung. Sie legt es nicht darauf an, das pure An-sich des Geschehenen zu übermitteln (wie die Information das tut); sie senkt es dem Leben des Berichtenden ein, um es als Erfahrung den Hörern mitzugeben. So haftet an ihr die Spur des Erzählenden wie die Spur der Töpferhand an der Tonschale.

Prousts achtbändiges Werk gibt einen Begriff davon, welcher Anstalten es bedurfte, um der Gegenwart die Figur des Erzählers zu restaurieren. Proust unternahm das mit grossartiger Konsequenz. Er geriet dabei von Anfang an an eine elementare Aufgabe: von der eigenen Kindheit Bericht zu geben. Er ermass ihre ganze Schwierigkeit, indem er es als Sache des Zufalls darstellt, ob sie überhaupt lösbar sei. Im Zusammenhange dieser Betrachtungen prägt er den Begriff der mémoire involontaire. Dieser trägt die Spuren der Situation, aus der heraus er gebildet wurde. Er gehört zum Inventar der vielfältig isolierten Privatperson. Wo Erfahrung im strikten Sinn obwaltet, treten im Gedächtnis gewisse Inhalte der individuellen Vergangenheit mit solchen der kollektiven in Konjunktion. Die Kulte mit ihrem Zeremonial, ihren Festen, deren bei Proust wohl nirgends gedacht sein dürfte, führten die Verschmelzung zwischen diesen beiden Materien des Gedächtnisses immer von neuem durch. Sie provozierten das Eingedenken zu bestimmten Zeiten und blieben Handhaben desselben auf Lebenszeit. Willkürliches und unwillkürliches Eingedenken verlieren so ihre gegenseitige Ausschliesslichkeit.

III

Auf der Suche nach einer gehaltvolleren Bestimmung dessen, was als Abfallprodukt der bergsonschen Theorie in Prousts mémoire de l'intelligence erscheint, ist es geraten, auf Freud zurückzugehen. Im Jahre 1921 erschien der Essai „Jenseits des Lustprinzips“, der eine Korrelation zwischen dem Gedächtnis (im Sinne der mémoire involontaire) und dem Bewusstsein aufstellt. Sie hat die Gestalt einer Hypothese. Die Überlegungen, die sich im folgenden an sie anschliessen, werden nicht die Aufgabe haben, sie zu beweisen. Sie werden sich begnügen müssen, die Fruchtbarkeit derselben für Sachverhalte zu überprüfen, die weit von denen abliegen, die Freud bei seiner Konzeption gegenwärtig gewesen sind. Schüler von Freud dürften vielleicht eher auf solche Sachverhalte gestossen sein. Die Ausführungen, in denen Reik seine Theorie des Gedächtnisses entwickelt, bewegen sich zum Teil ganz auf der Linie von Prousts Unterscheidung zwischen dem unwillkürlichen und dem willkürlichen Eingedenken. „Die Funktion des Gedächtnisses“

heisst es bei Reik, „ist der Schutz der Eindrücke. Die Erinnerung zielt auf ihre Zersetzung. Das Gedächtnis ist im wesentlichen konservativ, die Erinnerung ist destruktiv.“[1]) Den fundamentalen Satz von Freud, welcher diesen Ausführungen zugrunde liegt, formuliert die Annahme, „das Bewusstsein entstehe an der Stelle einer Erinnerungsspur.“[2])* Es „wäre also durch die Besonderheit ausgezeichnet, dass der Erregungsvorgang in ihm nicht wie in allen anderen psychischen Systemen eine dauernde Veränderung seiner Elemente hinterlässt, sondern gleichsam im Phänomen des Bewusstwerdens verpufft.“[3]) Die Grundformel dieser Hypothese ist, „dass Bewusstwerden und Hinterlassung einer Gedächtnisspur für dasselbe System miteinander unverträglich sind.“[4]) Erinnerungsreste sind vielmehr „oft am stärksten und haltbarsten, wenn der sie zurücklassende Vorgang niemals zum Bewusstsein gekommen ist.“[5]) Übertragen in Prousts Redeweise : Bestandteil der mémoire involontaire kann nur werden, was nicht ausdrücklich und mit Bewusstsein ist ‚erlebt‘ worden, was dem Subjekt nicht als ‚Erlebnis‘ widerfahren ist. „Dauerspuren als Grundlage des Gedächtnisses“ an Erregungsvorgänge zu thesaurieren, ist nach Freud „andern Systemen“ vorbehalten, die vom Bewusstsein verschieden zu denken sind.**) Nach Freud nähme das Bewusstsein als solches überhaupt keine Gedächtnisspuren auf. Dagegen hätte es eine andere Funktion, die von Bedeutung ist. Es hätte als Reizschutz aufzutreten. „Für den lebenden Organismus ist der Reizschutz eine beinahe wichtigere Aufgabe als die Reizaufnahme ; er ist mit einem eigenen Energievorrat ausgestattet und muss vor allem bestrebt sein, die besonderen Formen der Energieumsetzung, die in ihm spielen, vor dem gleichmachenden, also zerstörenden Einfluss der allzu grossen, draussen arbeitenden Energien zu bewahren.“[6]) Die Bedrohung durch diese Energien

---

[1]) Theodor Reik : Der überraschte Psychologe. Leyden 1935. S. 132.

*) Die Begriffe Erinnerung und Gedächtnis weisen im Freudschen Essai keinen für den vorliegenden Zusammenhang wesentlichen Bedeutungsunterschied auf.

[2]) Sigm. Freud : Jenseits des Lustprinzips. 3, Aufl., Wien 1923. S. 31.

[3]) Freud, l. c., S. 31/32.

[4]) Freud, l. c., S. 31.

[5]) Freud, l. c., S. 30.

**) Von diesen „andern Systemen“ handelt Proust mannigfach. Am liebsten repräsentiert er sie durch die Gliedmassen, und dabei wird er nicht müde, von den in ihnen deponierten Gedächtnisbildern zu sprechen, wie sie, keinem Wink des Bewusstseins hörig, unvermittelt in dieses einbrechen, wenn ein Schenkel, ein Arm oder ein Schulterblatt im Bett unwillkürlich in eine Lage kommen, wie sie sie vor Zeiten einmal eingenommen haben. Die mémoire involontaire des membres ist einer der von Proust bevorzugten Gegenstände. (Cf. Marcel Proust : A la recherche du temps perdu. I : Du côté de chez Swann. Paris. I, S. 15.)

[6]) Freud, l. c., S. 34/35.

ist die durch Chocks. Je geläufiger ihre Registrierung dem Bewusstsein wird, desto weniger muss mit einer traumatischen Wirkung dieser Chocks gerechnet werden. Die psychoanalytische Theorie sucht, das Wesen des traumatischen Chocks „aus der Durchbrechung des Reizschutzes... zu verstehen." Nach ihr hat der Schreck „seine Bedeutung" im „Fehlen der Angstbereitschaft."[1])

Die Untersuchung von Freud hatte ihren Anlass in einem bei Unfallneurotikern typischen Traum. Er reproduziert die Katastrophe, von der sie betroffen wurden. Träume von solcher Art „suchen" nach Freud „die Reizbewältigung unter Angstentwicklung nachzuholen, deren Unterlassung die Ursache der traumatischen Neurose geworden ist."[2]) Etwas Ähnliches scheint Valéry im Sinn zu haben. Und die Koinzidenz lohnt vermerkt zu werden, weil Valéry zu denen gehört, die sich für die besondere Funktionsweise der psychischen Mechanismen unter den heutigen Existenzbedingungen interessiert haben. (Dieses Interesse vermochte er überdies mit seiner poetischen Produktion, die eine rein lyrische geblieben ist, zu vereinbaren. Er stellt sich damit als der einzige Autor dar, der unmittelbar auf Baudelaire zurückführt.) „Die Eindrücke und Sinneswahrnehmungen des Menschen", heisst es bei Valéry, „gehören, an und für sich betrachtet, der Gattung der Überraschungen an; sie zeugen von einer Insuffizienz des Menschen... Die Erinnerung ist... eine Elementarerscheinung und will darauf hinaus, uns die Zeit zur Organisierung" der Reizaufnahme „zu gönnen, die uns zuerst gefehlt hat."[3]) Die Chockrezeption wird durch ein Training in der Reizbewältigung erleichert, zu der im Notfall sowohl der Traum wie die Erinnerung herangezogen werden können. Im Regelfalle liegt dieses Training aber, wie Freud annimmt, dem wachen Bewusstsein ob, das seinen Sitz in einer Rindenschicht des Gehirns habe „die... durch die Reizwirkung so durchgebrannt" sei[4]), dass sie der Reizaufnahme die günstigsten Verhältnisse entgegenbringe. Dass der Chock derart abgefangen, derart vom Bewusstsein pariert werde, gäbe dem Vorfall, der ihn auslöst, den Charakter des Erlebnisses im prägnanten Sinn. Es würde diesen Vorfall (unmittelbar der Registratur der bewussten Erinnerung ihn einverleibend) für die dichterische Erfahrung sterilisieren.

Die Frage meldet sich an, wie lyrische Dichtung in einer Erfahrung fundiert sein könnte, der das Chockerlebnis zur Norm gewor-

---

[1]) Freud, l. c., S. 41.
[2]) Freud, l. c., S. 42.
[3]) Paul Valéry : Autres Rhumbs. Paris 1934. S. 264/265.
[4]) Freud, l. c., S. 32.

den ist. Eine solche Dichtung müsste ein hohes Mass von Bewusstheit erwarten lassen; sie würde die Vorstellung eines Plans wachrufen, der bei ihrer Ausarbeitung im Werke war. Das trifft auf die Dichtung von Baudelaire durchaus zu. Es verbindet ihn, unter seinen Vorgängern, mit Poe; unter seinen Nachfolgern wieder mit Valéry. Die Betrachtungen, die von Proust und von Valéry über Baudelaire angestellt worden sind, ergänzen einander in providentieller Weise. Proust hat einen Essai über Baudelaire geschrieben, der in seiner Tragweite durch gewisse Reflexionen seines Romanwerks noch übertroffen wird. Valéry gab in der Situation de Baudelaire die klassische Einleitung zu den Fleurs du mal. Er sagt dort: „Das Problem musste sich für Baudelaire folgendermassen stellen — ein grosser Dichter, doch weder Lamartine, noch Hugo, noch Musset zu werden. Ich sage nicht, dass dieser Vorsatz bei Baudelaire bewusst gewesen wäre; aber er musste sich zwangsläufig in Baudelaire vorfinden — ja dieser Vorsatz war eigentlich Baudelaire. Er war seine Staatsraison.“[1]) Es hat etwas Befremdliches, beim Dichter von einer Staatsraison zu reden. Es beinhaltet etwas Bemerkenswertes: die Emanzipation von Erlebnissen. Baudelaires poetische Produktion ist einer Aufgabe zugeordnet. Es haben ihm Leerstellen vorgeschwebt, in die er seine Gedichte eingesetzt hat. Sein Werk lässt sich nicht nur als ein geschichtliches bestimmen, wie jedes andere, sondern es wollte und es verstand sich so.

IV

Je grösser der Anteil des Chockmoments an den einzelnen Eindrücken ist, je unablässiger das Bewusstsein im Interesse des Reizschutzes auf dem Plan sein muss, je grösser der Erfolg ist, mit dem es operiert, desto weniger gehen sie in die Erfahrung ein; desto eher erfüllen sie den Begriff des Erlebnisses. Vielleicht kann man die eigentümliche Leistung der Chockabwehr zuletzt darin sehen: dem Vorfall auf Kosten der Integrität seines Inhalts eine exakte Zeitstelle im Bewusstsein anzuweisen. Das wäre eine Spitzenleistung der Reflexion. Sie würde den Vorfall zu einem Erlebnis machen. Fällt sie aus, so würde sich grundsätzlich der freudige oder (meist) unlustbetonte Schreck einstellen, der nach Freud den Ausfall der Chockabwehr sanktioniert. Diesen Befund hat Baudelaire in einem grellen Bild festgehalten. Er spricht von einem Duell, in dem der Künstler, ehe er besiegt wird, vor Schrecken

---

[1]) Charles Baudelaire: Les fleurs du mal. Avec une introduction de Paul Valéry. Éd. Crès. Paris. S. X.

aufschreit.[1]) Dieses Duell ist der Vorgang des Schaffens selbst. Baudelaire hat also die Chockerfahrung ins Herz seiner artistischen Arbeit hineingestellt. Diesem Selbstzeugnis kommt grosse Bedeutung zu. Äusserungen mehrerer Zeitgenossen stützen es. Dem Schrecken preisgegeben, ist es Baudelaire nicht fremd, selber Schrecken hervorzurufen. Vallès überliefert sein exzentrisches Mienenspiel[2]) ; Pontmartin stellt nach einem Porträt von Nargeot Baudelaires konfiszierte Visage fest ; Cladel verweilt bei dem schneidenden Tonfall, der ihm im Gespräch zur Verfügung stand ; Gautier spricht von den ‚Sperrungen', wie Baudelaire sie beim Deklamieren liebte[3]) ; Nadar beschreibt seinen abrupten Schritt.[4])

Die Psychiatrie kennt traumatophile Typen. Baudelaire hat es zu seiner Sache gemacht, die Chocks mit seiner geistigen und physischen Person zu parieren, woher sie kommen mochten. Das Gefecht stellt das Bild dieser Chockabwehr. Wenn er seinen Freund Constantin Guys beschreibt, so sucht er ihn um die Zeit, da Paris im Schlaf liegt, auf, „wie er dasteht, über den Tisch gebeugt, mit der gleichen Schärfe das Blatt visierend wie am Tag die Dinge um ihn herum ; wie er mit seinem Stift, seiner Feder, dem Pinsel ficht ; Wasser aus seinem Glas zur Decke spritzen und die Feder an seinem Hemd sich versuchen lässt ; wie er geschwind und heftig hinter der Arbeit her ist, als fürchte er, die Bilder entwischten ihm ; so ist er streitbar, wenn auch allein, und pariert seine eigenen Stösse."[5]) In solch phantastischem Gefecht begriffen, hat Baudelaire sich selbst in der Anfangsstrophe des Gedichts Le soleil porträtiert ; und das ist wohl die einzige Stelle der Fleurs du mal, die ihn bei der poetischen Arbeit zeigt.

Le long du vieux faubourg, où pendent aux masures
Les persiennes, abri des secrètes luxures,
Quand le soleil cruel frappe à traits redoublés,
Sur la ville et les champs, sur les toits et les blés,
Je vais m'exercer seul à ma fantasque escrime,
Flairant dans tous les coins les hasards de la rime,
Trébuchant sur les mots comme sur les pavés,
Heurtant parfois des vers depuis longtemps rêvés.[6])

Die Erfahrung des Chocks gehört zu denen, die für Baudelaires

---

1) Cit. Ernest Raynaud : Ch. Baudelaire. Paris 1922. S. 317/18.
2) Jules Vallès : Charles Baudelaire (André Billy : Les écrivains de combat. Paris 1931. S. 192).
3) Eugène Marsan : Les cannes de M. Paul Bourget et le bon choix de Philinte. Paris 1923. S. 239.
4) Firmin Maillard : La cité des intellectuels. Paris. S. 362.
5) II, S. 334.
6) I, S. 96.

Faktur bestimmend geworden sind. Gide handelt von den Intermittenzen zwischen Bild und Idee, Wort und Sache, in denen die poetische Erregung bei Baudelaire ihren eigentlichen Sitz vorfinde.[1]) Rivière hat auf die unterirdischen Stösse hingewiesen, von denen der baudelairesche Vers erschüttert wird. Es ist dann, als stürze ein Wort in sich zusammen. Rivière hat solche hinfälligen Worte aufgezeigt[2]) :

> Et qui sait si les fleurs nouvelles que je rêve
> Trouveront dans ce sol lavé comme une grève
> Le mystique aliment qui ferait leur vigueur.[3])

Oder auch

> Cybèle, qui les aime, augmente ses verdures.[4])

Hierher gehört weiter der berühmte Gedichtanfang

> La servante au grand cœur dont vous étiez jalouse.[5])

Diesen verborgenen Gesetzlichkeiten auch ausserhalb des Verses ihr Recht werden zu lassen, war die Absicht, der Baudelaire im Spleen de Paris — seinen Gedichten in Prosa — nachgegangen ist. In seiner Widmung der Sammlung an den Chefredakteur der „Presse", Arsène Houssaye, heisst es : „Wer unter uns hätte nicht schon in den Tagen des Ehrgeizes das Wunderwerk einer poetischen Prosa erträumt ? sie müsste musikalisch ohne Rhythmus und Reim sein, sie müsste geschmeidig und spröde genug sein, um sich den lyrischen Regungen der Seele, den Wellenbewegungen der Träumerei, den Chocks des Bewusstseins anzupassen. Dieses Ideal, das zur fixen Idee werden kann, wird vor allem von dem Besitz ergreifen, der in den Riesenstädten mit dem Geflecht ihrer zahllosen einander durchkreuzenden Beziehungen zu Hause ist."[6])

Die Stelle legt eine doppelte Konstatierung nahe. Sie unterrichtet einmal über den innigen Zusammenhang, der bei Baudelaire zwischen der Figur des Chocks und der Berührung mit den grossstädtischen Massen besteht. Sie unterrichtet weiter darüber, was unter diesen Massen eigentlich zu denken ist. Von keiner Klasse, von keinem irgendwie strukturierten Kollektivum kann die Rede sein. Es handelt sich um nichts anderes als um die amorphe Menge

---

[1]) Cf. André Gide : Baudelaire et M. Faguet (morceaux choisis. Paris. S. 128).
[2]) Jacques Rivière : Études. Paris. S. 14.
[3]) I, S. 29.
[4]) I, S. 31.
[5]) I, S. 113.
[6]) I, S. 405/06.

der Passanten, um Strassenpublikum.*) Diese Menge, deren Dasein Baudelaire nie vergisst, hat ihm zu keinem seiner Werke Modell gestanden. Sie ist aber seinem Schaffen als verborgene Figur eingeprägt, wie sie auch die verborgene Figur des oben zitierten Fragments darstellt. Das Bild des Fechters lässt sich aus ihr entziffern : die Stösse, welche er austeilt, sind bestimmt, ihm durch die Menge den Weg zu bahnen. Freilich sind die faubourgs, durch die der Dichter des soleil sich hindurchschlägt, menschenleer. Aber die geheime Konstellation (in ihr wird die Schönheit der Strophe bis auf den Grund durchsichtig) ist wohl so zu fassen : es ist die Geistermenge der Worte, der Fragmente, der Versanfänge, mit denen der Dichter in den verlassenen Strassenzügen den Kampf um die poetische Beute ausficht.

V

Die Menge — kein Gegenstand ist befugter an die Literaten des neunzehnten Jahrhunderts herangetreten. Sie traf Anstalten, sich in breiten Schichten, denen Lesen geläufig geworden war, als ein Publikum zu formieren. Sie wurde Auftraggeber ; sie wollte sich, wie die Stifter auf den Bildern des Mittelalters, im zeitgenössischen Roman wiederfinden. Der erfolgreichste Autor des Jahrhunderts ist diesem Verlangen aus innerer Nötigung nachgekommen. Menge hiess ihm, fast im antiken Sinn, die Menge der Klienten, des Publikums. Hugo spricht als erster die Menge in Titeln an : Les misérables, Les travailleurs de la mer. Hugo war in Frankreich der einzige, der mit dem Feuilletonroman konkurrieren konnte. Der Meister der Gattung, die für die kleinen Leute Quelle einer Offenbarung zu werden anfing, ist, wie bekannt, Eugène Sue gewesen. Er wurde 1850 mit grosser Stimmenmehrheit als Vertreter der Stadt Paris in das Parlament gewählt. Kein Zufall, dass der junge Marx Anlass fand, mit den Mystères de Paris ins Gericht zu gehen. Aus der amorphen Masse, der damals ein schöngeistiger Sozialismus zu schmeicheln suchte, die eherne des Proletariats herauszuschlagen, stand ihm als Aufgabe früh vor Augen. Darum präludiert die Beschreibung, die Engels dieser Masse in seinem Jugendwerk abgewinnt, wie schüchtern immer, einem der marxschen Themen. In der „Lage der arbeitenden Klassen in England" heisst es : „So eine Stadt wie London, wo man stundenlang wandern kann, ohne auch nur an den Anfang eines Endes zu kommen, ohne

---

*) Dieser Menge eine Seele zu leihen, ist das eigenste Anliegen des Flaneurs. Die Begegnungen mit ihr sind ihm das Erlebnis, das er unermüdlich zum Besten gibt. Aus Baudelaires Werk sind gewisse Reflexe dieser Illusion nicht hinwegzudenken. Sie hat übrigens ihre Rolle nicht ausgespielt. Der unanimisme von Jules Romains ist einer ihrer bewunderten Spätlinge.

dem geringsten Zeichen zu begegnen, das auf die Nähe des flachen Landes schliessen lässt, ist doch ein eigen Ding. Diese kolossale Zentralisation, diese Anhäufung von dritthalb Millionen Menschen auf Einen Punkt hat die Kraft dieser dritthalb Millionen verhundertfacht... Aber die Opfer, die... das gekostet hat, entdeckt man erst später. Wenn man sich ein paar Tage lang auf dem Pflaster der Hauptstrassen herumgetrieben hat..., dann merkt man erst, dass diese Londoner das beste Theil ihrer Menschheit aufopfern mussten, um alle die Wunder der Civilisation zu vollbringen, von denen ihre Stadt wimmelt, dass hundert Kräfte, die in ihnen schlummerten, untäthig blieben und unterdrückt wurden... Schon das Strassengewühl hat etwas Widerliches, etwas, wogegen sich die menschliche Natur empört. Diese Hunderttausende von allen Klassen und aus allen Ständen, die sich da aneinander vorbeidrängen, sind sie nicht Alle Menschen, mit denselben Eigenschaften und Fähigkeiten, und mit demselben Interesse, glücklich zu werden ?... Und doch rennen sie aneinander vorüber, als ob sie gar nichts gemein, gar nichts miteinander zu thun hätten, und doch ist die einzige Übereinkunft zwischen ihnen die stillschweigende, dass Jeder sich auf der Seite des Trottoirs hält, die ihm rechts liegt, damit die beiden aneinander vorbeischiessenden Strömungen des Gedränges sich nicht gegenseitig aufhalten ; und doch fällt es Keinem ein, die Andern auch nur eines Blickes zu würdigen. Die brutale Gleichgültigkeit, die gefühllose Isolierung jedes Einzelnen auf seine Privatinteressen tritt um so widerwärtiger und verletzender hervor, je mehr dieser Einzelnen auf den kleinen Raum zusammengedrängt sind."[1])

Diese Beschreibung ist merklich von denen verschieden, die man bei den französischen Kleinmeistern finden kann, einem Gozlan, Delvau oder Lurine. Es fehlt ihr die Gewandtheit und Nonchalance, mit der der Flaneur sich durch die Menge bewegt und die der Feuilletonist ihm beflissen ablernt. Für Engels hat die Menge etwas Bestürzendes. Sie löst eine moralische Reaktion bei ihm aus. Eine ästhetische spielt daneben mit ; ihn berührt das Tempo, in dem die Passanten aneinander vorüberschiessen, nicht angenehm. Es macht den Reiz seiner Schilderung aus, wie sich der unbestechliche kritische Habitus mit dem altväterischen Tenor in ihr verschränkt. Der Verfasser kommt aus einem noch provinziellen Deutschland ; vielleicht ist die Versuchung, in einem Menschenstrom sich zu verlieren, an ihn nie herangetreten. Als Hegel nicht lange vor seinem Tod zum ersten Mal nach Paris kam,

---

[1]) Friedrich Engels : Die Lage der arbeitenden Klassen in England. Leipzig 1848. S. 36 /7.

schrieb er an seine Frau : „Gehe ich durch die Strassen, sehen die Menschen gerade aus wie in Berlin — alles ebenso gekleidet, ungefähr solche Gesichter — derselbe Anblick, aber in einer volkreichen Masse.“[1]) In dieser Masse sich zu bewegen, war dem Pariser etwas Natürliches. Wie gross auch immer der Abstand sein mochte, den er für seinen Teil von ihr zu nehmen beanspruchte, er blieb von ihr tingiert, er konnte sie nicht wie ein Engels von aussen ansehen. Was Baudelaire angeht, so ist die Masse so wenig etwas ihm Äusserliches, dass sich in seinem Werk verfolgen lässt, wie er, von ihr bestrickt und von ihr angezogen, sich ihrer wehrt.

Die Masse ist Baudelaire derart innerlich, dass man ihre Schilderung bei ihm vergebens sucht. So trifft man seine wichtigsten Gegenstände kaum jemals in der Gestalt von Beschreibungen. Es ist ihm, wie Desjardins sinnreich sagt, „mehr darum zu tun, das Bild dem Gedächtnis einzusenken als es zu schmücken und auszumalen.“[2]) Man wird sich sowohl in den Fleurs du mal wie im Spleen de Paris umsonst nach einem Gegenstück zu den Gemälden der Stadt umsehen, in denen Victor Hugo Meister war. Baudelaire schildert weder die Einwohnerschaft noch die Stadt. Dieser Verzicht hat ihn in den Stand gesetzt, die eine in der Gestalt der anderen heraufzurufen. Seine Menge ist immer die der Grossstadt; sein Paris immer ein übervölkertes. Das ist es, was ihn Barbier sehr überlegen macht, dem, weil sein Verfahren die Schilderung ist, die Massen und die Stadt auseinanderfallen.*) In den Tableaux

---

[1]) Briefe von und an Hegel. Hrsg. von Karl Hegel. Zweiter Theil. Leipzig 1887 (Georg Wilhelm Friedrich Hegel : Werke. XIX, 2, S. 257).

[2]) Paul Desjardins : Charles Baudelaire (La Revue bleue. Paris 1887. S. 18).

*) Bezeichnend für Barbiers Verfahren ist sein Gedicht Londres, das in vierundzwanzig Zeilen die Stadt schildert, um unbeholfen mit den folgenden Versen abzuschliessen :

> Enfin, dans un amas de choses, sombre, immense,
> Un peuple noir, vivant et mourant en silence.
> Des êtres par milliers, suivant l'instinct fatal,
> Et courant après l'or par le bien et le mal.

(Auguste Barbier : Jambes et poèmes. Paris 1841. S. 193/94.) — Baudelaire ist von Barbiers ‚Tendenzgedichten', zumal dem londoner Zyklus Lazare, tiefer beeinflusst worden, als man es hat wahr haben wollen. Der Schluss des Baudelaireschen Crépuscule du soir lautet :

> ils finissent
> Leur destinée et vont vers le gouffre commun.
> L'hôpital se remplit de leurs soupirs. — Plus d'un
> Ne viendra plus chercher la soupe parfumée
> Au coin du feu, le soir, auprès d'une âme aimée.

(I, S. 109). Man vergleiche dies mit dem Schluss der achten Strophe von Barbiers Mineurs de Newcastle :

> Et plus d'un qui rêvait dans le fond de son âme
> Aux douceurs du logis, à l'œil bleu de sa femme,
> Trouve au ventre du gouffre un éternel tombeau.

(Barbier, l. c., S. 240/41). — Mit wenigen meisterlichen Retuschen macht Baudelaire aus dem ‚Bergmannslos' das banale Ende des Grossstadtmenschen.

parisiens ist fast überall die heimliche Gegenwart einer Masse nachweisbar. Wenn Baudelaire die Morgendämmerung zum Thema macht, so ist in den menschenleeren Strassen etwas von dem „Schweigen eines Gewimmels“, das Hugo aus dem nächtlichen Paris herausspürt. Nicht so bald lässt Baudelaire den Blick auf den Tafeln der Anatomieatlanten verweilen, die auf den staubigen Seinequais zum Verkauf ausliegen, so hat auf diesen Blättern die Masse der Abgeschiedenen unvermerkt die Stelle eingenommen, an der vereinzelte Gerippe zu sehen waren. Eine kompakte Masse bewegt sich in den Figuren der Danse macabre vorwärts. Mit dem Schritt, der das Tempo nicht halten kann, mit Gedanken, die von der Gegenwart nichts mehr wissen, aus der grossen Masse herauszufallen, macht das Heldentum der verhutzelten Frauen aus, denen der Zyklus Les petites vieilles auf ihren Wegen folgt. Die Masse war der bewegte Schleier; durch ihn hindurch sah Baudelaire Paris.*) Ihre Gegenwart bestimmt eines der berühmtesten Stücke der Fleurs du mal.

Keine Wendung, kein Wort macht in dem Sonett A une passante die Menge namhaft. Und doch beruht der Vorgang allein auf ihr, wie die Fahrt des Segelschiffs auf dem Wind beruht.

> La rue assourdissante autour de moi hurlait.
> Longue, mince, en grand deuil, douleur majestueuse,
> Une femme passa, d'une main fastueuse,
> Soulevant, balançant le feston et l'ourlet ;
>
> Agile et noble, avec sa jambe de statue.
> Moi, je buvais, crispé comme un extravagant,
> Dans son œil, ciel livide où germe l'ouragan,
> La douceur qui fascine et le plaisir qui tue.
>
> Un éclair... puis la nuit ! — Fugitive beauté
> Dont le regard m'a fait soudainement renaître,
> Ne te verrai-je plus que dans l'éternité ?
>
> Ailleurs, bien loin d'ici ! Trop tard ! Jamais peut-être !
> Car j'ignore où tu fuis, tu ne sais où je vais,
> O toi que j'eusse aimée, ô toi qui le savais ![1])

Im Witwenschleier, schleierhaft durch ihr stummes Dahingetragenwerden im Gewühl, kreuzt eine Unbekannte den Blick des Dichters. Was das Sonett zu verstehen gibt, ist, in einem Satz festgehalten : die Erscheinung, die den Grossstädter fasziniert — weit entfernt, an der Menge nur ihren Widerpart, nur ein ihr feindliches Element zu

---

*) Die Phantasmagorie, in der der Wartende seine Zeit zubringt, das aus Passagen erstellte Venedig, das das Empire den Parisern als Traum vorgaukelt, verflösst auf seinem Mosaikband nur einzelne. Daher kommen bei Baudelaire keine Passagen vor.

[1]) I, S. 106.

haben —, wird ihm durch die Menge erst zugetragen. Die Entzückung des Grossstädters ist eine Liebe nicht sowohl auf den ersten als auf den letzten Blick. Es ist ein Abschied für ewig, der im Gedicht mit dem Augenblick der Berückung zusammenfällt. So stellt das Sonett die Figur des Chocks, ja die Figur einer Katastrophe. Sie hat aber mit dem so Ergriffenen das Wesen seines Gefühls mitbetroffen. Was den Körper im Krampf zusammenzieht — crispé comme un extravagant, heisst es — das ist nicht die Beseligung dessen, von dem der Eros in allen Kammern seines Wesens Besitz ergreift; es hat mehr von der sexuellen Betroffenheit, wie sie einen Vereinsamten überkommen kann. Dass „diese Verse nur in einer Grossstadt entstehen konnten"[1]), wie Thibaudet gemeint hat, will nicht viel sagen. Sie lassen die Stigmata zum Vorschein kommen, die das Dasein in einer Grossstadt der Liebe beibringt. Nicht anders hat Proust das Sonett gelesen und darum das späte Nachbild der Frau in Trauer, das ihm eines Tages in Albertine erschienen ist, mit der beziehungsvollen Beschriftung la Parisienne versehen. „Als Albertine wieder in mein Zimmer trat, hatte sie ein schwarzes Satinkleid an. Es machte sie blass, und sie ähnelte so dem Typ der feurigen und doch bleichen Pariserin, der Frau, die, frischer Luft entwöhnt, durch ihre Lebensweise inmitten von Massen und vielleicht auch durch den Einfluss des Lasters angegriffen, an einem bestimmten Blick zu erkennen ist, welcher bei Wangen, denen kein Rot aufgelegt wurde, unstet wirkt."[2]) So blickt, noch bei Proust, der Gegenstand einer Liebe, wie nur der Grossstädter sie erfährt, wie sie von Baudelaire dem Gedicht erobert wurde und von der man nicht selten wird sagen dürfen, die Erfüllung sei ihr minder versagt als erspart geblieben.*)

VI

Unter den älteren Fassungen des Motivs der Menge darf eine von Baudelaire übertragene Erzählung Poes als die klassische angesehen werden. Sie weist einige Merkwürdigkeiten auf, und man hat ihnen nur zu folgen, um auf gesellschaftliche Instanzen

---

[1]) Albert Thibaudet : Intérieurs. Paris. S. 22.

[2]) Marcel Proust : A la recherche du temps perdu. VI : La prisonnière. Paris 1923. I, S. 138.

*) Das Motiv der Liebe zu der Passantin wird von einem Gedicht des frühen George aufgenommen. Das Entscheidende ist ihm entgangen — die Strömung, in der die Frau, von der Menge getragen, vorübertreibt. So kommt es zu einer befangenen Elegie. Die Blicke des Dichters sind, wie er seiner Dame gestehen muss, „feucht vor sehnen fortgezogen / eh sie in deine sich zu tauchen trauten." (Stefan George : Hymnen Pilgerfahrten Algabal. Berlin 1922. S. 23.) Baudelaire lässt darüber keinen Zweifel, dass er der Passantin tief in die Augen gesehen hat.

zu stossen, die so mächtig und so verborgen sind, dass sie zu denen dürfen gerechnet werden, von denen die vielfach vermittelte, sowohl tiefgreifende wie subtile Wirkung auf die künstlerische Produktion allein ausgehen kann. Das Stück ist betitelt „Der Mann der Menge". London ist sein Schauplatz ; und zum Erzähler macht es einen Mann, der nach langer Krankheit sich erstmals ins Getriebe der Stadt hinausbegibt. In den späten Nachmittagsstunden eines Herbsttages hat er sich hinter dem Fenster eines grossen Lokals in London installiert. Er mustert die Gäste um sich herum, auch die Inserate in einer Zeitung ; vor allem aber geht sein Blick über die Menge hin, die sich an seinem Fenster vorüberschiebt. „Die Strasse war eine der belebtesten in der Stadt ; den ganzen Tag war sie von Menschen gefüllt gewesen. Nun aber, bei Einbruch der Dunkelheit, wuchs die Menge mit jeder Minute an ; und als die Gasflammen entzündet waren, drängten zwei dichte, massive Ströme von Passanten an dem Café vorbei. Ich hatte mich noch nie in gleicher Verfassung gefühlt wie in dieser Abendstunde ; und ich kostete die neue Erregung aus, die beim Anblick des Ozeans wogender Köpfe mich überkommen hatte. Allmählich liess ich aus dem Auge, was in dem Raum, in dem ich mich befand, vor sich ging. Ich verlor mich an die Betrachtung der Strassenszene."[1]) Die Fabel, zu der dieses Vorspiel gehört, muss, so bedeutsam sie ist, auf sich beruhen ; der Rahmen, in dem sie spielt, will betrachtet sein.

Düster und zerfahren wie das Gaslicht, in dem sie sich bewegt, erscheint bei Poe die londoner Menge selbst. Das gilt nicht nur von dem Gesindel, das mit der Nacht „aus den Höhlen"[2]) kriecht. Die Klasse der höheren Angestellten wird von Poe folgendermassen beschrieben : „Ihr Haar war zumeist bereits ziemlich gelichtet, ihr rechtes Ohr stand infolge seiner Verwendung als Träger des Federhalters gewöhnlich etwas vom Kopfe ab. Alle rückten gewohnheitsmässig an ihren Hüten, und alle trugen kurze goldene Uhrketten von altmodischer Form."[3]) Noch erstaunlicher ist die Beschreibung der Menge nach der Art, wie sie sich bewegt. „Die meisten, die vorbeikamen, sahen aus wie Leute, die mit sich zufrieden sind und mit beiden Füssen im Leben stehen. Sie schienen nur daran zu denken, sich durch die Menge den Weg zu bahnen. Sie runzelten die Brauen und warfen Blicke nach allen Seiten. Wenn sie von benachbarten Passanten einen Stoss bekamen, zeigten sie

---

[1]) Edgar Poe : Nouvelles histoires extraordinaires. Traduction de Charles Baudelaire. éd. Calmann-Lévy. Paris. S. 88.

[2]) Poe, l. c., S. 94.

[3]) Poe, l. c., S. 90/91.

sich nicht weiter ungehalten ; sie brachten ihre Kleider wieder in Ordnung und hasteten weiter. Andere, und auch diese Gruppe war gross, hatten ungeordnete Bewegungen, ein rot angelaufenes Gesicht, redeten mit sich selbst und gestikulierten, so als ob sie sich gerade in der unzähligen Menge, von der sie umgeben waren, allein vorgekommen wären. Wenn sie unterwegs innehalten mussten, dann hörten diese Leute plötzlich zu murmeln auf; aber ihre Gestikulation wurde heftiger, und sie warteten mit abwesendem, forciertem Lächeln, bis die Leute, die ihnen im Wege standen, vorbeiwaren. Wenn man sie anstiess, so grüssten sie diejenigen tief, von denen sie ihren Stoss bekommen hatten, und sie schienen dann höchst befangen."[1] *) Man sollte denken, die Rede sei von halb trunkenen, verelendeten Individuen. In Wahrheit handelt es sich um „Leute von gutem Stande, Kaufleute, Advokaten und Börsenspekulanten".[2] **)

Man wird das Bild, das Poe entworfen hat, nicht als realistisch bezeichnen können. Es zeigt eine planvoll entstellende Phantasie am Werk, die den Text weit von denen abrückt, die man als Muster eines sozialistischen Realismus zu empfehlen pflegt. Barbier zum Beispiel, der einer der besten ist, auf die sich ein solcher Realismus vielleicht berufen könnte, schildert die Dinge weniger befremdlich ab. Auch wählte er einen transparenteren Gegen-

---

[1]) Poe, l. c., S. 89.

*) Zu dieser Stelle findet sich eine Parallele in Un jour de pluie. Das Gedicht ist, wenn auch von anderer Hand signiert, Baudelaire zuzuschreiben (cf. Charles Baudelaire : Vers retrouvés. éd. Jules Mouquet. Paris 1929). Der letzte Vers, der dem Gedicht das ungemein Düstere gibt, hat seine genaue Entsprechung im „Mann der Menge". „Die Strahlen der Gaslaternen", heisst es bei Poe, „waren zuerst, als sie noch mit der Abenddämmerung in Streit gelegen hatten, schwach gewesen ; nun hatten sie gesiegt und warfen ein flackerndes und grelles Licht rings umher. Alles sah schwarz aus, funkelte aber wie das Ebenholz, mit dem man den Stil Tertullians verglichen hat." (Poe, l. c., S. 94). Baudelaires Begegnung mit Poe ist hier um so erstaunlicher als die folgenden Verse spätestens 1843 geschrieben worden sind — also zu einer Zeit, da er von Poe nicht wusste.

> Chacun, nous coudoyant sur le trottoir glissant,
> Egoïste et brutal, passe et nous éclabousse,
> Ou, pour courir plus vite, en s'éloignant nous pousse.
> Partout fange, déluge, obscurité du ciel.
> Noir tableau qu'eût rêvé le noir Ezéchiel.

(I, S. 211).

[2]) Poe, l. c., S. 90.

**) Die Geschäftsleute haben bei Poe etwas Dämonisches. Man mag an Marx denken, der die „fieberhaft jugendliche Bewegung der materiellen Produktion" in den Staaten dafür haftbar macht, dass „weder Zeit noch Gelegenheit" war, „die alte Geisterwelt abzuschaffen." (Karl Marx : Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte. Ed. Rjazanov. Wien-Berlin. S. 30.) Baudelaire lässt bei Einbruch der Dunkelheit „träg wie ein Kaufmannspack die schädlichen Dämonen" in der Luft erwachen. (I, S. 108) Vielleicht ist diese Stelle im Crépuscule du soir eine Reminiszenz an den Poeschen Text.

stand; es ist die Masse der Unterdrückten. Von ihr kann bei Poe nicht die Rede sein; er hat es mit ‚den Leuten' schlechtweg zu tun. In dem Schauspiel, das sie ihm darboten, spürte er, wie Engels, etwas Bedrohliches. Es ist eben dies Bild der Grossstadtmenge, das für Baudelaire bestimmend geworden ist. Wenn er der Gewalt erlag, mit der sie ihn an sich zog und als Flaneur zu einem der ihren machte, so hat ihn doch das Gefühl von ihrer unmenschlichen Beschaffenheit dabei nicht verlassen. Er macht sich zu ihrem Komplizen und sondert sich fast im gleichen Augenblick von ihr ab. Er lässt sich weitläufig mit ihr ein, um sie unversehens mit einem Blick der Verachtung ins Nichts zu schleudern. Diese Ambivalenz hat etwas Bezwingendes, wo er sie zurückhaltend einbekennt. Mit ihr mag der schwer ergründliche Charme seines Crépuscule du soir zusammenhängen.

VII

Baudelaire hat es gefallen, den Mann der Menge, auf dessen Spur der Poesche Berichterstatter das nächtliche London die Kreuz und die Quer durchstreift, mit dem Typus des Flaneurs gleichzusetzen.[1]) Man wird ihm darin nicht folgen können. Der Mann der Menge ist kein Flaneur. In ihm hat der gelassene Habitus einem manischen Platz gemacht. Darum ist eher an ihm abzunehmen, was aus dem Flaneur werden musste, wenn ihm die Umwelt, in die er gehört, genommen ward. Wurde sie ihm von London je gestellt, so gewiss nicht von dem, das bei Poe beschrieben ist. An ihm gemessen, wahrt Baudelaires Paris einige Züge aus guter alter Zeit. Noch gab es Fähren, die dort, wo später Brücken sich wölben sollten, die Seine querten. Noch konnte, in Baudelaires Todesjahr, ein Unternehmer auf den Gedanken kommen, zur Bequemlichkeit bemittelter Einwohner fünfhundert Sänften zirkulieren zu lassen. Noch waren die Passagen beliebt, in denen der Flaneur dem Anblick des Fuhrwerks enthoben war, das den Fussgänger als Konkurrenten nicht gelten lässt.*) Es gab den Passanten, welcher sich in die Menge einkeilt, doch gab es auch noch den Flaneur, der Spielraum braucht und sein Privatisieren nicht missen will. Die Vielen sollen ihren

---

[1]) II, S. 328.

*) Der Fussgänger verstand, seine Nonchalance unter Umständen provokatorisch zur Schau zu tragen. Um 1840 gehörte es vorübergehend zum guten Ton, Schildkröten in den Passagen spazieren zu führen. Der Flaneur liess sich gern sein Tempo von ihnen vorschreiben. Wäre es nach ihm gegangen, so hätte der Fortschritt diesen pas lernen müssen. Aber nicht er behielt das letzte Wort, sondern Taylor, der das ‚Nieder mit der Flanerie' zur Parole machte.

Geschäften nachgehen : flanieren kann der Privatmann im Grunde nur, wenn er als solcher schon aus dem Rahmen fällt. Wo das Privatisieren den Ton angibt, ist für den Flaneur ebensowenig Platz wie im fieberhaften Verkehr der City. London hat seinen Mann der Menge. Der Eckensteher Nante, der in Berlin eine volkstümliche Figur des Vormärz war, steht gewissermassen Pendant zu ihm ; der pariser Flaneur wäre das Mittelstück.*)

Wie der Privatier auf die Menge sieht, darüber erteilt eine kleine Prosa Aufschluss — die letzte, die E. T. A. Hoffmann geschrieben hat. Das Stück heisst „Des Vetters Eckfenster". Es ist fünfzehn Jahre älter als Poes Erzählung und stellt wohl einen der frühesten Versuche dar, das Strassenbild einer grösseren Stadt aufzufassen. Die Unterschiede zwischen den beiden Texten lohnen vermerkt zu werden. Poes Beobachter blickt durch das Fenster eines öffentlichen Lokals ; der Vetter dagegen ist in seinem Hauswesen installiert. Poes Beobachter unterliegt einer Attraktion, die ihn schliesslich in den Strudel der Menge zieht. Hoffmanns Vetter in seinem Eckfenster ist gelähmt ; er könnte der Strömung selbst dann nicht folgen, wenn er sie an der eigenen Person verspüren würde. Er ist aber über diese Menge vielmehr erhaben, wie es sein Posten in einer Etagenwohnung ihm nahelegt. Von dort durchmustert er die Menge ; es ist Wochenmarkt, und sie fühlt sich in ihrem Element. Sein Opernglas hebt ihm Genreszenen aus ihr heraus. Dem Gebrauch dieses Instruments ist die innere Haltung des Benutzers durchaus entsprechend. Er will seinen Besucher, wie er gesteht, in die „Prinzipien der Kunst, zu schauen"[1]) einweihen.**) Diese besteht in der Fähigkeit, sich an

---

*) In Glasbrenners Typus zeigt sich der Privatier als kümmerlicher Sprössling des citoyen. Nante hat keinen Anlass, sich umzutun. Er richtet sich auf der Strasse, von der sich von selbst versteht, dass sie ihn zu nichts führt, ebenso häuslich wie der Spiessbürger in seinen vier Wänden ein.

[1]) Ernst Theodor Amadeus Hoffmann : Ausgewählte Schriften. XIV. Stuttgart 1839. S. 205.

**) Bemerkenswert ist, wie es zu diesem Geständnis kommt. Der Vetter schaue, meint sein Besucher, auf das Treiben da unten nur, weil er seine Lust am wechselnden Spiel der Farben habe. Auf die Dauer müsse das doch wohl ermüdend sein. Ähnlich, und wohl nicht sehr viel später, schreibt Gogol anlässlich eines Jahrmarkts in der Ukraine : „So viele Leute waren dorthin unterwegs, dass es einem vor den Augen flimmerte." Vielleicht hat der tägliche Anblick einer bewegten Menge einmal ein Schauspiel dargestellt, dem sich das Auge erst adaptieren musste. Wollte man das als Mutmassung gelten lassen, so ist die Annahme nicht unmöglich, es seien ihm nach Bewältigung dieser Aufgabe Gelegenheiten nicht unwillkommen gewesen, sich im Besitz seiner neuen Errungenschaft zu bestätigen. Das Verfahren der impressionistischen Malerei, das Bild im Tumult der Farbflecken einzuheimsen, wäre dann ein Reflex von Erfahrungen, die dem Auge eines Grossstädters geläufig geworden sind. Ein Bild wie Monets Kathedrale von Chartres, die gleichsam ein Ameisenhaufen aus Steinen ist, würde diese Annahme illustrieren können.

lebenden Bildern zu erfreuen, wie ihnen das Biedermeier auch sonst nachgeht. Erbauliche Sprüche stellen die Auslegung.*) Man kann den Text als einen Versuch ansehen, dessen Veranstaltung fällig zu werden begann. Es ist aber klar, dass er in Berlin unter Bedingungen unternommen wurde, die sein volles Gelingen vereitelten. Hätte Hoffmann Paris oder London je betreten, wäre er auf die Darstellung einer Masse als solcher aus gewesen, so hätte er sich nicht an einen Markt gehalten; er hätte nicht die Frauen beherrschend ins Bild gestellt; er hätte vielleicht die Motive aufgegriffen, die Poe der im Gaslicht bewegten Menge abgewinnt. Übrigens hätte es derer nicht bedurft, um das Unheimliche herauszustellen, das andere Physiognomen der grossen Stadt gespürt haben. Ein nachdenkliches Wort von Heine gehört hierher. „Er litt“, so berichtet ein Korrespondent 1838 an Varnhagen, „im Frühling sehr an den Augen. Das letzte Mal ging ich ein Stück von den Boulevards mit ihm. Der Glanz, das Leben dieser in ihrer Art einzigen Strasse, regte mich zu unendlicher Bewunderung auf, welchem gegenüber dieses Mal Heine das Grauenvolle, das diesem Weltmittelpunkte beigemischt sei, bedeutend hervorhob.“[1])

VIII

Angst, Widerwillen und Grauen weckte die Grossstadtmenge in denen, die sie als die ersten ins Auge fassten. Bei Poe hat sie etwas Barbarisches. Disziplin bändigt sie nur mit genauer Not. Später ist James Ensor nicht müde geworden, Disziplin und Wildheit in ihr zu konfrontieren. Er baut mit Vorliebe Militärverbände in seine karnevalesken Banden ein. Beide vertragen sich miteinander vorbildlich. Nämlich als Vorbild der totalitären Staaten, in denen die Polizei mit den Plünderern geht. Valéry, der für den Symptomkomplex ‚Zivilisation‘ einen scharfen Blick hat, kennzeichnet einen der einschlägigen Tatbestände. „Der Bewohner der grossen städtischen Zentren“, schreibt er, „verfällt wieder in den Zustand der Wildheit, will sagen der Vereinzelung. Das Gefühl, auf die anderen angewiesen zu sein, vordem ständig durch das Bedürfnis wachgehalten, stumpft sich im reibungslosen Ablauf des sozialen Mechanismus allmählich ab. Jede Vervoll-

---

*) Erbauliche Erwägungen widmet Hoffmann in diesem Text unter anderen dem Blinden, der sein Haupt gen Himmel gerichtet hält. Baudelaire, der diese Erzählung kannte, gewinnt in der Schlusszeile der aveugles der Betrachtung Hoffmanns eine Variante ab, welche ihre Erbaulichkeit Lügen straft: Que cherchent-ils au ciel, tous ces Aveugles ? (I, S. 106.)

[1]) Heinrich Heine: Gespräche. Hrsg. v. Hugo Bieber. Berlin 1926. S. 163.

kommnung dieses Mechanismus setzt gewisse Verhaltungsweisen, gewisse Gefühlsregungen... ausser Kraft."[1]) Der Komfort isoliert. Er rückt, auf der anderen Seite, seine Nutzniesser dem Mechanismus näher. Mit der Erfindung des Streichholzes um die Jahrhundertmitte tritt eine Reihe von Neuerungen auf den Plan, die das eine gemeinsam haben, eine vielgliedrige Ablaufsreihe mit einem abrupten Handgriff auszulösen. Die Entwicklung geht in vielen Bereichen vor sich ; sie wird unter anderm am Telefon anschaulich, bei dem an die Stelle der stetigen Bewegung, mit der die Kurbel der älteren Apparate bedient sein wollte, das Abheben eines Hörers getreten ist. Unter den unzähligen Gebärden des Schaltens, Einwerfens, Abdrückens usf. wurde das ‚Knipsen' des Photographen besonders folgenreich. Ein Fingerdruck genügte, um ein Ereignis für eine unbegrenzte Zeit festzuhalten. Der Apparat erteilte dem Augenblick sozusagen einen posthumen Chock. Haptischen Erfahrungen dieser Art traten optische an die Seite, wie der Inseratenteil einer Zeitung sie mit sich bringt, aber auch der Verkehr in der grossen Stadt. Durch ihn sich zu bewegen, bedingt für den einzelnen eine Folge von Chocks und von Kollisionen. An den gefährlichen Kreuzungspunkten durchzucken ihn, gleich Stössen einer Batterie, Innervationen in rascher Folge. Baudelaire spricht von dem Mann, der in die Menge eintaucht wie in ein Reservoir elektrischer Energie. Er nennt ihn bald darauf, die Erfahrung des Chocks umschreibend, „ein Kaleidoskop, das mit Bewusstsein versehen ist."[2]) Wenn Poes Passanten noch scheinbar grundlos Blicke nach allen Seiten werfen, so müssen die heutigen das tun, um sich über die Verkehrssignale zu orientieren. So unterwarf die Technik das menschliche Sensorium einem Training komplexer Art. Es kam der Tag, da einem neuen und dringlichen Reizbedürfnis der Film entsprach. Im Film kommt die chockförmige Wahrnehmung als formales Prinzip zur Geltung. Was am Fliessband den Rhythmus der Produktion bestimmt, liegt beim Film dem der Rezeption zugrunde.

Nicht umsonst betont Marx, wie sehr beim Handwerk der Zusammenhang der Arbeitsmomente ein flüssiger ist. Dieser Zusammenhang tritt am Fliessband dem Fabrikarbeiter verselbständigt als ein dinglicher gegenüber. Unabhängig vom Willen des Arbeiters gelangt das Werkstück in dessen Aktionsradius. Und es entzieht sich ihm ebenso eigenwillig. „Aller kapitalistischen Produktion...", schreibt Marx, „ist es gemeinsam, dass nicht der Arbeiter die Arbeitsbedingung, sondern umgekehrt die Arbeits-

---

[1]) Paul Valéry : Cahier B, 1910. Paris. S. 88/9.
[2]) II, S. 333.

bedingung den Arbeiter anwendet, aber erst mit der Maschinerie erhält diese Verkehrung technisch handgreifliche Wirklichkeit."[1]) Im Umgang mit der Maschine lernen die Arbeiter, „ihre eigene Bewegung der gleichförmig stetigen eines Automaten"[2]) zu koordinieren. Mit diesen Worten fällt ein eigenes Licht auf die Gleichförmigkeiten absurder Art, mit denen Poe die Menge behaften will. Gleichförmigkeiten der Kleidung und des Benehmens, nicht zuletzt Gleichförmigkeiten des Mienenspiels. Das Lächeln gibt zu denken. Es ist vermutlich das heute im keep smiling geläufige und figuriert dort als mimischer Stossdämpfer. — „ Alle Arbeit an der Maschine erfordert", heisst es im oben berührten Zusammenhang, „frühzeitige Dressur des Arbeiters."[3]) Von Übung muss diese Dressur unterschieden werden. Übung, im Handwerk allein bestimmend, hatte in der Manufaktur noch Raum. Auf deren Grundlage „findet jeder besondere Produktionszweig in der Erfahrung die ihm entsprechende technische Gestalt; er vervollkommnet sie langsam." Er kristallisiert sie freilich rasch, „sobald ein gewisser Reifegrad erreicht ist."[4]) Aber dieselbe Manufaktur erzeugt andrerseits „in jedem Handwerk, das sie ergreift, eine Klasse sogenannter ungelernter Arbeiter, die der Handwerksbetrieb streng ausschloss. Wenn sie die durchaus vereinfachte Spezialität auf Kosten des ganzen Arbeitsvermögens zur Virtuosität entwickelt, beginnt sie auch schon, den Mangel aller Entwicklung zu einer Spezialität zu machen. Neben die Rangordnung tritt die einfache Scheidung der Arbeiter in gelernte und ungelernte."[5]) Der ungelernte Arbeiter ist der durch die Dressur der Maschine am tiefsten Entwürdigte. Seine Arbeit ist gegen Erfahrung abgedichtet. An ihr hat die Übung ihr Recht verloren.*) Was der Lunapark in seinen Wackeltöpfen und verwandten Amüsements zustande bringt, ist nichts als eine Kostprobe der Dressur, der der ungelernte Arbeiter in der Fabrik unterworfen wird (eine Kostprobe, die ihm zeitweise für das gesamte Programm zu stehen hatte; denn die Kunst des Exzentriks, in der sich der kleine Mann in den Lunaparks konnte schulen lassen, stand zugleich mit der Arbeitslosigkeit hoch im Flor). Poes Text macht den wahren Zusammenhang zwischen Wildheit und Disziplin einsichtig. Seine Passanten

---

[1]) Karl Marx : Das Kapital. Ed. Korsch. Berlin. S. 404.
[2]) Marx, l. c., S. 402.
[3]) Marx, l. c., S. 402.
[4]) Marx, l. c., S. 323.
[5]) Marx, l. c., S. 336/37.
*) Je kürzer die Ausbildungszeit des Industriearbeiters, desto länger wird die des Militärs. Es gehört vielleicht mit zur Vorbereitung der Gesellschaft auf den totalen Krieg, dass die Übung aus der Praxis der Produktion in die Praxis der Destruktion abwandert.

benehmen sich so, als wenn sie, angepasst an die Automaten, nur noch automatisch sich äussern könnten. Ihr Verhalten ist eine Reaktion auf Chocks. „Wenn man sie anstiess, so grüssten sie diejenigen tief, von denen sie ihren Stoss bekommen hatten."

IX

Dem Chockerlebnis, das der Passant in der Menge hat, entspricht das ‚Erlebnis' des Arbeiters an der Maschinerie. Das erlaubt noch nicht anzunehmen, dass Poe von dem industriellen Arbeitsvorgang einen Begriff besessen hat. Auf alle Fälle ist Baudelaire von einem solchen Begriff weit entfernt gewesen. Er ist aber von einem Vorgang gefesselt worden, in dem der reflektorische Mechanismus, den die Maschine am Arbeiter in Bewegung setzt, am Müssiggänger wie in einem Spiegel sich näher studieren lässt. Diesen Vorgang stellt das Hasardspiel dar. Die Behauptung muss paradox erscheinen. Wo wäre ein Gegensatz glaubhafter etabliert als der zwischen der Arbeit und dem Hasard? Alain schreibt einleuchtend: „Der Begriff... des Spiels... beinhaltet..., dass keine Partie von der vorhergehenden abhängt. Das Spiel will von keiner gesicherten Position wissen... Verdienste, die vorher erworben sind, stellt es nicht in Rechnung, und darin unterscheidet es sich von der Arbeit. Das Spiel macht mit der gewichtigen Vergangenheit, auf die sich die Arbeit stützt..., kurzen Prozess."[1]) Die Arbeit, die Alain bei diesen Worten im Sinne hat, ist die hochdifferenzierte (die, wie die geistige, gewisse Züge vom Handwerk bewahren dürfte); es ist nicht die der meisten Fabrikarbeiter, am wenigsten die der ungelernten. Zwar fehlt der letzteren der Einschlag des Abenteuers, die Fata Morgana, welche den Spieler lockt. Aber was ihr durchaus nicht abgeht, das ist die Vergeblichkeit, die Leere, das Nicht-vollenden-dürfen, welches vielmehr der Tätigkeit des Lohnarbeiters in der Fabrik innewohnt. Auch dessen vom automatischen Arbeitsgang ausgelöste Gebärde erscheint im Spiel, das nicht ohne den geschwinden Handgriff zustande kommt, welcher den Einsatz macht oder die Karte aufnimmt. Was der Ruck in der Bewegung der Maschinerie, ist im Hasardspiel der sogenannte coup. Der Handgriff des Arbeiters an der Maschine ist gerade dadurch mit dem vorhergehenden ohne Zusammenhang, dass er dessen strikte Wiederholung darstellt. Indem jeder Handgriff an der Maschine gegen den ihm voraufgegegangenen ebenso abgedichtet ist, wie ein coup der Hasardpartie gegen den jeweils letzten, stellt die Fron des Lohnar-

[1]) **Alain : Les idées et les âges. I, S. 183/84 (Le jeu).**

beiters auf ihre Weise ein Pendant zu der Fron des Spielers. Beider Arbeit ist von Inhalt gleich sehr befreit.

Es gibt eine Lithographie von Senefelder, die einen Spielklub darstellt. Nicht einer der auf ihr Abgebildeten geht in der üblichen Weise dem Spiel nach. Jeder ist von seinem Affekt besessen; einer von ausgelassener Freude, ein anderer von Misstrauen gegen den Partner, ein dritter von dumpfer Verzweiflung, ein vierter von Streitsucht; einer macht Anstalten, um aus der Welt zu gehen. In den mannigfachen Gebarungen ist etwas verborgen Gemeinsames: die aufgebotenen Figuren zeigen, wie der Mechanismus, dem die Spieler im Hasardspiel sich anvertrauen, an Leib und Seele von ihnen Besitz ergreift, so dass sie auch in ihrer privaten Sphäre, wie leidenschaftlich sie immer bewegt sein mögen, nicht mehr anders als reflektorisch fungieren können. Sie benehmen sich wie die Passanten im poeschen Text. Sie leben ihr Dasein als Automaten und ähneln den fiktiven Figuren Bergsons, die ihr Gedächtnis vollkommen liquidiert haben.

Es scheint nicht, dass Baudelaire dem Spiel ergeben gewesen ist, wiewohl er für die, die ihm verfallen sind, Worte der Sympathie, ja der Huldigung gefunden hat.[1] Das Motiv, das er in dem Nachtstück Le jeu behandelt hat, war in seiner Ansicht von der Moderne vorgesehen. Es zu schreiben, bildete einen Teil seiner Aufgabe. Das Bild des Spielers wurde bei Baudelaire das eigentlich moderne Komplement zum archaischen Bild des Fechters. Der eine ist ihm eine heroische Figur wie der andere. Mit Baudelaires Augen hat Börne gesehen, als er geschrieben hat: „Wenn man alle die Kraft und Leidenschaft..., die jährlich in Europa an Spieltischen vergeudet werden... zusammensparte,... würde es ausreichen, ein römisches Volk und eine römische Geschichte daraus zu bilden. Aber das ist es eben! weil jeder Mensch als Römer geboren, sucht ihn die bürgerliche Gesellschaft zu entrömern, und darum sind Hasard- und Gesellschaftsspiele, Romane, italienische Opern und elegante Zeitungen... eingeführt."[2] Im Bürgertum ist das Hasardspiel erst mit dem neunzehnten Jahrhundert heimisch geworden; im achtzehnten spielte nur der Adel. Es war durch die napoleonischen Heere verbreitet worden und gehörte nun „zum Schauspiele des mondänen Lebens und der Tausende ungeregelter Existenzen, die in den Souterrains einer grossen Stadt zuhause sind" — dem Schauspiel, in dem Baudelaire das Heroische sehen wollte, „wie es unsere Epoche zu eigen hat."[3]

---

[1]) Cf. I, S. 456, auch II, S. 630.

[2]) Ludwig Börne: Gesammelte Schriften. Hamburg-Frankfurt a. Main 1862. III, S. 38/9.

[3]) II, S. 135.

Will man den Hasard nicht sowohl in technischer als in psychologischer Hinsicht ins Auge fassen, so erscheint Baudelaires Konzeption noch bedeutungsvoller. Der Spieler geht auf Gewinn aus, das ist einsichtig. Doch wird man sein Bestreben, zu gewinnen und Geld zu machen, nicht einen Wunsch im eigentlichen Sinne des Wortes nennen wollen. Vielleicht erfüllt ihn im Inneren Gier, vielleicht eine finstere Entschlossenheit. Jedenfalls ist er in einer Verfassung, in der er nicht viel Aufhebens von der Erfahrung machen kann.*) Der Wunsch seinerseits gehört dagegen den Ordnungen der Erfahrung an. „Was man sich in der Jugend wünscht, hat man im Alter in Fülle" heisst es bei Goethe. Je früher im Leben man einen Wunsch tut, desto grössere Aussicht hat er, erfüllt zu werden. Je weiter ein Wunsch in die Ferne der Zeit ausgreift, desto mehr lässt sich für seine Erfüllung hoffen. Was aber in die Ferne der Zeit zurückgeleitet, ist die Erfahrung, die sie erfüllt und gliedert. Darum ist der erfüllte Wunsch die Krone, welche der Erfahrung beschieden ist. In der Symbolik der Völker kann die Ferne des Raumes für die Ferne der Zeiten eintreten; daher die Sternschnuppe, welche in die unendliche Ferne des Raumes stürzt, zum Symbol des erfüllten Wunsches geworden ist. Die Elfenbeinkugel, die da ins nächste Fach rollt, die nächste Karte, die da zuoberst liegt, sind der wahre Gegensatz zu der Sternschnuppe. Die Zeit, die in dem Augenblick enthalten ist, da das Licht der Sternschnuppe für einen Menschen aufblitzt, ist vom Stoffe derer, die von Joubert mit der ihm eigenen Sicherheit umrissen worden ist. „Zeit", sagt er, „wird auch in der Ewigkeit vorgefunden; aber es ist nicht die irdische Zeit, die weltliche... Diese Zeit zerstört nicht, sie vollendet nur."[1]) Sie ist das Gegenstück zu der höllischen, in der sich die Existenz derer abspielt, die nichts, was sie in Angriff genommen haben, vollenden dürfen. Die Verrufenheit des Hasardspiels hängt in der Tat daran, dass der Spieler selbst Hand ans Werk legt. (Ein unverbesserlicher Klient der Lotterie wird nicht derselben Ächtung verfallen wie der Hasardspieler in einem engeren Sinn.)

---

*) Das Spiel setzt die Ordnungen der Erfahrung ausser Kraft. Es ist vielleicht ein dunkles Gefühl davon, was gerade unter Spielern die „pöbelhafte Berufung auf Erfahrung" geläufig macht. Der Spieler sagt „meine Nummer", wie der Lebemann sagt „mein Typ". Gegen Ende des zweiten Kaiserreichs war ihre Verfassung tonangebend. „Auf dem Boulevard war es gang und gäbe, alles auf die Chance zurückzuführen". (Gustave Rageot : Qu'est-ce qu'un événement ? Le Temps, 16 avril 1939.) Dieser Denkungsart leistet die Wette Vorschub. Sie ist ein Mittel, den Ereignissen Chockcharakter zu geben, sie aus Erfahrungszusammenhängen herauszulösen. Für die Bourgeoisie nahmen auch die politischen Ereignisse leicht die Form von Vorgängen am Spieltisch an.

[1]) Joubert : Pensées. Paris 1882. II, S. 162.

Das Immer-wieder-von-vorn-anfangen ist die regulative Idee des Spiels (wie der Lohnarbeit). Es hat daher seinen genauen Sinn, wenn bei Baudelaire der Sekundenzeiger — la Seconde — als Partner des Spielers auftritt.

> Souviens-toi que le Temps est un joueur avide
> Qui gagne sans tricher à tout coup ! c'est la loi ![1])

In einem andern Text vertritt die Stelle der hier gedachten Sekunde der Satan selbst.[2]) Seinem Revier gehört ohne Zweifel auch die schweigsame Höhle an, in welche das Gedicht Le jeu die verweist, die dem Hasardspiel verfallen sind.

> Voilà le noir tableau qu'en un rêve nocturne
> Je vis se dérouler sous mon œil clairvoyant.
> Moi-même, dans un coin de l'antre taciturne,
> Je me vis accoudé, froid, muet, enviant, —
> Enviant de ces gens la passion tenace.[3])

Der Dichter nimmt nicht am Spiele teil. Er steht in seiner Ecke; nicht glücklicher als sie, die Spielenden. Er ist auch ein um seine Erfahrung betrogener Mann, ein Moderner. Nur schlägt er das Rauschgift aus, mit dem die Spielenden das Bewusstsein zu übertäuben suchen, das sie dem Gang des Sekundenzeigers ausgeliefert hat.*)

> Et mon cœur s'effraya d'envier maint pauvre homme
> Courant avec ferveur à l'abîme béant,
> Et qui, saoul de son sang, préférerait en somme,
> La douleur à la mort et l'enfer au néant.[4])

---

[1]) I, S. 94.

[2]) Cf. I, S. 455.

[3]) I, S. 110.

*) Die Rauschwirkung, um die es sich dabei handelt, ist zeitlich spezifiziert wie das Leiden, das sie erleichtern soll. Die Zeit ist der Stoff, in den die Phantasmagorien des Spiels gewoben sind. Gourdon schreibt in seinen Faucheurs de nuits : „Ich behaupte, dass die Passion zu spielen die edelste aller Passionen ist, denn sie schliesst sämtliche andern ein. Eine Folge glücklicher coups gibt mir mehr Genuss, als ein Mann, der nicht spielt, in Jahren haben kann... Ihr glaubt, ich sehe in dem Gold, das mir zufällt, nur den Gewinn ? Ihr irrt euch. Ich sehe darin die Genüsse, die es verschafft, und ich koste sie aus. Sie kommen mir zu geschwind, als dass sie mir Überdruss, zu mannigfach, als dass sie mir Langweile machen könnten. Ich lebe hundert Leben in einem einzigen. Wenn ich reise, so ist es auf die Art, wie der elektrische Funke reist... Wenn ich geizig bin und meine Banknoten" zum Spielen „behalte, so geschieht es, weil ich den Wert der Zeit zu gut kenne, um sie anzulegen wie andere Leute. Ein bestimmter Genuss, den ich mir gönne, würde mich tausend andere Genüsse kosten... Ich habe die Genüsse im Geist und will keine andern." (Édouard Gourdon : Les faucheurs de nuits. Paris 1860. S. 14 /5.) Ähnlich stellt Anatole France in den schönen Aufzeichnuungen über das Spiel aus dem Jardin d'Épicure die Dinge hin.

[4]) I, S. 110.

Baudelaire macht in diesen letzten Versen die Ungeduld zum Substrat der Spielwut. Er hat es in reinster Beschaffenheit in sich vorgefunden. Sein Jähzorn besass die Ausdruckskraft der Iracundia des Giotto in Padua.

X

Es ist, wenn man Bergson glauben will, die Vergegenwärtigung der durée, die dem Menschen die Obsession der Zeit von der Seele nimmt. Proust hält es mit diesem Glauben und hat aus ihm die Exerzitien hervorgebildet, in denen er lebenslang darauf ausgewesen ist, Verflossenes, gesättigt mit allen Reminiszenzen, die während seines Verweilens im Unbewussten in seine Poren gedrungen waren, ans Licht zu heben. Er war ein unvergleichlicher Leser der Fleurs du mal; denn er hat Verwandtes in ihnen am Werk gespürt. Es gibt keine Vertrautheit mit Baudelaire, die Prousts Erfahrung an ihm nicht mit umfasst. „Die Zeit", sagt Proust, „ist bei Baudelaire auf eine befremdende Art zerfällt; nur wenige seltene Tage tun sich auf; es sind bedeutende. So versteht man, warum Wendungen wie ‚wenn eines Abends' und ähnliche bei ihm häufig sind."[1]) Diese bedeutenden Tage sind Tage der vollendenden Zeit, mit Joubert zu sprechen. Es sind Tage des Eingedenkens. Sie sind von keinem Erlebnis gezeichnet. Sie stehen nicht im Verbande der übrigen, heben sich vielmehr aus der Zeit heraus. Was ihren Inhalt ausmacht, hat Baudelaire im Begriff der correspondances festgehalten. Er steht unvermittelt neben dem der „modernen Schönheit."

Das gelehrte Schrifttum über die correspondances (sie sind Gemeingut der Mystiker; Baudelaire ist bei Fourier auf sie gestossen) beiseiteschiebend, macht Proust darum nicht mehr Aufhebens von den artistischen Variationen über den Tatbestand, die von den Synästhesien bestritten werden. Wesentlich ist, dass die correspondances einen Begriff der Erfahrung festhalten, der kultische Elemente in sich schliesst. Nur indem er sich diese Elemente zu eigen machte, konnte Baudelaire voll ermessen, was der Zusammenbruch eigentlich bedeutete, dessen er, als ein Moderner, Zeuge war. Nur so konnte er ihn als die ihm allein zugedachte Herausforderung erkennen, die er in den Fleurs du mal aufgenommen hat. Wenn es eine geheime Architektur dieses Buches, der viele Spekulationen gewidmet worden sind, wirklich gibt, so dürfte der Gedichtkreis, der den Band eröffnet, einem unwiederbringlich Verlorenen

---

[1]) Marcel Proust : A propos de Baudelaire (Nouvelle Revue Française. XVI, 1er juin 1921. S. 652).

gewidmet sein. In diesen Kreis fallen zwei Sonette, die in ihren Motiven identisch sind. Das erste, überschrieben Correspondances, beginnt:

> La Nature est un temple où de vivants piliers
> Laissent parfois sortir de confuses paroles ;
> L'homme y passe à travers des forêts de symboles
> Qui l'observent avec des regards familiers.
>
> Comme de longs échos qui de loin se confondent
> Dans une ténébreuse et profonde unité,
> Vaste comme la nuit et comme la clarté
> Les parfums, les couleurs et les sons se répondent.[1])

Was Baudelaire mit den correspondances im Sinn hatte, kann als eine Erfahrung bezeichnet werden, die sich krisensicher zu etablieren sucht. Möglich ist sie nur im Bereich des Kultischen. Dringt sie über diesen Bereich hinaus, so stellt sie sich als ,das Schöne' dar. Im Schönen erscheint der Kultwert als Wert der Kunst.*)

---

[1]) I, S. 23.

*) Das Schöne ist zwiefältig definierbar in seinem Verhältnis zur Geschichte wie zur Natur. In beiden Beziehungen wird der Schein, das Aporetische im Schönen, zur Geltung kommen. (Die erstere sei nur eben angedeutet. Das Schöne ist seinem geschichtlichen Dasein nach ein Appell, zu denen sich zu versammeln, die es früher bewundert haben. Das Ergriffenwerden vom Schönen ist ein ad plures ire, wie die Römer das Sterben nannten. Der Schein im Schönen besteht für diese Bestimmung darin, dass der identische Gegenstand, um den die Bewunderung wirbt, in dem Werke nicht zu finden ist. Sie erntet ein, was frühere Geschlechter in ihm bewundert haben. Es ist ein Goethewort, das hier der Weisheit letzten Schluss lautbar macht: Alles, was eine grosse Wirkung getan hat, kann eigentlich gar nicht mehr beurteilt werden.) Das Schöne in seinem Verhältnis zur Natur, kann als das bestimmt werden, was „wesenhaft sich selbst gleich nur unter der Verhüllung bleibt." (Cf. Neue deutsche Beiträge, hrsg. v. Hugo von Hofmannsthal. München 1925. II, 2, S. 161.) Die correspondances geben Auskunft darüber, was unter solcher Verhüllung zu denken sei. Man darf diese letztere, mit einer freilich gewagten Abbreviatur, als das ,Abbildende' am Kunstwerk ansprechen. Die correspondances stellen die Instanz dar, vor der der Gegenstand der Kunst als ein treulich abzubildender, dadurch allerdings durch und durch aporetischer, vorgefunden wird. Wollte man versuchen, im Material der Sprache selbst diese Aporie nachzubilden, so käme man dahin, das Schöne zu bestimmen als den Gegenstand der Erfahrung im Stande des Ähnlichseins. Diese Bestimmung würde sich wohl mit Valérys Formulierung decken: „Das Schöne fordert vielleicht die servile Nachahmung dessen, was in den Dingen undefinierbar ist." (Paul Valéry: Autres Rhumbs. 1934. S. 167.) Wenn Proust so bereitwillig auf diesen Gegenstand zurückkommt (der bei ihm als die wiedergefundene Zeit erscheint), so kann man nicht sagen, dass er aus der Schule plaudert. Es gehört vielmehr zu den dekonzertierenden Seiten seines Verfahrens, dass es der Begriff eines Kunstwerks als eines Abbildes, der Begriff des Schönen, kurz der schlechthin hermetische Aspekt der Kunst ist, den er redselig immer wieder in die Mitte seiner Betrachtung rückt. Er handelt von der Entstehung und den Absichten seines Werks mit der Geläufigkeit und der Urbanität, die einem vornehmen Amateur anstünde. Das findet freilich bei Bergson sein Gegenstück. Die folgenden Worte, in denen der Philosoph andeutet, was sich von einer schauenden Vergegenwärtigung des ungebrochenen Werdestroms nicht alles erwarten lasse, haben einen Akzent, der an Proust erinnert. „Wir können unser Dasein Tag für Tag von solcher Schau durchdringen lassen und derart dank der Philosophie eine

Die correspondances sind die Data des Eingedenkens. Sie sind keine historischen, sondern Data der Vorgeschichte. Was die festlichen Tage gross und bedeutsam macht, ist die Begegnung mit einem früheren Leben. Das legte Baudelaire in dem Sonett nieder, das La vie antérieure überschrieben ist. Die Bilder der Grotten und der Gewächse, der Wolken und der Wogen, die der Beginn dieses zweiten Sonetts heraufruft, heben sich aus dem warmen Dunst der Tränen, welche Tränen des Heimwehs sind. „Der Wanderer blickt in diese von Trauer umflorten Weiten, und in seine Augen steigen Tränen der Hysterie, hysterical tears"[1]) schreibt Baudelaire in seiner Anzeige der Gedichte von Marceline Desbordes-Valmore. Simultane Korrespondenzen, wie sie später von den Symbolisten kultiviert wurden, gibt es nicht. Vergangenes murmelt in den Entsprechungen mit; und die kanonische Erfahrung von ihnen hat selber ihre Stelle in einem früheren Leben :

> Les houles, en roulant les images des cieux,
> Mêlaient d'une façon solennelle et mystique
> Les tout-puissants accords de leur riche musique
> Aux couleurs du couchant reflété par mes yeux.
> C'est là que j'ai vécu.[2])

Dass der restaurative Wille Prousts in den Schranken der irdischen Existenz befangen bleibt, Baudelaires über sie hinausschiesst, kann als symptomatisch dafür begriffen werden, wieviel ursprünglicher und machtvoller die Gegenkräfte sich Baudelaire angekündigt haben. Und ihm glückte schwerlich Vollkommeneres als wo er, von ihnen überwältigt, zu resignieren scheint. Das Recueillement zeichnet gegen den tiefen Himmel die Allegorien der alten Jahre ab

> vois se pencher les défuntes années
> Sur les balcons du ciel en robes surannées.[3])

In diesen Versen bescheidet sich Baudelaire, dem Unvordenklichen, das sich ihm entzog, in der Gestalt des Altmodischen zu huldigen. Den Jahren, welche auf dem Altan erscheinen, denkt Proust die von Combray schwesterlich zugetan, wenn er im letzten Band

---

ähnliche Befriedigung geniessen, wie dank der Kunst ; nur fände sie sich häufiger ein, sie wäre stetiger und dem gewöhnlichen Sterblichen leichter zugänglich." (Henri Bergson : La pensée et le mouvant. Paris 1934. S. 198.) Bergson sieht das in Reichweite, was der besseren goetheschen Einsicht von Valéry als das ‚hier', in dem das Unzulängliche Ereignis wird, vor Augen steht.

[1]) II, S. 536.

[2]) I, S. 30.

[3]) I, S. 192.

seines Werkes auf die Erfahrung zurückkommt, von der er beim Geschmack einer madeleine durchdrungen wurde. „Bei Baudelaire... sind diese Reminiszenzen noch zahlreicher; man sieht auch: was sie bei ihm heraufführt, ist nicht der Zufall, und dadurch sind sie meines Erachtens entscheidend. Es gibt keinen wie ihn, der von langer Hand, wählerisch und doch lässig, im Geruch einer Frau zum Beispiel, im Duft ihres Haares und ihrer Brüste, den beziehungsvollen Korrespondenzen nachginge, die ihm dann ‚den Azur des ungeheuren, gewölbten Himmels' oder ‚einen Hafen, der voller Flammen und Masten steht' eintragen."[1]) Die Worte sind ein eingeständliches Motto zum Werk von Proust. Es hat eine Verwandtschaft mit Baudelaires, das die Tage des Eingedenkens zu einem geistlichen Jahr versammelt hat.

Aber die Fleurs du mal wären nicht, was sie sind, waltete in ihnen nur dies Gelingen. Unverwechselbar sind sie vielmehr darin, dass sie der Unwirksamkeit des gleichen Trostes, dass sie dem Versagen der gleichen Inbrunst, dass sie dem Misslingen des gleichen Werks Gedichte abgewonnen haben, die hinter denen in nichts zurückstehen, in denen die correspondances ihre Feste feiern. Das Buch Spleen et idéal ist unter den Zyklen der Fleurs du mal das erste. Das idéal spendet die Kraft des Eingedenkens; der spleen bietet den Schwarm der Sekunden dagegen auf. Er ist ihr Gebieter wie der Teufel der Gebieter des Ungeziefers. In der Reihe der spleen-Gedichte steht Le goût du néant, wo es heisst:

Le Printemps adorable a perdu son odeur![2])

In dieser Zeile sagt Baudelaire ein Äusserstes mit der äussersten Diskretion; das macht sie unverwechselbar zu der seinigen. Das Insichzusammengesunkensein der Erfahrung, an der er früher einmal teilgehabt hat, ist in dem Worte perdu einbekannt. Der Geruch ist das unzugängliche Refugium der mémoire involontaire. Schwerlich assoziiert er sich einer Gesichtsvorstellung; unter den Sinneseindrücken wird er sich nur dem gleichen Geruch gesellen. Wenn dem Wiedererkennen eines Dufts vor jeder anderen Erinnerung das Vorrecht zu trösten eignet, so ist es vielleicht, weil diese das Bewusstsein des Zeitverlaufs tief betäubt. Ein Duft lässt Jahre in dem Dufte, den er erinnert, untergehen. Das macht diesen Vers von Baudelaire zu einem unergründlich trostlosen. Für den, der keine Erfahrung mehr machen kann, gibt es keinen

---

[1]) Marcel Proust: A la recherche du temps perdu. VIII. Le temps retrouvé. Paris. II, S. 82/3.
[2]) I, S. 89.

Trost. Es ist aber nichts anderes als dieses Unvermögen, was das eigentliche Wesen des Zornes ausmacht. Der Zornige ‚will nichts hören‘; sein Urbild Timon wütet gegen die Menschen ohne Unterschied; er ist nicht mehr im Stande, den erprobten Freund von dem Todfeind zu unterscheiden. D'Aurevilly hat mit tiefem Blick diese Verfassung in Baudelaire erkannt; „einen Timon mit dem Genie des Archilochus“ nennt er ihn.[1]) Der Zorn misst mit seinen Ausbrüchen den Sekundentakt, dem der Schwermütige verfallen ist.

> Et le Temps m'engloutit minute par minute,
> Comme la neige immense un corps pris de roideur.[2])

Diese Verse schliessen unmittelbar an die oben zitierten an. Im spleen ist die Zeit verdinglicht; die Minuten decken den Menschen wie Flocken zu. Diese Zeit ist geschichtslos, wie die der mémoire involontaire. Aber im spleen ist die Zeitwahrnehmung übernatürlich geschärft; jede Sekunde findet das Bewusstsein auf dem Plan, um ihren Chock abzufangen*).

Die Zeitrechnung, die ihr Gleichmass der Dauer überordnet, kann doch nicht darauf verzichten, ungleichartige, ausgezeichnete Fragmente in ihr bestehen zu lassen. Die Anerkennung einer Qualität mit der Messung der Quantität vereint zu haben, war das Werk der Kalender, die mit den Feiertagen die Stellen des Eingedenkens gleichsam aussparen. Der Mann, dem die Erfahrung abhanden kommt, fühlt sich aus dem Kalender herausgesetzt. Der Grossstädter macht am Sonntag mit diesem Gefühl Bekanntschaft, Baudelaire hat es avant la lettre in einem der spleen-Gedichte.

---

[1]) Barbey d'Aurevilly: XIXe siècle: Les œuvres et les hommes. III: Les poètes. Paris 1862. S. 381.

[2]) I, S. 89.

*) In dem mystischen Dialog zwischen Monos und Una hat Poe den leeren Zeitverlauf, dem das Subjekt im spleen ausgeliefert ist, gleichsam in die durée hineinkopiert, und er scheint es als Seligkeit zu erfahren, dass dessen Schrecken ihm nun genommen sind. Es ist ein ‚sechster Sinn‘, der dem Abgeschiedenen in der Gestalt der Gabe zufällt, noch dem leeren Zeitverlauf eine Harmonie abzugewinnen. Sie wird freilich vom Takt des Sekundenzeigers sehr leicht gestört. „Ich hatte den Eindruck, als sei in meinem Kopf etwas eingetreten, wovon ich einer menschlichen Intelligenz auf keine Weise einen, sei es auch nur unklaren Begriff geben kann. Ich möchte am liebsten von einer Vibration des mentalen Regulators sprechen. Es handelt sich um das spirituelle Äquivalent der abstrakten menschlichen Zeitvorstellung. Der Gestirnumlauf ist in absolutem Einklang mit dieser Bewegung — oder mit einer entsprechenden — geregelt worden. Derart mass ich die Unregelmässigkeiten der Standuhr auf dem Kamin und der Taschenuhren der Anwesenden. Ihr Ticktack lag mir in den Ohren. Die geringsten Abweichungen vom richtigen Takt... nahmen mich genau so mit, wie mich unter den Menschen die Verletzung der abstrakten Wahrheit beleidigte.“ (Edgar Poe, l. c., S. 336/7.)

Des cloches tout à coup sautent avec furie
Et lancent vers le ciel un affreux hurlement,
Ainsi que des esprits errants et sans patrie
Qui se mettent à geindre opiniâtrement.[1])

Die Glocken, die den Feiertagen einst zugehörten, sind wie die Menschen aus dem Kalender herausgesetzt. Sie gleichen den armen Seelen, die sich viel umtun, aber keine Geschichte haben. Wenn Baudelaire im spleen und in der vie antérieure die auseinandergesprengten Bestandstücke echter historischer Erfahrung in Händen hält, so hat sich Bergson in seiner Vorstellung der durée der Geschichte weit mehr entfremdet. „Der Metaphysiker Bergson unterschlägt den Tod.“[2]) Dass in Bergsons durée der Tod ausfällt, dichtet sie gegen die geschichtliche (wie auch gegen eine vorgeschichtliche) Ordnung ab. Bergsons Begriff der action fällt entsprechend aus. Der ‚gesunde Menschenverstand‘, durch welchen der ‚praktische Mann‘ sich hervortut, hat Pate bei ihm gestanden.[3]) Die durée, aus der der Tod getilgt ist, hat die schlechte Unendlichkeit eines Ornaments. Sie schliesst es aus, die Tradition in sie einzubringen.[*]) Sie ist der Inbegriff eines Erlebnisses, das im erborgten Kleide der Erfahrung einherstolziert. Der spleen dagegen stellt das Erlebnis in seiner Blösse aus. Mit Schrecken sieht der Schwermütige die Erde in einen blossen Naturstand zurückgefallen. Kein Hauch von Vorgeschichte umwittert sie. Keine Aura. So taucht sie in den Versen des goût du néant auf, die sich den vorgenannten anschliessen :

Je contemple du haut le globe en sa rondeur
Et je n'y cherche plus l'abri d'une cahute.[4])

XI

Wenn man die Vorstellungen, die, in der mémoire involontaire beheimatet, sich um einen Gegenstand der Anschauung zu gruppieren streben, dessen Aura nennt, so entspricht die Aura am Gegenstand einer Anschauung eben der Erfahrung, die sich an einem Gegenstand des Gebrauchs als Übung absetzt. Die auf der

---

[1]) I, S. 88.
[2]) Max Horkheimer : Zu Bergsons Metaphysik der Zeit. In : Diese Zeitschrift, Jhrg. III (1934), S. 332.
[3]) Cf. Henri Bergson : Matière et mémoire. Paris 1933. S. 166/67.
[*]) Die Verkümmerung der Erfahrung bekundet sich bei Proust im bruchlosen Gelingen der Endabsicht. Nichts kunstreicher als wie er beiläufig, nichts loyaler als wie er ständig dem Leser gegenwärtig zu halten sucht : die Erlösung ist meine private Veranstaltung.
[4]) I, S. 89.

Kamera und den späteren entsprechenden Apparaturen aufgebauten Verfahren erweitern den Umfang der mémoire volontaire; sie machen es möglich, ein Geschehen nach Bild und Laut jederzeit durch die Apparatur festzuhalten. Sie werden damit zu wesentlichen Errungenschaften einer Gesellschaft, in der die Übung schrumpft. — Die Daguerreotypie hatte für Baudelaire etwas Aufwühlendes und Erschreckendes; „überraschend und grausam" nennt er ihren Reiz.[1]) Er hat demnach den erwähnten Zusammenhang wenn auch gewiss nicht durchschaut so doch empfunden. Wie es stets sein Bestreben war, dem Modernen seine Stelle zu reservieren und, zumal in der Kunst, sie ihm anzuweisen, hat er es auch mit der Photographie gehalten. So oft er sie als bedrohlich empfand. sucht er, ihre „schlecht verstandenen Fortschritte" dafür haftbar zu machen.[2]) Dabei gestand er sich allerdings, dass sie von „der Dummheit der grossen Masse" gefördert würden. „Diese Masse verlangte nach einem Ideal, das ihrer würdig wäre und ihrer Natur entsprach... Ihre Gebete hat ein rächender Gott erhört, und Daguerre wurde sein Prophet."[3]) Unbeschadet dessen bemüht sich Baudelaire um eine konziliantere Betrachtungsweise. Die Photographie mag sich unbehelligt die vergänglichen Dinge zu eigen machen, die ein Anrecht „auf einen Platz in den Archiven unseres Gedächtnisses" haben, wenn sie dabei nur haltmacht vor dem „Bezirk des Ungreifbaren, Imaginativen" : vor dem der Kunst, in dem nur das eine Stätte hat, „dem der Mensch seine Seele mitgibt."[4]) Der Schiedsspruch ist schwerlich ein salomonischer. Die ständige Bereitschaft der willentlichen, diskursiven Erinnerung, die von der Reproduktionstechnik begünstigt wird, beschneidet den Spielraum der Phantasie. Diese lässt sich vielleicht als ein Vermögen fassen. Wünsche einer besonderen Art zu tun; solche, denen als Erfüllung ‚etwas Schönes' zugedacht werden kann. Woran diese Erfüllung gebunden wäre, hat wiederum Valéry näher bestimmt : „Wir erkennen das Kunstwerk daran, dass keine Idee, die es uns erweckt, keine Verhaltungsweise, die es uns nahelegt, es ausschöpfen oder erledigen könnte. Man mag an einer Blume, die dem Geruch zusagt, riechen, solange man will; man kann diesen Geruch, der in uns die Begierde wachruft, nicht abtun, und keine Erinnerung, kein Gedanke und keine Verhaltungsweise löscht seine Wirkung aus oder spricht uns von dem Vermögen los, das er über uns hat.

---

[1]) II, S. 197.
[2]) II, S. 224.
[3]) II, S. 223.
[4]) II, S. 224.

Dasselbe verfolgt, wer sich vorsetzt, ein Kunstwerk zu machen."[1]) Ein Gemälde würde, dieser Betrachtungsweise nach, an einem Anblick dasjenige wiedergeben, woran sich das Auge nicht sattsehen kann. Womit es den Wunsch erfüllt, der sich in seinen Ursprung projizieren lässt, wäre etwas, was diesen Wunsch unablässig nährt. Was die Photographie vom Gemälde trennt und warum es auch nicht ein einziges übergreifendes Prinzip der ‚Gestaltung' für beide geben kann, ist also klar : dem Blick, der sich an einem Gemälde nicht sattsehen kann, bedeutet eine Photographie viel mehr das, was die Speise dem Hunger ist oder der Trank dem Durst.

Die Krisis der künstlerischen Wiedergabe, die sich so abzeichnet, lässt sich als integrierender Teil einer Krise in der Wahrnehmung selbst darstellen. — Was die Lust am Schönen unstillbar macht, ist das Bild der Vorwelt, die Baudelaire durch die Tränen des Heimwehs verschleiert nennt. „Ach du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau" — dies Geständnis ist der Tribut, den das Schöne als solches fordern kann. So weit die Kunst auf das Schöne ausgeht und es, wenn auch noch so schlicht, ‚wiedergibt', holt sie es (wie Faust die Helena) aus der Tiefe der Zeit herauf.*) Das findet in der technischen Reproduktion nicht mehr statt. (In ihr hat das Schöne keine Stelle.) In dem Zusammenhange, da Proust die Dürftigkeit und den Mangel an Tiefe in den Bildern beanstandet, die ihm die mémoire volontaire von Venedig vorlegt, schreibt er, beim blossen Wort ‚Venedig' sei ihm dieser Bilderschatz ebenso abgeschmackt wie eine Ausstellung von Photographien vorgekommen.[2]) Wenn man das Unterscheidende an den Bildern, die aus der mémoire involontaire auftauchen, darin sieht, dass sie eine Aura haben, so hat die Photographie an dem Phänomen eines ‚Verfalls der Aura' entscheidend teil. Was an der Daguerreotypie als das Unmenschliche, man könnte sagen Tödliche musste empfunden werden, war das (übrigens anhaltende) Hereinblicken in den Apparat, da doch der Apparat das Bild des Menschen aufnimmt, ohne ihm dessen Blick zurückzugeben. Dem Blick wohnt aber die Erwartung inne, von dem erwidert zu werden, dem er sich schenkt. Wo diese Erwartung erwidert wird (die

---

[1]) Paul Valéry : Avant-propos (Encyclopédie Française. XVI : Arts et littératures dans la société contemporaine. I, S. 5/6).

*) Der Augenblick eines solchen Gelingens ist selbst wiederum als ein einmaliger ausgezeichnet. Darauf beruht der konstruktive Aufriss des Werks von Proust : jede der Situationen, in denen der Chronist vom Atem der verlorenen Zeit angeweht wird, wird dadurch zu einer unvergleichlichen und aus der Folge der Tage herausgehoben.

[2]) Marcel Proust : A la recherche du temps perdu. VIII : Le temps retrouvé. Paris. I. S. 236.

ebensowohl, im Denken, an einen intentionalen Blick der Aufmerksamkeit sich heften kann wie an einen Blick im schlichten Wortsinn), da fällt ihm die Erfahrung der Aura in ihrer Fülle zu. „Die Wahrnehmbarkeit", so urteilt Novalis, ist „eine Aufmerksamkeit."[1]) Die Wahrnehmbarkeit, von welcher er derart spricht, ist keine andere als die der Aura. Die Erfahrung der Aura beruht also auf der Übertragung einer in der menschlichen Gesellschaft geläufigen Reaktionsform auf das Verhältnis des Unbelebten oder der Natur zum Menschen. Der Angesehene oder angesehen sich Glaubende schlägt den Blick auf. Die Aura einer Erscheinung erfahren, heisst, sie mit dem Vermögen belehnen, den Blick aufzuschlagen.*) Die Funde der mémoire involontaire entsprechen dem. (Sie sind übrigens einmalig : der Erinnerung, die sie sich einzuverleiben sucht, entfallen sie. Damit stützen sie einen Begriff der Aura, der die „einmalige Erscheinung einer Ferne"[2]) in ihr begreift. Diese Bestimmung hat für sich, den kultischen Charakter des Phänomens transparent zu machen. Das wesentlich Ferne ist das Unnahbare : in der Tat ist Unnahbarkeit eine Hauptqualität des Kultbildes.) Wie sehr Proust im Problem der Aura bewandert war, bedarf nicht der Unterstreichung. Immerhin ist es bemerkenswert, dass er es bei Gelegenheit in Begriffen streift, die deren Theorie in sich schliessen : „Einige, die Geheimnisse lieben, schmeicheln sich, dass den Dingen etwas von den Blicken bleibt, welche jemals auf ihnen ruhten." (Doch wohl das Vermögen, sie zu erwidern.) „Sie sind der Meinung, dass Monumente und Bilder nur unter dem zarten Schleier sich darstellen, den Liebe und Andacht so vieler Bewunderer im Laufe der Jahrhunderte um sie gewoben haben. Diese Chimäre", so schliesst Proust ausweichend, „würde Wahrheit werden, wenn sie sie auf die einzige Realität beziehen würden, welche für das Individuum vorhanden ist, nämlich auf dessen eigene Gefühlswelt."[3]) Verwandt, aber weiterführend, weil objektiv ausgerichtet ist Valérys Bestimmung der Wahrnehmung im Traume als einer auratischen. „Wenn ich sage ; ich sehe das da, so ist damit nicht eine Gleichung zwischen mir und der Sache

---

[1]) Novalis : Schriften. Ed. Heilborn. Berlin 1901. S. 293.

*) Diese Belehnung ist ein Quellpunkt der Poesie. Wo der Mensch, das Tier oder ein Unbeseeltes, vom Dichter so belehnt, seinen Blick aufschlägt, zieht es diesen in die Ferne ; der Blick der dergestalt erweckten Natur träumt und zieht den Dichtenden seinem Traume nach. Worte können auch ihre Aura haben. Karl Kraus hat sie so beschrieben : „Je näher man ein Wort ansieht, desto ferner sieht es zurück." (Karl Kraus : Pro domo et mundo. München 1912. S. 164.)

[2]) Cf. Walter Benjamin : L'œuvre d'art à l'époque de sa reproduction mécanisée. In : Diese Zeitschrift, Jhrg. V (1936), S. 43.

[3]) Marcel Proust : A la recherche du temps perdu. VIII : Le temps retrouvé. Paris. II, S. 33.

niedergelegt... Im Traume dagegen liegt eine Gleichung vor. Die Dinge, die ich sehe, sehen mich ebensowohl wie ich sie sehe."[1]) Eben der Traumwahrnehmung ist die Natur der Tempel, von dem es heisst

> L'homme y passe à travers des forêts de symboles
> Qui l'observent avec des regards familiers.

Je besser Baudelaire darum gewusst hat, desto untrüglicher hat der Verfall der Aura seinem lyrischen Werk sich einbeschrieben. Das geschah in der Gestalt einer Chiffre; sie findet sich an fast allen Stellen der Fleurs du mal, wo der Blick aus dem menschlichen Auge auftaucht. (Dass Baudelaire sie nicht planmässig eingesetzt hat, ist selbstverständlich.) Es handelt sich darum, dass die Erwartung, die dem Blick des Menschen entgegendrängt, leer ausgeht. Baudelaire beschreibt Augen, von denen man sagen möchte, dass ihnen das Vermögen zu blicken verloren gegangen ist. In dieser Eigenschaft aber sind sie mit einem Reiz begabt, aus dem der Haushalt seiner Triebe zu einem grossen, vielleicht überwiegenden Teile bestritten wird. Im Banne dieser Augen hat sich der Sexus in Baudelaire vom Eros losgesagt. Wenn die Verse der „Seligen Sehnsucht“

> Keine Ferne macht dich schwierig
> Kommst geflogen wie gebannt

für die klassische Beschreibung der Liebe zu gelten haben, die mit der Erfahrung der Aura gesättigt ist, dann gibt es in der lyrischen Poesie schwerlich Verse, die ihnen entschiedener die Stirne bieten als Baudelaires

> Je t'adore à l'égal de la voûte nocturne,
> O vase de tristesse, ô grande Taciturne,
> Et t'aime d'autant plus, belle, que tu me fuis,
> Et que tu me parais, ornement de mes nuits,
> Plus ironiquement accumuler les lieues
> Qui séparent mes bras des immensités bleues.[2])

Blicke dürften um so bezwingender wirken, je tiefer die Abwesenheit des Schauenden, die in ihnen bewältigt wurde. In spiegelnden Augen bleibt sie unvermindert. Eben darum wissen diese Augen von Ferne nichts. Ihre Glätte hat Baudelaire einem verschlagenen Reim einverleibt:

> Plonge tes yeux dans des yeux fixes
> Des satyresses ou des nixes.[3])

---

[1]) Paul Valéry: Analecta. 1935. S. 193/94.
[2]) I, S. 40.
[3]) I, S. 190.

Satyrfrauen und Nixen gehören der Familie menschlicher Wesen nicht mehr an. Sie sind abgesondert. Denkwürdigerweise hat Baudelaire den von Ferne beschwerten Blick als regard familier ins Gedicht eingebracht.[1]) Er, der keine Familie gegründet hat, hat dem Wort familier eine von Verheissung und von Verzicht gesättigte Textur mitgegeben. Er ist blicklosen Augen verfallen und begibt sich ohne Illusionen in ihren Machtbereich.

Tes yeux, illuminés ainsi que des boutiques
Et des ifs flamboyants dans les fêtes publiques,
Usent insolemment d'un pouvoir emprunté.[2])

„Der Stumpfsinn", schreibt Baudelaire in einer seiner ersten Veröffentlichungen, „ist oft eine Zier der Schönheit. Ihm hat man es zu verdanken, wenn die Augen trist und durchsichtig wie die schwärzlichen Sümpfe sind oder aber die ölige Ruhe der tropischen Meere haben."[3]) Kommt Leben in solche Augen, so ist es das des Raubtiers, das nach Beute Ausschau haltend zugleich sich sichert. (So ist die Hure, auf die Passanten achtend, zugleich auf der Hut vor den Polizeibeamten. Den physiognomischen Typus, den diese Lebensweise erzeugt, fand Baudelaire auf den zahlreichen Blättern wieder, die Guys der Prostituierten gewidmet hat. „Sie lässt ihren Blick wie das Raubtier am Horizont verweilen ; er hat das Unstete des Raubtiers..., doch manchmal auch dessen jähes gespanntes Aufmerken."[4])) Dass das Auge des Grossstadtmenschen mit Sicherungsfunktionen überlastet ist, leuchtet ein. Auf eine minder zu Tage liegende Beanspruchung desselben weist Simmel hin. „Wer sieht, ohne zu hören, ist viel... beunruhigter als der hört, ohne zu sehen. Hier liegt etwas für die... Grossstadt Charakteristisches. Die wechselseitigen Beziehungen der Menschen in den Grossstädten... zeichnen sich durch ein merkliches Übergewicht der Aktivität des Auges über die des Gehörs aus. Die Hauptursache davon sind die öffentlichen Verkehrsmittel. Vor der Entwicklung der Omnibusse, der Eisenbahnen, der Tramways im neunzehnten Jahrhundert waren die Leute nicht in die Lage gekommen, lange Minuten oder gar Stunden sich gegenseitig ansehen zu müssen, ohne aneinander das Wort zu richten."[5])

Der sichernde Blick enträt der träumerischen Verlorenheit an die Ferne. Er kann dahin kommen, etwas wie Lust an ihrer

---

[1]) Cf. I, S. 23.
[2]) I, S. 40.
[3]) II, S. 622.
[4]) II, S. 359.
[5]) G. Simmel : Mélanges de philosophie relativiste. Paris 1912. S. 26/7.

Entwürdigung zu empfinden. In diesem Sinne dürften die folgenden merkwürdigen Sätze zu lesen sein. Im „Salon von 1859“ lässt Baudelaire die Landschaftsbilder Revue passieren, um mit dem Eingeständnis zu schliessen : „Ich wünsche mir die Dioramen zurück, deren ungeheure und grobschlächtige Magie mir eine nützliche Illusion aufzwingt. Ich sehe mir lieber ein paar Theaterhintergründe an, auf denen ich kunstfertig, in tragischer Konzision, meine liebsten Träume behandelt finde. Diese Dinge, die so ganz falsch sind, sind eben darum der Wahrheit unendlich viel näher ; dagegen sind unsere meisten Landschafter Lügner, gerade weil sie zu lügen verabsäumen.“[1]) Man möchte auf die „nützliche Illusion“ weniger Wert legen als auf die „tragische Konzision“. Baudelaire dringt auf den Zauber der Ferne ; er misst das Landschaftsbild geradezu am Massstab von Malereien in Jahrmarktsbuden. Will er den Zauber der Ferne durchstossen wissen, wie sich das für den Beschauer ereignen muss, der zu nahe an einen Prospekt herantritt ? Das Motiv ist in einen der grossen Verse der Fleurs du mal eingegangen :

Le Plaisir vaporeux fuira vers l'horizon
Ainsi qu'une sylphide au fond de la coulisse.[2])

XII

Die Fleurs du mal sind das letzte lyrische Werk gewesen, das eine europäische Wirkung getan hat ; kein späteres ist über einen mehr oder weniger beschränkten Sprachkreis hinausgedrungen. Dem ist zur Seite zu stellen, dass Baudelaire sein produktives Vermögen fast ausschliesslich diesem einen Buch zugewandt hat. Und endlich ist nicht von der Hand zu weisen, dass unter seinen Motiven einige, von denen die vorliegende Untersuchung gehandelt hat, die Möglichkeit lyrischer Poesie problematisch machen. Dieser dreifache Tatbestand determiniert Baudelaire geschichtlich. Er zeigt, dass er unbeirrbar zu seiner Sache stand. Unbeirrbar war Baudelaire im Bewusstsein seiner Aufgabe. Das geht so weit, dass er es als sein Ziel „eine Schablone zu kreieren“ bezeichnet hat[3].) Er sah darin die Kondition eines jeden künftigen Lyrikers. Von denen, die sich ihr nicht gewachsen zeigten, hielt er wenig. „Trinkt Ihr Kraftbrühen aus Ambrosia ? Esst Ihr Koteletts von Paros ? Wieviel gibt man im Leihhaus auf eine Lyra ?“[4]) Der

[1]) II, 273.
[2]) I, S. 94.
[3]) Cf. Jules Lemaître : Les contemporains. IV. Paris 1895. S. 29, auch II, S 133.
[4]) II, S. 422.

Lyriker mit der Aureole ist für Baudelaire antiquiert. Er hat ihm seine Stelle als Figurant in einem Prosastück angewiesen, das „Verlust einer Aureole" betitelt ist. Der Text ist erst spät ans Licht gekommen. Bei der ersten Sichtung des Nachlasses wurde er als „ zur Publikation nicht geeignet" ausgeschieden. Bis heute blieb er in der Literatur über Baudelaire unbeachtet.

„ ‚Was sehe ich, mein Lieber! Sie! hier! In einem schlecht beleumundeten Lokal finde ich Sie — den Mann, der Essenzen schlürft, den Mann, der Ambrosia zu sich nimmt! Wirklich! für mich zum Verwundern!' — ‚Sie wissen, mein Lieber, von der Angst, die mir Pferde und Wagen machen. Eben überquerte ich eilig den Boulevard, und wie ich in diesem bewegten Chaos, wo der Tod von allen Seiten auf einmal im Galopp auf uns zustürmt, eine verkehrte Bewegung mache, löst sich die Aureole von meinem Haupt und fällt in den Schlamm des Asphalts. Ich hatte den Mut nicht, sie aufzuheben. Ich habe mir gesagt, dass es minder empfindlich ist, seine Insignien zu verlieren als sich die Knochen brechen zu lassen. Und schliesslich, habe ich mir gesagt, zu irgend etwas ist Unglück immer gut. Ich kann mich jetzt inkognito bewegen, schlechte Handlungen begehen und mich gemein machen wie ein gewöhnlicher Sterblicher. So bin ich, wie Sie sehen, hier, ganz wie Sie!' — ‚Sie sollten doch den Verlust der Aureole bekanntgeben oder auf dem Fundbüro danach fragen lassen.' — ‚Ich denke nicht daran! mir ist wohl hier! Nur Sie haben mich erkannt. Ausserdem ist Würde mir langweilig. Und dann habe ich Freude an dem Gedanken, dass irgendein schlechter Dichter sie aufheben und keinen Anstand nehmen wird, sich mit ihr herauszuputzen. Einen Glücklichen machen! darüber geht mir nichts! Und vor allem einen Glücklichen, über den ich lache! Stellen Sie sich X. vor oder auch Z. Nein, wird das komisch sein!' "[1]) — Das gleiche Motiv steht in den Tagebüchern; der Schluss weicht ab. Der Dichter hebt die Aureole schnell wieder auf. Nun beunruhigt ihn aber das Gefühl, der Zwischenfall sei von böser Vorbedeutung.[2]) *)

Der Verfasser dieser Niederschriften ist kein Flaneur. Sie legen ironisch die gleiche Erfahrung nieder, die Baudelaire ohne jedwede Ausstaffierung, im Vorbeigehen dem Satze anvertraut: „Perdu dans ce vilain monde, coudoyé par les foules, je suis comme un homme lassé dont l'œil ne voit en arrière, dans les années profondes, que

---

[1]) I, S. 483/84.
[2]) II, S. 634.
*) Es ist nicht unmöglich, dass der Anlass dieser Aufzeichnung ein pathogener Chock gewesen ist. Desto aufschlussreicher die Gestaltung, die ihn dem baudelaireschen Werk anverwandelt.

désabusement et amertume, et, devant lui, qu'un orage où rien de neuf n'est contenu, ni enseignement ni douleur."[1]) Von der Menge mit Stössen bedacht worden zu sein, hebt Baudelaire unter allen Erfahrungen, die sein Leben zu dem gemacht haben, was es geworden ist, als die massgebende heraus, als die unverwechselbare. Ihm ist der Schein einer in sich bewegten, in sich beseelten Menge, in den der Flaneur vergafft war, ausgegangen. Um sich ihre Niedertracht einzuschärfen, fasst er den Tag ins Auge, an dem sogar die verlorenen Frauen, die Ausgestossenen, so weit sein werden, einer geordneten Lebensweise das Wort zu reden, über die Libertinage den Stab zu brechen und nichts mehr ausser dem Gelde bestehen zu lassen. Verraten von diesen seinen letzten Verbündeten, geht Baudelaire gegen die Menge an ; er tut es mit dem ohnmächtigen Zorne dessen, der gegen den Regen oder den Wind angeht. So ist das Erlebnis beschaffen, dem Baudelaire das Gewicht einer Erfahrung gegeben hat. Er hat den Preis bezeichnet, um welchen die Sensation der Moderne zu haben ist : die Zertrümmerung der Aura im Chockerlebnis. Das Einverständnis mit dieser Zertrümmerung ist ihn teuer zu stehen gekommen. Es ist aber das Gesetz seiner Poesie. Sie steht am Himmel des zweiten Kaiserreiches als „ein Gestirn ohne Atmosphäre".[2])

On some Motifs in Baudelaire.

The essay begins with the estrangement of the great lyrical poetry from the public since the middle of the 19th century. It is conceived in terms of an historical change in the structure of human experiencing.

That is first demonstrated in Bergson. The autor interprets „Matière et Mémoire" as the attempt to vindicate through the category of memory the possibility of genuine, that is, tradition-forming experience as against the mode of experience in the industrial age. Proust has more closely determined Bergson's notion of memory as involuntary memory. Accordingly he seeks to reconstruct the aesthetic form of the narrative. Its industrial counterparts are information and sensation. Through shocks they threaten memory which B., in referring to psycho-analytical theories, conceives in terms of „protection against stimuli".

Erlebnis becomes the antithesis of experience (Erfahrung). In Baudelaire's lyrical poetry the Erlebnis of shock occupies the center. In his portrayal of the fenser, Baudelaire identifies himself with the one who parries the shocks. These shocks occur when the individual is confronted with the amorphous multitude of the metropolis. In one chapter the

---

[1]) II, S. 641.

[2]) Friedrich Nietzsche : Unzeitgemässe Betrachtungen. I : Vom Nutzen und Nachteil der Historie. Leipzig 1893. S. 164.

author describes this clash and the shape it takes in Baudelaire's poetry. The subsequent chapter presents an analysis of Poe's „Man of the Crowd", the city crowd portrayal which provides the clue for Baudelaire's and which is contrasted with the Biedermeier picture of Hoffmann's „Cousin's Corner Window".

The shock as the dominant form of Erlebnis is shown as grounded in the reified process of production in capitalist society. The discontinuity of the elements of shock has its basis in the discontinuity of the automatized process of labor which no longer admits of any „experience", „practice". The experience of shock of the member of a crowd corresponds to the experience of the worker who operates a machine. The reflectory mechanism of the victim of Modern Times appears in Baudelaire's work in the pattern of the hazard game which at the same time is the radical counterpart of „experience".

In Baudelaire, time is dissociated. Its power is absorbed by rare, „significant" days. In them Baudelaire, through the „correspondances" seeks to save and restore the lost experience. The power of anamnesis is posited against the „swarm of seconds". But the consolation of anamnesis remains impotent. In the dissociated shock moments of time, — the „spleen" —, and the anamnesis of the vie antérieure, — the „idéal" —, Baudelaire holds in his hands the débris of genuine experience.

B. subordinates the representations constitutive of „experience", that is, those of involuntary memory, to his notion of „aura". To experience the aura of a phenomenon means to endow it with the faculty of raising the eyes. The decay of aura is the foremost subject of Baudelaire : he summons eyes who have lost the faculty of raising themselves. He has designated the price for which the sensation of the Modern can be bought : the destruction of aura in shock experience.

A propos de quelques motifs baudelairiens.

L'analyse débute par la constatation d'une scission entre la grande poésie lyrique et le public — scission qui se serait produite dès le milieu du XIX[e] siècle. Cette séparation est interprétée comme la conséquence d'une transformation dans la structure même de l'expérience humaine.

Cela est d'abord expliqué par l'œuvre de Bergson. La théorie de la mémoire telle qu'elle a été développée dans *Matière et mémoire* se rattache à un type d'expérience qui, au cours du XIX[e] siècle, a subi des atteintes profondes. Bergson tend, grâce à la catégorie de la mémoire, de restaurer le concept d'une expérience authentique. Cette expérience authentique existe en fonction de la tradition et s'oppose ainsi aux modes habituelles d'expérience propres à l'époque de la grande industrie. Proust a défini la mémoire bergsonienne comme une mémoire involontaire ; en son nom il avait essayé de reconstruire la forme de la narration. Le rival de cette dernière s'appelle, à l'époque de la grande industrie, l'information. Elle développe, par le moyen des chocs, une mémoire qui, par Proust, a été opposée à la mémoire bergsonienne sous le nom d'une mémoire volontaire. Il est permis de considérer, conformément à Freud, la mémoire

volontaire comme étroitement liée à une conscience perpétuellement aux aguets. Plus la conscience sera obligée à parer aux chocs, plus se développera la mémoire volontaire, et plus périclitera la mémoire involontaire. L'expérience éminemment moderne du choc sera la norme de la poésie baudelairienne. Par l'image de l'escrimeur, Baudelaire qui, en flânant, était habitué d'être coudoyé par les foules des rues, s'identifie à l'homme qui pare aux chocs.

Le choc en tant que forme prépondérante de la sensation se trouve accentué par le processus objectivisé et capitaliste du travail. La discontinuité des moments de choc trouve sa cause dans la discontinuité d'un travail devenu automatique, n'admettant plus l'expérience traditionnelle qui présidait au travail artisanal. Au choc éprouvé par celui qui flâne dans la foule correspond une expérience inédite : celle de l'ouvrier devant la machine.

Le réflexe mécanisé de l'homme livré au monde moderne se traduit chez Baudelaire dans l'attitude du joueur. Pour l'homme qui s'est adonné au jeu, l'expérience du choc se présente en ce qu'elle a de plus essentiel, c'est-à-dire comme une façon d'éprouver le temps. Le spleenétique qui ne peut se dégager de la fascination exercée par le déroulement du temps vide est le frère jumeau du joueur. En face du Spleen, l'œuvre baudelairienne évoque l'Idéal. L'Idéal, c'est la mémoire involontaire, initiatrice aux « correspondances ». Dépositaire des images d'une vie antérieure, l'Idéal serait le consolateur suprême s'il n'était tenu en échec par la « beauté moderne » qui est essentiellement spleenétique. Les souvenirs plus ou moins distincts dont est imprégnée chaque image qui surgit du fond de la mémoire involontaire peuvent être considérés comme son « aura ». Se saisir de l'aura d'une chose veut dire : l'investir du pouvoir de lever le regard. La déchéance de l'aura a des causes historiques dont l'invention de la photographie est comme un abrégé. Cette déchéance constitue le thème le plus personnel de Baudelaire. C'est elle qui donne la clé de ses poésies érotiques. Le poète invoque des yeux qui ont perdu le pouvoir du regard. Ainsi se trouve fixé le prix de la beauté et de l'expérience moderne : la destruction de l'aura par la sensation du choc.

Die Rückschritte der Poesie.

Von

Carl Gustav Jochmann.

Einleitung.

In das Verständnis des folgenden Textes einzudringen, kann durch eine Betrachtung der Ursachen erleichtert werden, die seine bisherige Verborgenheit herbeigeführt haben.

Der Platz geistiger Produktionen in der geschichtlichen Überlieferung wird nicht immer allein oder auch nur vorwiegend durch deren unmittelbare Rezeption bestimmt. Sie werden vielmehr oft mittelbar rezipiert, nämlich im Medium von Produktionen, die Wahlverwandte — Vorgänger, Zeitgenossen, Nachfolgende — hinterlassen haben. Das Gedächtnis der Völker ist darauf angewiesen, an den Materien, die ihm die Überlieferung zuführt, Gruppenbildungen vorzunehmen. Solche Gruppierungen sind beweglich; auch wechseln sie in ihren Elementen. Was aber auf die Dauer in sie nicht eingeht, ist der Vergessenheit überantwortet.

Nach Wahlverwandten von Jochmanr, sei es unter den Vorgängern, sei es unter den Zeitgenossen, Ausschau haltend, werden wir freilich inne : auch diese sind, wenn nicht dem Namen so ihrem Umriss nach, von Vergessenheit wie umschattet. Da ist, ein Menschenalter vor Jochmann, Georg Forster. Sein Werk ist im Andenken der Deutschen zerniert wie einst er selbst in Koblenz von deutschen Truppen. Kaum seine unschätzbaren Briefe aus dem Paris der grossen Revolution haben den Kordon durchbrechen können. Eine Darstellung, der es gelänge, die Kontinuität des revolutionären Gedankens unter der deutschen Emigration in Frankreich von Forster bis Jochmann aufzuzeigen, würde den Vorkämpfern des deutschen Bürgertums die Schuld abstatten, die seine heutigen Nachfahren insolvent findet. Sie würde auf Männer wie den Grafen Schlabrendorf stossen, dessen Anfänge in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zurückreichen und der in Paris Jochmanns Freund wurde. Den revolutionsgeschichtlichen Memorabilien, die Jochmann nach dessen Erzählungen abgefasst hat, liessen sich zweifellos Denkwürdigkeiten über die deutsche Emigration um die Wende des Jahrhunderts zur Seite

stellen. Vermutlich hätte, wer ihnen nachgehen will, besonderen Aufschluss aus Varnhagens noch unveröffentlichten Papieren zu erwarten, die auf der Berliner Staatsbibliothek verwahrt werden.

Varnhagen war es, der von Schlabrendorf das taciteïsch gefasste Porträt gegeben hat : „Amtlos Staatsmann, heimatfremd Bürger, begütert arm." „Ich habe", schreibt Jochmann seinerseits am 4. Oktober 1820 an einen Freund, „bisher nur einen einzigen Unabhängigen kennen gelernt : einen Greis von siebzig Jahren, der noch bis jetzt nicht einmal einen Bedienten braucht; der 40 000 Thaler Einkünfte besitzt und kaum 1 000 verzehrt, um mit dem übrigen für die Armen Haus zu halten, einen Grafen, der von jeher nur in Ländern und unter Verhältnissen hat leben wollen, in denen sein Rang nichts galt." Befreundet mit Jochmann war ferner der Pariser Geschäftsträger der Stadt Frankfurt am Main, Oelsner, der seinerseits in nahen Beziehungen zu Sieyès stand. Dass Überlieferungen aus der Revolutions- und zumal der Konventszeit Jochmann in diesem Kreise anvertraut wurden — Überlieferungen, deren bedeutsamsten Niederschlag ein grosser Essay über Robespierre bildet —, fällt als Zeugnis für seine politische Haltung umsomehr ins Gewicht, je weniger der Beginn der Restaurationsperiode danach angetan war, solche Überlieferung zu fördern. Man ging unter Ludwig XVIII. darauf aus, die Ereignisse der Jahre 1789 bis 1815 als eine Kette von Missetaten und von Erniedrigungen bei den Nachgeborenen und Überlebenden in Verruf zu bringen.

Es ist nicht anzunehmen, dass das Bewusstsein, im Paris der grossen Revolution vertreten gewesen zu sein und dem Befreiungskampf der Bürgerklasse glaubwürdige Zeugen gestellt zu haben, der deutschen Bourgeoisie unvermittelt abhanden gekommen ist. Um von Gutzkow und Heine zu schweigen — auch für Alexander von Humboldt und Liebig hat Paris die Kapitale des Weltbürgertums dargestellt, und die Hauptstadt der guten Europäer war es wohl noch in Nietzsches Augen. Erst die Reichsgründung bringt das deutsche Bürgertum um sein angestammtes Bild von Paris; das feudale Preussen macht aus der Stadt der grossen Revolution und der Kommune ein Babylon, dem es seinen Schaftstiefel in den Nacken setzt. „Berlin soll die heilige Stadt der Zukunft werden; seine Strahlenkrone soll über der Welt leuchten. Paris ist das freche, verderbte Babylon, die grosse Hure, die der von Gott gesandte Engel der Vernichtung... von der Erde austilgen wird. Wisst ihr nicht, dass der Herr die germanische Rasse zu seiner auserwählten gestempelt hat?" So Blanqui in dem vehementen Aufruf zur Verteidigung von Paris, den er im September 1871 geschrieben hat.

Gleichzeitig ging dem deutschen Bürgertum, eben durch die Reichsgründung, ein zweiter, nicht minder inhaltsreicher Traditionszusammenhang verloren, in dem Jochmanns Erscheinung zu bewahren gewesen wäre. Es ist der Zusammenhang mit der Freiheitsbewegung in den baltischen Provinzen. Jochmann war Balte. Er ist 1789 in Pernau geboren. Seine Kindheit verlief in der Abgeschiedenheit dieser Landstadt. Mit dreizehn Jahren kam er nach Riga. Nach den Lehrjahren auf der dortigen Domschule besuchte er die Universitäten Leipzig, Göttingen, Heidelberg. Die Studierenden aus den russischen Ostseeprovinzen hielten auf den deutschen Hochschulen eng zusammen. In Heidelberg befreundete Jochmann sich mit Lövis of Menar. Die Biographie Lövis of Menars von Blum enthält den eingehendsten Bericht über Jochmann, der aus diesen frühen Jahren besteht. Er schliesst eine Episode ein, die als einziges Dokument einer politischen Aktivität Jochmanns die angemessene Folie für seine im folgenden Essay niedergelegten Gedanken bildet. „Er gehörte" heisst es von Jochmann dort, „zu den anziehendsten Erscheinungen, die jene bewegte Zeit aufzuweisen hat. Von Natur höchst begabt, bildete er frühzeitig seinen eigenthümlichen Charakter aus. Er war ein wunderbares Gemisch von scharfem Verstand und phantastischem Wesen, von kühner Tatkraft und ängstlichem Lauern, von praktischem Talent und stiller Beobachtung. Schon in früher Jugend, da er noch in die Schule ging, hatte das bewegte Gemüth des merkwürdigen Menschen über Entwürfe gebrütet, deren Ausführung er zum Theil noch erlebte, doch ohne dabei mitgewirkt zu haben. So nahm er einst einen Freund geheimnisvoll aus der Stadt, um ihm in der Stille des Waldes seine Pläne zur Befreiung Griechenlands auseinanderzusetzen... Nun er in Deutschland die Siegeszüge der Franzosen erlebte, erwachte in ihm ein alter Lieblingswunsch. Er wollte für die Befreiung Polens wirken. Dazu meinte er am ersten Gelegenheit zu finden, wenn er Napoleons Adlern folgte. Sein Entschluss fand bei dem älteren Freunde", [Menar] „dem er ihn allein anvertraute, keine Billigung, doch blieb er fest! So speisten beide eines Abends denn noch mit den Freunden und schlichen dann davon. Lövis gab ihm in dunkler Nacht das Geleite. Bald erhielt er einen Brief, der ihm Jochmanns glücklichen Eintritt in ein französisches Regiment meldete. Später schrieb derselbe noch mehrere Male... Nähere Bekanntschaft mit den Freiheitshelden der grossen Armee, von deren Führern er für Polen nichts weiter hoffte, bewogen ihn bald, die Franzosen zu verlassen. Später hielt er die Sache so geheim, dass er selbst dem trefflichen Zschokke, den er doch ungemein schätzte, nichts davon mitgeteilt zu haben scheint."

Der Gedanke der Bauernbefreiung, der, mit dem der nationalen verbunden, durch die französische Revolution mächtigen Antrieb erhalten hatte, ergriff schliesslich, getragen von einigen baltischen Intellektuellen, auch die Letten. Unter ihnen finden sich die Rigaer Freunde Jochmanns; und hier stossen wir auf den Namen von Garlieb Merkel. Merkel steht den Jahren nach zwischen Forster und Jochmann. Er hat einen schlechten Ruf in der Literaturgeschichte. Die Romantiker, zumal A. W. Schlegel, haben ihm übel mitgespielt; seinerseits hat er sich durch unzulängliche Urteile über grosse Dichtungen exponiert. Diese Unzulänglichkeit hat die deutsche Literaturgeschichte vermerkt. Was sie mit Stillschweigen überging, ist die Tatsache, dass Merkels Schrift „Die Letten, vorzüglich in Livland, am Ende des philosophischen Jahrhunderts“, erschienen 1796 in Leipzig, den Kampf um die Beseitigung der Leibeigenschaft in Lettland eröffnet hat. Das Buch zeichnet sich nicht nur durch die unerschrockene Darstellung des Elends unter den lettischen Bauern aus, sondern auch durch wertvolle Angaben zur Folklore der Letten. Aus dem Gedächtnis der Gebildeten ist es noch radikaler getilgt worden als das Werk von Forster, und man kann sich fragen, ob der Verruf, den der Kritiker Merkel auf sich zu ziehen schien, nicht vor allem dem Politiker Merkel gegolten hat.

Wer solchen Fragen Raum gibt, dem stellt sich das deutsche Bürgertum des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts von einer wenig beachteten Seite dar. Er stösst auf jene in ihren produktiven Gaben begrenzten aber im Haushalt der Weltgeschichte so wichtigen Männer, deren Freimut und Überzeugungstreue die unerlässliche und verkannte Grundlage für die weiter ausgreifenden, freilich um so behutsameren revolutionären Formulierungen eines Kant und Schiller gewesen sind. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren diese Zusammenhänge noch nicht vergessen. Treffend bemerkte damals der baltische Schriftsteller Julius Eckardt zu Merkels politischer Wirksamkeit: „Wie wohl angebracht war hier jener Enthusiasmus für die Sache des gesunden Menschenverstandes und der aufgeklärten Moral, der als kritischer Massstab für den Wert eines ‚Faust‘ oder auch nur einer ‚Genovefa‘ so unerträglich langweilig ist! ... Die Unerschrockenheit und Rücksichtslosigkeit, mit welcher der Jüngling Merkel seine kaum verdaute Weisheit auf die Zustände anwandte, die ihn umgaben, schafft uns ... einen hohen Begriff von der zündenden Kraft, welche ihrerzeit jenem vielberufenen politischen und religiösen Rationalismus innegewohnt hat, der heutzutage den Ultras ... zur Zielscheibe ... schlechter Witze ... gut genug zu sein scheint.“

Als Merkel in gereifterem Alter mit den Romantikern, gar

mit Goethe den Kampf aufnahm, waren die Würfel über die revolutionäre Zukunft des deutschen Bürgertums schon gefallen. Anders fünfzehn Jahre zuvor. Hinter dem Balten Merkel stand nur der kleine Zirkel um Nicolai; der Balte Jakob Michael Reinhold Lenz war einer der beherrschenden Geister des Sturmes und Dranges gewesen und ein Wortführer seines revolutionären Empfindens. So hat Büchner seine Gestalt heraufgerufen, und so scheint eine der eindrucksvollsten Stellen des folgenden Essays einen Nachklang von Lenz festzuhalten. Nachklang oder vielleicht nur Anklang — die Rede Jochmanns von den gepriesenen Blüten unserer Poesie, deren „kaum zwei oder drei" aus anderem Samen als dem der Knechtseligkeit entwachsen seien, erinnert an die erschütternden Lenzschen Verse:

> „Deutschland, armes Deutschland,
> Die Kunst trieb kranke Stengel aus deinem Boden,
> Höchstens matte Blüten,
> Die an den Ähren hingen, vom Winde zerstreut,
> Und in der Hülse, wenns hoch kam,
> Zwei Körner Genie."

Jochmann ist den Zeitgenossen aus dem Wege gegangen. Wer die sprachliche Gestalt des folgenden Essays in sich aufnimmt, den wird es wenig erstaunen, dass sein Autor nichts, was er veröffentlichte, gezeichnet hat. Auch wählte er kein Pseudonym; namenlos in das Schrifttum eingehend, bettelte er ihm keine Unsterblichkeit ab. Mit ungebrochenerem Rechte als Lichtenberg hätte er seine Schriften „Ihrer Majestät der Vergessenheit" widmen können. Der Zukunft, von welcher er in prophetischen Worten spricht, wendet er gleichsam den Rücken, und sein Seherblick entzündet sich an den immer tiefer ins Vergangene hinschwindenden Gipfeln der früheren heroischen Menschengeschlechter und ihrer Poesie. Desto wichtiger ist es, auf die tiefe Verwandtschaft hinzuweisen, die dieser seherische und in sich verschlossene Geist mit den deutschen Verfechtern der bürgerlichen Revolution gehabt hat. Der soldatischste unter ihnen, Johann Gottfried Seume, führt in den baltischen Kreis zurück. Die Verrottung des Feudalismus liess sich im Baltikum gut studieren; Seume hat mit kritischem Blick für die Zustände der Gesellschaft Europa durchwandert. Er betrat, so erzählt man von ihm, die Stube lettischer Bauern, und sein Blick fiel sogleich auf die grosse Peitsche, die an der Wand hing. Er fragte nach ihrer Bedeutung, und hat die Antwort, die er bekam, festgehalten. „Das sind, so lautete der Bescheid, unsere Landesgesetze." Zu Merkels Schrift für die

lettischen Leibeigenen hat Seume aus dem Manuscript ein Gedicht beigesteuert, das den Abschluss des Bandes bildet.

Jochmann hat unter den lettischen Verhältnissen schwer gelitten. Auch hat er Riga, nachdem er die Stadt 1819 im Besitz eines ausreichenden, in seiner Anwaltschaft erworbenen Vermögens verlassen hatte, nicht mehr wiedergesehen. „Jochmann," so sagt sein Biograph, „hat den Gewinn einer schon in jungen Jahren errungenen höheren Geistesbildung mit einer Heimathlosigkeit erkauft, an der er lebenslang siechte." Einsichtig aber setzt er hinzu, „dass seine Krankheit seine Gesundheit war und dass seine Zerfallenheit mit dem Vaterlande zu einer Anklage gegen dieses wird." Jochmann hat bis zu seinem Tode, der schon 1830 eintrat, abwechselnd in Paris, in Baden und in der Schweiz gelebt. In der Schweiz schloss er sich Zschokke an, dem die Erhaltung seines Nachlasses zu verdanken ist.

Die Namen — einschliesslich dieses letzten —, die im Wirkungskreise von Jochmann begegnen, zeigen : es bedurfte keiner besonderen Veranstaltung, um ihn zu einem Verschollenen zu machen. Sie alle, die den abgesprengten Vortrupp des Bürgertums in Deutschland gebildet haben, sind mehr oder weniger vergessen, darunter schriftstellerische Talente, die, ohne an Jochmann heranzureichen, sich mit Berühmteren leicht messen konnten. Wenn aber kaum einer dem öffentlichen Bewusstsein so gänzlich wie gerade Jochmann verloren ging, so hat das seine besondere Ursache. Und zwar eine objektive, die ihrerseits die subjektive Scheu vor der Autorschaft dem Verständnis näher bringt. Er ist unter den Versprengten ein Isolierter. Jünger als seine Kampfgenossen, fand Jochmann sich in der Blütezeit der Romantik. Er hat seine Abneigung gegen sie nicht verheimlicht — eher so überschwänglich ausgesprochen, dass man einen Augenblick im Zweifel sein kann, an wen er denkt, wenn er von den „geverselten Schriften" spricht, zu denen „ältere Fundgruben den Stoff hergaben". Dennoch ist kein Zweifel, dass er sich den „mühseligen Müssiggang..., den wir Gelehrsamkeit nennen", von der Verfertigung von Gebilden wie dem „Kaiser Octavianus" von Tieck, den „Romanzen vom Rosenkranz" von Brentano, wenn nicht gar den „Hymnen an die Nacht" von Novalis ausgefüllt dachte. Und wenn er die Stubengelehrten schilt, die sich in das Zeitalter der Pyramiden zurücksehnen, so hat er Lorenz Oken im Auge.

Isoliert stehen die Vorkämpfer des deutschen Bürgertums in ihrer Zeit ; unter ihnen ist Jochmann ein Isolierter ; und wiederum isoliert steht der Aufsatz „Über die Rückschritte der Poesie" unter Jochmanns Schriften. Der geschichtlichen Konstruktion, die der Essay bietet, ist nichts in den anderen zu vergleichen. In dem

Ausmass seiner philosophischen Spannungen liegt der Grund seiner Bedeutung wie seiner Schönheit. Um von der letzteren zuerst zu sprechen : der Aufsatz ist dadurch ausgezeichnet, dass er, höchsten philosophischen Gehalt bergend, der philosophischen Terminologie sich entäussert hat. Eine seltene schriftstellerische Meisterschaft war Bedingung für die Bergung seines Gedankenguts. „Der konzise Stil", sagt Joubert, „gehört der Reflexion an. Wer mit Nachdruck gedacht hat, gibt bei der Niederschrift dem Ertrag seiner Überlegungen eine skulpturale Prägung." Jochmanns Syntax trägt gleichsam Meisselspuren.

Der Essay umgreift die Geschichte der Menschheit von der Urzeit bis in die Zeitenferne. In dieser Spanne entsteht die Poesie und vergeht sie wieder. Vergeht sie wirklich ? Jochmann zeigt in dieser Frage eine denkwürdige Unschlüssigkeit. Soweit er Gedanken der Aufklärung fortentwickelt, führen sie ihn dazu, Platos „Verbannungsurtheil" über den Dichter zu bestätigen. Offenbar aber kassiert dieses Urteil der Schlussabsatz. Wenn der Leser eine „belohnendere weil gescheutere" Betätigung der Einbildungskraft, wie sie der Verfasser sich für die Zukunft erhofft, nicht notwendig als eine dichterische sich denken muss — vielmehr solche Wendung sehr wohl als einen Ausblick auf eine humanere Staatswirtschaft interpretieren kann —, so kennt der Schlussabsatz seinerseits einen wiedergeborenen „Dichtergeist", der nun erst in den „Triumphgesängen des fortschreitenden Glückes" zu seiner Bestimmung kommt. Dieses eigentümliche Schwanken, diese fast eingeständliche Ungewissheit über die fernere Ausbildung des dichterischen Vermögens dürfte bedeutsamer sein als es irgendeine kategorische Aussage über diesen Gegenstand gewesen wäre. Nicht nur dass die hier waltende Besonnenheit auf das engste mit der eigentümlichen Schönheit des Essays zusammenhängt ; man darf darüber hinaus vermuten, dass ein Versuch, der mit kategorischen Aussagen über diesen Gegenstand belastet gewesen wäre, schwerlich hätte gelingen können. Es ist demnach zu bewundern, mit welcher Weisheit Jochmann seine Worte gewogen hat, und wie er, sogleich im zweiten Absatz, sich begnügt, die leise und eindringliche Frage aufzuwerfen, ob wir denn recht haben, „alles Vergangene auch für verloren, und alles Verlorene für unersetzt und unersetzlich anzusehen" ?

Das tat die Romantik. Von den jochmannschen Überlegungen aus fällt Licht auf vereinzelte denkwürdige Reaktionen, denen die Brüder Schlegel begegnet waren, als sie den humanistischen Enthusiasmus ihrer Jugendjahre mit dem späteren für das christliche Mittelalter vertauschten. Diese Wendung war um 1800 nicht mehr verkennbar. Aus dem Jahre 1803 stammt ein Brief, der

nach Geist und Form den Einsichten Jochmanns nicht unwürdig präludiert. Es schreibt ihn A. L. Hülsen an den älteren Gesinnungsfreund A. W. Schlegel. Sein Appell geht von den Neigungen aus, welche um die Jahrhundertwende das europäische Rittertum zu einem bevorzugten Gegenstand der Brüder Schlegel hatten werden lassen. „Behüte uns“, so heisst es bei Hülsen, „der Himmel, dass die alten Burgen nicht wieder aufgebaut werden. Sagt an, lieben Freunde, wie soll ich Euch darin begreifen. Ich weiss es nicht... Ihr mögt die glänzendste Seite des Ritterwesens hervorsuchen, sie wird so vielfach wieder verdunkelt, wenn wir es im Ganzen nur betrachten wollen. Friedrich möge nach der Schweiz reisen und unter andern nach Wallis. Die Kinder erzählen ihm noch von den ehemaligen Zwingherrn, indem sie die stolzen Burgen benennen, und das Andenken ihrer Tyrannen erscheint in den Trümmern unverwüstlich. Aber dieser Betrachtung bedarf es gar nicht. Es ist genug, dass dies Wesen mit keiner göttlichen Anordnung des Lebens bestehen kann. Viel lieber möchte man auch wünschen, dass der grosse Haufe, den wir Volk nennen, uns Gelehrte und Ritter sämtlich auf den Kopf schlage, weil wir unsre Grösse und Vorzüge auf sein Elend allein gründen können. Armenhäuser, Zuchthäuser, Zeughäuser und Waisenhäuser stehen neben den Tempeln, in welchen wir die Gottheit verehren wollen... Sprechen wir vom Menschen, so liegt an uns allen qua Philosophen und Künstler durchaus gar nichts; denn das Leben eines einzigen in seinen Anforderungen an die Gesellschaft — möge er der elendeste auch seyn — ist bei weitem mehr werth als der höchste Ruhm, den wir als Gelehrte und Ritter uns erklingen und erfechten mögen.“

Mit der Romantik setzte die Jagd nach dem falschen Reichtum ein. Nach der Einverleibung jeder Vergangenheit, nicht durch die fortschreitende Emanzipation des Menschengeschlechts, kraft deren es seiner eigenen Geschichte immer geistesgegenwärtiger in das Auge sieht und immer neue Winke ihr abgewinnt, sondern durch die Nachahmung, das Ergattern aller Werke aus abgelebten Völkerkreisen und Weltepochen. Die Romantiker streckten die Hand nach dem Epos des Mittelalters aus — und es war umsonst; die Nazarener nach seiner Heiligenmalerei — und auch das vergeblich. Gewiss können diese Unternehmungen, in andere geschichtliche Zusammenhänge eintretend, glückhafter und gewichtiger sich darstellen. Jochmann sah sie als missglückte und als bedeutungslose und erschloss eben damit seinem Blick eine historische Perspektive, die seinen Zeitgenossen verstellt geblieben ist. Erst am Jahrhundertende und als das Unheil, in Gestalt der Architektur zumal, in Europa sich eingenistet hatte, begann der Jugendstil gegen

diesen immer grosspuriger sich gebärdenden, immer billigeren Reichtum sich zu empören. Die Theorien von van der Velde fingen an, ihren Einfluss zu üben, die Düsseldorfer Schule von Olbrich, der Wiener Werkbund, führten diese Reaktion fort, die mit der neuen Sachlichkeit ihre letzten, mit Adolf Loos ihre wichtigsten Thesen aufstellte.

Outsider wie Jochmann es war, ist auch Loos gewesen. Ihn erfüllte das instinktive Bestreben, um jeden Preis den Anschluss an den Rationalismus der bürgerlichen Blütezeit zurückzugewinnen. Sein Satz „Ornament ist Verbrechen" erscheint nicht umsonst als ein Resumé der Jochmannschen Bemerkungen über die Tätowierung. Im Werk von Adolf Loos bereitet ein Bewusstsein von der Problematik der Kunst sich vor, das dem ästhetischen Imperialismus des vergangenen Jahrhunderts, dem Goldrausch an den „ewigen" Werten der Kunst entgegenwirkt. Von Loos fällt auf Jochmann Licht. Der erste schrieb, einen eingewurzelten Unfug abzuschaffen; der zweite bot Palliative eines Übels, das sich eben in seinem Beginn befand. Nach dem Weltkrieg trat die Debatte in ihr entscheidendes Stadium : die Fragestellung musste theoretisch durchdrungen oder modisch beschönigt werden. Beide Lösungen hatten ihr politisches Äquivalent. Die erste fällt mit neueren Versuchen einer materialistischen Theorie der Kunst zusammen (vgl. Walter Benjamin : L'Œuvre d'art à l'époque de sa reproduction mécanisée, Zeitschrift für Sozialforschung Jahrgang V, 1936, Heft 1). Die zweite wurde von den totalitären Staaten begünstigt und nahm die reaktionären Momente auf, die im Futurismus, im Expressionismus, zum Teil auch im Surrealismus zu finden waren. Sie bestreitet die Problematik der Kunst, um das Prädikat des Ästhetischen noch für ihre blutigsten Vollstreckungen in Anspruch zu nehmen. Zugleich lässt sie erkennen, wie die Begehrlichkeit nach dem Gut der Vergangenheit jedes Mass überschritten hat : nichts Geringeres schwebt den Faschisten vor, als des Mythos sich zu bemächtigen.

Demgegenüber vernehmen wir Jochmanns Rede : „Nicht alles Vergangene ist verloren". (Wir brauchen's nicht neu zu machen.) „Nicht alles Verlorene ist unersetzt." (Vieles ist in höhere Formen eingegangen.) „Nicht alles Unersetzte ist unersetzlich." (Vieles einst Nützliche ist nun unnütz.) Dass Jochmann seiner Zeit hundert Jahre vorausgewesen sei, darf man nahezu mit der gleichen Gewissheit aussprechen wie dass er seinen romantischen Zeitgenossen um ein halbes Jahrhundert in der Entwicklung zurückgeblieben erschienen sein muss. Denn „die Romantiker standen", wie Paul Valéry schreibt, „gegen das achtzehnte Jahrhundert auf und bezichtigten leichtmütig der Oberflächlichkeit Männer, die unend-

lich viel unterrichteter waren als sie, unendlich mehr Spürsinn für Fakten und für Ideen hatten und viel mehr auf Vorhersagen und grosse Gedankenzusammenhänge aus waren als sie — die Romantiker — selbst."

Jochmann spannt den Bogen seiner Betrachtung zwischen der grauen Vor-Zeit und der goldenen Hoch-Zeit des Menschengeschlechtes aus. Er fasst die Laufbahn ins Auge, die mehreren ihrer Tugenden, vor allem der Kunstfertigkeit in der Poesie, im Laufe solcher Entwicklung beschieden ist; er erkennt, dass der Fortschritt des Menschengeschlechts mit den Rückschritten mehrerer Tugenden, vor allem aber mit dem Rückschritt der poetischen Kunst, auf das engste verbunden ist. Eine Frage liegt nahe. Ruht die Wölbung, die er dergestalt zwischen der Urzeit und der Zukunft der Menschheit spannt, auf dem Pfeiler der Hegelschen Lehre auf? Im Augenblick ist es nicht möglich, etwas Sicheres darüber auszumachen. Gewiss lag die „Phänomenologie des Geistes" schon vor, als Jochmann zu studieren begann. Aber ist sie ihm in die Hand gekommen? Dass die Beziehung, die zwischen den Fortschritten des Menschengeschlechts und den Rückschritten der Poesie nach Jochmann obwaltet, eine dialektische im Sinne Hegels ist, wird man nicht bezweifeln. Aber derart gelegentliche dialektische Konstruktionen kann man gleichzeitig bei Autoren antreffen, die bestimmt keine Kenntnis von Hegel hatten; etwa bei Fourier in der Behauptung, dass alle partialen Verbesserungen in der Sozialverfassung des Menschengeschlechtes während der „Zivilisation" notwendig eine Verschlechterung des gesamten status zur Folge haben. Im übrigen spricht einiges dafür, dass Jochmann mit Fourierschen Gedanken nicht unbekannt war. Zu der bedeutsamen Reflexion über virtus post nummos vergleiche man im „Nouveau monde industriel et sociétaire" die Stelle: „Dieses gemeine — nämlich in den Augen der Moralisten gemeine — Metall wird zu etwas sehr Edlem werden, wenn es der Aufrechterhaltung der einheitlichen Produktionsordnung dienen wird." Ähnliche Berührungen lassen sich in andern Aufzeichnungen von Jochmann aufweisen. Doch ist es kaum rätlich, den Vergleich fortzuführen, zu fragen, ob sich in die Triumphgesänge des fortschreitenden Glückes, denen Jochmann entgegenlauschte, die Kinderchöre aus den Opern der phalanstères mischten. Das ist, so verlockend es wäre, sich's vorzustellen, doch äusserst ungewiss.

Jochmann stattet die künftige Gesellschaft nicht mit den bunten Farben des Utopisten aus. Vielmehr zeichnet er sie mit dem nüchternen klassizistischen Strich, mit dem Flaxman den Umrissen der Götter folgte. Die strenge privative Formulierung, in der die gleiche Sache bei Marx hervortritt: die „klassenlose" Gesellschaft,

scheint in dem Jochmannschen Text eher als in denen der Utopisten einen Vorläufer zu besitzen. Noch unabweislicher aber tritt im Begriff der „Gesänge der alten Welt" eine historische Verschränkung zutage. In seinem Gefolge begegnet die Phantasie als das „ursprüngliche Seelenvermögen", und von ihr hebt die Gabe der vernünftigen Überlegung als eine später erworbene sich deutlich ab. Daher die Poesie die natürliche Sprache der alten Welt ist, die Prosa aber, als die der vernünftigen Überlegung gemässere, erst später auftritt. „Der Gesang stellt die Elemente der ersten Sprache." So lesen wir es in der 39. These des ersten Buches von Vico's „Scienza nuova".

Jochmanns Theorie von der Dichtung als dem ursprünglichen Sprachvermögen der alten Welt stammt von Vico. Die Bildersprache, die lautlos in Winken von hieroglyphischer oder allegorischer Art sich darstellt, ist nach Vico die Sprache des ersten Weltalters : des göttlichen. Es folgt die des Gesangs, des heroischen, die für Vico aus einer doppelten Quelle fliesst. Einerseits aus der „Dürftigkeit der Sprache", andrerseits aus der „Notwendigkeit, demungeachtet einen verständlichen Ausdruck zu erzielen". Das eben liegt der Ausdruckskraft der heroischen Sprache zugrunde, dass sie, weit entfernt, das prosaische Wort abzulösen, die Stummheit sprengt. Die prosaische Rede macht den Beschluss als die der Spätzeit, die dritte Sprache. Dies ist die entscheidende Konzeption Vicos, die bei Jochmann fruchtbar geworden ist. Dass Jochmann sie in der Tat keinem andren als dem Vico entnommen hat, erweist dessen 58. These, deren genialen Lakonismus Jochmann an einer Stelle seines Essays in einen besonders schönen Periodenbau überführt. Die These lautet : „Die Stummen stossen unartikulierte Laute aus, die etwas vom Gesang haben. Die Stotterer finden im Gesang Mittel und Wege, die Beweglichkeit ihrer Zunge zu steigern."

Für Jochmann war, wie für Vico, das Bild der Götter und der Heroen, wie es die Früheren erfüllte, nicht eine Ausgeburt schlauer priesterlicher Betrüger, keine Lügenmär machtlustiger Eroberer ; diese Bilder waren die ersten, in denen die Menschheit, wenn auch unklar, ihre eigene Natur ansprach und Kraft für die weite Reise schöpfte, vor der sie stand. Dass, mit Jochmann zu reden, eine „mehr dichterische Beschaffenheit aller Meinungen und Kenntnisse der Menschen" einst ein unerschöpflicher Fundus der Poesie gewesen sei, ist nicht minder eine Vico'sche Anschauung als dass die Unbeholfenheit der frühesten Sprachen diese dem Gesange empfohlen habe. „Das poetische Wissen", sagt Vico, „das in der Epoche des Heidentums das erste war, beruhte auf einer Metaphysik..., welche sinnlich geladen und von der Einbildungskraft

beherrscht war. Das entsprach den ersten Menschen, deren Sache nicht das Nachdenken war, sondern eine gewaltige Anschauungskraft und eine ursprüngliche Phantasie. Dies bestimmte die Dichtung, die ihnen zu eigen war. Sie entsprang ihrem Wesen und ihrer Unwissenheit."

Kraft der auf Vico gegründeten Anschauung von der Vorzeit ist Jochmann ebenso entscheidend von der Aufklärung abgesondert, wie er durch seinen Begriff von der Zukunft von den Romantikern isoliert ist. Erst dieser doppelte Umstand lässt die Vereinsamung ganz ermessen, in der die folgenden Aufzeichnungen gemacht wurden. Er lässt erkennen, warum sie vergessen wurden : nichts schien sie dem Überlieferten zu verweben ; niemand hat ihren Faden aufzunehmen vermocht. Wir dürfen hoffen, dass ihre gegenwärtige Wiederbelebung ebensowenig zufällig ist wie ihre bisherige Verschollenheit.

Walter Benjamin.

Carl Gustav Jochmann's, von Pernau, Reliquien. Aus seinen nachgelassenen Papieren. Gesammelt von Heinrich Zschokke. I. Band. Verlag der F. X. Ribler'schen Hofbuchhandlung. Hechingen 1836.

Vorwort. Es sind Reliquien eines verstorbenen, edeln Deutschen, die hier mitgetheilt werden ; — Überbleibsale von dem, was der geistreiche Mann selber nur, als endliches, letztes Ergebniss von der Beobachtung eines der schicksalvollsten Zeitalter, für sich übrig behalten hatte. Er setzte den Freund, welchem er sterbend im Vermächtniss seine Papiere überliess, weniger zum Erben derselben, als zum Schiedsrichter ein, ob daran etwas der öffentlichen Bekanntmachung würdig sein möge. Jeder Tadel also, gerechter wie ungerechter, vom Inhalt gegenwärtiger Sammlung, trifft den Herausgeber derselben allein. Bisher ist in der deutschen, lesenden Welt Jochmann's Name wenig genannt und gekannt worden. Denn mit nicht geringerer Ängstlichkeit, als wohl Andere einem schriftstellerischen Rufe nachjagen, floh ihn der Bescheidene oder Lebenskluge ; und vielleicht nicht ganz mit Unrecht. Wenn er sich bereden liess, eine oder die andere seiner Arbeiten drucken zu lassen, musste dabei immer die feste Geheimhaltung ihres Verfassers Hauptbedingung werden.[1]) [IV] Der grössere Theil des literarischen Nachlasses bestand nun in einer Menge fleissig gesammelter Materialien zur Fortsetzung oder Erweiterung jener schon abgedruckten Schriften, über Geschichte des Protestantismus, über Hierarchie, Homöopathie u. s. w. — ; ein anderer Theil in heftreichen Tagebüchern, einzelnen,

[1]) Er war der anonyme Verfasser der (in Carlsruhe [sic] bei C. F. Winter) erschienenen geistvollen Bemerkungen „über Sprache", so wie der (ebendaselbst herausgekommenen) „Beiträge zur Geschichte des Protestantismus" ; desgleichen der „Hierarchie[IV] und ihrer Bundesgenossen" (Aarau bei H. R. Sauerländer) und der „Homöopathischen Briefe".

ganz oder halb vollendeten Aufsätzen, in Entwürfen und Vorarbeiten behufs künftiger Arbeiten über die französische Revolution, Jesuiten, politische Ökonomie, Religion und Geschichte derselben, wie auch einer Naturgeschichte des Adels. Von Allem, was nur roher Stoff geblieben war, wurde vom Herausgeber der vorliegenden Sammlung kein Gebrauch gemacht, aus Gründen, die leicht errathen werden. Dieser begnügte sich, die zerstreuten, eigenen Beobachtungen und Anmerkungen Jochmann's über Welt, Wissenschaft und Leben auszulesen, oder einzelne, vollendete Aufsätze zusammenzuordnen. Verschiedene von den letztern sind als Probeausstellung, in einen [sic] Paar Zeitschriften[1]) hingegeben, aber wie billig, zur Vervollständigung, auch in dieser Sammlung aufgenommen worden, zumal Zeitschriften selten beachtet werden, oder der Bewahrung werth sind. ... [V] Jochmann, eben so edlen Geistes als Gemüthes, frei von der Herrschaft des Vorurtheils und der Leidenschaft; im Besitz der gründlichsten Gelehrsamkeit und mannigfaltigsten Kenntnisse, aber dabei anspruchslos; unabhängig in seinen Vermögensumständen; im Umgang und Verbindung mit ausgezeichneten Männern, die er während seines wechselnden Aufenthalts in Russland, England, Deutschland oder in Frankreich, der Schweiz und Italien kennen lernte, zog, jeder Rolle auf der Weltbühne, die des philosophischen Beobachters vor. ... ... Sein Styl, meistens im leichten, freien Gesellschaftston, wird oft glänzend, oft rednerisch; oft führt er eine so gedrängte Masse schwerer Gedanken mit sich, dass Satz um Satz gemustert und gewogen sein will. Und durch ihren ernsten Zug fahren dann unerwartet brennende, treffende Blitze der Wahrheit in der Seele des Lesers auf. Jochmann ist überhaupt einer der wenigen Schriftsteller unserer Tage, welche den Erholung suchenden Geist, indem sie ihn nur erquicken wollen, unvermuthet in sich selber aufregen, dass er lebendiger, schärfer sehend, [IV] und schöpferischer wird, die mehr Licht in unserm Innern wecken, als von Aussen hinein tragen... Aarau, den 12. Dezember 1835. Heinrich Zschokke.

Carl Gustav Jochmann, von Pernau. (Mittheilungen zu dessen Lebensgeschichte, vom Herausgeber.)... Pernau ist ein Städtchen in Liefland, am rigischen Meerbusen. Hier ward Jochmann am 10. Februar 1790 geboren. Für die Wissbegier des Knaben scheint, schon in seinem dreizehenten Altersjahr, die dortige Schule ein zu beschränktes Feld der Kenntnisse offen gehalten zu haben. Sein Vater vertraute ihn also einem Freunde, dem Staatsrath Kreutzing, in Riga an, um ihn die Domschule daselbst besuchen zu lassen. Nach vier Lehrjahren begab sich der siebenzehnjährige Jüngling an die Hochschule von Leipzig; besuchte dann noch Göttingen, Heidelberg und, der französischen[2] Sprache mächtiger zu werden, Lausanne. Nach Riga zurückgekehrt, trat er, als Rechtsanwalt, in das Geschäftsleben. Er arbeitete mit Glück. Aber sei es, dass ihm zuweilen noch seine Jugend zum Vorwurf gereichte, oder dass er's bereute, sich zu

[1]) In den „Überlieferungen zur Geschichte unserer Zeit" und im „Prometheus für Licht und Recht".

früh an ein bleibendes Verhältnis im Leben gebunden zu haben; er ging im Jahr 1812 nach England, um auch in der englischen Sprache Gewandtheit zu gewinnen. Er besuchte Oxford und Edinburg; dann verlebte er ein volles Jahr, theils in London, theils auf dem Lande bei einem Prediger... Seinen Beruf, als Rechtsconsulent, betrieb er, nach der Heimkunft in Riga, zwar mit Beifall, aber ohne Freude. Nicht Geld-Ernten, nicht öffentliche Achtung, die ihm dafür zu Theil wurden, konnten ihn mit einem Beruf aussöhnen, der seinen Neigungen widerstrebte. Er dürstete nach unabhängigerm Leben, unter milderm Himmel, unter Völkern von vorgeschrittener Gesittung... Inhaber eines Vermögens, welches ihm Unabhängigkeit und eine sorgenfreie Zukunft zusicherte, schied er endlich im April 1819 aus den Armen seiner rigischen Freunde... [3] ... Er athmete freier und heiterer, als er Deutschlands Boden betrat; als er wieder der Unterhaltung mit den Weisen und Künstlern des Zeitalters genoss; und ungehemmt in Blüten und Früchten der Literatur schwelgen konnte. Doch bald fand er auch im damaligen Deutschland für sein Gemüth etwas Unwirthliches, Unheimathliches. Unter den düstern Fittigen der heiligen Allianz wehte ihm schwüle, beengende Luft. Wohin er kam, begegneten ihm durch Partheigeist aufgeregte Menschen. Es waren die Tage, da der Dichter Kotzebue durch den Dolch Sands gefallen war. Er mochte nicht unter den Deutschen länger weilen.

[Aus Zschokkes Bericht von seiner ersten Begegnung mit Jochmann am 12. September 1820] Während wir .. im Garten plaudernd beisammen sassen, und er mir abwechselnd von seinen Reisen, oder seinen Entwürfen für die Zukunft, erzählte, verlor ich mich in Betrachtung seiner Person. Wohlgebaut, von kaum mittlerer Grösse, aber mager und zart, verrieth er, in der krankhaften Farbe seines sonst angenehmen Gesichts, eine schon zerstörte Gesundheit. Selbst der freundlich-milde Blick seiner Augen, auch wann er in Augenblicken der Begeisterung, oder im Gefühl[36] der Freude lebhafter erglänzte, schien ein verborgenes Leiden anzuklagen. Allmälig verdunkelte sich vor mir seine Gestalt, als würde sie nebelhaft; ich hörte wohl seine Stimme, aber ohne seine Worte zu beachten. Es ward in diesem Augenblick der Gang seines bisherigen Lebens, selbst die geheime Geschichte seines Herzens, bis auf gewisse Einzelheiten, in mir hell. Als er endlich eine zeitlang stillschwieg, vermuthlich einer Antwort von mir gewärtig, erwachte ich wieder zur Besonnenheit und Klarheit der Dinge um mich her. Statt das Gespräch fortzusetzen, bat ich um Erlaubniss, ihm offen zu sagen, was unwillkürlich in mir vorgegangen sei, weil mir's selbst zu wichtig wäre, von ihm zu erfahren, ob mich vielleicht meine Phantasie mit einer Selbsttäuschung äffe. Ich erzählte ihm von seiner Vergangenheit, von besondern Lebensverhältnissen, von einer Liebe, die schmerzlichen Ausgang für sein Gemüth gehabt u. s. w. Er starrte mich seltsam an; er gestand endlich die verschiedenen Vorgänge ein, selbst die Richtigkeit von mir angeführter Nebendinge und Kleinigkeiten. Beide gleich sehr verwundert, erschöpften wir uns in fortgesetzter Unterhaltung mit Vermuthungen aller Art, dies seelische Räthsel zu lösen.

[Weitere Lebensdaten und Tod nach Zschokke] Von da stammte eine Freundschaft, die wir für einander durchs ganze Leben ungebrochen bewahr-

ten. Er begab sich ins südliche Frankreich, um seine Gesundheit unter milderm Himmel erstarken zu lassen. Unbefriedigt kehrte er nach beinahe einem Jahre zu mir zurück, brachte einen Theil des Sommers (1821) in verschiedenen Gegenden der Schweiz zu ; [37] ging (im Herbst 1821) nach Paris, wo er im Umgang mit Oelsner, Schlabrendorf, Stapfer, und andern Weisen und Geschäftsmännern herrliche Tage verlebte, aber wieder zurückkam, um in den Heilquellen von Baden-Baden seine Genesung zu suchen. Diese schienen ihm zusagend ; er siedelte sich endlich dort, und abwechselnd in Karlsruhe, fast ganz an... [77]... Er liebte das Leben als eine „süsse Gewohnheit“ ; aber er glaubte selber im Ernst nicht an eine lange Dauer desselben ; [78] wünschte sie sogar nicht, wenn sie nur eine Verlängerung seines Hinwelkens seyn sollte. ... [80] ... In seinem Testament lautete der achte Satz : „Meine sämmtlichen Handschriften von Materialien-Sammlungen, Aufsätzen u. dgl. aller Art, mit einziger Ausnahme meiner Korrespondenz- und Geschäftspapiere, vermache ich meinem lieben verehrten Freunde Herrn Heinrich Zschokke in Aarau, dem sie kostenfrei zuzustellen sind. Ich bezweifle, dass er viel mit ihnen anzufangen wissen wird. In jedem Fall übernimmt er dann wohl, aus alter Freundschaft für mich, die Mühe, sie zu vernichten.“

[Aus einem Brief Jochmanns an E. H. v. Sengbusch in Riga vom 11. Juni 1819, aus Tharand] Die Engländer haben Geschichtschreiber ; die Italiener hatten dergleichen in den Zeiten ihrer Freiheit und ihres Ruhms. Die Franzosen haben wenigstens sehr reiche Sammlungen für eine Geschichte, nämlich Denkwürdigkeiten, die nur durch ihre Verborgenheit dem vergiftenden Einfluss der gleichzeitigen Autoritäten entgingen, und erst unter späten Nachkommen an's Licht traten. Nur in Deutschland giebt es, Dank der demüthigen Blindheit der Niedern, und der vornehmen Unwissenheit der Höhern ! nur in Deutschland giebt es fast nichts, als Stammbäume und einen Haufen bedeutungsloser fürstlicher Familiengeschichten, in die des Volkes Geschichte zusammengeschrumpft ist. Ein Herbarium statt der Aussicht in eine reiche Landschaft !... [18] Dazu kommt, dass die deutschen Regierungen, vielleicht in dem Bewusstseyn ihrer unsichern Stellung, aber gewiss nicht zur Sicherstellung derselben, der lächerlichsten Eifersucht gegen das einheimische Verdienst Raum geben, und jeden ausgezeichneten Deutschen daran gewöhnen, von fremden Regierungen das Anerkennen seiner Verdienste zu erwarten und bei Fremden die Belohnung derselben, ja sogar nur den Schutz, der jener Schuldigkeit ist, zu finden.

Fichte's geschlossener Handelsstaat. Wunderlich, dass ein philosophischer Geist, wie Fichte, eine Gesellschaftsform empfehlen konnte, die offenbar das menschliche Geschlecht in seiner Entwickelung zu einem Stillstand führen würde, den wir im Thierreich sehen. China und Japan haben den naturwidrigen Versuch längst gemacht. Zum Glück setzt die Vollendung des Systems, dies Zerreissen aller Bande mit der übrigen Welt, auch eine neue Geld-Art voraus, die, ohne Papiergeld zu seyn, doch nur Einem, und keinem andern Volke von Werth seyn dürfte. Fichte behauptete, das Geheimniss zu besitzen. Er hat es aber mit ins Grab genommen. Die Natur hat keine in sich abgeschlossene Handelsstaaten. Selbst die Planeten und Sonnensysteme bestehen durch Verkehr und Tausch ihres

Lichts, ihrer Schwere und anderer Kräfte. Auf dem Erdball ist Alles für den Zusammenhang berechnet; Oceane sind die besten Verbindungsmittel der Welttheile. Die Verschiedenheiten der Sprachen trennen nur in so weit es nöthig ist, um mehrern Gesellschaften zu gleicher Zeit das Problem der allgemeinen Gesellschaft zur Auflösung zu geben. Aber sie fliessen überall in einander, und die nämlichen[142] Sprachgesetze z. B. das Sylbengesetz; und die nämlichen Elemente führen wieder zum allgemeinen Zusammenhange. Dass die Idee der Absonderung und fortgesetzten Theilung, folgegerecht durchgeführt, im Einzelnen wie im Ganzen, immer zu Widernatürlichkeit, Elend und Hülflosigkeit führt, ist Beweis, dass sie nur Mittel seyn soll, und nimmermehr Zweck seyn kann. Alle politische Einhägungen und Abmarchungen der Nationen, Stände, Gewerbschaften, Literaturen u. s. w. sind die ewigen Zeugen unserer Unruhe in einer gezwungenen Lage. Wir drehen und wenden uns und versuchen tausend Stellungen: aber in diesem Bette giebt es für uns keine Ruhe!

Carl Gustav Jochmann's, von Pernau, Reliquien. Aus seinen nachgelassenen Papieren. Gesammelt von Heinrich Zschokke. II. Band. Hechingen, Verlag der F. X. Ribler'schen Hofbuchhandlung. 1837.

[Jochmann über Maschinenwesen] Die Erwerbungsart durch dasselbe verbreitet den Genuss, welcher sonst nur einzelnen zu statten kam, über alle Familien der Nation, und wird zur Quelle einer überschwenglichen Produktion des Reichthums. Damit aber dieser nicht durch seine immer ungleichere Vertheilung das Unglück der Mehrzahl werde, wird abermalige Umgestaltung der gesellschaftlichen Formen naturnothwendig. Ihre Auffindung ist die Aufgabe der Zeit. [93]

Die Rückschritte der Poesie.

Es giebt Erscheinungen in der Geschichte des Menschen, die uns auf den ersten Anblick wie Rückschritte desselben vorkommen, und die es an sich und in ihrer Vereinzelung auch wohl seyn mochten, die aber im Zusammenhange mit andern sie begleitenden Umständen, und in ihren entfernteren Beziehungen zu allen Zeiten am unverkennbarsten die Fortschritte unsers Geschlechts beurkundeten.

In mehreren solchen Fällen bedarf es, um sich davon zu überzeugen, eben keines ausserordentlichen Scharfsinnes. Ausser einigen Stubengelehrten, kommt schwerlich noch Jemand in Versuchung, in jenen riesenmässigen Werken des grauesten Alterthumes, den ungeheuren Denkmälern einer eben so ungeheuren Herabwürdigung taglöhnernder Millionen, etwas mehr zu bewundern als ihre Massen, kommt schwerlich noch Jemand in Versuchung, die Unmöglichkeit, es ihren Erbauern gleichzuthun, für ein Unglück anzusehen, und sich, weil man in ihnen Pyramiden aufthürmte, in die Zeiten ägyptischer Priesterfratzen zurückzusehnen; aber näher liegt uns das Missverständniss, wo sich der Umfang, nicht einer blossen Gewaltherrschaft und ihrer Leistungen, sondern irgend eines

geistigen Wirkungskreises verengerte, wo Grundsätze und Fähigkeiten, ohne [250] gleichmässig in der herrschenden Meinung zu sinken, an Macht und äusserem Einflusse bedeutend einbüssten. Je mehr wir sie hochzuschätzen fortfahren, je grössere Bewunderung uns die Sagen von ihrer früheren Allmacht einflössen, desto widerwärtiger trifft uns der Anblick ihrer gegenwärtigen Schwäche, desto geneigter sind wir, alles Vergangene auch für verloren, und alles Verlorene für unersetzt und unersetzlich anzusehen.

Wichtigere Beispiele dieser Art liefert uns die Geschichte der allmähligen Abspannung so mancher sittlichen Triebfedern, wie der Vaterlandsliebe, des Bürgersinnes und andrer, allgemeiner verständlicher, die Geschichte mehrerer Kunstfertigkeiten und Künste, namentlich die der Poesie, und ihrer gleichzeitig schwindenden innern Vollendung und äussern Wirksamkeit.

Uns von dem alten Glanze und Einflusse der Dichtkunst zu überzeugen, bedarf es keiner Hinweisung auf jene Sagen ihrer frühesten Herrschaft auch über die thierische und unbeseelte Natur ... [251] ... Je älter ein Volk, desto bedeutsamer seine Poesie, je älter seine Dichter, desto unerreichbarer ihre Werke. Ein einziger Blick auf die Gesänge der alten Welt, und auf die geschriebene Dichterei der neueren Völker liefert uns den Beweis, dass die Schritte der letztern auf diesem Wege nichts weniger als Fortschritte waren, dass zu der eingelegten Arbeit unsrer geverselten Schriften ältere Fundgruben den Stoff hergaben, dass aus dem hohen Ernste der früheren Dichtkunst ein mehr oder minder offenbarer Spass, und aus dem Lehrer des Volkes der zeitvertreibende Gesellschafter einiger Leute von guter Erziehung geworden ist.

Ob aber das Herabsinken der Poesie von ihrer alten Hoheit zu ihrer gegenwärtigen Unbedeutsamkeit, an sich unleugbar ein Verlust, auch in andern Beziehungen dafür zu halten sey, lässt sich nur aus den Verhältnissen beurtheilen, die als wirkende Ursachen dem Geiste des Menschen jene vorherrschende und ausschliessliche Richtung auf das Anwenden und Ausbilden derselben mittheilten; — aus Verhältnissen, denn sich in dieser Hinsicht nur auf höhere und allgemeinere Fähigkeiten der älteren Dichter beziehen wollen, hiesse, was zu erklären ist als erklärt voraussetzen, da es hier doch eben auf die Gründe ankommt, aus welchen Geisteskräfte, die, wie die Erfahrung lehrt, einer unendlich mannichfachen Entwickelung fähig sind, in einem gewissen Zeitpuncte nur auf ein einziges Ziel, und auf dieses mit so entschiedenem Erfolge hinstreben.

Solcher Gründe lassen sich theils in den Stoffen, theils in den ihre Form bedingenden Mitteln der Poesie [252] hauptsächlich drei erkennen: eine ihr bestimmter zusagende, mehr dichterische Beschaffenheit aller Meinungen und Kenntnisse der Menschen, ein

entschiedener Mangel an zweckdienlicheren Hülfsmitteln zur Erhaltung und Verbreitung dieser geistigen Besitzthümer, und endlich die in Betreff aller vergleichungsweise noch armen und ungebildeten Sprachen bemerkbare, grössere Leichtigkeit ihrer an irgend einen festgesetzten Rhythmus geknüpften Anwendung, im Gegensatze zu desto grösseren Schwierigkeiten ihres freieren Gebrauchs. ... [261] ...

Fassen wir die Ursachen einer höheren Ausbildung und Würde der Dichtkunst auch nur flüchtig in's Auge; die schrankenlose Besitzergreifung einer früher erwachten Einbildungskraft im ganzen Umfange unsers geistigen Gebietes, den Mangel an zuverlässigeren Mitteln zur Erhaltung des Wortes, der den Menschen alle Schätze der Wissenschaft in dichterischen Formen seinem blossen Gedächtnisse anzuvertrauen zwang, und endlich denjenigen Zustand, sowohl der Sprache als ihres Besitzers, der ebenfalls die Regel des gemessenen Ausdruckes früher als das Gesetz der freien Rede, beides, wahrnehmen und bedürfen, liess und sie vorzugsweise dem Erzähler und seinen Zuhörern empfahl, so muss es zugleich uns einleuchten, dass jede Veränderung, die Einen dieser Zustände zu beseitigen diente, einen Fortschritt ausmachte, und folglich das Herabsinken der dichtenden Einbildungskraft von ihrer alten Höhe, in mehr als Einer Hinsicht Beweise des allgemeineren Fortschreitens [262] der Völker enthält... [268]

... Jeder Versuch mit Hülfe der Einbildungskraft und nur mit ihr die Aufgaben andrer Fähigkeiten zu lösen, erschwert nicht allein, sondern vereitelt auch den beabsichtigten Zweck; jeder Eingriff derselben in das Gebiet eines früheren [soll heissen : späteren] Seelenvermögens ist ein Missgriff, jede ihrer Schöpfungen im Kreise der Wirklichkeit eine Täuschung, und wenn der sinnliche Mensch, indem er die niedrigsten Stufen seiner Bildung überschreitet, was er an Besitzthümern und Fähigkeiten unzweckmässig erworben hat, nur besser anwenden lernt, so muss der geistige, in derselben Lage, um weiter zu kommen, die seinigen erst aufgeben und verlernen. Daher jenes Missverhältniss zwischen unserm äussern Fortschreiten, das uns immer neue Kräfte der Natur unterwirft und neue Wahrheiten enthüllt, und unsrer innern Ausbildung, die in einem unaufhörlichen Kampfe gegen die Herrschaft alter Vorurtheile und Irrthümer besteht, zwischen immer neuen Erwerbungen im Reiche der Erscheinung, und immer neuer Einbusse des vermeintlichen Erworbenen in dem des Gedankens. Ist wirklich unsre Vernunft, wie Bayle irgendwo bemerkt, nicht eine gründende und bauende, sondern eine alles erschütternde und zerstörende Kraft, so ist sie es eben, so ist sie es wenigstens noch immer, weil überall der Dichtergeist ihr zuvorkam, weil sie den Raum zu ihren Werken sich erst erobern und reinigen muss. Wir sind auf unserm, wohl nur scheinbaren, aber in jedem

Falle unvermeidlichen Rückwege noch nicht bis zu dem Punkte gelangt, von dem aus der bessere Weg sich einschlagen lässt; allein wir nähern uns ihm, und jenes Verbannungsurtheil, das Plato in seinem eingebildeten [269] Staate über den Dichter aussprach, vollstreckt in der wirklichen Welt allmählig aber unwiderruflich eine fortschreitende Civilisation.

Weit entfernt also, uns über die Rückschritte der Poesie beklagen zu müssen, sollen wir uns vielmehr zu ihnen Glück wünschen. Wie oft auch blosse Fehler des Dichters und Folgen seiner geringeren Fähigkeit, sind sie doch weit öfter das Verdienst seiner Zeit, und je schwächer in irgend einem Fache die Wirkungen der Poesie, je allgemeiner die Unempfindlichkeit für eine gewisse Art von Dichtungen, desto gewisser, dass eben in diesem Fache, dem geistigen Bedürfnisse, dem ursprünglich solche Dichtungen zu Hülfe kamen, irgend ein genügenderes Mittel Befriedigung gewährt. ... [277]

Den geschwundenen Glanz und Einfluss der Poesie, wo immer der Geist naturgemäss durch andre Mittel und in andern Formen zu wirken bestimmt ist, wahrnehmen, und für nichts weniger als ein Unglück ansehen, heisst übrigens durchaus nicht, ihren eigenthümlichen Werth verkennen, wo sie in ihrem eignen Wirkungskreise herrscht. Es giebt Stotternde, die sich nur singend verständlich auszudrücken im Stande sind; wir können uns freuen, [278] wenn sie sprechen lernten und nicht länger jede Botschaft oder Warnung absingen müssen, und wir sind darum doch nicht unempfänglich für den Zauber des Gesangs. Wir zeigen vielmehr einen um so reineren und regeren Sinn für die eigentliche Würde und Schönheit jeder Kunst, je weniger sie uns in einer unschicklichen Anwendung gefällt ... [308]

Jene ungebührliche Ausdehnung des Gebietes der Phantasie hat übrigens nicht allein in der Nachwirkung ihrer früheren Alleinherrschaft, sondern auch in dem Fortwirken bleibender Zeitverhältnisse, sie hat nicht immer nur in der Vergangenheit, sie hat auch in der Gegenwart ihren Grund, und ist alsdann, so entschieden als im ersten Falle ein Zeichen blosser Verschrobenheit unsrer Gelehrten, der Beweis eines wesentlichen Gebrechens unsrer Gesellschaften überhaupt.

So lang die Einbildungskraft nur darum, weil noch kein andres zu einer ähnlichen Entwickelung gelangte, sich als das überwiegende Seelenvermögen zu erkennen giebt, ist ihr Vorherrschen ein völlig naturgemässes. Bevölkert in diesem Zustande sie allein das ganze Reich unsers Gedankens mit ihren Schöpfungen, so thut sie es doch ohne irgend einen andren Bewohner desselben zu verdrängen; herrscht sie allein auch über alle unsre sinnlichen Bedürfnisse und

Beziehungen, so geschieht es, weil es noch keinen andern, rechtmässigen Herrscher über dieselben giebt; und welche üblen Folgen auch, unter veränderten Umständen, ein erkünsteltes Hervorrufen der nemlichen Erscheinungen haben mag, so lässt sich doch, so lang' es [309] nur auf Nachahmung beruht, mit Gewissheit ein naher Augenblick voraussehen, in welchem dieser Missgriff in's Leere, sich selber überlassen, von selbst aufhören, und die Natur der Dinge ihren unfehlbaren Sieg über ähnliche Träumereien davon tragen wird. Aber es giebt noch einen andern Zustand, in welchem die Phantasie auf ähnliche Weise übermächtig vorwaltet, nicht weil sie das einzige wache, sondern weil sie das einzige freie Seelenvermögen ist; in welchem andre Kräfte wohl auch geweckt sind, aber in Banden liegen; in welchem die wirkliche Welt mit allen ihren Schätzen und Wahrheiten uns nicht länger unbekannt, aber verschlossen bleibt; und wird ein Volk, in einer solchen Lage der Dinge, — wie sie an unserm alten Europa, in Vergleichung mit glücklicheren Gegenden der neuen Welt, am deutlichsten zu Tage liegt, — Abwege, die es im Irrthum eingeschlagen hat, weil ihm kein besserer Weg mehr offen steht, fortzusetzen genöthigt, so ist es die kranke Phantasie, die von nun an den Scepter einer einst so reichen führt, und ein Irresprechen des Fiebernden, das der Begeisterung des Dichters folgt. Eben die schönsten Blüthen einer sogenannten höheren Ausbildung sind unter solchen Verhältnissen vielmehr Nothbehelfe der verkrüppelten Gesellschaft, als freie Entwickelungen eines Überschusses ihrer geistigen Lebenskraft; sind Ausbrüche des unbefriedigten Gefühles aus der künstlichen Wüste des bürgerlichen Lebens um uns her; Auswanderungen aus der Wirklichkeit in das Reich des Gedankens, die so wenig als die in fremde Länder immer den Wohlstand und öfter gerade das Elend derjenigen beurkunden, aus welchen sie Statt haben. Daher, nach einem geistvollen Beobachter [310] der alten und neuen Welt, in dieser letztern, wie unstreitig auch ihre allgemeinere Bildung der unsrigen überlegen erscheint, jene Unbedeutsamkeit ihrer Fortschritte in Künsten und Wissenschaften, die nicht einen sich unmittelbar belohnenden Zweck haben, während in dem sinkenden Rom und unter dem Gesindel des alten Frankreichs beide gedeihen konnten. In dem Vaterlande der Washington und Franklin findet Jeder Platz und Brot, und wozu mühselige Anstrengungen im Aufputzen des Überflusses, der keinem Bedürfnisse abhilft, wo eine mässige Thätigkeit ihrem Besitzer in sinnlicher und sittlicher Beziehung alles und mehr als alles Nothwendige verbürgt? Niemand in den vereinigten Staaten sieht ohne seine Schuld sich von dem, was die Erhaltung nicht allein sondern auch die Freude des Lebens erfordert, getrennt. Keiner ist jenen häuslichen Verhält-

nissen, die den kostbarsten Vorzug unsers Geschlechtes ausmachen. entfremdet, keiner ein Überzähliger im Leben, keiner sich in sich selbst zurückzuschmiegen und in den Räumen des Gedankens zu suchen gezwungen, was ihm sein Schicksal auf Erden verweigerte. Das aber sind eben die jämmerlichen Bestandtheile unsrer Alteuropäischen, sogenannten geistigen Überlegenheit. Aus schmerzlichen Entsagungen wie diese ging sie hervor ... [316]

Lassen die Rückschritte der Phantasie in ihrer naturgemässen, früheren Alleinherrschaft sich insgesammt als Fortschritte der Vernunft betrachten, so zeigen sich die Beschränkungen ihres in einem späteren Zeitraume erzwungenen Vorherrschens als eben so viele Fortschritte des öffentlichen Wohls. Beide, Vernunft und Wohlbefinden, innere und äussere Fortschritte setzen einander gegenseitig voraus. Man muss, um glücklicher zu werden, vernünftiger geworden seyn, und es ist nicht immer nur ein Glück, es gehört auch zuweilen einiges Glück dazu, vernünftiger zu werden. Und wer weiss, — ob nicht auf einer gewissen Stufe seiner Entwickelung dem Menschen äussere Glücksgüter zum Erweitern seiner geistigen Besitzthümer noch unentbehrlicher sein mögen, als diese zur Vermehrung seines Glücks.

Wie sehr jenes lebendige Wohlseyn der neuen den unfruchtbaren Gedankenluxus der alten Welt übertreffen [317] mag, es lassen sich Verhältnisse denken, vielseitiger und vollkommener als beides, in welchen der Mensch, ohne darum auf die Schätze der Wirklichkeit verzichten zu müssen, der mächtigsten, und einer zugleich belohnenderen weil gescheuteren Thätigkeit auch seiner Einbildungskraft fähig sein würde. Dahin aber, — und eben in ihrer unmittelbaren Richtung nach diesem Ziele geben sich uns die Vorzüge der nüchternen Verstandesbildung des Neueuropäers der nordamericanischen Freistaaten am deutlichsten zu erkennen, — dahin führen uns keine Handbücher der Geschmackslehre, sondern einzig und allein Entwickelungen unsrer gesellschaftlichen Formen, die mit den wichtigsten Wahrheiten der Staatswirthschaft und mit ihrer Anwendung im genauesten Zusammenhange stehn.

Ein grosser, vielleicht der grössere Theil unsers geistigen Unvermögens lässt sich auf unsre äussere Mittellosigkeit zurückführen, ein grosser Theil unsrer sittlichen Mängel auf unsre sinnlichen Entbehrungen. Es giebt Wahrheiten, bemerkte Jemand, die sich in einem schlechten Rocke weder mit guter Art, noch mit rechtem Erfolge sagen lassen, und er hatte Recht. Aber es giebt ihrer noch mehrere, die in einem schlechten Rocke selten auch nur gesagt werden. Gut macht Muth, und Freimuth eben sowohl als Übermuth; wir denken knechtisch, weil wir uns schwach fühlen, und unsre Urtheile sind in der Regel so beschränkt, als unsre Lage.

In beiden Lebensbeziehungen gehen wir von der Armseligkeit aus, und gelangen wir nur gleichzeitig zu einigem Wohlstande. Die erste Sorge, die der Wilde seinem Körper angedeihen lässt, besteht in einem aberwitzigen Aufputze desselben. Er glaubt sich zu schmücken, indem er sich martert, sich [318] zu verschönern, indem er sich verstümmelt, und brennt und schneidet an seinen dem feindseligen Andrange aller Elemente preissgegebenen Gliedern, die er weder zu ernähren noch zu bekleiden versteht; gerade wie wir ihn mit gleicher Selbstgefälligkeit auch sein geistiges Ebenbild Gottes, lange bevor er es zu schützen und zu erhalten weiss, durch Laster und Vorurtheile, die ihm für lauter Verdienst und Weisheit gelten, entstellen und vergiften sehn.

Wie hätten wohl unsre sogenannten schönen Künste sich zu der Höhe, die ihnen erreichbar seyn muss, erheben können so lange sie nur als Miethlinge jeder niedrigen oder verblendeten Leidenschaft arbeiteten! Dem Aberglauben haben sie seine Tempel gebaut und ausgeschmückt, und jedem Zwingherrn seine Palläste; dem Eigennutz und Übermuthe haben sie alle ihre Schätze gesammelt und gezollt; und heute noch giebt es vielleicht kaum zwei oder drei der gepriesenen Blüthen unsrer Poesie, die nicht, in ihre Bestandtheile zersetzt, wie jene Lafontainische Fabel, die Rousseau einer ähnlichen Probe unterwarf, als ekelhafte Gemische von Selbsttäuschung und Schmeichelei, als Vergötterungen eigner und fremder Nichtswürdigkeiten vor uns daliegen würden.

Und welchen Unterschied zwischen den verschiedenen Erwerbungen einer fortschreitenden Menschheit es im Begriffe geben mag, in der Wirklichkeit sind alle, demselben Geschlechte zugehörig, Eins und unzertrennlich, und bestimmen eben sowohl die sinnlichen den Werth, als die sittlichen das Glück ihrer Besitzer. Über den Abgrund, den die Natur der Dinge zwischen körperlicher Entblössung und geistigem Wohlstande befestigt hat, [319] schlägt vergebens die Einbildungskraft ihren farbigen Bogen, und schwingt sich wohl zuweilen der Genius des Einzelnen, aber nimmermehr ein ganzes Volk. Wo ein solches hinüber soll, muss eine festere Brücke daliegen, die auch den Körper trägt. Glücksgüter, die uns verzärteln, werden als Gemeingüter das Leben verschönern, Vorrechte, die ihren Besitzer verderben, als Rechte ihn veredeln. Erst wenn ihre Seltenheit untergeordneten Dingen einen höheren Werth zu verleihen aufhört, wird auch unser Geschlecht aufhören, sie mit andern zu verwechseln, deren Werth auf keinem Zufalle beruht, und jenes horazische:

virtus post nummos!

der Wahlspruch der Gemeinheit im Munde des Einzelnen, enthält, auf das Schicksal ganzer Völker bezogen, eine tröstlichere Wahrheit, als der Dichter Augusts und seiner Mäzene sie nur zu ahnen im Stande war.

In dem Maasse, als der Mensch sein Wissen immer entschiedener als Macht benutzen, als er die Natur immer besser kennen, das heisst beherrschen, und jene Helotengeschäfte des Lebens, an welchen seine besten Kräfte sich abstumpfen und aufreiben, untergeordneten Geschöpfen seiner Hand, Maschinen und Werkzeugen aller Art übertragen lernt, bahnt er sich den Weg zu einer noch glücklicheren neuen Welt, in der den Sorgenlosen die Aufforderung zu immer edleren Anstrengungen für die seiner Wanderung belohnt. Sich diesem Ziele nähernd, gelangt er dann wohl zu einer geistigen Entwickelung, die eben so sehr America's bequeme Mittelmässigkeit, als diese unsre kränklichen Treibereien übertrifft, und in deren Gefolge auch [320] der Dichtergeist sich um so höher schwingt, je weniger ihn länger ein zweckloses Umherflattern in fremden Gebieten erschöpfen darf. Andre Früchte würde die Musse einer wahrhaft menschlichen Gesellschaft hervorbringen, als jener mühselige Müssiggang unsrer bürgerlichen, den wir Gelehrsamkeit nennen ; anders müssten die Triumphgesänge des fortschreitenden Glückes lauten, als die Seufzer der unbefriedigten Sehnsucht, anders die Jubellieder des befreiten Prometheus, als die Klagen des gefesselten.

[Carl Gustav Jochmann] Über die Sprache. — *Rede, dass ich dich sehe.* — C. F. Winter. Heidelberg 1828.

Die Juden und Europa.

Von
Max Horkheimer.

Wer den Antisemitismus erklären will, muss den Nationalsozialismus meinen. Ohne Begriff von dem, was in Deutschland geschehen ist, bleibt das Reden über den Antisemitismus in Siam oder in Afrika bedeutungslos. Der neue Antisemitismus ist der Sendbote der totalitären Ordnung, zu der die liberalistische sich entwickelt hat. Es bedarf des Rückgangs auf die Tendenzen des Kapitals. Aber es ist, als seien die vertriebenen Intellektuellen nicht bloss des Bürgerrechts, sondern auch des Verstands beraubt worden. Denken, die einzige Verhaltensweise, die ihnen anstünde, ist in Misskredit geraten. Der „jüdisch-hegelianische Jargon", der einst aus London bis zur deutschen Linken drang und schon damals in den Brustton von Gewerkschaftsfunktionären übertragen werden musste, gilt jetzt vollends als überspannt. Aufatmend werfen sie die unbequeme Waffe weg und kehren zum Neuhumanismus, zu Goethes Persönlichkeit, zum wahren Deutschland und anderem Kulturgut zurück. Die internationale Solidarität habe versagt. Weil die Weltrevolution nicht eintrat, seien die theoretischen Gedanken nichts wert, nach denen sie als Rettung aus der Barbarei erschien. Jetzt, da es wirklich so gekommen ist, da Harmonie und Progressionsmöglichkeit der kapitalistischen Gesellschaft sich als die Illusion entlarven, die die Kritik der freien Marktwirtschaft seit je denunzierte, da trotz und wegen des technischen Fortschritts die Krise, wie vorausgesagt, permanent geworden ist und die Nachfahren der freien Unternehmer ihre Stellung nur durch Abschaffung der bürgerlichen Freiheit behaupten können, jetzt preisen die literarischen Gegner der totalitären Gesellschaft den Zustand, dem sie ihr Dasein verdankt, und verleugnen die Theorie, die sein Geheimnis aussprach, als es noch Zeit war.

Dass die Emigranten der Welt, die den Faschismus aus sich erzeugt, gerade dort den Spiegel vorhalten, wo sie ihnen noch Asyl gewährt, kann niemand verlangen. Wer aber vom Kapitalismus nicht reden will, sollte auch vom Faschismus schweigen. Die englischen Gastfreunde von heute machen bessere

Erfahrungen als Friedrich mit dem Lästermaul Voltaire. Mag das Loblied, das die Intellektuellen auf den Liberalismus anstimmen, oft schon zu spät kommen, da die Länder rascher in totalitäre sich umwandeln, als die Bücher Verleger finden, sie geben die Hoffnung nicht auf, dass irgendwo die Reformierung des westlichen Kapitalismus glimpflicher **sich** abspielt als die des deutschen und gut empfohlene Fremde doch noch eine Zukunft haben. Aber die totalitäre Ordnung ist nichts anderes als ihre Vorgängerin, die ihre Hemmungen verloren hat. Wie alte Leute zuweilen so böse werden, wie sie im Grunde immer waren, nimmt die Klassenherrschaft am Ende der Epoche die Form der Volksgemeinschaft an. Den Mythos der Interessenharmonie hat die Theorie zerstört ; sie hat den liberalistischen Wirtschaftsprozess als Reproduktion von Herrschaftsverhältnissen vermittels freier Verträge dargestellt, die durch die Ungleichheit des Eigentums erzwungen werden. Die Vermittlung wird jetzt abgeschafft. Der Faschismus ist die Wahrheit der modernen Gesellschaft, die von der Theorie von Anfang an getroffen war. Er fixiert die extremen Unterschiede, die das Wertgesetz am Ende produzierte.

Ihn zu erkennen, bedarf es keiner Revision der ökonomischen Theorie. Der gleiche und gerechte Tausch hat sich selbst ad absurdum geführt, und die totalitäre Ordnung ist dies Absurdum. Folgerecht genug hat sich der Übergang aus dem Liberalismus vollzogen, und nicht so gewaltsam wie der aus dem Merkantilsystem ins 19. Jahrhundert. Dieselben ökonomischen Tendenzen, die durch den Konkurrenzmechanismus zur immer höheren Produktivität der Arbeit treiben, schlagen in Kräfte sozialer Desorganisation um. Der Stolz des Liberalismus, die technisch äusserst entfaltete Industrie, macht sein Prinzip zuschanden, indem der Verkauf der Arbeitskraft für grosse Teile der Bevölkerung unmöglich wird. Die Reproduktion des Bestehenden auf dem Umweg über den Arbeitsmarkt wird unrationell. Früher war das Bürgertum ökonomisch dezentralisiert, ein vielköpfiger Herrscher ; die Vergrösserung des Betriebs war für jeden Unternehmer Bedingung, seinen Anteil am gesellschaftlichen Mehrprodukt zu steigern. Er brauchte die Arbeiter, um im Konkurrenzkampf zu bestehen. Im Zeitalter der Monopole verspricht die unbegrenzte Investierung von immer neuem Kapital keine grosse Steigerung der Profite mehr. Die Masse der Arbeiter, aus denen der Mehrwert herfliesst, geht im Vergleich zum Apparat, den sie bedienen, zurück. Industrielle Produktion hat in der neueren Zeit nur als Bedingung für Profit, für Erweiterung der Gewalt von Gruppen und Individuen über menschliche Arbeit existiert. Der Hunger allein bietet keinen Anlass zur Herstel-

lung von Konsumgütern. Für das ohnehin zahlungsunfähige Bedürfnis, für die arbeitslosen Massen produzieren, liefe dem Gesetz der Ökonomie und Religion zuwider, das die Ordnung zusammenhält : ohne Arbeit kein Brot.

Noch die Fassade verrät die Überholtheit der Marktwirtschaft. Die Reklameschilder in allen Ländern sind ihre Monumente. Ihr Ausdruck ist lächerlich. Zu den Passanten sprechen sie wie törichte Erwachsene mit Kindern oder Tieren, in einem verlogen zutraulichen Jargon. Wie Kindern wird denn auch den Massen etwas vorgespiegelt : dass sie als selbständige Subjekte die Freiheit hätten, sich die Waren auszuwählen. Doch ist die Wahl schon weithin diktiert. Seit Jahrzehnten gibt es ganze Sphären des Verbrauchs, in denen bloss die Etiketten verschieden sind. Die bunte Welt der Qualitäten, an der man sich ergötzt, steht auf dem Papier. Wenn die Reklame stets für die faux frais der bürgerlichen Warenwirtschaft charakteristisch war, so hat sie früher als Mittel der Bedürfnissteigerung eine progressive Funktion ausgeübt. Heute wird noch dem Käufer eine ideologische Reverenz erwiesen, die er nicht einmal ganz glauben soll. Die Reklame für die grossen Markenartikel versteht er bereits als nationale Parolen aufzunehmen, denen man nicht widersprechen darf. In den faschistischen Ländern kommt die Disziplin, an welche die Reklame appelliert, zu sich selbst. An den Plakaten erfahren dort die Menschen, was sie wirklich sind : Soldaten. Die Reklame wird richtig. Der strikte staatliche Befehl, der bei totalitären Wahlen von allen Mauern droht, entspricht der modernen Organisation der Wirtschaft genauer als die einerlei bunten Beleuchtungseffekte in den Einkaufszentren und Vergnügungsvierteln der Welt.

Die ökonomischen Programme der guten Europäer unter den Staatsmännern sind illusionär. In der Endphase des Liberalismus wollen sie die Unfähigkeit der zerfallenden Marktwirtschaft, die Menschen zu ernähren, durch staatliche Aufträge kompensieren, im Einverständnis mit den Wirtschaftsgewaltigen die Wirtschaft ankurbeln, so dass sie allen einen Unterhalt gewährt. Sie vergessen, dass der Widerwille gegen neue Investitionen keine Schrulle ist. Die Industriellen haben keine Lust, ihre Werke auf dem Umweg über Steuern, die sie einer allzu unparteiischen Regierung entrichten müssen, in Gang zu setzen, bloss um die bankrotten Bauern und andere Arbeitslose aus der Verlegenheit zu ziehen. Für die Klasse zahlte sich ein solches Verfahren nicht aus. Soviel auch regierungsfreundliche Ökonomen den Unternehmern vorreden, dass es ihnen zugute komme, die grossen haben einen besseren Instinkt für ihre Interessen und höhere Ziele im Auge als eine notdürftige Konjunktur mit

Streiks und was sonst zum proletarischen Klassenkampf gehört. Die Staatsmänner, die den Liberalismus zuguterletzt noch humanitär lenken wollen, verkennen seine Eigenart. Sie mögen Bildung repräsentieren und von Experten umgeben sein, ihr Bestreben ist ein Widersinn : sie wollen die Schicht, deren partikuläre Interessen wesenhaft den generellen zuwiderlaufen, der Allgemeinheit unterordnen. Eine Regierung, die mit den Steuern der Unternehmer aus den Objekten der Wohlfahrtspflege Subjekte freier Arbeitsverträge machte, muss schliesslich unterliegen : sie entartete sonst entgegen ihrem eigenen Willen aus dem Beauftragten der Unternehmer zum Vollzugsorgan der Arbeitslosen, ja der abhängigen Schichten überhaupt. Nahezu konfiskatorische Steuern, etwa die Erbschaftssteuer, die nicht bloss durch die Freisetzung von Arbeitern in der Industrie, sondern auch durch die Folgen der unlösbaren Agrarkrise erzwungen sind, drohen ohnehin schon, die kapitalistisch Schwachen zu „Ausbeutern“ der Kapitalisten zu machen. Solche Umkehrung der Verhältnisse lassen die Unternehmer auf die Dauer in keinem Weltreich zu. In den Parlamenten und dem ganzen öffentlichen Leben sabotieren sie die spätliberalistische Wohlfahrtspolitik. Selbst wenn sie der Konjunktur zugute käme, blieben sie unversöhnt : Konjunkturen sind ihnen nicht mehr genug. Die Produktionsverhältnisse setzen sich gegen die humanitären Regierungen durch. Die Pioniere aus den Unternehmerverbänden schaffen einen neuen Apparat. Ihre Sachwalter nehmen die Ordnung der Gesellschaft in die Hand; anstelle des zersplitterten Kommandos in den einzelnen Fabriken entsteht die totalitäre Herrschaft des Partikularinteresses über das ganze Volk. Den Individuen wird dabei eine neue Zucht auferlegt, die an den Grund der Sozialcharaktere rührt. Die Transformation des gedrückten Arbeitsuchenden aus dem 19. Jahrhundert in das beflissene Mitglied faschistischer Organisationen gemahnt in ihrer historischen Tragweite an die Umwandlung des mittelalterlichen Handwerksmeisters in den protestantischen Bürger durch die Reformation oder des englischen Dorfarmen in den modernen Industriearbeiter. Angesichts solcher Verlagerung der Fundamente erscheinen die Staatsmänner des mittleren Fortschritts als reaktionär.

An die Stelle des Tausches mit der Arbeit tritt das Diktat über sie. Waren die Massen in den letzten Jahrzehnten aus Kontraktpartnern Bettler, Objekte der Fürsorge geworden, so werden sie jetzt unmittelbar Objekte der Herrschaft. Im vorfaschistischen Stadium bedrohten sie die Ordnung. Der Übergang zu einer Wirtschaft, welche die getrennten Elemente vereinigte, die Menschen in den Besitz der feiernden Maschinen und des nutzlosen Getreides setzte, schien in Deutschland unabwendbar und die Welt-

gefahr des Sozialismus ernst. Zu seinen Feinden stand, was in der demokratischen Republik etwas zu sagen hatte. Es wurde mit Unterstützungen, mit kaiserlichen Staatsbeamten und weissen Offizieren regiert. Aus Organen des Klassenkampfs wollten die Gewerkschaften sich in staatliche verwandeln, sie wollten dazu dienen, die Zuwendungen zu verteilen, die Bedachten zur fügsamen Gesinnung zu erziehen, kurz, an der Beherrschung mitzuwirken. Den Mächtigen aber war solche Hilfe suspekt. Als das deutsche Kapital die imperialistische Politik wieder aufnahm, liess es die Arbeiterbürokratie, die politische und gewerkschaftliche, die ihm dabei geholfen hatte, fallen. Trotz redlichsten Willens wären sie den neuen Verhältnissen nicht gewachsen gewesen. Nicht für die Steigerung ihres eigenen Lebens sollten die Massen aktiviert werden, nicht dass sie essen, sondern dass sie gehorchen, ist die Aufgabe des faschistischen Apparats. Regieren hat dort einen andern Sinn bekommen. Anstelle routinierter Funktionäre werden phantasiereiche Organisatoren und Fronvögte gebraucht; sie müssen dem Bannkreis der Ideologie von Freiheit und Menschenwürde entrückt sein. Im Spätkapitalismus verwandeln sich die Völker zuerst in Unterstützungsempfänger und dann in Gefolgschaften.

Lange vor dem faschistischen Umschwung bilden die Arbeitslosen eine unwiderstehliche Versuchung für Industrielle und Agrarier, die sie für ihre Zwecke organisieren wollen. Wie zu Beginn der Epoche sind wieder freie Massen vorhanden. Nur kann man sie nicht wie damals in die Manufakturen pressen, die Zeit der privaten Unternehmung ist vorbei. Der faschistische Agitator fasst seine Leute zum Kampf gegen die demokratischen Regierungen zusammen. Wenn es während des Übergangs immer weniger lockt, Kapital in die nützliche Produktion zu investieren, so wird das Geld in die Organisation der Masse gesteckt, die man der aufgeklärten vorfaschistischen Regierung entreissen will. Ist das zu Hause gelungen, wird es international versucht. Die faschistischen Staaten treten auch in fremden Ländern als Organisatoren der Macht gegen die renitenten Regierungen auf. Ihre Emissäre bereiten den Boden für faschistische Eroberungen, sie sind die Nachfahren der christlichen Missionare, die den Kaufleuten voranzogen. Heute strebt nicht der englische, sondern der deutsche Imperialismus nach Expansion.

Wenn tatsächlich der Faschismus aus dem kapitalistischen Prinzip hervorgeht, ist er nicht bloss den „armen", den „have not"-Ländern im Gegensatz zu saturierten angepasst. Dass der Nationalsozialismus ursprünglich von bankrotten Industrien getragen war, betrifft seine spezifische Auslösung, nicht seine Eignung zum universalen Prinzip. Schon zur Zeit der höchsten

Rentabilität hat die Schwerindustrie ihren Anteil am Gewinn der Klasse durch ihre wirtschaftliche Machtstellung erzwungen. Stets überstieg die Durchschnittsprofitrate, die auch ihr zufiel, den Mehrwert, der in ihrem eigenen Bereich entstand. Weniger als andere gehorchten Krupp und Thyssen dem Konkurrenzprinzip. So zeigte denn der Bankrott, den schliesslich die Bilanz auswies, nichts über die Harmonie zwischen der Schwerindustrie und dem Bedürfnis des Bestehenden an. Dass die chemische Industrie an Rentabilität der schweren auf dem Markt überlegen war, konnte gesellschaftlich nicht den Ausschlag geben. Im Spätkapitalismus ist die Aufgabe gestellt, die Bevölkerung in ein für zivile und militärische Zwecke einsatzbereites Kollektiv umzumodeln, so dass sie in den Händen der neu formierten Herrscherklasse funktioniert. Die schlechte Rentabilität trieb bloss bestimmte Teile der deutschen Industrie vor anderen dazu an, die Entwicklung zu forcieren.

Die herrschende Klasse hat sich gewandelt. Ihre Mitglieder sind nicht identisch mit den Inhabern des kapitalistischen Eigentums. Das gespaltene Gros der Aktionäre war längst der Führung des Direktoriats verfallen. Mit dem Fortschritt des Betriebs von einer unter vielen konkurrierenden Wirtschaftseinheiten zur uneinnehmbaren sozialen Machtstellung des modernen Konzerns gewann die Betriebsführung absolute Gewalt. Der Umfang und die Differenziertheit der Werke hat eine Bürokratie geschaffen, deren Spitze mit dem Kapital der Aktionäre notfalls gegen diese ihre eigenen Ziele verfolgt. Derselbe Grad der organischen Zusammensetzung des Kapitals, der den ökonomischen Anreiz zu weiteren Investitionen vermindert, ermöglicht es den Leitern, im Zug politischer Machinationen den Produktionsmechanismus zu bremsen, ja die Räder stillzustellen, ohne selber viel zu spüren. Die Direktorengehälter können sich zuzeiten von den Bilanzen emanzipieren. An die Stelle der juristischen Eigentümer tritt die hohe industrielle Bürokratie. Es zeigt sich, dass die reale Verfügung, der physische Besitz und nicht das nominelle Eigentum sozial entscheidend ist.

Die juristische Form, die über das Glück des Individuums real bestimmte, hat gesellschaftlich immer zur Ideologie gehört. Die enteigneten Gruppen der Bourgeoisie klammern sich jetzt an die hypostasierte Form des Privateigentums und denunzieren den Faschismus als neuen Bolschewismus, während dieser umgekehrt die Form der Vergesellschaftung des Eigentums theoretisch hypostasiert und in der Praxis die Monopolisierung des Produktionsapparats nicht zu unterbinden vermag. Ob es der Staat den Seinen unter dem Titel von regulierten Privatgewinnen oder direkt als Beamtengehälter zukommen lässt, ergibt noch keinen wesentlichen Gegensatz.

Die faschistische Ideologie verschleiert das gleiche Verhältnis wie die alte harmonistische : die Herrschaft einer Minderheit auf Grund des faktischen Besitzes der materiellen Produktionswerkzeuge. Das Profitstreben endet heute in dem, was es stets schon war : im Streben nach gesellschaftlicher Macht. Das wahre Selbst des juristischen Eigentümers der Produktionsmittel tritt ihm als faschistischer Kommandant von Arbeiterbataillonen gegenüber. Die soziale Herrschaft, die mit ökonomischen Mitteln nicht zu halten war, weil das private Eigentum sich überlebt hat, wird mit direkt politischen fortgesetzt. Diesem Zustand gegenüber repräsentiert der Liberalismus noch in seiner Verfallsform das grösstmögliche Glück der grösstmöglichen Anzahl. Denn die Menge des Unglücks, das die Majorität in den kapitalistischen Mutterländern erlitt, ist kleiner als die heute auf die verfolgten Minoritäten konzentrierte.

Der Liberalismus ist nicht wieder einzurichten. Er hinterlässt ein demoralisiertes, von den Führern verratenes Proletariat, in dem die Arbeitslosen eine Art amorpher Klasse bilden, die geradezu nach Organisierung von oben schreit, Bauern, deren Produktionsmethoden und Bewusstseinsformen hinter der technischen Entwicklung weit zurückgeblieben sind, und die Generäle der Industrie, des Heeres und der Verwaltung, die sich verständigen und die Neuordnung in die Hand nehmen.

* * *

Nach dem hundertjährigen Zwischenspiel des Liberalismus ist die Oberschicht in den faschistischen Ländern auf ihre Grundeinsichten zurückgekommen. Die Existenz der Individuen wird im 20. Jahrhundert wieder bis in alle Einzelheiten kontrolliert. Ob nach der Entfesselung der Kräfte in der Industriegesellschaft die totalitäre Unterdrückung auf die Dauer möglich ist, lässt sich nicht deduzieren. Deduzierbar war der ökonomische Zusammenbruch, nicht die Revolution. Theorie und Praxis sind nicht unmittelbar identisch. Nach dem Krieg war die Frage praktisch gestellt. Die deutschen Arbeiter besassen die Qualifikation zur neuen Einrichtung der Welt. Sie wurden besiegt. Wie weit der Faschismus sein Ziel erreicht, wird sich erst in den Kämpfen der Epoche zeigen. Die Anpassung der Individuen an ihn drückt auch rationale Fähigkeiten aus. Dass nach dem Verrat der eigenen Bürokratie seit 1914, nach der Entwicklung der Parteien in weltumspannende Maschinerien zur Vernichtung der Spontaneität, nach der Ermordung der Revolutionäre die Arbeiter sich gegen die totalitäre Ordnung

neutral verhalten, ist kein Zeichen der Verblödung. Die Erinnerung an die vierzehn Jahre hat mehr Reize für die Intellektuellen als für das Proletariat. Der Faschismus hat ihm vielleicht nicht weniger zu bieten als die Weimarer Republik, die den Faschismus aufzog.

Die totalitäre Gesellschaft hat ökonomische Chancen auf lange Frist. Zusammenbrüche stehen nicht in naher Aussicht. Die Krisen waren rationale Zeichen, die entfremdete Kritik der Marktwirtschaft, die, wenn auch blind, am Bedürfnis orientiert war. In der totalitären Wirtschaft erscheint der Hunger zu Kriegs- und Friedenszeiten nicht so sehr als Störung wie als vaterländische Pflicht. Für den Faschismus als Weltsystem wäre ökonomisch kein Ende abzusehen. Die Ausbeutung reproduziert sich nicht mehr planlos über den Markt, sondern in der bewussten Ausübung der Herrschaft. Die Kategorien der politischen Ökonomie : Äquivalententausch, Konzentration, Zentralisation, sinkende Profitrate und so fort haben auch heute noch reale Gültigkeit, nur ist ihre Konsequenz, das Ende der politischen Ökonomie, erreicht. Die Konzentration in den faschistischen Ländern schreitet eilends fort. Sie ist jedoch in die Praxis planmässiger Gewalt eingegangen, die die sozialen Gegensätze unmittelbar zu meistern sucht. Die Ökonomie hat keine selbständige Dynamik mehr. Sie verliert ihre Macht an die ökonomisch Mächtigen. Das Versagen der freien Marktwirtschaft offenbart die Unfähigkeit weiterer Fortschritte in den Formen der antagonistischen Gesellschaft überhaupt. Der Faschismus kann trotz des Krieges weiterleben, wenn die Völker nicht begreifen, dass die Kenntnisse und Maschinen, die sie besitzen, nicht der Verewigung der Macht und des Unrechts, sondern ihrem eigenen Glück zu dienen haben. Er ist nicht rückständig im Vergleich zum bankrotten laissez-faire Prinzip, sondern zu dem, was für die Menschen erreichbar wäre.

Selbst wenn es gelungen wäre, die Rüstungen zu limitieren und die Erde aufzuteilen, worin die Konzerne mit gutem Beispiel vorangehen (es ist etwa an die Bestrebungen zum britisch-deutschen, darüber hinaus zum europäischen, Kohlenkartell zu denken[1])), so hätte der Faschismus keine Verlegenheit zu befürchten gebraucht. Es sind unzählige Werke zu verrichten, die Arbeit und Brot geben und zugleich die Individuen nicht übermütig werden lassen. Mandeville, der wusste, worauf es ankam, hat schon zu Beginn des Kapitalismus das Fernziel faschistischer Arbeitsbeschaffung desig-

---

[1]) **Frankfurter Zeitung, 2. Februar und 9. März 1939.**

niert : „Es gibt bei uns noch für hunderttausend Arme mehr, als wir tatsächlich haben, Arbeit auf drei- bis vierhundert Jahre hinaus. Um unser Land in allen Teilen nutzbar und im ganzen stattlich bevölkert zu machen, wären viele Flüsse schiffbar zu machen und zahlreiche Kanäle anzulegen. Manche Gegenden wären zu entwässern und für die Zukunft gegen Überschwemmungen zu schützen. Weite Strecken dürren Bodens wären fruchtbar, viele Quadratmeilen Landes leichter zugänglich und damit einträglicher zu machen. Dii laboribus omnia vendunt. Es gibt keine Schwierigkeiten auf diesem Gebiete, die Arbeit und Ausdauer nicht zu bewältigen vermöchten. Die höchsten Berge lassen sich in die Täler stürzen, die bereitstehen, sie in sich aufzunehmen, und Brücken können geschlagen werden, wo wir jetzt gar nicht würden daran zu denken wagen."[1] ... „Es ist Sache des Staats, den sozialen Missständen abzuhelfen und das zuerst in die Hand zu nehmen, was von seiten der Privatpersonen am meisten vernachlässigt wird. Gegensätze werden am besten durch Gegensätze geheilt; und da im Falle nationalen Versagens das Beispiel mehr wirkt als das Gebot, so sollte die Regierung sich zu irgendeinem grossen Unternehmen entschliessen, das lange Zeit hindurch gewaltige Arbeit beanspruchen müsste, und sollte so die Welt davon überzeugen, dass sie nichts tut ohne ängstliche Rücksicht auf die späteste Nachkommenschaft. Dies wird festigend wirken auf den schwankenden Geist und den luftigen Sinn des Volkes, es wird uns daran erinnern, dass wir nicht bloss für uns selbst leben, und wird schliesslich ein Mittel sein, um die Menschen weniger misstrauisch zu machen und ihnen dafür mehr wahrhafte Vaterlandsliebe und treue Anhänglichkeit an den heimatlichen Boden einzuflössen, was für die Höherentwicklung einer Nation vor allem anderen notwendig ist."[2]

Der Terror, zu dem die herrschende Klasse dabei ihre Zuflucht nimmt, ist seit Macchiavelli von den Autoritäten immer wieder empfohlen worden. „Das wilde Tier, das man Volk nennt, bedarf notwendig der eisernen Führung : ihr seid sogleich verloren, wenn ihr zulasst, dass es seiner Kraft bewusst wird. .. Das regierte Individuum bedarf keiner anderen Tugend als der Geduld und der Unterordnung; Geist, Talente, Wissenschaften gehören auf die Seite der Regierung. Das grösste Unglück resultiert aus dem Umsturz dieser Grundsätze. Die wirkliche Autorität der Regie-

---

[1]) Mandevilles Bienenfabel, hrsg. v. Otto Bobertag, Georg Müller. München 1914. Eine Abhandlung über Barmherzigkeit, Armenpflege und Armenschule, S. 283 f.

[2]) ib., S. 286 f.

rung wird aufhören, wenn jeder sich berufen glaubt, sie zu teilen; der Schrecken der Anarchie geht aus solcher Extravaganz hervor. Das einzige Mittel, diese Gefahren zu vermeiden, ist, die Kette möglichst anzuspannen, strengste Gesetze zu erlassen, die Aufklärung des Volkes zu verweigern, vor allem sich der funesten Pressefreiheit zu widersetzen, dem Ursprung aller Kenntnisse, die das Volk entfesseln, und es zum Schluss durch schwere und vielfache Strafen zu erschrecken... Bilden Sie sich nicht ein, .. dass ich unter dem Volk die Klasse verstehe, die man als dritten Stand bezeichnet; gewiss nicht. Ich nenne Volk die feile und verächtliche Klasse, die, wie der Abschaum der Natur, auf unsere Erde geworfen, nur im Schweiss ihres Angesichts existieren kann."[1]) Was die Nationalsozialisten wissen, hat man schon vor hundert Jahren gewusst. „Man sollte Menschen nur in der Kirche oder unter den Waffen versammeln; da überlegen sie nicht, sie hören und gehorchen."[2]) An die Stelle der Peterskirche rückt der Berliner Sportpalast.

Nicht bloss die dunklen Philosophen, die bei den ideologischen Nachfahren als unmenschlich gelten, haben die Abhängigkeit des Volkes als Voraussetzung stabiler Zustände erklärt, sie haben die Verhältnisse nur deutlicher bezeichnet als die Idealisten. Der späte Kant ist von den Freiheitsrechten der unteren Schichten nicht viel überzeugter als Sade und Bonald. Nach der praktischen Vernunft hat das Volk zu parieren wie im Zuchthaus, nur mit dem Unterschied, dass es neben den Schergen der jeweiligen Macht auch noch sein eigenes Gewissen als Gefängniswärter und Antreiber haben soll. „Der Ursprung der obersten Gewalt ist für das Volk, das unter derselben steht, in praktischer Absicht unerforschlich: d. i. der Unterthan soll nicht über diesen Ursprung .. werkthätig vernünfteln..; denn wollte der Unterthan, der den letzteren Ursprung nun ergrübelt hätte, sich jener jetzt herrschenden Autorität widersetzen, so würde er nach den Gesetzen derselben, d. i. mit allem Recht, bestraft, vertilgt, oder (als vogelfrei, exlex) ausgestossen werden."[3]) Kant bekennt sich zu der Lehre, „dass dem, welcher sich im Besitz der zu oberst gebietenden und gesetzgebenden Gewalt über ein Volk befindet, müsse gehorcht werden, und zwar so juridisch-unbedingt, dass auch nur nach dem Titel dieser seiner

---

1) De Sade, Histoire de Justine, t. IV, en Hollande 1797, S. 275/78.

2) de Bonald, Pensées sur divers sujets et discours politiques. Œuvres, tome VI. Paris 1817. S. 147.

3) Kant, Die Metaphysik der Sitten, erster Theil. Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre, zweiter Theil, erster Abschnitt. Akademieausgabe. Bd. VI, S. 318 f.

Erwerbung öffentlich zu forschen, also ihn zu bezweifeln, um sich bei etwaniger Ermangelung desselben ihm zu widersetzen, schon strafbar, dass es ein kategorischer Imperativ sei : Gehorchet der Obrigkeit (in allem, was nicht dem inneren Moralischen widerstreitet), die Gewalt über euch hat."[1]) Aber der Kant-Kenner weiss : das „innere Moralische" kann nie gegen eine harte Arbeit protestieren, die von der jeweiligen Gewalt befohlen ist.

Die faschistische Verstaatlichung, die Aufstellung eines terroristischen Parteiapparats neben der Administration, ist das Gegenteil von Vergesellschaftung. Nach wie vor funktioniert das Ganze für die Interessen einer festen Gruppe. Das Kommando über fremde Arbeit durch die Bürokratie ist jetzt formell die letzte Instanz, das Kommando der konkurrierenden Eigentümer nur delegiert, aber die Gegensätze verwischen sich : die Eigentümer werden Bürokraten und die Bürokraten Eigentümer. Der Begriff des Staates verliert vollends seinen Widerspruch zum Begriff einer herrschenden Partikularität, er ist der Apparat der koalierten Führer, ein privates Machtwerkzeug, und dies je mehr er sich verselbständigt, je mehr er vergottet wird. Sowohl in Italien wie auch in Deutschland wurden grosse gemeinnützige Unternehmungen reprivatisiert. In Italien sind elektrische Betriebe, die Monopole des Telephons, der Lebensversicherung und andere staatliche und städtische Verwaltungen, in Deutschland vor allem die Banken an private Gesellschaften übergegangen.[2]) Davon profitieren freilich nur die Grossen. Dass der mittlere Unternehmer gegen die Konzerne in Schutz genommen werde, erweist sich auf die Dauer als purer Propagandaschwindel. Die Zahl der Gesellschaften, welche die gesamte Industrie beherrschen, wird immer kleiner. Unter der Oberfläche des Führerstaats spielt sich ein wütender Kampf der Interessenten um die Beute ab. Die deutschen und sonstigen Eliten in Europa, welche die Absicht, die Bevölkerung in Schach zu halten, miteinander teilen, würden ohne dies einigende Band sich drinnen und draussen längst bekriegt haben. Innerhalb der totalitären Staaten ist diese Spannung so gross, dass Deutschland über Nacht in ein Chaos von Gangsterkämpfen sich auflösen könnte. Die Geste der Tragik so gut wie die unablässige Versicherung vieltausendjähriger Dauer in der nationalsozialistischen Propaganda reflektierten von Anbeginn die

---

[1]) a. a. O., Anhang, S. 371.

[2]) Vgl. für Italien : u. a. Perroux, Economie corporative et système capitaliste. In : Revue d'Économie politique. Sept. /Oct. 1933 ; für Deutschland : u. a. Frankfurter Zeitung, 21. Juli 1936 und 26. Februar 1937.

Ahnung solcher Hinfälligkeit. Nur weil die berechtigte Angst vor den Massen alle immer wieder zusammenbringt, lassen sich die Unterführer schliesslich vom Mächtigsten integrieren und notfalls massakrieren. Hinter der Einheit und Harmonie ist, mehr als es je im Kapitalismus der Fall war, die Anarchie verborgen, hinter der Planmässigkeit das atomistische Privatinteresse. Es findet ein Ausgleich statt, der gegenüber menschlichen Bedürfnissen nicht weniger zufällig ist als ehemals die Preisskala freier Märkte. Die Kräfte, welche die Verteilung der gesellschaftlichen Energien auf die verschiedenen Produktionszweige bewirken, sind bei aller Lenkung so irrational wie die Mechanismen der Profitwirtschaft, die der menschlichen Macht sich entzogen hatten. Die Freiheit der Führer ist Trug wie die des Geschäftsmanns; wie er vom Markt abhing, hängen sie von blinden Konstellationen ab. Das Rüsten wird ihnen durch das Spiel zwischen den Gruppierungen, durch die Angst vor den eigenen und fremden Völkern, durch die Abhängigkeit von Teilen der Geschäftswelt ebenso diktiert wie die Vergrösserung der Fabriken den Unternehmern in der Industriegesellschaft, diktiert durch soziale Gegensätze, nicht durch die Auseinandersetzung der Menschen mit der Natur, von der eine vernünftige Gesellschaft sich einzig noch bestimmen liesse. Die Stabilität des Faschismus beruht auf der Allianz gegen die Revolution und der Ausschaltung des ökonomischen Korrektivs. Das atomistische Prinzip, nach dem der Erfolg des einen mit dem Elend des anderen zusammenhing, ist heute noch verschärft. In den faschistischen Verbänden herrschen Gleichheit und Brüderlichkeit nur an der Oberfläche. Der Kampf um den Aufstieg in der barbarischen Hierarchie macht aus den Genossen präsumptive Gegner. Der Umstand, dass in der Kriegswirtschaft mehr Arbeitsplätze als Arbeiter vorhanden sind, hebt den Konflikt aller mit allen nicht auf. Die Unterschiede zwischen den Löhnen in den einzelnen Fabriken, für Männer und Frauen, für Arbeiter und Angestellte, für verschiedene Kategorien von Proletariern sind krasser als früher. Mit der Abschaffung der Arbeitslosigkeit ist die Vereinsamung der Menschen nicht durchbrochen worden. An die Stelle der Furcht vor dem Verlust des Arbeitsplatzes tritt die Furcht vor dem Staat. Die Angst atomisiert.

Das gemeinsame Interesse aller Ausgebeuteten ist heute, wo es stärker ist als je, weniger als je zu erkennen. Auf der Höhe des Liberalismus blieb trotz aller Krisen das Proletariat mit dem Prozess der Warenproduktion verbunden, die Arbeitslosigkeit des einzelnen ging vorüber. Die Arbeit der Proletarier in der Industrie bildete die Basis der Solidarität, wie noch die Sozialdemokratie sie verstand. In der Zeit, die dem Faschismus unmittelbar vorhergeht,

wird ein grosser Teil der Bevölkerung dauernd arbeitslos und verliert das Rückgrat. Die Banden der technischen Nothilfe haben auch den beschäftigten deutschen Arbeitern demonstriert, wie schwach sie waren. Je weiter zudem die mit der ökonomischen Ohnmacht gesetzte Vernichtung jeder Spontaneität durch die Politik der alten Massenparteien getrieben wurde, um so leichter konnten die Opfer von der neuen erfasst werden. Hier wie dort ist der Kollektivismus die Ideologie der atomisierten Masse, die ganz Objekt der Herrschaft ist. Wie die Arbeit unter dem Diktat des Staates erscheint der vom Staat propagierte Glaube an Führer und Gemeinschaft als Ausweg aus dem trostlosen Dasein. Der Glaube lebt davon, dass es wieder regelmässig Arbeit gibt. Jeder weiss, was er zu tun hat und wie ungefähr der nächste Tag aussieht. Man ist kein Bettler mehr, und wenn es Krieg gibt, stirbt man nicht allein. Die Volksgemeinschaft setzt die Ideologie von 1914 fort. Nationale Aufbrüche sind der erlaubte Ersatz für die Revolution. Unbewusst realisieren sie das Grauen ihrer Existenz, das zu ändern sie doch nicht vermögen. Die Erlösung muss von oben kommen. So unaufrichtig aber der Glaube an die Nichtigkeit des einzelnen, an das Überleben des Volkes oder an die Führer als Gestalten immer sein mag, gegenüber dem ausgehöhlten Christentum drückt er wenigstens eine Erfahrung aus. Verlassen ist die Gefolgschaft auch von den vergötzten Führern, aber nicht so verlassen wie seit je vom wahren Gott.

Über die Zustände vor seinem Machtantritt geht der Faschismus nicht bloss negativ, sondern positiv hinaus. Wenn die Lebensformen der liberalistischen Phase des Kapitalismus hemmende Funktionen hatten, wenn die idealistische Kultur schon zum Gespött geworden war, muss ihre Demolierung im Faschismus auch Kräfte frei machen. Der falschen Sicherheiten wird das Individuum beraubt, die faschistische Rettung von Eigentum, Familie, Religion lässt nicht viel von ihnen übrig. Die Massen werden zu mächtigen Instrumenten, und die Macht der vom fremden Willen durchströmten totalitären Organisation ist der Schwerfälligkeit des Reichstags überlegen, der vom eigenen Willen des Volkes getragen war. Die Zentralisation der Verwaltung, die der Nationalsozialismus in Deutschland vorgenommen hat, löst eine alte bürgerliche Forderung ein, die anderswo im siebzehnten Jahrhundert schon erfüllt war. Der demokratische Zug des neuen Deutschlands, die formelle Abschaffung der Stände ist bürgerlich rationell. Richelieu freilich ist energischer mit den Feudalen umgesprungen als Hitler mit der sogenannten Reaktion. Der grosse Grundbesitz erfreut sich noch des gut getarnten Schutzes vor der Siedlungspolitik. Der inneren Schlagkraft entsprechen die Erfolge der faschistischen Aussenpoli-

tik. Sie beglaubigen die Versprechungen des Regimes. Der wichtigste Grund der Indolenz, mit dem es von den Massen geduldet wird, ist die kühle Erwartung, es möchte den brüchigen Staatsgebilden ringsum einiges abtrotzen, was auch dem kleinen Mann zugute kommt. Nach der Phase der Eroberungen, die freilich erst begonnen hat, hofft der Nationalsozialismus, den Massen so viel abzugeben, wie geschehen kann, ohne Opfermut und Disziplin etwas zu entziehen. Im Faschismus nimmt hier der Umfang an Betriebsunfällen, dort der Umsatz bei den Sektfabriken zu, aber die Gewissheit, dass es weiter Arbeit gibt, wirkt schliesslich als die bessere Demokratie. Unter Wilhelm wurde das Volk nicht mehr respektiert als unter Hitler. Einen langen Krieg wird es schwerlich zulassen.

Wahr ist, die Produktivkräfte werden im Faschismus stärker unterdrückt als je zuvor. Die Erfindung von Ersatzstoffen bietet keinen Ersatz für die Verstümmelung der menschlichen Anlagen, die bis zur Vernichtung des Menschlichen geht. Aber dies setzt bloss einen Prozess fort, der ohnehin katastrophisches Ausmass angenommen hatte. In der jüngsten Phase, der faschistischen, verstärken sich auch die Gegentendenzen. Der Gedanke von Nation und Rasse überschlägt sich. Im Grund glauben die Deutschen nicht mehr daran. Die Auseinandersetzung zwischen Liberalismus und totalitärem Staat verläuft nicht mehr gemäss den Landesgrenzen. Der Faschismus erobert von aussen und innen zugleich. Zum ersten Mal ist die ganze Welt in dieselbe politische Entwicklung gerissen. Indien und China sind nicht mehr blosse Randgebiete, historische Grössen sekundärer Ordnung, sie sind von der gleichen Spannung erfüllt wie die hochkapitalistischen Länder.

Die Lüge von der Gerechtigkeit innerhalb der modernen Gesellschaft, die Lüge von der freien Bahn, die Lüge vom Gottesurteil des Erfolgs, alle Kulturlügen, die das Leben vergifteten, sind durchsichtig geworden oder abgeschafft. Die Bürokratie entscheidet über Leben und Tod. Sie schiebt die Verantwortung für das Scheitern von Existenzen nicht wie die alten Kapitalisten auf Gott, sondern auf die staatliche Notwendigkeit. Wahrscheinlich treffen die unmenschlichen Figuren, die jetzt über Menschen verfügen, keine ungerechtere Auswahl als der Markt, den der blosse Wille zum Profit bewegte. Der Faschismus hat die Verfügung über die Produktionsmittel für die Minderheit gerettet, die als entschlossenste aus dem Konkurrenzkampf hervorgegangen ist. Er ist die zeitgemässe Form. Auch wo in Europa der Faschismus nicht an der Macht ist, regen sich starke gesellschaftliche Tendenzen, welche die administrative, juristische, politische Apparatur in den autoritären

Stand setzen wollen. Schon aus Konkurrenzgründen, dem wahren liberalistischen Motiv, sind die Kapitalisten und was an ihnen hängt dazu getrieben. „If the British Government“, schreibt der Whaley-Eaton Service, „is forced to choose between active inflation and totalitarian control of finance and industry, it will take the latter course.“[1]) Ob man es bei Halbheiten und Kompromissen lange bewenden lässt, steht dahin.



So steht es mit den Juden. Sie weinen der Vergangenheit viele Tränen nach. Dass es ihnen im Liberalismus besser ging, verbürgt nicht seine Gerechtigkeit. Selbst die französische Revolution, die der bürgerlichen Wirtschaft politisch zum Sieg verhalf und den Juden die Gleichheit gab, war zweideutiger, als sie sich heute träumen lassen. Nicht die Ideen sondern der Nutzen bestimmt das Bürgertum. „Die revolutionären Änderungen herbeizuführen“, sagt Mornet, „hat man sich erst entschieden, weil man darüber nachgedacht. Solches Nachdenken war nicht die Sache einiger weniger avancierter Geister; es war eine sehr zahlreiche Elite, die über ganz Frankreich die Ursache der Übel und die Natur der Abhilfe diskutierte.“[2]) Nachdenken heisst hier kalkulieren. Soweit die Revolution über die ökonomisch wünschenswerten Ziele hinausschoss, wurden die Dinge später wieder eingerenkt. Man kümmerte sich nicht so viel um Philosophie wie um Schwerfälligkeiten der Verwaltung, um provinzielle und staatliche Reformen. Die Bürger waren stets Pragmatisten, sie hatten ihr Eigentum im Auge. Ihm zuliebe fielen die Privilegien. Auch die radikalere, durch den Sturz der Terroristen unterbrochene Entwicklung wies nicht bloss in die Richtung grösserer Freiheit. Schon damals war man vor die Wahl verschiedener Formen der Diktatur gestellt. Robespierres und Saint Justs Pläne sahen etatistische Elemente, eine Befestigung des bürokratischen Apparats vor, ähnlich den autoritären Systemen der Gegenwart. Die Ordnung, die 1789 als fortschrittliche ihren Weg antrat, trug von Beginn an die Tendenz zum Nationalsozialismus in sich.

Trotz aller grundlegenden Verschiedenheit zwischen dem Wohlfahrtsausschuss und den Führern des Dritten Reichs, denen erstaunliche Parallelen entgegenzuhalten sind, entspringt ihre Praxis

---

[1]) Whaley-Eaton Foreign Service, Letter 1046, May 2, 1939.

[2]) D. Mornet, Les origines intellectuelles de la Révolution Française. Paris 1933. S. 2.

derselben politischen Notwendigkeit : die Verfügung über die Produktionsmittel den Gruppen zu erhalten, die sie schon innehaben, damit die anderen bei der Arbeit ihrer Leitung unterstehen. Politische Freiheit für jedermann, die Gleichberechtigung der Juden und alle humanen Institutionen wurden als Mittel akzeptiert, um den Reichtum ausgiebig zu verwerten. Die demokratischen Einrichtungen förderten das Angebot billiger Arbeitskräfte, die Möglichkeit, sicher zu kalkulieren, die Ausbreitung des freien Verkehrs. Mit der Änderung der Verhältnisse verlieren die Einrichtungen den utilitären Charakter, dem sie ihr Dasein verdanken. Vernünftigkeit, die den spezifischen Verwertungsbedingungen auf der je erreichten Stufe zuwiderläuft, hat auch der jüdische Unternehmer für verstiegen oder subversiv gehalten. Diese Art von Rationalität wendet sich jetzt gegen ihn. Der Wirklichkeit, in der die Juden gross geworden sind, war eine natürliche Moral immanent, nach der sie jetzt zu leicht befunden werden, die Moral der ökonomischen Macht. Dieselbe Rationalität, nach der unterlegene Konkurrenten schon immer ins Proletariat versanken und um ihr Leben betrogen waren, diese ökonomische Zweckmässigkeit hat jetzt auch den Juden das Urteil gesprochen. Wieder diskutiert eine zahlreiche Elite, diesmal nicht bloss über Frankreich, sondern über ganz Europa, „die Ursache der Übel und die Natur der Abhilfe". Das Resultat ist für die Juden schlecht. Sie kommen unter die Räder. Andere als sie sind heute die Tüchtigsten : die Führer der neuen Ordnung in Wirtschaft und Staat. Dieselbe ökonomische Notwendigkeit, die irrational das Heer der Arbeitslosen schuf, hat sich jetzt in Gestalt wohl abgewogener Verordnungen gegen ganze Minderheiten gewandt.

Die Sphäre, die für das Schicksal der Juden in doppelter Weise bestimmend war, als der Ort ihres Erwerbs und als das Fundament der bürgerlichen Demokratie : die Sphäre der Zirkulation verliert ihre ökonomische Bedeutung. Die berühmte Macht des Geldes ist im Schwinden begriffen. Im Liberalismus knüpft es die Kapitalmacht an die Erfüllung nützlicher Funktionen. Aus dem Wachstum oder Schwinden des Geldkapitals, das dem Unternehmer als Ergebnis jeder Unternehmung am Ende wieder zufloss, konnte er ersehen, ob und in welchem Umfang sie für die bestehende Gesellschaft nützlich war. Das Urteil des Marktes über die Verkäuflichkeit der Waren deklarierte ihren Anteil am Fortgang des allgemeinen Lebens. Mit der zunehmenden Ausschaltung des Marktes fällt auch die Rolle des Geldes als des Materials weg, in dem die Deklaration sich vollzog. Die Bedürfnisse werden jetzt nicht angemessener und gerechter befriedigt als durch den mechanischen Ausgleich verschieden equipierter Kapitalinteressen. Nur

wird der Urteilsspruch des Marktes darüber, wie jeder leben darf, der Spruch über Wohlsein und Elend, Hunger und Macht, mit dem auch die herrschenden ökonomischen Gruppen immerhin zu rechnen hatten, jetzt von ihnen selbst gefällt. Die Anonymität ist in Planmässigkeit übergegangen, anstatt in die freie der geeinten Menschheit in die abgefeimte ihrer verschworenen Todfeinde. Anonym war früher nicht bloss der Urteilsspruch, er visierte auch die Sünder und Auserwählten des Produktionsprozesses ohne Ansehen ihrer menschlichen Besonderheit, er tat den Personen die Ehre an, sie zu ignorieren. Soweit war er menschlich in seiner Unmenschlichkeit. Im Führerstaat werden die, die leben und die sterben sollen, vorsätzlich designiert. Die Juden sind als Agenten der Zirkulation entmachtet, weil die moderne Struktur der Wirtschaft die ganze Sphäre weithin ausser Kurs setzt. Sie werden als erste Opfer vom Diktat der Herrschenden getroffen, das die ausgefallene Funktion übernimmt. Die staatliche Manipulierung des Geldes, die ohnehin den Raub als notwendige Folge hat, schlägt in die brutale Manipulierung seiner Repräsentanten um.

Die Juden werden sich ihrer Verzweiflung bewusst, wenigstens die, die es schon getroffen hat. Wer in England und Frankreich noch mit den Ariern über die Steuern schimpfen darf, sieht die flüchtigen Rassegenossen nur ungern über die Grenze kommen; die Faschisten berechnen solche Verlegenheit voraus. Die Ankömmlinge haben eine schlechte Aussprache und unbeholfene Manieren im neuen Land. Man sieht es den Koryphäen nach. Die anderen sind wie Ostjuden oder noch Schlimmeres: politisch Anrüchige. Sie kompromittieren die eingesessenen, die sich da zuhause fühlen und die wiederum den eingesessenen Christen auf die Nerven gehen. Als ob der Begriff des Zuhause in einer grauenvollen Wirklichkeit nicht jedem einzelnen der Judenheit, die es seit Jahrtausenden erfahren hat, ein Zeichen der Lüge und des Hohnes sein sollte, als ob die Juden, die sich irgendwo noch eingesessen wähnen, im Innersten nicht wüssten, dass sich die saubere Hausordnung, von der sie profitieren, morgen schon gegen sie selbst kehrt. Die Ankömmlinge sind jedenfalls unbequem. Die ideologische Praxis, die dahin treibt, Objekte des sozialen Unrechts im Geist noch einmal zu erniedrigen, um dem Unterschied den Anstrich der Vernunft zu geben, diese seit Aristoteles schon klassische Übung der Herrscherschichten, von der auch der Antisemitismus lebt, ist jüdisch nicht weniger als gentil; sie gehört zu jeder antagonistischen Gesellschaft. Wer in dieser Wirtschaft unterliegt, darf von denen, die zu ihr beten, in der Regel nichts anderes erwarten als die Anerkennung des ökonomischen Urteils, das ihn enteignet hat, des anonymen oder des namentlichen. Wahrscheinlich sind die Betroffenen so schuld-

los nicht. Wie sollten arrivierte Juden oder Arier draussen, die mit der Verelendung sozialer und nationaler Gruppen, mit der Massenarmut in Mutter- und Tochterländern, mit den ordentlichen Zucht- und Irrenhäusern stets sich abgefunden haben, angesichts der deutschen Juden zur Besinnung kommen?

Der nationalsozialistische Plan, was von ihnen übrig bleibt, ins Lumpenproletariat hinabzustossen, bezeugt aufs neue, dass seine Urheber die Umwelt ausgezeichnet kennen. Sind die Juden einmal verlumpt, wird ihnen auch das flüchtige Gefühl der bürgerlichen Klassensolidarität nicht mehr zugutekommen : die Entrüstung, dass auch reiche Leute nicht mehr sicher sind. Arme Juden sind weniger bedauernswert. Arme Leute muss es geben, die Welt kann man nicht ändern. Zwischen den ungestillten Bedürfnissen der Ohnmächtigen und den unstillbaren Bedürfnissen der Mächtigen besteht eine prästabilierte Harmonie. Die Unteren dürfen nicht zu glücklich werden, sonst hören sie auf, Objekte zu sein. Die Wut aber, die durch das Elend erzeugt wird, die tiefe, inbrünstige, geheime Wut der an Leib und Seele Abhängigen betätigt sich dort, wo Gelegenheit ist, also gegen das Schwache und Abhängige selbst. Die Arbeiter in Deutschland, die durch die Schule einer revolutionären Denkart gegangen sind, haben den Pogromen mit Ekel zugesehen : wie die Bevölkerung anderer Länder sich verhielte, weiss man nicht genau. Wo die auswandernden Juden ankommen, finden sie, wenn das Interesse wieder abnimmt und der Alltag beginnt, bei allem Wohlwollen aufgeklärter Geister die Kälte der Konkurrenz und den dumpfen, ziellosen Hass der Menge vor, der aus mehr als einem Grund an ihrem Anblick Nahrung findet.

Heute gegen den Faschismus auf die liberalistische Denkart des 19. Jahrhunderts sich berufen, heisst an die Instanz appellieren, durch die er gesiegt hat. Die Parole „freie Bahn dem Tüchtigen" kann der Sieger für sich in Anspruch nehmen. Er hat den nationalen Konkurrenzkampf so gut bestanden, dass er ihn abschaffen kann. Laissez-faire, laissez-aller, könnte er fragen, warum soll ich nicht machen, was ich will ? Für keine kleineren Massen bin ich Arbeit- und Brotgeber als irgendein Wirtschaftschampion freien Stils. Ich bin auch in der Chemie voran. Proleten, Kolonialvölker, unzufriedene Elemente beklagen sich. Mein Gott, haben sie das nicht schon immer getan?

Die Hoffnung der Juden, die sich an den zweiten Weltkrieg heftet, ist armselig. Wie er auch enden mag, die lückenlose Militarisierung führt die Welt weiter in autoritär-kollektivistische Lebensformen hinein. Die deutsche Kriegswirtschaft im ersten Weltkrieg war eine Vorform moderner Jahrespläne, die Zwangsaus-

hebung im neuzeitlichen Volkskrieg ist ein Hauptstück totalitärer Technik. Den Arbeitskolonnen, die der Rüstungsindustrie, dem Bau von immer neuen Autostrassen, Untergrundbahnen und Gemeinschaftshäusern zugewiesen waren, bringt die Mobilmachung nicht viel Neues, es sei denn das Massengrab. Das unablässige Ausheben des Erdreichs im Frieden war schon der Stellungskrieg. Ob Krieg ist, bleibt heute den Kämpfenden selbst zuweilen verborgen. Die Begriffe heben sich nicht mehr wie im 19. Jahrhundert klar voneinander ab. Die Umsiedlung der Völker in den Unterstand ist Hitlers Triumph, selbst wenn er geschlagen wird. Vielleicht werden dann die Juden im ersten Schrecken nicht mehr bemerkt, auf die Dauer müssen sie mit allen vor dem erzittern, was jetzt über die Erde kommt.

Ein grosser Teil der Massen, die man gegen die totalitären Staaten führt, fürchtet den Faschismus im Grunde nicht. Konservierung ist sinnvoll so wenig als Kriegs- wie als Friedensziel. Vielleicht werden nach langem Krieg für kurze Zeit in einzelnen Territorien die alten ökonomischen Verhältnisse wiederhergestellt. Dann wiederholte sich die ökonomische Entwicklung : der Faschismus ist nicht durch Zufall entstanden. Seit dem Versagen der Marktwirtschaft sind die Menschen ein für allemal vor die Wahl zwischen Freiheit und faschistischer Diktatur gestellt. Als Agenten der Zirkulation haben die Juden nichts mehr vor sich. Als Menschen können sie erst dann leben, wenn endlich Menschen die Vorgeschichte zum Abschluss bringen.

In der totalitären Ordnung wird der Antisemitismus ein natürliches Ende finden, wenn keine Humanität, aber vielleicht noch ein paar Juden übrig sind. Der Judenhass gehört der Phase des faschistischen Aufstiegs an. Ein Ventil ist der Antisemitismus in Deutschland höchstens noch für jüngere Jahrgänge der SA. Der Bevölkerung gegenüber wird er als Einschüchterung gebraucht. Man zeigt, dass das System vor nichts zurückschreckt. Die Pogrome visieren politisch eher die Zuschauer. Ob sich etwa einer rührt. Zu holen ist nichts mehr. Die grosse antisemitische Propaganda wendet sich ans Ausland. Mögen arische Prominente der Wirtschaft und anderer Ressorts sich noch so empört äussern, zumal wenn ihre Länder weit vom Schuss liegen : ihre prospektiv faschistischen Massen nehmen es nicht sehr ernst. Die Grausamkeit, über die man sich entrüstet, weiss man insgeheim zu würdigen. In Kontinenten, von deren Ertrag die Menschheit sich ernähren könnte, fürchtet jeder Bettler, dass der jüdische Einwanderer ihn um seine Nahrung bringt. Heere von Arbeitslosen und Kleinbürgern lieben Hitler auf der ganzen Erde um des Antisemitismus willen, und der Kern der herrschenden Klasse stimmt in solcher

Liebe mit ihnen zusammen. Durch das Steigern der Grausamkeit ins Absurde wird das Entsetzen über sie beschwichtigt. Die Straflosigkeit, in der die versuchte göttliche Gewalt den Übeltäter lässt, beweist immer aufs neue, dass sie gar nicht existiert. In der Reproduktion der Unmenschlichkeit bestätigt man sich, dass die alte Humanität und Religion und die ganze liberalistische Ideologie keinen Wert mehr haben. Die Totalität muss noch das schlechte Gewissen abschaffen. Das Mitleid ist wirklich die letzte Sünde.

Auch ein unnatürliches Ende ist abzusehen : der Sprung in die Freiheit. Der Liberalismus enthielt die Elemente einer besseren Gesellschaft. Das Gesetz besass noch eine Allgemeinheit, die auch die Herrschenden betraf. Der Staat war nicht unmittelbar ihr Instrument. Wer sich unabhängig äusserte, war nicht notwendig verloren. Freilich gab es solchen Schutz nur auf einem kleinen Teil der Erde, in den Ländern, denen die andern ausgeliefert waren. Selbst die brüchige Gerechtigkeit war auf partielle geographische Bezirke beschränkt. Wer jedoch an einer beschränkten menschlichen Ordnung teilhat, darf sich nicht wundern, wenn er gelegentlich selbst unter die Beschränkungen fällt. Einer der grössten bürgerlichen Philosophen hat zustimmend festgestellt : „dass einem unschuldigen Mann, der kein Untertan ist, irgendein Übel zugefügt wird, wenn es nur für das Wohl der Allgemeinheit und ohne Verletzung einer vorhergehenden Abmachung geschieht, ist kein Bruch des Naturgesetzes. Denn alle Menschen, die keine Untertanen sind, sind entweder Feinde oder sie haben durch frühere Abmachungen aufgehört, solche zu sein. Feinde aber, welche nach Ansicht des Staats ihm gefährlich sind, darf man nach dem ursprünglichen Naturrecht bekriegen ; hierbei trifft das Schwert kein Urteil, noch unterscheidet der Sieger zwischen schuldig und unschuldig im Hinblick auf die Vergangenheit, noch nimmt er irgendeine besondere Rücksicht auf Gnade, es sei denn, dass es im Interesse seiner eigenen Leute geschieht.“[1]) Einer, der nicht dazugehört, nicht durch Verträge geschützt ist, hinter dem keine Macht steht, ein Fremder, ein blosser Mensch, ist restlos preisgegeben. Selbst durch die biedere Sprache der klassischen Ökonomen scheint die Beschränktheit des bürgerlichen Begriffs vom Menschen hindurch. „Unser guter Wille hat keine Grenzen, er kann das unendliche Weltall umfassen. Die Verwaltung des Weltalls freilich, die Sorge um das allgemeine Glück aller vernünftigen und

[1]) The English works of Thomas Hobbes, Vol. III. John Bohn. London 1839; the second part of Commonwealth, Kapitel 28, S. 305. Vgl. The Latin works of Thomas Hobbes, a. a. O., S. 228.

verständigen Wesen, geht Gott und nicht die Menschen an ... Der den Menschen angewiesene Teil ist bescheidener .. die Sorge um sein eigenes Wohl, das Glück seiner Familie, seiner Freunde, seines Landes ; dass er das Höhere im Auge hat, entschuldigt niemals die Vernachlässigung dieses bescheideneren Teils."[1]) Die Sorge um Familie, Land, Nation war in der bürgerlichen Gesellschaft eine Realität, die Achtung der Menschheit eine Ideologie. So lange aber ein einziger Mensch durch die blosse Einrichtung der Gesellschaft elend ist, enthält die Identifikation mit dieser Ordnung im Namen der Menschlichkeit einen Widersinn. Die praktische Anpassung mag für das Individuum unausweichlich sein, die Verschleierung der Gegensätze zwischen dem Begriff des Menschen und der kapitalistischen Wirklichkeit bringt das Denken um jede Wahrheit. Wenn die Juden die Vorgeschichte des totalitären Staats, Monopolkapitalismus und Weimarer Republik, in verständlichem Heimweh verklären, so behalten die Faschisten gegen sie recht. Sie haben stets ein offenes Auge für die Hinfälligkeit jener Zustände gehabt. Die Milde gegenüber den Schäden der bürgerlichen Demokratie, das Liebäugeln mit den Mächten der Reaktion, soweit sie nur nicht zu offen antisemitisch war, das sich Einrichten im Bestehenden ist schon damals die Schuld der heutigen Refugiés gewesen. Das deutsche Volk, das den Führerglauben krampfhaft zur Schau stellt, hat ihn heute schon besser durchschaut als jene, die Hitler einen Irren nennen und Bismarck einen Genius.

Von dem Bündnis zwischen Grossmächten ist nichts zu hoffen. Auf den Zusammenbruch der totalitären Wirtschaft ist kein Verlass. Der Faschismus fixiert die sozialen Resultate des kapitalistischen Zusammenbruchs. Vollends naiv ist es, von draussen her den deutschen Arbeitern zum Umsturz gut zuzureden. Wer Politik nur spielen kann, sollte sich von ihr fernhalten. Die Verwirrung ist so allgemein geworden, dass der Wahrheit um so grössere praktische Würde zukommt, je weniger sie auf die vermeintliche Praxis hinschielt. Es bedarf der theoretischen Einsicht und ihrer Übermittlung an solche, die schliesslich einmal vorangehen können. Der Optimismus des politischen Aufrufs entspringt heute der Mutlosigkeit. Dass die fortschrittlichen Kräfte erlegen sind und der Faschismus endlos dauern kann, verschlägt den Intellektuellen den Gedanken. Sie meinen, dass alles, was funktioniert, auch gut sein müsse, und beweisen deshalb, dass der Faschismus nicht funktionieren könne. Aber es gibt Perioden, in denen das Bestehende in seiner Kraft und Tüchtigkeit das Schlechte geworden

---

[1]) Adam Smith, The Theory of Moral Sentiments, vol. II. Basel 1793. S. 79/83.

ist. Die Juden sind einmal stolz gewesen auf den abstrakten Monotheismus, die Ablehnung des Bilderglaubens, die Weigerung, ein Endliches zum Unendlichen zu machen. Ihre Not heute verweist sie darauf zurück. Die Respektlosigkeit vor einem Seienden, das sich zum Gott aufspreizt, ist die Religion derer, die im Europa der Eisernen Ferse nicht davon lassen, ihr Leben an die Vorbereitung des besseren zu wenden.

(Abgeschlossen erste Septembertage 1939)

The Jews and Europe.

The article starts from the premise that contemporary anti-Semitism can only be understood from an analysis of National Socialism. National Socialism originated in the collapse of German liberalism, now threatening to draw the surrounding countries into the catastrophe. One of the most important elements in the pre-Nazi situation was the mass of unemployed, whose organization within the European state system seemed an insoluble task after the War. The fascist forces which did solve the problem were not the owners of industry but a new bureaucracy made up of dictators of industry and military and political officials.

In Europe the liberal constitution of the nineteenth century appears a sort of interlude. The possessors of authoritarian power return to the methods of rule recommended by Machiavelli and his followers. There is no prospect of an early end to this situation solely by inner forces, for the economic criteria of liberalism, which made themselves apparent as crises, have been largely eliminated under National Socialism by the suppression of economic freedom.

Since all the functions of the market are replaced by functions of the government in the new totalitarian order, the economic position of the Jews is shattered because in Germany as in many other countries it rested essentially upon their role in banking and commerce. That is why the present day possessors of power can, for propaganda purposes, hold the Jewish minority responsible for all misfortune and destroy it. The purpose of anti-Semitism is to win the masses of other countries over to National Socialism. The elimination of anti-Semitism is identical with the struggle against the authoritarian state.

Les Juifs et l'Europe.

Le point de départ de ces remarques, c'est que l'explication de l'antisémitisme actuel n'est possible qu'à partir de l'explication du national-socialisme. Celui-ci prenait son origine dans l'effondrement du libéralisme européen — phénomène, qui s'est produit en Allemagne d'abord, mais qui menaçait d'engloutir dans la catastrophe les pays environnants. Un des éléments les plus importants de la situation avant l'avènement du national-socialisme, c'étaient les masses de chômeurs dont l'organisation, à l'intérieur

des États européens, parut, après la guerre, comme une tâche insoluble. Les forces fascistes qui ont résolu cette tâche, n'étaient moins le grand patronat industriel, qu'une nouvelle bureaucratie qui se compose de directeurs d'usines et de fonctionnaires politiques et militaires.

La constitution libérale du XIXe siècle en Europe apparaît comme une sorte d'intermède. Ceux qui de nos jours détiennent le pouvoir autoritaire, reviennent à des méthodes de domination du genre de celles qui ont été recommandées par Macchiavelli et ses successeurs. On ne peut aucunement espérer de voir se produire, dans un avenir prochain, un changement, provoqué, en quelque sorte, par l'état même des choses ; car les « crises », telles que le libéralisme les a à la fois produites et subies sont, dans le national-socialisme, réduites à l'inefficacité dans une large mesure par la suppression de la liberté économique.

Dans le nouvel ordre totalitaire, toutes les fonctions du marché sont remplacées par des fonctions de gouvernement ; dès lors, la situation des Juifs, qui était fondée, en Allemagne comme dans de nombreux autres pays, sur leur rôle dans les banques et dans le commerce, est gravement compromise. Les maîtres de l'heure peuvent donc, dans l'intérêt de leur propagande, se permettre de rendre la minorité juive responsable de tous les maux, voire de l'exterminer. Le but de l'antisémitisme est, aujourd'hui, de faire, auprès des masses dans d'autres pays, la propagande pour le national-socialisme. Vaincre l'antisémitisme veut dire exactement : combattre l'État autoritaire.

The Society of Prehistoric China.

Von
K. A. Wittfogel.

Vorbemerkung. — Im Jahrgang 1938, S. 90 ff., hat K. A. Wittfogel über die allgemeine Theorie der orientalischen Gesellschaft gehandelt. Die nachfolgende Arbeit ist das erste Kapitel eines Buches, in dem er die Probleme der chinesischen Sozialgeschichte auf Grund seiner in Ostasien durchgeführten Studien im einzelnen darstellt. Das Buch soll in Jahresfrist in der Oxford University Press erscheinen, der wir für die Erlaubnis zum Vorabdruck dieses Teiles zu grossem Dank verpflichtet sind.

M. H.

A. Introductory Remarks.

Socio-economic history deals with the two basic aspects of human existence, man's attitude toward nature and man's attitude toward man. The form and development of industry and the form and development of social organization constitute the center of this kind of historiography.

Chinese society can be traced back by means of written documents to the second millennium B. C. Detailed analysis begins there. Beyond the border of the bone inscriptions of the Shang dynasty no literary records have been discovered so far. Ancestral forms of the Shang writing may conceivably yet be discovered and history in the narrower sense of the term, written history, may in the future be pushed still further into the regions beyond that border-land. But however far the border-region may be extended — there is a huge prehistorical world which because of its very nature will never be illuminated by written records of any kind.

Consequently China's prehistoric time cannot be treated as elaborately as the later periods. Nevertheless it must not be overlooked altogether. Its conditions and changes are indicative of certain tendencies which acquired their full momentum during the historical era. Both epochs clarify each other. Therefore, even if archaeology reveals only the faint outlines of China's prehistoric society, these outlines certainly deserve to be noted and analyzed in order to bring out their general sociological significance.

Man's increasing control over the powers of nature is based upon his increasing capacity for using devices to master them.

Some animals also know how to use tools, but man is the toolmaker kat' exochèn. Science calls the two early stages of human civilization the Old and the New Stone Age, thereby acknowledging the pivotal importance of the realm of tools. The division of prehistory according to this principle by no means fulfills all the requirements of social science, but it properly emphasizes one factor which uncontestedly was of basic significance for the development of early man.

B. Recent Discoveries on Early Chinese History.

The international scientific world has been stirred during the last decades by a series of discoveries in the field of Chinese archaeology. In close cooperation, Western and Chinese scholars have excavated the remains of primitive man („Sinanthropus") and of a highly stratified stone age. While these discoveries were being made, and even earlier, remains of China's earliest historical dynasty, Shang, also attracted attention. These finds are of extraordinary historical importance, because they include written documents of a very instructive character. The Paleolithic and Neolithic remains have to be surveyed for whatever prehistoric information they may convey.

Sinanthropus is only a marginal figure from our point of view. Yet we include a brief report on him, because his existence manifests at least two important facts : the depth of human history on Chinese soil and, perhaps, a certain inner coherence in this history from its earliest beginnings.

C. Primitive Mongol Man.

I. The Finds.

The first prophetic guess about the existence of early pleistocene man in China was made in 1903 by Dr. Max Schlosser at Munich. It concerned a fossil tooth bought from a Chinese druggist by Dr. K. A. Haberer.[1]) Later J. G. Andersson, the great pioneer in Chinese palaeontology and archaeology, drew the attention of his collaborators to the region of Chou K'ou Tien near Peking.

---

[1]) F. Weidenreich, The Dentition of Sinanthropus Pekinensis. Palaeontologia Sinica. New Series D. No. 1. Whole Series 101, 1937, p. 111. J. G. Andersson, Essay on the Cenozoic of Northern China. Memoirs of the Geological Survey of China. Ser. A. No. 3, 1923, p. 132. D. Black, Teilhard de Chardin, C. C. Young, and W. C. Pei, Fossil Man in China. Geological Memoirs. Series A. No. 11, 1933, p. 103.

O. Zdansky took up the work and excavated, in 1922, two teeth which, in 1926, were identified as the teeth of a very early type of man.[1])

In 1927, a group of scientists scored the final success. The group, which included Li Chieh, C. C. Young, C. Pei, and B. Bohlin, discovered a „genuine" human tooth, and Dr. Pei in 1929 found a whole skull of what Dr. Davidson Black boldly and correctly defined as Sinanthropus pekinensis or Peking Man.[2]) From that time on discovery followed discovery, until in 1937 the total number of Sinanthropus individuals represented by fragments of bones amounted according to F. Weidenreich to not less than 36 individuals[3]) as compared with four bone fragments of Pithecanthropus and one single skeleton of Neanderthal man.[4])

II. Their Significance.

Physical anthropology was jubilant. G. Elliot Smith called the Sinanthropus fossils „the most valuable and illuminating evidence of man's early history." Here „several individuals were discovered... they provide fuller data than either of their contemporaries in Java and England." Therefore „the work which is being done here on the fossil remains of man really represents a revolution in such studies... we now have a solid foundation of coherent evidence upon which we can build a reliable edifice of knowledge of the earliest man at present known to us."[5])

The importance of the discovery for any general history of mankind needs no elaboration. From the standpoint of Chinese history it suffices to know that Sinanthropus belongs to a very early Palaeolithic period which chronologically is older than the

---

[1]) O. Zdansky, Über ein Säugetierknochenlager in Chou-K'ou-Tien, Provinz Chihli. Bulletin of the Geological Survey of China. No. 5, Part I, 1923, p. 83. Teilhard de Chardin and C. C. Young, Preliminary Report on the Chou Kou Tien Fossiliferous Deposits. Bulletin of the Geol. Soc. of China. Vol. 8, No. 3, 1929, p. 173. Weidenreich, Dentition, p. 111.

[2]) Teilhard de Chardin and C. C. Young, Chou Kou Tien Fossiliferous Deposits, l. c., p. 171. D. Black, Tertiary Man in Asia. Bull. Geol. Soc. China. Vol. 5, No. 3/4, 1927, p. 207. Black, The Lower Molar Hominid Tooth from the Chou Kou Tien Deposit. Palaeonthologia Sinica. Series D, Vol. 7, Fasc. 1, 1927, p. 21. W. C. Pei, An Account of the Discovery of an Adult Sinanthropus Skull in the Chou Kou Tien Deposit. Bull. Geol. Soc. China. Vol. 8, No. 3, 1929, p. 204.

[3]) Weidenreich, Dentition, l. c., p. 165.

[4]) Hoernes, Natur- und Urgeschichte des Menschen. Wien und Leipzig 1909, I, pp. 181 and 217.

[5]) G. Elliot Smith, The Ancestry of Man. Bull. Geol. Soc. China. Vol. 9, No. 3, 1930, p. 192.

Neanderthal man.[1]) Professor Weidenreich considers him „much more primitive" than the Neanderthal type.[2]) This places him far back in the dawn of history, between 200.000 and 500.000 years before our time.[3]) „The balance of opinion in recent years strongly favors the larger figures."[4]) N. C. Nelson puts him somewhere between 450.000 and 600.000 years back.[5])

Of special interest from our viewpoint is the fact that the jaw and teeth of Homo pekinensis show peculiarities — a specific swelling of the jaw bones and a shovel shaped form of the teeth — which have been transferred „only to the Mongolian race." Therefore Sinanthropus „must be in closer relation to this race than to the European Neanderthal man on one side and to the Whites and Negroes on the other."[6]) The Sinanthropus jaw is not only similar to the jaw of the Mongol peoples in general, but to modern Chinese man in particular.[7]) Sinanthropus thus cannot be taken as the early ancestor of the recent Chinese exclusively — as he might be if the other Mongol groups lacked the mentioned phenomenon, which they obviously do not —[8]) but the peculiarities may indicate indeed that a certain type of early Mongol man (proto-Mongol man ?) inhabited the Far East and the adjacent Pacific Areas from the earliest up to the most recent times. A general, though vague, coherence of Far Eastern history would thus be established.

---

[1]) D. Black, Preliminary Notice of the Discovery of the Adult Sinanthropus Skull at Chou Kou Tien. Bull. Geol. Soc. China. Vol. 8, No. 3, 1929, p. 211. Black, Interim Report on the Skull of Sinanthropus. Bull. Geol. Soc. China. Vol. 9, No. 1, 1930, p. 10. Black, On an Adolescent Skull of Sinanthropus Pekinensis in Comparison with an Adult Skull of the Same Species and with Other Hominid Skulls, Recent and Fossil. Palaeontologia Sinica. Series D, Vol. 7, Fasc. 11, 1930, p. 105. Cf. also Sir Arthur Keith, New Discoveries Relating to the Antiquity of Man. New York 1932, p. 293.

[2]) Weidenreich, The Sinanthropus Population of Choukoutien (Locality 1) with a Preliminary Report on New Discoveries. Bull. Geol. Soc. China. Vol. 14, No. 4, 1935, p. 434.

[3]) E. Haeckel, Entwicklungsgeschichte des Menschen. In Pflugk-Harttung, Weltgeschichte. Vol. Altertum. Berlin 1910, p. 32.

[4]) N. C. Nelson, Geological and Biological Premises. In F. Boas, General Anthropology. Boston, etc., 1938, p. 15.

[5]) N. C. Nelson, Prehistoric Archaeology. In Boas, General Anthropology, p. 175.

[6]) Weidenreich, Population, p. 438.

[7]) l. c., p. 438.

[8]) This seems to be H. G. Creel's interpretation, which, unfortunately, is not supported by the text of Weidenreich's statement. Weidenreich particularly emphasizes the resemblance of the Sinanthropus jaw to that of different types of Mongol people, including the Eskimos, the Siberian races, and the Laps. (Population, p. 437, and p. 439. Cf. H. G. Creel, The Birth of China. New York 1937, p. 41.)

D. Palaeolithic Hunters and Food-gatherers.

I. Natural Environment.

Sinanthropus lived in a natural environment decidedly different from that of North China today. A predominantly warm and damp climate[1]) supported a probably semi-tropical flora[2]) which provided food and shelter for a rich and manifold animal life. Little direct evidence of the flora of the period has come down to us,[3]) but it cannot have been scarce because it made possible the existence of a great variety of hoofed animals (artiodactylae) like the pig, camel (several species), moschus, deer (several species), gazelle, sheep (several species), bison, water-buffalo, and rhinoceros.[4]) Among them the pig, the moschus, and the water-buffalo seem to have been „common" and the rhinoceros „very common" (very common meaning that more than 1.000 individuals have been found). These last two animals together with the hyaena constituted „the bulk of the Chou K'ou Tien fauna."[5])

On them and on other herbivorous animals lived a multifarious world of carnivorae : hyaena (very common), dog and wolf (common), bear, badger, marten, and tiger (occurring more rarely). This means : more than 1.000, between 50 and 100, and from 10 to 50 individuals have been found respectively.[6])

---

[1]) Teilhard de Chardin, etc. Fossil Man. l. c., p. 61. J. G. Andersson, Children of the Yellow Earth. London 1934, p. 141.

[2]) One of the very few fossil traces of contemporary plant life discovered at Chou K'ou Tien is the fruit of a small redbud tree, the hackberry (Cercis). This find is rather puzzling because according to Chaney and Daugherty the tree is „a typically temperate species, occupying the forest border under conditions of moderate rainfall." If the find really belongs to this period, then either the berries were introduced from a drier region, or the climate (contrary to the general scholarly opinion) was relatively dry and cool — this at least for a certain interval. The fact that the berry has been found in one single layer only, „about 20 feet above this lowest level of human occupation", makes such a cooler interval theoretically quite possible. (Cf. Ralph W. Chaney and Lyman H. Daugherty, The Occurrence of Cercis Associated with the Remains of Sinanthropus. Bull. Geol. Soc. China. Vol. 12, No. 3, 1933, p. 326, and Chaney, The Food of „Peking Man." Carnegie Institution of Washington. New Service Bulletin, School Edition. Washington 1935. Vol. 3, pp. 197-202.)

[3]) Lately at Locality 12 „half a seed of Celtis of a small size" has been found. The locality is supposed to belong to the Late Pliocene or Villafranchian age. It contains a microfauna and several Carnivorae which continued to exist „all through the Choukoutian fissure deposits since the late Pliocene." (Teilhard de Chardin, The Fossils from Locality 12 of Choukoutien. Palaeontologia Sinica. New Series C, No. 5, 1938, pp. 42 and 45.

[4]) C. C. Young, On the Artiodactyla from the Sinanthropus Site at Chouk'outien. Palaeontologia Sinica. Series C, Vol. 8, Fasc. 2, 1932, p. 94.

[5]) l. c., p. 94.

[6]) W. C. Pei, On the Carnivora from Locality 1 of Choukoutien. Palaeontologia Sinica. Series C, Vol. 8, Fasc. 1, 1934, p. 151.

II. Fire and Primitive Implements.

The swamps, forests, and prairies which by their vegetation directly and indirectly could support animals of that type and quantity could easily harbor primitive man too. Sinanthropus knew the use of fire.[1] He had „already mastered the technique of the manufacture of crude stone implements."[2] He knew how to incise, and to cut, i. e. how to use bones. But the flaked stones, the complex and pointed quartz cores and the stone scrapers, which Sinanthropus manufactured,[3] are the products of a „most primitive... human industry." Its workers „were still largely dependent upon the material used, obeying rather than mastering it."[4]

Thus the technical implements of Sinanthropus were extremely coarse. There were certainly more of them than have survived in the Chou K'ou Tien sites. We may safely assume that primitive wooden tools were used in addition to stone and instead of stone in stoneless regions. The existence of a „very early wood age" is at least highly possible,[5] and wood implements no doubt continued to accompany the stone tools throughout the Old and New Stone Ages. But even if Sinanthropus used wooden sticks and clubs in addition to his lithic equipment — this equipment was far from efficient.

III. Food Seized, not Produced.

The character of a fossil tooth or jaw may legitimately be used by natural science to reconstruct the physical organism of man. Fossil ashes and implements may be used by social science with equal legitimacy to reconstruct man's economic and social organization.

---

[1]) D. Black, Evidence of the Use of Fire by Sinanthropus. Bull. Geol. Soc. China. Vol. 11, No. 2, 1931, p. 108.

[2]) W. C. Pei, Notice of the Discovery of Quartz and Other Stone Artifacts in the Lower Pleistocene Hominid-bearing Sediments of the Choukoutien Cave Deposit. Bull. Geol. Soc. China. Vol. 11, No. 2, 1931, p. 137. Cf. also H. Breuil, Le Feu et l'industrie lithique osseuse en Choukoutien. Bull. vol. 11, No. 2, 1931, pp. 147-149.

[3]) Teilhard de Chardin and W. C. Pei, The Lithic Industry of the Sinanthropus Deposits in Chou Kou Tien. Bull. Vol. 11, No. 4, 1932, pp. 325-345.

[4]) l. c., p. 354.

[5]) Cf. O. Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit. Wien 1931, p. 90. Harold Peake, Early Steps in Human Progress. London, no date, p. 38. Hoernes, l. c., II, p. 36. An early Wood Age is assumed for China by Fei Ssû in his article China's Prehistoric Society (Chung Kuo shih ch'ien shê hui. Published in a Chinese translation from the Japanese in Chung Kuo Ching Chi. Vol. 3, No. 3, 1935, p. 1).

Fire centralizes the life of women, who tend toward a more sedate life, not because they are unable to hunt and to fish, but because their care for the children makes them move less freely. Thus the first division of labor takes place. The women prefer to gather food near the fire-place, while the men predominantly, though not exclusively, hunt game and catch fish.[1] Natural circumstances vary the basic rule widely. Men may share temporarily in the work of food-gathering,[2] while women may also hunt and fish, especially smaller animals.[3] But the principle is only variegated, not abolished thereby. Fire and primitive hunting implements urge the two sexes toward the earliest form of division of labor.

Sinanthropus — the man — hunted.[4] That seems beyond doubt. And the hunt gave him social power. Female industry may have provided roots and seeds and fruits in plenty ; but food-gathering decentralizes the work, hunting centralizes it. Even the „low" hunter who hunts small game chiefly — because there is no big game, or because big game is difficult to approach — even the low hunter tends to organize for at least part of his hunt, especially if he does decide to attack one of the bigger animals, such as the rhinoceros.[5] The predominance of men and a relatively loose character of marriage are fostered by this kind of social grouping.[6]

At such a stage of society, slaves are of no use. War, when it occurs and when it becomes serious — which is not all too frequent —[7] may assume the shape of a man-hunt combined with cannibalism.[8] According to F. Weidenreich, the cave population

---

[1]) F. Boas, Anthropology. In Encyclopaedia of the Social Sciences. Vol. II, p. 82.

[2]) R. Thurnwald, Repräsentative Lebensbilder von Naturvölkern. Leipzig und Berlin, 1931, p. 88.

[3]) l. c., pp. 42 sq.

[4]) Weidenreich, Population, l. c., p. 459. Fei Ssü, China's Prehistoric Society. l. c., p. 5. Ho Ping-sung, Outline of Our Country's Prehistory (Wuo kuo shih ch'ien shih ti lun k'uo. Chi Nan Hsüeh Pao. Vol. I, No. 1, 1936, p. 5 in Chinese).

[5]) Teilhard de Chardin and W. C. Pei, The Lithic Industry. l. c., p. 357.

[6]) L. T. Hobhouse, G. C. Wheeler, and M. Ginsberg, The Material Culture and Social Institutions of Simpler Peoples. London 1915, p. 160. Cf. also K. A. Wittfogel, Wirtschaftsgeschichtliche Grundlagen der Entwicklung der Familienautorität. In Studien über Autorität und Familie. Schriften des Instituts für Sozialforschung. Vol. 5. Paris 1936, p. 484.

[7]) R. Thurnwald, Werden, Wandel und Gestaltung von Staat und Kultur. Berlin und Leipzig 1935, pp. 191 sq. idem, Lebensbilder, p. 87. J. Lips, Government. In Boas, General Anthropology, p. 492. Cf. also John Koty, Die Behandlung der Alten und Kranken bei den Naturvölkern. Stuttgart 1933, p. 348.

[8]) Cannibalism „may reasonably be believed to be a custom which all people have practised." (D. G. Sumner, Folkways. Boston, etc., 1906, p. 329. See also Hoernes, l. c. I, pp. 490 sq. Koty, Die Behandlung, etc., p. 296. L. Frobenius, Weltgeschichte des Krieges. Jena, no date, p. 3.)

of Locality 1 at Chou K'ou Tien amounted to 24 or 25 individuals, of whom 12 were adults, 2 adolescents, and 10 or 11 children; half of them, perhaps less, were females.[1] The condition of their bone relics — only skulls are preserved, and these suffered heavy fracture — seems to indicate violence, war, head hunting, and possibly cannibalism.[2] If Weidenreich's assumption is correct, then the women were killed together with the men, the children together with the adults. That expresses well the situation of a hunting society in which the transformation of prisoners into slaves is neither expedient nor customary.

Did the victorious horde live at this cave, or did it use the place only to deposit and devour the precious spoil? The difference is of little significance. Obviously Sinanthropus himself and not another type of man „was the bearer of the cave culture of Choukoutien, the fire-maker and the manufacturer of the implements, perhaps also the hunter and the cannibal who preyed on people of his own kind."[3]

There is no reason to doubt Sinanthropus' capacity to use fire to prepare food. Even if the cultural strata of Chou K'ou Tien contain many animal bones which have not been touched by fire,[4] this fact can easily be explained through the rotating character of the cave's occupation, sometimes by men and sometimes by animals. Cave habitations were relatively safe for man, especially when he protected himself by a bar of fire.[5] But the temporary exhaustion of vegetable and meat supply may from time to time have forced him to migrate, yielding his previous shelter to whatever animals desired to dwell there, especially to scavenging carnivorous animals, attracted by the refuse he had left behind.

Fighting against animals that often were at least equal to him in strength, suffering from diseases which he had no means to fight,[6] exposed to the rotation of the seasons and to a predomi-

---

[1] Weidenreich, Population, p. 449.

[2] l. c., p. 454.

[3] l. c. p. 459. The same conclusion is reached by Andersson, who not only discards the theory of the simultaneous existence of two different hominidae at the same time, but who definitely believes that „the Sinanthropus lived in the cave for long periods," leaving behind „not only his stone implements but also thick deposits of ashes." (Children, p. 124.)

[4] Fei Ssŭ, China's Prehistoric Society, p. 6.

[5] Fei Ssŭ, l. c., p. 4. Fire may have been applied to hunt, as it is still nowadays used by primitive tribes either to kill animals of the steppe or to smother cave animals in their dens. (Boas, Invention, in: General Anthropology, p. 254.)

[6] Traces of diseases among the animals of the Choukoutien period have been discovered by C. C. Young and W. C. Pei. (C. C. Young, Bemerkungen über einige abnormale Formen von Fossilien und den Versteinerungsgrad der Knochenablage-

nantly wet and swampy climate, Sinanthropus must have lived a hard and not very Rousseauic life : early manhood, early and general motherhood, early senility, and early death.[1]) Regular monogamy was a marginal phenomenon;[2]) organized man was the master of semi-organized woman, who as the uncontested center of propagation and because of the importance of gathered food, yet possibly held a specific „matrilineal" position;[3]) old men were respected where experience counted for more than physical strength, but only there.[4]) The land and its animals were common property and even movables, if valuable and necessary, were never strict private property in our sense[5]) (because the general and equal access to these things constituted a vital element of the horde's solidarity). Thus Sinanthropus pekinensis who physically already resembled the later Mongol and Chinese man slightly, culturally and mentally still lived in a world which was fundamentally different from historical and even from Neolithic China. This cultural dissimilarity from the later Chinese civilization is as striking as the similarity with the cultures of other primitive hunting societies all over the world.[6])

IV. The Later Old Stone Age.

Traces of later Palaeolithic life have been discovered at several points in North China, including the Ordos region,[7]) Chou K'ou

---

rungen von Chou Kou Tien. Bulletin, Vol. 9, No. 2, 1930, p. 186.) Man at that time had scarcely more possibilities of protecting his health than the sick animals which Mr. Young's report mentions, deer, rhinoceros, and hyaena.

[1]) Cf. Ludwik Krzywicky, Primitive Society and Its Vital Statistics. London 1934, pp. 216 sq.

[2]) Hobhouse, etc., l. c., p. 160. Cf. also Wittfogel, Wirtschaftsgeschichtliche Grundlagen, etc., l. c., pp. 494 sq.

[3]) Hobhouse, etc., l. c., p. 153.

[4]) Koty, Die Behandlung, p. 307. Wittfogel, Wirtschaftsgeschichtliche Grundlagen, pp. 487 sq.

[5]) J. Lips, Government. l. c., p. 494.

[6]) The basic similarity of Chinese and Western historical development has recently been strongly stressed by modern Chinese scholars. Cf. Kuo Mo-jo, An Investigation of China's Ancient Society. (Chung Kuo ku tai shê hui yen ch'iu.) Fifth edition. Shanghai 1931, pp. 1 sq. Lü Chên-yü, An Investigation of China's Prehistoric Society. (Shih ch'ien ch'i Chung Kuo shê hui yen ch'iu.) Peiping 1934, p. 1. Both in Chinese. About the psychological significance of this conception see Wittfogel, New Light on Chinese Society. New York 1938, p. 24.

[7]) Teilhard de Chardin and E. Licent, On the Discovery of a Palaeolithic Industry in Northern China. Bull. Geol. Soc. China. Vol. 3, No. 1, 1924, pp. 45 sq. E. Licent, Teilhard de Chardin and Davidson Black, On a Presumably Pleistocene Human Tooth from the Sjara-Osso-Gol (South Eastern Ordos) Deposits. Bull. Vol. 5, No. 3/4, 1927, p. 289.

Tien,[1]) and, perhaps, the region beyond the Yellow River.[2]) A very late Palaeolithic or Mesolithic culture has also been excavated in South China, in Kwangsi and Kwangtung.[3]) This culture throve in a specifically southern environment.[4]) It was possibly connected with the Palaeolithic culture of Indo-China.[5]) Yet in certain basic features it also resembles the North Chinese Palaeolithic to which it is at least a parallel in development.

The stone implements of China's late Palaeolithic occasionally show a small or „microlithic" type caused by „a complete absence of raw material in the shape of rubble, which existed elsewhere."[6]) But generally a larger type of implements prevailed. In the Northern border-zone „regular dwelling-places have been observed with hearths, workshops and kitchen remains..."[7]) Scrapers, blades, large perforated pebbles, drills of a rather heavy type[8]) indicate man's increased mastery over this type of raw material. In the North he hunted the wild ass, rhinoceros, antelope, cattle, and the giant ostrich, all of which lived in an increasingly dry climate.[9]) In the South the remains of deer, buffalo, civet-cat, and monkey have been found together in layers of a „very late Palaeolithic or Mesolithic type."[10]) Man's power over nature grew. The „lower" hunter transformed himself into a „higher" hunter. The productivity, coherence, and power of the male part of society probably increased. The influence of the women shrank and with it

---

[1]) Pei, A Preliminary Report on the Late Palaeolithic Cave of Choukoutien. Bull. Vol. 13, No. 3, 1934, p. 328.

[2]) Teilhard de Chardin, etc., On the Discovery of a Palaeolithic Industry. l. c., p. 45. Teilhard de Chardin and C. C. Young, On Some Neolithic (and Possibly Palaeolithic) Finds in Mongolia, Sinkiang, and West China. Bull. Vol. 12, No. 1, 1933, p. 85 and 104. Also N. C. Nelson, Archaeological Reconnaissance in the Yangtze River Gorges. In Roy Chapman Andrews, The New Conquest of Central Asia. Natural History of Central Asia. Vol. 1. New York 1932, p. 600.

[3]) Teilhard de Chardin, C. C. Young, W. C. Pei, and H. C. Chang, On the Cenozoic Formation of Kwangsi and Kwangtung. Bull. Geol. Soc. China. Vol. 14, No. 2, 1935, p. 198.

[4]) l. c., p. 103.

[5]) W. C. Pei, On a Mesolithic (?) Industry of the Caves of Kwangsi. Bull. Vol. 14, No. 3, 1935, p. 408.

[6]) Andersson, Children, p. 152.

[7]) Black, etc., Fossil Man. l. c., p. 138.

[8]) Andersson, Children, p. 150. Teilhard de Chardin and W. C. Pei, New Discoveries in Choukoutien, 1933-1934. Bull. Vol. 13, No. 3, p. 383. Teilhard de Chardin, C. C. Young, etc., On the Cenozoic Formation of Kwangsi and Kwangtung. l. c., p. 198.

[9]) Andersson, Children, p. 149. About the relics of ostrich eggs see also C. C. Young, On the Finds of Fossil Eggs of Struthio Anderssoni Lowe in North China with Remarks on the Egg Remains Found in Shansi, Shensi, and in Choukoutien. Bull. Vol. 12, No. 2, 1933, pp. 145 sq.

[10]) Teilhard de Chardin, etc., On the Cenozoic Formation of Kwangsi and Kwangtung. l. c., p. 198.

perhaps the frequency of regular monogamy as compared with occasional or general polygamy. According to Hobhouse's, Wheeler's and Ginsberg's anthropological study regular monogamy was found among 6 % of higher hunters as compared with 14 % among lower hunters.[1]) These figures are certainly far from exact, and can by no means be mechanically applied to China's prehistoric society. They nevertheless may express the working of certain general causes, which under broadly similar conditions possibly result in effects of a broadly similar nature.

Similar considerations apply to the aged members of primitive society. The lower hunter who mainly gathers food and hunts smaller game depends for his success largely upon experience and skill.[2]) The old men possess both qualifications. They are therefore generally well treated.[3]) With increasing effectiveness of the hunting implements the realm of accessible game expands. The importance of physical strength and the warlike spirit grow equally. Under these circumstances, if no other factors intervene, the weaker members of society are „viewed with contempt." The sick and the invalid are treated with crude negligence, and even with „inhuman brutality."[4]) There is no reason why China's Palaeolithic hunters should have been an exception to this rule. In view of the extremely high position of the old in China's later development its possible reverse in the later Palaeolithic hunting society is not without significance.

The late Stone Age saw extensive migratory movements in other parts of the world. Migration may have brought to Chou K'ou Tien a group of late Palaeolithic people the remains of whom have been discovered not far from the relics of Homo pekinensis.[5]) Their type is said not to be proto-Mongol.[6]) Whether these people were absorbed or killed by the indigenous population necessarily remains uncertain. Yet another fact (if the observation itself proves to be correct)[7]), is not uncertain : that influences passed

---

[1]) Hobhouse, etc., l. c., p. 160.

[2]) Thurnwald, Lebensbilder, p. 88.

[3]) Koty, l. c. 301, gives a different interpretation, but fully acknowledges the phenomenon itself.

[4]) Koty, l. c., p. 307. See also Wittfogel, Die wirtschaftsgeschichtlichen Grundlagen, p. 491.

[5]) Pei, A Preliminary Report, etc., p. 328.

[6]) Creel, The Birth of China, p. 42. „These late Palaeolithic people... are not Mongolian in physical type, but rather resemble the Palaeolithic Europeans. Weidenreich suggests that they may have been a tribe of wanderers, on their way to the sea."

[7]) Careful comparison with various racial groups of present mankind has recently led Dr. Weidenreich to „the conclusion that the three skulls of our collection (of

between the Eastern and the Western parts of the Old World through very early migratory movements.

E. The Dawn of an Agricultural Society : China's Neolithic.

Early history, Eastern as well as Western, does not come down to us as a coherent whole. Sinanthropus is separated by a wide gap from the „Ordos man." Ordos man again is separated by a similarly big gap from the representatives of a later New Stone Age as discovered in North China.

Climate and soil underwent heavy changes when — at some time during the later Palaeolithic — the damp and warm climate of the early cave days came to an end. While Europe yielded to the impact of a series of long-lasting glacial attacks, North China's former swamps turned into dry and barren lands. Under steppe-desert conditions less and less favorable to human existence,[1]) loess, the „loose" yellow soil, was deposited by wind over what has since become North China.[2]) Then slowly, at the end of the „loessic" period, humidity increased again, and new rivers began to saw their beds into the new yellow surface.[3]) It may be that man had to withdraw completely when steppe and desert prevailed. It may be that he survived at least in some oases which have not yet been discovered and excavated.[4]) This much seems to be certain : wherever traces of China's New Stone Age have been found, they show a human culture far advanced beyond the late Palaeolithic hunting society. Many individual children of that old society must have perished during the vast loessic interlude. But, according to the facts of physical anthropology mentioned above, obviously some survived. It was these survivors who passed on the torch of human civilization in North China.

---

remains from the Upper Cave W.) represent three different types, one skull resembling the Ainu, the second Melanesian and certain primitive Amerindians, and the third Eskimo or certain pre-Columbian Texas Indians." (Peiping Union Medical College. Weekly Calendar, 16 November 1938, vol. XXX, No. 11, p. 63.) However valid the details of this extremely precise guess may eventually prove to be — it seems at least to be certain that the group in question really belonged to a tribe of wanderers and were not a part of the local proto-Chinese population.

[1]) C. W. Bishop, The Neolithic Age in Northern China. Antiquity 1933, p. 390. Andersson, Children, p. 142.

[2]) F. v. Richthofen, China. I. Berlin 1877, pp. 56 sq., 74 sq., 113 sq.

[3]) Andersson, Children, p. 143.

[4]) Nelson, Archaeological Reconnaissance. l. c., p. 600.

I. Centers of Neolithic Life.

The new Neolithic world covered a vast area. Neolithic sites have been discovered so far in the Northern provinces Honan,[1]) Shansi,[2]) Shantung,[3]) Kansu,[4]) and Shensi;[5]) in the Western provinces Szechuan[6]) and Yünnan;[7]) and in the border regions of Manchuria,[8]) Mongolia,[9]) Sinkiang,[10]) Annam,[11]) etc. Dr. Wu concentrates his analysis upon North China, including Manchuria, selecting „only the well explored and accurately described sites."[12]) Of the regions enumerated, those within China are of particular interest, because they constitute the basis of China's historical

---

1) J. G. Andersson, An Early Chinese Culture. Bull. Geol. Survey of China. No. 5, Part 1, 1923. Liang Ssŭ-yung, Notes on the Excavations at Hou Kang (Hou Kang fa chüeh hsiao chi). Academia Sinica, Preliminary Reports of Excavations at Anyang. Vol. IV, 1933. Chinese. Idem, Hsiao T'un, Lung Shan, and Yang Shao (Hsiao T'un, Lung Shan yü Yang Shao). Academia Sinica. Studies Presented to Ts'ai Yuan P'ei on His Sixty-fifth Birthday. Part II. Peiping 1935. Chinese. Li Chi, Hsiao T'un and Yang Shao (Hsiao T'un yü Yang Shao). Preliminary Reports of Excavations at Anyang. II, 1929. Chinese. Idem, Report on the most recent excavations in Anyang and general view of the work done during the six excavations (An Yang tsui chin fa chüeh pao kao chi liu tz'ŭ kung tso tsung ku chi). Preliminary Reports. IV, 1933. Chinese. C. C. Young and W. C. Pei, On a collection of Yangshao Cultural Remains from Menchihhsien, Honan. Bull. Geol. Soc. China. Vol. 13, No. 2, 1934.

2) Ssŭ-Yung Liang, New Stone Age Pottery from the Prehistoric Site at Hsi-yin Tsun, Shansi, China. Memoirs of the American Anthropological Association. No. 37, 1930.

3) Chinese Archaeological Reports, No. 1. (Chung Kuo k'ao ku pao kao chi chih i.) Ch'eng Tzu Yai. Nanking 1934. Chinese.

4) J. G. Andersson, Preliminary Report on Archaeological Research in Kansu. Memoirs. Geol. Survey. China. Series A, No. 5, 1925.

5) G. D. Wu, Prehistoric Pottery in China. London 1938, pp. 84 sq.

6) N. C. Nelson, Archaeological Reconnaissance in the Yangtze River Gorges. l. c. Gordon T. Bowles, A Preliminary Report of Archaeological Investigations on the Sino-Tibetian Border of Szechwan. Bull. Geol. Soc. China. Vol. 13, No. 1, 1933.

7) Walter Granger, A Reconnaissance in Yünnan. In Roy Chapman Andrews, The New Conquest, etc., pp. 529 sq.

8) J. G. Andersson, The Cave-Deposit of Sha Kuo T'un in Fengtien. Palaeontologia Sinica. Series D, Vol. 1, 1923. A. S. Lukashkin Harbin, New Data on Neolithic Culture in Northern Manchuria. Also Teilhard de Chardin, Some Observations on the Archaeological Material collected by Mr. Lukashkin near Tsitsihar. Both : Bull. Geol. Soc. China. Vol. 11, No. 2, 1931.

9) E. Licent et P. Teilhard de Chardin, Note sur deux instruments agricoles du Néolitique de Chine. L'Anthropologie. Vol. 35, 1925. Liang Ssŭ-yung, Neolithic Finds in the Province of Jêhê (Je Ho Ch'a Pu Kan Miao, etc.). Academia Sinica. T'ien Yeh k'ao ku pao kao. Shanghai 1936, pp. 1 sq. Chinese. Cf. also Roy Chapman Andrews, l. c., pp. 265 sq.

10) Teilhard de Chardin and C. C. Young, On Some Neolithic... Finds in Mongolia, Sinkiang, and West China, l. c.

11) Ssŭ-Yung Liang, New Stone Age Pottery, l. c., p. 67.

12) Wu, Prehistoric Pottery in China, p. 151.

development. Nevertheless the border regions also deserve attention. Certain features of China's Neolithic and post-Neolithic history are fully understandable only if the interaction between the North Chinese cultural regions and the border world can be subjected to at least an elementary explanation.

Every attempt at a sociological analysis has to be undertaken with great reserve. Many new sites have been discovered recently and still more may be found in the future. As the number of known facts increases it is to be expected that interpretation of them will become both wider and more precise. Even the fullest archaeological records, however, can never reflect the early forms of life completely, because not all these forms have left behind traces that were able to survive.

Yet nihilistic skepticism remains unjustified in spite of all this. Scientific progress always depends upon at least a temporary acceptance of the facts as they are known at a given moment. Even if later finds heavily modify the earlier analysis, it is only through the earlier analysis that we pave the road for higher forms of research and insight.

II. The Chronological Order.

China's Neolithic civilization comprises a wide variety of elements ranging from relatively primitive forms to quite subtle and refined ones. Knowledge of their chronological order would furnish us with a key to the understanding of their inner relation. From the standpoint of economic investigation a coherent picture of the implements of work used during the Neolithic age would be most helpful. Unfortunately, for reasons connected with the sociological background of traditional archaeology, primitive economics has not received as much attention as primitive art.

The history of mankind is a history neither of pots nor of kings. It is the history of the people in its totality. But pots as well as kings may be indicative of the economic or political situation of the period in which they flourished. Historiography is therefore not only entitled, but even obliged, to pay attention to both of them. In the case of Chinese Neolithic pottery, which is perhaps „the finest to be found in any part of the world during the Stone Age,"[1]) such a study becomes particularly attractive. If we remain aware of the limits and possible dangers of this type of approach, it may become extremely productive; but the results obtained by

[1]) Andersson, Children, p. 331.

a study of pottery, however successful, must always be checked by comparison with other cultural phenomena.

Most scholars have included an analysis of stone, bone, and shell implements in their study of Neolithic civilization. But a central position has been generally conceded to the investigation of the character of pottery, especially as far as its color and manufacture are concerned. Among the colors the most important are red, black, grey,[1] and — in a limited way — brown and white.[2] The vessels were made either by hand, or the pottery-wheel, or by an intermediate device, the turn-table.[3] The „beating" process, when used generally and not merely sporadically, also bears a chronological significance.[4]

„Red" pottery ware may be painted with white or black colors,[5] and the red, like the black or grey colors, may vary considerably in tone.[6] The presence or absence of red, black, or grey pottery nevertheless seems to be characteristic of specific types of pottery and to be associated with the presence or absence of other kinds of material production as well.

Does any definite order prevail among the different classes of painted pottery? The question is easily answered for the grey ware as distinguished from the red and black pottery. The „Grey Pottery" (to use that formula from now on) obviously succeeded the two other groups, thus establishing a „final grey stage" in the three regions of a variegated pottery style, namely, (1) Shantung, (2) Shansi-Shensi-Kansu and (3) Honan; and — „to a certain extent" — Manchuria. In the first named region, Shantung, the pottery went through only two stages of color, black and grey. In the second (Western) region also there were two stages, but these were red and grey. In Honan and Manchuria „the color passed through three steps, red first, then black, and finally grey."[7] Dr. Wu's statement is the result of a painstaking analysis in which Wu himself and his colleague Liang Ssŭ-yung played a prominent part.

Where all these three colors have been found, there, geologically speaking, the Black Pottery lies above the Red and below the Grey.[8] The Black Pottery continues and develops the style of

---

1) Wu, l. c., p. 126.
2) l. c., p. 126, and 154-156.
3) l. c., p. 135.
4) l. c., p. 132.
5) l. c., p. 126.
6) l. c., pp. 126-128.
7) l. c., p. 128.
8) Liang, Hou Kang, l. c., p. 615.

the Red Pottery complex to which it is „closely connected,"[1]) whereas the finest features of the Black Pottery world had not yet been developed in the Red Pottery culture.[2])

The analysis of color is confirmed by the analysis of manufacture. The Red Pottery is to a great extent hand-made, the rest is made by means of the turn-table.[3]) The Black Pottery is wheel-made.[4]) The Grey Pottery (embracing the first historical period, Shang) shows continued use of the wheel. Simultaneously beaten ware becomes common, which „however, originated in the prehistoric period."[5]) If any doubt should still be left, it is dispersed by the appearance in the Black Pottery sites of cultural elements completely alien to the earlier Red Pottery culture. These include bones of domestic animals, bronze implements, city walls, and oracle bones. Manifestly a new cultural stage had here been reached. The Shantung cultures of Black Pottery certainly followed the Red Pottery of Honan and Kansu. They probably existed simultaneously with and began perhaps slightly before the Black Pottery cultures of these two regions.

Towards the West the influence of the Black Pottery diminishes rapidly. The black earthenware of Hsi Yin (Shansi) is already imbedded in a predominantly Red Pottery complex.[6]) Kansu presents a quite puzzling picture : a most beautiful Red Pottery,[7]) no black ware,[8]) and no traces of the pottery-wheel.[9]) Kansu has therefore strongly attracted the attention of modern archaeologists. Andersson dated the oldest Neolithic cultures of Kansu very early, earlier than the famous Honan center of Red Pottery, Yang Shao.[10]) Liang, after careful re-examination of the facts, accepts as possibly pre-Yang Shao one Kansu site, Ch'i Chia, but puts the other Kansu sites much later than Andersson did, inserting between Yang Shao and Ch'i Chia another newly discovered Honan site, Hou Kang.[11]) The Ch'i Chia site contains „practically no painted ceramics." Its pottery is „extraordinarily fine and

---

1) Liang, Hsiao T'un etc., l. c., 560.
2) Liang, l. c., p. 561.
3) Wu, l. c., p. 154.
4) l. c., pp. 152 and 153.
5) l. c., p. 132.
6) Liang, New Stone Age. l. c., pp. 11 sq. Wu, l. c., p. 167.
7) N. Palmgren, Kansu Mortuary Urns of the Pan Shan and Ma Chang Groups. Palaeontologia Sinica. Series D, Vol. 3, Fasc. 1, 1934.
8) Wu, l. c., p. 135.
9) Wu, l. c., pp. 89, 91, 101, 104, 107.
10) Andersson, Preliminary Report. l. c., p. 3.
11) Liang, Hsiao T'un, p. 564.

peculiar."[1]) Because of the former fact Andersson considers it a „predecessor of the Yang Shao age."[2]) Dr. Wu in his recent provocative analysis radically challenges Andersson's position. Because of the highly advanced methods of painting applied in Kansu, and because of the special burial urns (ming ch'i) found at P'an Shan (Kansu) he dates most of the Kansu sites as belonging to the second historical dynasty, Chou.[3]) For Ch'i Chia he claims the existence of some trace of (black) painted ware, but he agrees that it is either „much earlier than Pan Shan" or „... an independent culture."[4]) He concludes by assuming that the Ch'i Chia remains constitute the „remains of a local culture which has been influenced by the Chinese."[5]) In his attempt at a general chronology he puts it after the Black Pottery culture of Lung Shan (Shantung) and Hou Kang II (Honan).[6])

The discussion of the relative (and absolute) age of the Kansu sites is not purely „academic". It has extraordinary consequences for the problems of the origin of China's Neolithic culture. If the Red Pottery came to China from Western and Central Asia, as most scholars believe and as not even Dr. Wu contests, then Kansu seems to be its natural gate of entry into Northern China. The extraordinarily high quality of the Kansu Red Pottery may of course be the result of a late endogenous development, but if reasons of style do not exclude this possibility, it may equally well have been the product of an outside influence, which achieved its finest results where it expressed itself still fresh and unbroken. But if Kansu served as the great vestibule for the Red Pottery, then its position during the next period seems surprising. Metal has been found in the later Red Pottery sites of Kansu, but in small quantities only, and cattle apparently were of slight importance. If therefore Kansu was not the gate way for the Western pottery technique, i. e. if Dr. Wu is correct in dating the Kansu sites very late, then another problem arises. Either no such „gate" existed at all and China's Red Pottery originated in a completely endogenous manner, or else there was a non-Kansu gate through which the Red Pottery entered. In the second case as in the first the hills and terraces of Honan may well have been the starting point for what in due course became China's Red Pottery age.

---

[1]) Andersson, Children, p. 262.
[2]) l. c., p. 334.
[3]) Wu, l. c., p. 168 and 169.
[4]) l. c., p. 104.
[5]) l. c., p. 105.
[6]) l. c., p. 170.

Before combining the results of these and similar considerations into a tentative chronological table, one more problem has to be touched upon, that of a pre-Red Pottery stage of China's Neolithic period. Andersson, as mentioned, contemplates the possibility of an early Neolithic stage in China, where hunting and fishing „in suitable regions" was accompanied by „a primitive hoe culture."[1]) The production of a not yet painted pottery, according to the Swedish archaeologist, may have begun at a period „somewhat older than the great Yang Shao sites in Kansu."[2]) This period would mark the end of the earlier phase of China's Neolithic. Finds in Manchuria and Mongolia point to the possible existence of such an early pre-Red Pottery stage.[3]) Recent excavations by Mr. Liang Ssŭ-yung reveal the existence of a later Neolithic development[4]) where French archaeologists apparently found a very early site, at Lin Hsi. Mr. Liang's report unfortunately does not specify the relation of the new discoveries to the older ones, which may or may not constitute a part of the recently opened up site. Dr. Bishop in his classic study of the Neolithic Age in Northern China feels very certain „that a long time elapsed between its (the New Stone Age's) commencement and the appearance of pottery of the polychrome class." He bases his view particularly upon the finds of the higher and older Northwestern river-terraces, where Neolithic remains occur „without painted pottery, while the latter appears on the lower and younger terraces."[5]) If Bishop's statement is correct, then Dr. Wu's chronological table needs to be enlarged by the addition of an early phase of a not yet painted pottery, which preceeded the red or „painted" pottery.

Dr. Wu's chronology is the latest and most elaborate synthesis attempted in the field. Coming from one of China's leading archaeologists, the man who discovered the famous Black Pottery site of Lung Shan and who took part in many other discoveries,

---

[1]) Andersson, Preliminary Report. l. c., p. 50.

[2]) Andersson, Children, p. 234. Cf. also H. G. Creel, Studies in Early Chinese Culture. Baltimore 1937, p. 201.

[3]) According to Teilhard de Chardin the pottery of Tsitsihar — like his finds at Lin Hsi — is „hand-made." The pottery does not show the color of the „more advanced Yang Shao culture" with its „refined red and black (? W.) colored pottery." (De Chardin, Some Observations. l. c., p. 183.) The same author, in his earlier report on Lin Hsi calls the Lin Hsi pottery „coarse" and not made by wheel, „non tournée" (Note sur deux instruments, etc., l. c., p. 64) while in his commentary on Tsitsihar the „crude, coarse-grained, hand-made" pottery of that place is called „black." The descriptions thus partly contradict each other. The solution must be left to a new investigation by an archaeological expert.

[4]) Liang, Neolithic Finds. l. c., pp. 11 sq.

[5]) Bishop, The Neolithic Age. l. c., p. 403.

Dr. Wu's conception certainly deserves to be taken as the starting point of any further attempt.

The site of Yang Shao obviously is not typical of China's Red Pottery as a whole. Red Pottery sites older than Yang Shao have now been found, and Yang Shao itself may properly be divided into an earlier phase (I) and a later one (II). The facts have been indicated by Chinese archaeologists before Dr. Wu, but Wu was the first to make practical use of them. The results of his classification are shown in our table. We have not inserted the names of the numerous individual sites which the recent archaeological literature mentions. These names are of great significance for special studies, but in the frame of a general social and economic history they may properly be reduced to a minimum. Kansu is given with a question mark. If Andersson is correct, the earliest Kansu sites will have to be shifted high up either into the „Plain Pottery" group or at least into the group which succeeds it. The meaning of the geographical sequence will be discussed later. The data themselves are taken from the different archaeological studies and presented in the sequence which Dr. Wu finally assigned to them.

The relative chronology offered here is bound to undergo corrections and modifications according to the advance of scientific analysis and new work in the field. Still more open to critical debate is of necessity the attempt at an absolute chronology which we have added in the last column of this table. Here problems of international archaeological research in general blend with questions of research in China in particular. Each detail is open to further discussion, but we have included the absolute dating too though with all due reservations, because, in our opinion, the reader is entitled to learn what leading archaeologists like Andersson, Menghin, Arne, Bishop, and Liang Ssŭ-yung assume to be the approximate dates of the periods in question.

If the Chinese New Stone Age „dates back at least three or four millennia before the dawn of history in that country,"[1]) and if history dawned in China during the later half of the second millennium B. C., then we may tentatively put the earliest pre-Red Pottery Neolithic of China somewhere into the fifth or fourth millennium B. C. The beginning of the Red Pottery Age was formerly dated by Andersson about 3500 B. C.[2]) Later the Swedish scholar has „estimated the age of the Yang Shao period, on the basis of somewhat uncertain comparisons with the Near East, at about 3000 B. C." Andersson respectfully mentions

[1]) Bishop, l. c., p. 403.
[2]) Andersson, Preliminary Report. l. c., p. 3.

Menghin's tentative date (about 2000 B. C.);[1]) he postpones his final decision till the time „when the whole of our prehistoric material has been described in detail.“[2]) The views of Arne, Bishop, and Liang swing between Andersson's and Menghin's dates. Arne puts the „Honan“ pottery before 2500, perhaps „very near to 3000,“[3]) whereas Bishop dates its introduction „towards the close of the third millennium B. C. or at all events during its latter half.“[4]) Liang, in 1930, dated the Yang Shao culture between 2500 and 2000 B. C.[5]) After further discoveries, especially that of Hou Kang in Honan, he sets the date for Yang Shao at 2600-2300 and that for Hou Kang at 2900-2600,[6]) thus positing the existence of an early Red Pottery period prior to Yang Shao. The date of the Black Pottery period, Lung Shan I, has been inserted according to simple historical reasoning. This period lies somewhere between the „pure“ Red Pottery Age, i. e. before the Black Pottery appeared in Honan and Manchuria on one side, and the beginning of the historical Shang dynasty on the other. The approximate date of the period is determined thereby.

These are the data for the tentative table of China's early pottery culture, according to modern archaeological research here presented.

Phases of early pottery in China.

Phase	Specific color	Specific form of manufacture	Region of appearance	Absolute chronology
Plain Pottery	Not „painted"	Hand-made	Northern border regions	5.000-4.000 (?)
Pre-Yang Shao Pottery	Red „painted"	Made by hand or by turn-table	Honan*)	Within the third millennium
Yang Shao I and after	Red „painted"	Made by hand or by turn-table	Honan and Shansi, then Shantung and Manchuria*) Kansu ?	
Lung Shan I	Black (and Red)	Wheel-made	The whole Great Plain*)	First half of the second millennium, beginnings perhaps earlier.
Yin Hsü (Shang)	Grey	Wheel-made, beaten ware becomes general	The whole of Northern China and part of Central China*)	Second half of the second millennium.

*) Wu, Prehistoric Pottery, p. 171 and 155 sq.

[1]) Menghin, Steinzeit, p. 81.
[2]) Andersson, Children, p. 333.
[3]) T. A. Arne, Painted Stone Age Pottery from the Province of Honan, China. Palaeontologia Sinica. Series D, Vol. 1, Fasc. 2, 1925, p. 32.
[4]) Bishop, l. c., p. 404.
[5]) Liang, New Stone Age Pottery. l. c., p. 75.
[6]) Liang, Hsia-T'un, etc. l. c., pp. 563 sq.

III. A New Natural Stage.

A crude geographical determinism requires crude geographical changes for its interpretation of historical development. Actually the natural factor influences human history in a highly intricate manner which is far beyond all forms of „geopolitical" conceptions.[1]) This, of course, does not prevent the geographical factor from occasionally acting in a most direct way, especially at the lower stages of economic development. Even then the effect differs widely according to the historical stage reached by man previously. But on that basis the geographical influence very clearly exists. To overlook it would be as incorrect as to overemphasize it.

At the beginning of China's Neolithic Age the loess plain, which had originated during the Pleistocene, was in a state of progressive decay. The young rivers washed the debris of yellow soil off the receding banks and carried them eastward.[2]) The lighter deposits when transported down to the mouths of the water-courses assumed the shape of alluvial lowlands,[3]) while the heavier material sank down midway, blocking the rivers, and causing floods and swamps. Finally perhaps the rivers found new courses. The old swamps partly dried off and partly continued to exist, in some form or another. To be sure, there were the old highlands, the pre-loessic mountains of Shantung and of sections of Shansi and Honan. Over their feet the recent loess plain had spread. And now along the broadening river-beds and beyond the mouth of the „loess-rivers" the new alluvial lowlands originated, fertile most of them,[4]) swampy a good portion of them, a landscape which far from being finished was just beginning to prepare itself for its future function : to serve as the stage of one of the great spectacles in the history of mankind.

We do not know exactly where „Mongol man" lived during the time of the loessic interlude. But wherever he may have passed that period, in some oases within the dry loess region at the fringe of what later became China, he now certainly spread out over a territory which gradually grew more and more habitable. He may have wandered throughout the Central and Southern regions of China too — we have till now little information about that —

---

[1]) Wittfogel, Die natürlichen Ursachen der Wirtschaftsgeschichte. Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Vol. 67, No. 4, 1932, pp. 482 sq.
[2]) W. H. Wong, Sediments of North China Rivers. Bulletin, Vol. 10. Grabau Anniversary, 1931, pp. 265 sq.
[3]) Richthofen, China, Vol. I, p. 57.
[4]) Wittfogel, Wirtschaft und Gesellschaft Chinas, Vol. I. Leipzig 1931, pp. 56 sq.

but obviously the Northern lands furnished certain definite advantages for a post-Palaeolithic cultural development.

The warmer and more abundant regions along the Yangtze created a kind of „jungleland"[1]) in which it was easy to exist but difficult to advance. Here the flourishing vegetation of the big forests provided the means for primitive man's subsistence in relative plenty. At the same time it threw substantial obstacles in the way of a higher agricultural development. Life in the Northern regions perhaps lacked the natural advantages of an almost tropical climate. On the other hand it offered one definite advantage. Loess by its very nature does not promote the growth of heavy forests.[2]) It therefore facilitates agriculture, which is simultaneously encouraged by the innate fertility of the loess soil.[3]) Cultivation originates, and stone is polished now. The hunting and fishing stage is not without fixed dwelling-centers,[4]) and the early Neolithic culture is by no means fully settled. But an enormous step in advance toward an at least temporary sedentary life certainly is reached when agriculture begins. The flaking and chipping of stone have a long history of Palaeolithic progress.[5]) But the procedure of polishing and grinding requires a degree of sedentary life which is guaranteed only under the conditions of agriculture.[6]) Under these conditions new forms of division of labor become desirable and possible. The changing style of production reacts on the means of working and fighting and strongly affects their character.

IV. A New Technical Equipment.

What then was the technical equipment of China's Neolithic man ? How did he put his new mode of life into practice ?

Neolithic man used pick-axes[7]) and other axes perhaps to

---

[1]) Bishop has thus translated very suitably the Chinese word „Ching," a name later used for the middle Yangtze basin. (C. W. Bishop, The Beginnings of North and South in China. Pacific Affairs, Vol. 7, No. 3, 1934, p. 318.)

[2]) The phenomenon as such has been noticed by several scholars. (See Wittfogel, Wirtschaft und Gesellschaft Chinas, p. 36, note 86.) Its possible connection with the development of Chinese civilization has only recently become the object of scientific discussion. Cf. Wittfogel, l. c., p. 35. Bishop, North and South, p. 303.

[3]) Richthofen, China, Vol. I, p. 70.

[4]) R. H. Lowie, Subsistence. In Boas, General Anthropology. l. c., p. 290.

[5]) Boas, Invention. l. c., p. 252. M. C. Buckitt, Our Early Ancestors. Cambridge 1926, p. 67.

[6]) Buckitt, l. c., pp. 151 sq.

[7]) Li Chi, Hsiao T'un, p. 339. Liang, Jê Ho, p. 45. Teilhard de Chardin, etc. On Some Neolithic ... Finds. l. c., p. 89.

break loose and to cut his stone material. He manufactured drillers and mallets[1]) for boring it. Kilns,[2]) the turn-table and the wheel[3]) enabled him to produce his famous pottery during the later part of the Neolithic Age. With these and similar tools he flaked and polished, he chipped, scraped, perforated and moulded and „threw“[4]) the different elements of his raw material.

For the purpose of the hunt he generally made axes, adzes, and knives.[5]) In certain regions (especially in Honan and Shansi) he used arrow-heads made of bone and stone.[6]) He manufactured stone and clay balls,[7]) the smaller ones possibly as missiles for an early pellet bow. The larger specimens „may have been sling stones.“[8]) Bone harpoons[9]) suggest fishing as do net-sinkers made of grooved stone.[10]) The hunting implements certainly were used also for the fight against other men. Of a more specialized character apparently was another class of implements. Large and small hoes and spade-like utensils, according to archeological opinion, both served the purpose of the basic „industry“ of the period, agriculture.[11])

Millet probably constituted the main crop. „The common species, Panicum miliaceum, has been found on the Chinese Neolithic sites.“[12]) Rollers and grinding stones[13]) were used to pulverize them. Another grass-seed, Setaria lutescens,[14]) may not have been cultivated but just harvested.[15]) If a specimen of sorghum vulgare really belongs to the site where it was found, then Kaoliang existed in China much earlier than is generally believed.[16]) Rice has been found, according to Bishop, in a Kansu site,[17]) according to

---

[1]) Liang, Jê Ho, pp. 30 sq.
[2]) T. A. Arne, Painted Stone Age Pottery. l. c., p. 9.
[3]) Wu, l. c., p. 135.
[4]) B. Laufer, The Beginning of Porcelain in China. Field Museum of Natural History. Publication 192. Anthropological Series, Vol. XV, No. 2. Chicago 1917, p. 154.
[5]) Liang, Jê Ho, pp. 38 and 56.
[6]) C. C. Young and W. C. Pei, On a Collection of Yangshao Cultural Remains, etc. l. c., p. 313 sq.
[7]) Li Chi, Hsiao T'un, p. 340.
[8]) Bishop, The Neolithic Age. l. c., p. 397.
[9]) Teilhard de Chardin, Some Observations. l. c., p. 192.
[10]) Bishop, l. c., p. 397.
[11]) Andersson, An Early Chinese Culture. l. c., p. 26. Teilhard de Chardin, Some Observations. l. c., p. 193. Liang, Jê Ho, pp. 45 and 56.
[12]) Bishop, l. c., p. 397.
[13]) Liang, Jê Ho, pp. 46 sq. Teilhard de Chardin, Some Observations. l. c., p. 183. Andrews, The New Conquest, p. 369.
[14]) Bishop, l. c., p. 395.
[15]) Lips, Government. l. c., p. 502.
[16]) Bishop, l. c., p. 396.
[17]) l. c., p. 396.

Edman, Söderberg, and[1]) Andersson in Honan (Yang Shao).[2]) The problem arising out of this discovery will be discussed in another connection.

No remains of textiles have been found. The delicate material has perished along with the wooden implements while stone and bone survived. But spinning whorls and impressions of textile patterns on Neolithic vessels indicate early knowledge of weaving,[3]) for which the raw material may have been hemp.[4]) Bone needles for sewing were generally used. Bishop also suggests the manufacture of bark-cloth and, against cold weather, of furs.[5]) The existence of scrapers[6]) seems to show that leather and similar materials were worked up. The use of matting and baskets is proved by ornaments impressed on the earthenware.[7])

The purpose of most of these utensils is more or less clear. Manifold may have been the functions of the different types of pottery. But what did the clay and marble figures mean and what the stone and mussel-shell rings? What finally the maritime shells which have been excavated from a Manchurian site?[8]) For some of these things, earthenware whistles, phalloi, and birds' heads, a religious purpose has been claimed[9]) with good reason. The function of some of the others must be considered under the aspect of the socio-economic order as a whole.

V. A New Style of Production.

1. Early Agriculture: The Work of Women.

„The most noticeable additions to human progress that we discover in Neolithic times are," according to M. C. Buckitt, „1) the practice of agriculture; 2) the domestication of animals; 3) the manufacture of pottery; 4) the grinding and polishing of

---

[1]) G. Edman and E. Söderberg, Auffindung von Reis in einer Tonscherbe aus einer etwa fünftausendjährigen chinesischen Siedlung. Bull., Vol. 8, No. 4, 1929, p. 363.

[2]) Andersson, Children, p. 336.

[3]) Li Chi, Hsiao T'un, p. 340. Andersson, An Early Chinese Civilization, p. 26. Wu, l. c., p. 135.

[4]) Andersson, An Early Chinese Civilization, p. 26. Bishop, l. c., p. 398.

[5]) Bishop, l. c., p. 398.

[6]) Bowles, l. c., p. 129. Granger, Yünnan, p. 539.

[7]) Bishop, l. c., p. 398.

[8]) J. G. Andersson, The Cave-Deposit of Sha Kuo T'un in Fengtien. Palaeontologia Sinica, Series D, Vol. I, Fasc. 1, 1923, p. 33.

[9]) Bishop, l. c., p. 399.

stone tools..."[1]) The Chinese Neolithic culture knew all of these activities.

Agriculture obviously appears in the form of hoe-culture („Hackbau"). Its main object seems to have been millet. Who practised it? Formerly early agriculture, hoe-culture, or primitive „horticulture" was generally ascribed to women.[2]) Recently anthropology has found that among many tribes „with more complex culture" the hoe may also be handled by the men.[3]) But the formula „more complex cultures" indicates the possible solution. The cases of male „horticulture" represent an advanced stage of cultivation, not its earliest phase. The beginnings of agriculture, according to highly critical modern anthropologists, „must be credited to women." At the end of the food-gathering and hunting epoch women „were naturally the first to note the potentialities of seeds dropped by chance, or of shoots planted without definite purpose, and thus inaugurated the era of gardening or farming."[4]) To explain male horticulture among more advanced tribes and people „we must assume, that the gradually increasing dependence on cultivation in some regions decreased the importance of the chase and induced man to take over the activities that formerly constituted the exclusive domain of the other sex."[5])

This statement is of no small significance for the analysis of early Chinese civilization. It not only enables us better to understand China's Neolithic, it also throws light on certain features of Shang and Chou culture which by „classical" tradition have been preserved as queer elements in a basically different Confucian civilization.

Did female labor in China pass through a proto-agricultural stage in which vegetable fruits or seeds were not yet cultivated, but just „harvested"?[6]) The types of plants discovered in Neolithic sites at least do not exclude this possibility. Yet real agriculture does not consist in the mere harvesting of plants. It consists in their reproduction. Only when the experience of gathering and storing fruits (and seeds) leads to a first crude insight into the laws of vegetal growth, only then is a tremendous new power of production discovered. The conscious application of

---

[1]) Buckitt, Our Early Ancestors, p. 50.
[2]) R. H. Lowie, Primitive Society. New York 1920, p. 160. Idem, Subsistence, l. c., p. 298.
[3]) Lowie, Subsistence, p. 299.
[4]) l. c., p. 299. Boas, Anthropology, l. c., pp. 92 sq.
[5]) Lowie, Subsistence, p. 300.
[6]) Lips, Government, pp. 502 sq.

this new factor thoroughly changes the economic function and the social status of its discoverers.

The archeological evidence comprises physiological and cultural elements. The validity of the former depends largely on the strength of the latter. Dr. Black emphasizes the strong difference between the male and female skeletons found at the Neolithic site of Yang Shao. He ascribes this phenomenon to a „considerable specialization in the respective work of the two sexes obtained among the Yang Shao people."[1]) Does this specialization really mean agriculture undertaken by women alone? Shao Kuo T'un presents a less marked sex differentiation. Perhaps there the men took already part in the activities of husbandry?

The argument is plausible. It is not conclusive. A more basic proof is furnished by two groups of Neolithic implements, the hoe and hand-made pottery. Already the older Neolithic sites of Lin Hsi and Tsitsihar contain both hoes and earthenware vessels made by hand.[2]) Hand-made pottery characterizes the earlier stages of China's New Stone Age. Now hoe-cultivation all but certainly was originally performed by women. Women are also believed to prevail in the sphere of making pre-wheel pottery. B. Laufer has dealt elaborately with the interesting phenomenon. He says: „While ethnologists have clearly recognized that the pottery making of primitive people is essentially a woman's avocation, it has not yet been sufficiently emphasized that the wheel is a man-made invention and that, aside from the mere technical difference of the hand and the wheel processes, there is a fundamental sociological contrast between the two..."[3]) „Wherever the potter's wheel is used it is manipulated by man, not by women..."[4]) On the other hand: „In the stage of hoe-culture or gardening, the occupation of women, the pottery-wheel is absent."[5])

The extraordinary significance of Laufer's statement for China's earlier Neolithic society is obvious. Even if the archaic features of later literary tradition were not as suggestive as they actually are — the archeological finds and their modern anthropological interpretation would speak for themselves: Obviously in China's Neolithic time the production of cereals originally lay in the hands

---

[1]) Black, Sha Kuo T'un and the Yang Shao Skeletal Remains. Geological Survey of China, Series D, Vol. 1, Fasc. 3, 1925, p. 98.

[2]) Teilhard de Chardin, Some Observations, p. 193. E. Licent and Teilhard de Chardin, Note sur deux instruments agricoles du Néolithique de Chine. L'Anthropologie, Vol. 35, 1925, pp. 70 sq.

[3]) Laufer, The Beginnings of Porcelain in China. l. c., p. 152.

[4]) l. c., p. 155.

[5]) l. c., p. 159.

of women, while hunting and fishing and, later, cattle-breeding were practised by the male section of society. The care of the pigs may at this stage also have been the woman's duty.[1] A Chou tradition which will be discussed later seems to indicate an earlier situation in which the wife in some way or another was held responsible for the family's supply of pork.

2. Early Agriculture : the Role of Men.

„In all likelihood...", says Bishop, „the actual sowing and reaping was performed by the women."[2] This statement seems indeed correct beyond any doubt. What then was the economic function of the men at that time? Primitive agriculture does not consist only of sowing, weeding, and harvesting, however pivotal these tasks may be. The soil is easily exhausted. Fresh land has to be broken up frequently.[3] Thus the clearing of the soil by fire and by the axe[4] is a task which has to be undertaken quite often. Like several other auxiliary forms of agricultural work it has to be carried out by those in the Society who are physically the strongest, which means the men.[5] This probably held true also for China's early loess regions where bush prevailed, not forest. „In all likelihood the work of clearing the ground and preparing it for cultivation was done by the men."[6]

This, however, did not continuously occupy the men's time. With their improved polished implements they certainly continued to hunt, and, wherever possible, to fish. Andersson thinks that during the earlier Neolithic — before the period of Red Pottery — the population of North China probably „consisted mainly of hunters and fishermen who wandered about in small groups in the forest and along the river valleys. The absence of settled villages and the paucity of population would thus give a reasonable explanation of the few and uncertain finds which have been made."[7] Even when agriculture developed and Yang Shao arose with a much more extended agriculture, men probably still continued to act as „hunters and fishers."[8]

---

1) Cf. Thurnwald, Lebensbilder, p. 94.
2) Bishop, The Neolithic Age, p. 395.
3) Lowie, Subsistence, p. 301.
4) Cf. H. Schurtz, Urgeschichte der Kultur. Leipzig-Wien 1900, p. 372.
5) A. A. Goldenweiser, Early Civilization. New York 1926, pp. 259 and 72. Thurnwald, Lebensbilder, p. 94.
6) Bishop, l. c., p. 395.
7) Andersson, Children, p. 333.
8) Andersson, An Early Chinese Civilization, p. 29.

VI. New Elements in the Social Order.

M. C. Buckitt properly stresses the revolutionizing influence of the new economic conditions on the whole shape and style of Neolithic life. „Instead of small groups of men gaining a precarious livelihood by hunting, we find more or less settled communities growing up. To the hunting people the fear is ever present lest the game should fail to return at its usual time, and lest owing to their inability to store food-stuff for more than a short time, starvation may overcome them; but now we find villages with full granaries able to withstand difficult seasons..." Even if we acknowledge the still insecure character of early agriculture and also the danger of natural calamities affecting the crops, yet there is „in the new village community much more chance of surviving such disasters, and for having a store sufficient to tide over difficult times..."[1])

The way in which agricultural life results in a higher degree of security and stability is obvious. This has a specific effect when one sex, the female, is completely in control of the new advantageous technique. The problem of the women's social position in the hunting and food-gathering society has been widely disputed. That position indeed differs widely according to different empirical circumstances. The productivity and organization of the work undertaken by both sexes are basic factors in deciding their power and prestige in relation to each other.

The productivity of agriculture in comparison with the output of the hunt is apparent. Agriculture did not and in fact could not from the very beginning feed from twenty to thirty times as many people as the hunt, but even if at first it „only" multiplies the food supply a few times, the result is stirring. In China the general rule may have been especially intensified by the relatively high productivity of loess agriculture, on one hand, and by the perhaps rather limited yield of the hunt, in a sparsely wooded highland, on the other. Bishop speaks of a „comparative scarcity of weapons," which he takes as a symptom for the not yet well organized form of warfare at that epoch.[2]) If the observation is correct, it may indicate at the same time the rather limited character of the men's hunting activities. Both factors tend to limit the social and political importance of the men. At the same time they raise the women's status as producers, as members of the village

---

[1]) **Buckitt**, l. c., pp. 50 sq.
[2]) **Bishop**, l. c., p. 402.

community, as members of the priesthood, and, possibly, even of the public assembly. Later literary records confirm what the archeological evidence suggests as fairly certain : that China's Neolithic people „traced descent through mothers and that women played an active or even a leading part in institutional life."[1])

Under favorable conditions — to be sure : only then — in Neolithic times women may play a prominent (not the leading !) part in their community's institutional life.[2]) The public bodies of an early farming society generally are simple and not autocratic. The central territorial unit may be „the limited area of the village, with the numerous huts of single families, or those of family groups, or a single sib house in the center. The tribes seem to be divided everywhere into such independent villages, headed by a chief who sometimes is loosely dependent upon a higher chief." This chief's power is generally „very slight. Often he has no power over life and death at all."[3]) „Authority is vested in the council of elders," with matriliny „probably originally prevalent in regard to laws of descent and inheritance."[4]) These remarks do not provide a concrete and specific record of China's Neolithic tribal communities, but they outline some main features of that society according to modern anthropological insight.

Property at the lower stage of social history assumes a predominantly communal character. General accessibility to every technical device for every member of the group, even if private property is formally recognized, remains one of the basic conditions of the group's self-preservation. This statement holds true for the hunting and food-gathering stage, where according to a recent statement „the consciousness of personal property in our sense is altogether lacking."[5]) It also holds true for the simpler farming societies in which, at least at the beginning, land as a rule is „common property of the village", even if „movables are privately owned."[6]) The clearing and tilling of the grounds at this stage generally requires group action. The situation, as Menghin claims[7]), possibly includes a peculiar „ownership" position of the women because they monopolize the actual cultivation of land. This, how-

---

[1]) l. c., p. 400.
[2]) Lips, Government, p. 516.
[3]) l. c., p. 515.
[4]) l. c., p. 516.
[5]) l. c., p. 494.
[6]) l. c., p. 516. W. Schmidt, Das Eigentum auf den ältesten Stufen der Menschheit. Münster in Westfalen, 1937, p. 315.
[7]) Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit, p. 498.

ever, is a question which the analysis of China's Neolithic raises, but does not answer.

The details of early property are intricate. Modern studies have given us a quite elaborate picture of its individualistic and — behind them — collectivistic features.[1]) Details are not relevant here, but one point may be stressed : If China's Neolithic is to be classified as a „normal" Neolithic Age in the terms of general prehistory, then we may safely assume that, however modified by manifold local peculiarities, China's New Stone Age followed the fundamental anthropological pattern also as far as the structure of its property is concerned.

Slaves are of no real use to hunters and food gatherers. Fishermen may occasionally be able to use them.[2]) In an agricultural society slaves can be watched more easily and utilized more productively. Dr. Black, analyzing the skeletons of Yang Shao found much less variety among the men than among the women, a phenomenon which may „possibly be due in part to a lesser racial purity among the latter." This in turn may be caused by the habit of stealing women for use as wives and as slaves.[3]) Thus the origin of slavery as a social institution perhaps coincides with the origin of agricultural life during China's Neolithic Age.

VII. Intertribal Relations.

The „small, self-centered, democratic legal community" of this kind of village society may have included, besides its sibs and its matriarchal tendencies, secret societies,[4]) which somewhat counterbalanced the female influence. Each community may have exercised political power only in the limits of the village, or it may, under marginal circumstances, have extended its influence over several local groups, villages, tribes.[5]) In either case there still existed a vast world of villages, tribes, societies outside its particular realm, a strange world with which the „home" center — as far as it knew them at all — lived either in casual or in close interplay.

---

[1]) W. Schmidt, Das Eigentum, pp. 310 sq. Cf. Wittfogel's review of Schmidt's study in Zeitschrift für Sozialforschung, Vol. VII, No. 3, 1938, p. 428.

[2]) G. Landtman, The Origin of the Inequality of the Social Classes. London 1938, p. 230.

[3]) D. Black, Sha Kuo T'un, etc., l. c., p. 98.

[4]) Lips, Government, pp. 516 sq. Lowie, Primitive Society, pp. 303 sq. Thurnwald, Werden, Wandel und Gestaltung von Staat und Kultur. Berlin und Leipzig 1935, p. 56.

[5]) Lips, l. c., p. 518.

Warfare there certainly was. The increasing wealth of the new agricultural order simultaneously increased the tendency of the neighbouring communities to prey upon it.[1] China's Neolithic sites contain evidence of head-hunting, but Bishop, pointing to the „comparative scarcity of weapons and the absence of fortifications", dismisses the idea of organized warfare as rather unlikely. „In general, warfare must have been of the desultory and haphazard type common among Neolithic populations nearly everywhere."[2]

But hostility is not the only kind of intertribal relation between different communities, tribes, and regions. The „red" Neolithic pottery is found all over North China, Central and Western Asia and even in Eastern Europe.[3] Intercommunication of a non-military character must have provided the means for the transport of these and other cultural elements. Mussel shells and stone rings have been excavated. Were they really nothing but cult-objects? Shells and all kinds of ornaments (and domestic animals) have been used by agricultural societies in many parts of the world.[4] Certain horticultural communities seem to have lived a very self-contained life with little or no exchange by means of commerce.[5] But in China's case one result of exchange is obvious, the red pottery. Certain objects of a money-like character have been discovered. Barter certainly has played an important part in whatever exchange took place, but nothing excludes the possibility of an embryonic crystallization of means of exchange, of proto-money, in the shape of rare stones, shells, rings and so on.

VIII. The People's Life.

Thus China's Neolithic villages certainly had a style of life quite their own. The men occasionally attended to the task of clearing the fields, and, especially later on, assisted the womenfolk at the most important stages of cultivation and harvest.[6] But most of their time, when they were not resting or preparing their weapons and tools, they still roved freely through

---

[1]) Buckitt, l. c., p. 52.
[2]) Bishop, l. c., p. 402.
[3]) Arne, Painted Stone Age Pottery. l. c., pp. 20 sq.
[4]) E. B. Loeb, The Distribution and Function of Money in Early Societies. In Essays in Anthropology presented to A. L. Kroeber. Berkeley 1936, pp. 156 sq.
[5]) Loeb, l. c., pp. 156, and 161 sq.
[6]) B. Malinowsky, Coral Gardens and Their Magic. London 1935, Vol. I, p. 79. „Finally harvesting is done by men and women together." This phenomenon however may already present a later development beyond an early stage of purely female harvesting.

the hills and along the lowland marshes, hunting, fishing, and — if necessary — fighting. The women worked and sang in large and small groups on the upland millet fields and, perhaps, on some smaller rice-patches at the foot of the loess terraces, dressed simply as far as dress went at all under the burning sun of the summer and early autumn. The half-wild pig needed little care, the dog[1]) next to none. The making of pottery around the loess caves and summer huts filled the women's spare time, but except for occasional visits by representatives of neighbouring tribes, political envoys, and traders, the seasons of sowing, weeding, and harvesting were the community's great events. Then the men rested from weapon-making, from hunt and strife, and the women proudly exposed their hempen raiments, their polished stone pendents and tinkling bracelets. Then magic ceremonies certainly were performed. To impress the spirits of fecundity[2]), earthenware phalloi were spectacularly displayed. Orgiastic dances continued down into the time of Chou[3].) They survived in many parts of Eastern Asia „until recent or even modern times."[4]) They certainly served to prepare the villagers' mood for the seasonal mating and for the religious cults which, accompanied by human sacrifice and occasional cannibalism, probably formed no exception to the „often bloody and cruel" ceremonies performed by Neolithic planting people in general.[5])

After the feast is over the routine of everyday life returns. The ecstatic noise of the nocturnal gathering is replaced again by the playful cries of the village children who — much more numerous than during the hunting age — fill the open spaces around the huts and caves with pleasant serenity. But if the children are many,[6]) diseases are still plentiful[7]), and old age and death still

---

[1]) Archeology has shown that besides the pig the dog also certainly goes „back to Neolithic times." (Bishop, l. c., p. 396.) The archaic character of the dog sacrifice which the I Li records (ed. Steele, Vol. I, p. 70 and II, p. 146) is thus confirmed.

[2]) B. Karlgren, Some Fecundity Symbols in Ancient China. Bulletin of the Museum for Far Eastern Antiquities. Stockholm 1930, No. 2, pp. 1 sq.

[3]) M. Granet, La civilisation chinoise. Paris, 1929, p. 192. Idem, Danses et Légendes. Paris, 1926, Vol. I, pp. 222 sq.

[4]) Bishop, l. c., p. 401.

[5]) l. c., p. 400. Cf. also R. Briffault, Fertility Rites. Encyclopedia of the Social Sciences, Vol. VI, p. 191.

[6]) Black, Sha Kuo T'un. l. c., p. 7.

[7]) Krzywicky, Primitive Society and Its Vital Statistics, pp. 177. Krzywicky states here the general principle, according to which after the beginning of agriculture „prolific mothers ceased to be regarded with scorn." But his later data are taken from tropical island societies which according to Müller-Lyer already represent the „preventive" type of development. If agriculture can feed between 20 and

come early. The abundance of children under these conditions is not only a symbol of the society's growing productivity, but also of its relative immaturity.

IX. Cultural Centers and Zones of Contact During China's Neolithic Age.

The socio-economic order which we have tried to sketch spread over a huge territory. Can we perceive in this area any structural differences and any temporary or permanent centers of cultural life? A concrete history or sociology of China's Neolithic life is still impossible; it will perhaps remain so for ever. But a few further facts can be mentioned which may serve as the starting-point of a differentiating analysis.

The geographical distribution of the Red Pottery has generally been considered a feature of outstanding significance. Does this trait not link up China's Neolithic world with the contemporary cultures of Western Asia and even of Eastern Europe? The so-called Red Pottery appeared at about the same time, and indeed somewhat earlier, in Beluchistan (India), at Anau (Turkestan), Susa (Persia), Eridu (Mesopotamia), Tripolje (Russia), and in Bessarabia, Moldavia, Galicia, Bukovina, and Transsylvania.[1])

A similarity between China's Red Pottery and the pottery of these Western centers undoubtedly exists, but the degree of similarity is definitely limited and there are extremely significant modifications. Arne, who admittedly emphasized „especially the resemblance in form and ornaments," warns at the same time that „the dissimilarity ... even in the sphere of pottery should not be underestimated." In his pioneer analysis he stresses the high development of earthenware figures in Southwest Asia and Southeast Europe on one hand and the unique character of the Yang Shao red color on the other.[2]) The relations between certain Honan forms and Western types are of striking irregularity. Honan's small bowl seems to be similar to Anau I and Susa I. Its tall pear-shaped vessels occur again in Southeastern Europe. Similar patterns of decoration have been found mainly in Beluchistan, Mesopotamia, Anau I and Susa I and II.[3]) Some of these features may have a completely independent origin, representing one of the many cases

---

50 times as many people as the hunt, then the early agricultural stage has to be an expansive age in the sense of the German sociologist. (F. Müller-Lyer, Die Zähmung der Nornen, Vol. I. München 1918, p. 243. Cf. also pp. 246, 248, 250 sq.)

[1]) Arne, A Painted Stone Age. l. c., pp. 20-29.

[2]) l. c., p. 32.

[3]) l. c.

of what anthropology calls analogous discovery or convergence.[1])

In spite of the disparity indicated by Arne the fact nevertheless remains that certain basic technical features of the manufacture of the Red Pottery occurred throughout the Neolithic world of North China, Western Asia, and South-Eastern Europe. In such a case independent invention seems to be highly unlikely. We have to assume instead some kind of cultural contact between the different regions. A vast international background of China's Red Pottery world thus emerges.

But this background, however vast, may have been confined to the common possession of one or two technical practices. The Red Pottery technique, already widely different in its international aspect, differs widely again inside its Chinese domain. The Chinese Neolithic centers may have been based upon a similar mode of production in general. But their specific characteristics varied distinctly from region to region. The primitive means of communication connected only certain regions closely, while more distant places interacted on each other in an occasional, irregular, and often contradictory manner.

According to Dr. Wu, Honan and Shansi are the oldest centers of China's Red Pottery age. The Red Pottery sites of these two regions show an interesting affinity. The most important material of that time is stone. Now the polished stone implements found in the lower layer of Hou Kang (Honan) resemble very closely the polished stone utensils excavated in Hsi Yin (Shansi)[2]). The same situation exists in the realm of pottery. Mr. Liang, after a careful comparison of the culture of Hsi Yin with that of Yang Shao (Honan) concludes that in the case of unpainted ware as well as in that of painted pottery „there are more points of similarity... than points of difference. We may safely say that both sites have the same ceramic complex and what difference there is must be due to local variation, difference in degree of development, and different outside influence."[3]) Especially striking is the similarity of the arrow-head. The two-edged stone and bone arrow-heads are common to Honan and Shansi, and only to these two regions. According to Li Chi these arrow-heads are found neither in Kansu nor in Manchuria.[4]) Thus archeological experience confirms what the

---

[1]) R. U. Sayce, Primitive Arts and Crafts. Cambridge 1933, pp. 255 sq. Clark Wissler, Man and Culture. New York 1923, pp. 105 sq. Also Lowie, Primitive Society, p. 104. Boas, Anthropology, l. c., p. 104.

[2]) Liang, Hou Kang, l. c., p. 624.

[3]) Liang, New Stone Age Pottery. l. c., p. 55.

[4]) Li Chi, Hsia T'un, etc. l. c., p. 339.

geographical and chronological situations lead us to expect : the existence of a special Honan-Shansi center within the general Red Pottery world of China.

From Honan and Shansi to Manchuria and to Kansu the distances are great. Direct communication must have been difficult and slow in the extreme. The abundance of „local" features in the more widely separated regions, on the basis of a common Red Pottery, becomes easily understandable. Sha Kuo T'un, the most famous and perhaps oldest Neolithic site in Manchuria, shows resemblance to Yang Shao[1]), with which it shares „the red wares, painted and fine." But these products, according to Dr. Wu, „make up only a minor proportion of the whole collection," whereas the coarse, incised ware — which Wu calls „native" — forms „a larger proportion."[2]) There is no need to accept Wu's theory of a Manchurian and a „Chinese" type of population during the time of Sha Kuo T'un I. The producers of the coarser „native" wares must have been Neolithic, i. e. agricultural and sedentary, like the makers of the finer „Chinese" pottery. Not only this; they may well have been members of one and the same community, although producing only the simpler utensils, as required for everyday life. But however this may have been, there seems to be no doubt about the strong „local" element which differentiates the Manchurian complex from the centers of Honan and Shansi. The absence of the arrowhead in Manchuria apparently presents another element of divergence which must be taken into account.

Not less remote in distance from Honan and perhaps still more remote because of the difficulties of travel in the loess terrain were the Kansu centers of Neolithic life. The comfortable atmosphere of a study or a library does not offer conditions under which distances of this kind can be measured properly. In the second half of the nineteenth century Richthofen needed nineteen days to travel from Taiyüan in Shans : in Shansi to Sian.[3]) We can imagine how many weeks or months the journey must have lasted when none of the later roads existed and when no unified system of administration and police restrained the countryside. All kinds of agricultural communities and hunting tribes must instead have blocked the way, making direct travel often all but impossible and restricting the cultural „contact" to the slow and indirect process of local diosmosis between village and village, tribe and tribe.

---

[1]) Andersson, Preliminary Report. l. c., p. 42.
[2]) Wu, Prehistoric Pottery, p. 113.
[3]) F. von Richthofen, Tagebücher aus China, Vol. II. Berlin 1907, p. 204. According to Richthofen, the journey might have been completed in summer time in 14 to 15 days. „Marco Polo needed 21 days." (l. c.)

If the Ch'i Chia site of Kansu really is older than any of the Honan sites, then, of course, no Honan trait is to be expected there, but possibly some of Ch'i Chia's particular features might have wandered eastward instead. This apparently was not the case. The Ch'i Chia culture is rather „local", as Dr. Wu says, with some „influence by the Chinese..."[1] i. e. by the Eastern Neolithic centers. These centers therefore ought to have been at least contemporary with Ch'i Chia, if not earlier (as Dr. Wu indeed assumes). Among what he calls „local" elements Wu mentions particularly „the combed ware" belonging „to a culture different from the Chinese, because so far no combed ware has been found either in Honan or Shantung."[2] This is very remarkable, because the comb-pattern is not an isolated Kansu phenomenon. It also occurred in several parts of Western Asia, e. g. in Eridu.[3] The absence of the Honan arrow-head together with the existence of the Western comb-ornament in Kansu conveys the impression of a Kansu Neolithic which was strongly influenced from the „West" and as strongly isolated from the Honan-Shansi center of Red Pottery. This impression is intensified by a curious trait in animal decoration which Hsü Chung-shu claims for some later stages of China's Red Pottery sites. In historical Chinese times, during the Shan and Chou dynasties, animals were generally depicted in profile, i. e. quadrupeds with two legs and birds with one.[4] The Red Pottery world generally seems to lack this type of animal ornaments. According to Mr. Hsü, they have been discovered almost exclusively on the vessels of some late Kansu sites. But instead of presenting the probably contemporary „Chinese" profile style (of two legs or one) the Kansu designs show four and two legs respectively. This style, not familiar to the East, occurs frequently in the regions of Western Asia, the same regions with which, according to Mr. Hsü, the later Kansu sites also share special features of the hui and lei ornamention.[5]

These phenomena, if properly observed, are certainly of no small interest. But far more striking is one double feature : the absence of the pottery-wheel and of Black Pottery in all Kansu sites excavated so far. In a most conservative manner the Aeneolithic population of Kansu continued to produce the red earthenware

---

[1]) Wu, l. c., p. 105.

[2]) l. c., p. 104.

[3]) Menghin, Steinzeit, p. 333. Arne, l. c., p. 27, Fig. 60.

[4]) Hsü Chung-shu, New Discussion about Hsiao T'un and Yang Shao (Tsai lun Hsiao T'un yü Yang Shao). Preliminary Reports of Excavations at Anyang, III, 1931, pp. 526 sq. Chinese.

[5]) Hsü, l. c., p. 532.

and to produce it by hand (and turn-table),[1] while the Eastern regions of North China lavishly applied the wheel and manufactured the fashionable new Black Pottery either together with the Red Pottery or entirely replacing it.

The great distance from the wheel-using centers may have constituted one reason for the extraordinary phenomenon, but, as always, the geographical factor has to be considered in the light of the prevailing socio-economic forces. If the hand-made pottery generally indicates the existence of women's agriculture, then the continued use of this technique may express an economic situation in which, for one reason or another, the entrance of men into agriculture together with the use of the pottery-wheel, were somehow retarded or in which, even if men had begun to participate widely in the work of husbandry, the position of women remained unchanged, at least as far as the making of pottery and perhaps even as far as agriculture itself were concerned. Thus, whereas the progressive wheel-using „patriarchal" centers of Honan, Shantung, and Manchuria engaged in the production of the novel Black Pottery, the remote Western world of Kansu continued to make pottery in the traditional way, that is, mostly by hand, preserving the sacred, time-honored „Red" pottery style. If therefore Laufer's hypothesis can be applied to the Neolithic of Kansu and if the Kansu pre-wheel situation is based on female pottery-making and perhaps on continued work of women in the fields (either alone or along with the men), then the conservative technical attitude of Kansu may have been connected with a conservative socio-economic situation, a situation which the late Red Pottery of the western region expressed in the most colorful manner imaginable.

The inner differentiation of China's Neolithic Age is further signalized by another phenomenon, the appearance and distribution of the tripod, the three-legged vessel called „li". This vessel cannot well have been invented in Shantung, because it is older than the Black Pottery culture. But it may have originated somewhere in Honan,[2] i. e. in a territory which according to Dr. Wu constitutes the cradle of the Red Pottery period of China's Neolithic Age. Even in this „cradle" region the curious vessel first spread only irregularly — no li has been discovered so far in Hsi Yin (Shansi)[3] — and it was introduced into the Western plateau only „between the end of the Shang-Yin and the early part of the Chou dynasty."[4]

---

[1]) Palmgren, Kansu, pp. 1 and 89. Wu, l. c., pp. 91, 101, 104.
[2]) Creel, Studies. l. c., p. 205. Wu, l. c., p. 78.
[3]) Wu, l. c., p. 78.
[4]) l. c., p. 107.

Why the li was used in Yang Shao, and was absent in contemporary Hsi Yin, only 40 miles to the north, is a puzzle which, in our opinion, is formulated but not answered if we call this zone „the very periphery of the early distribution of the li."[1]) The arrow-head bridged the gap between the two sites; the li apparently did not. Perhaps the Hsi Yin people could afford to live without the li, not because this vessel was very important, but because, on the contrary, it was rather irrelevant after all, so that, if for some local reasons of social custom or outlook, the form was not popular in Hsi Yin, wares of a different character could easily be substituted for it.[2])

The li-tripod eventually spread all over China and after many changes in material and shape it continues in use till today. This fact together with the other fact that the tripod, at least in its Chinese form, did not spread over other parts of the world, has been taken as an indication of the peculiar character of China's civilization. This conception, even if based upon a thoroughly correct observation of the facts, overemphasizes the significance of the phenomenon in question. Actually the local limitations and the historical duration of a given cultural trait mean as much or as little as the trait itself signifies to the culture of which it is a functional part. If the phenomenon in question is vitally important, like e. g. the form of property, the system of government, or the type of kinship system, then its unchanged continuance becomes extremely significant. But if, on the contrary, the trait is a product which, however, skilfully designed and useful in practice, is only of importance within a limited cultural field, then it merely expresses historical coherence of a rather formal nature. Such a formal historical coherence seems indicated, except by the li-tripod, also by the physical likeness between China's Neolithic people and the country's modern inhabitants.[3]) But formal coherence is a vague criterion. The material nature of this coherence must be defined by concrete analysis of a different character.

X. Diffusion not a Substitute for, but a Part of the Process of Inner Development.

What is true for the succession of cultural phases is not less valid for cultural complexes which exist simultaneously. The

---

[1]) Creel, Studies, p. 205.

[2]) Wu, l. c., p. 78.

[3]) Black, A Note on the Physical Character of the Prehistoric Kansu Race. Appendix to Andersson, Preliminary Report on Archeological Research in Kansu, l. c., p. 54.

„Western" background of China's Red Pottery culture must not be taken to mean the creation of China's Neolithic culture from without. Under this aspect the discussion of the influence of Western Asiatic influence („diffusion") has occasionally assumed an emotional tone harmful to the argument itself. Only if we understand that genuine diffusion is a selective phenomenon,[1]) can a productive level of discussion be reached. Diffusion may affect a culture in several ways. It may either (1) change a development qualitatively, adding a completely new element, or (2) it may speed up, or (3) enrich, or (4) delay, or (5) destroy the development of the civilization encountered. Cases 4 and 5 generally occur as the outcome of forcible contact, of political subjugation, conquest. Cases 1 to 3 may contain an element of violence, but they predominantly occur peacefully, by the transfer of ideas, of goods, of techniques, and — marginally — of technicians. In all three cases the culture in question accepts the „diffused" elements by means of a selective process, acquiring such features which on its present level appear to be of „functional" value. In cases 2 and 3 the indigenous development is intensified, in case 1 a new element is added, but even the „new" element is added only selectively, namely so far as the changing culture, because of its former development, is capable and ready to accept, to digest, and to assimilate it. The transfer of Flemish weavers to England belongs in categories 2 and 3. English textile production had its own century-old development, which the Flemish newcomers enriched and accelerated, but by no means created.[2]) The introduction of potato, corn, and porcelain to Europe, the introduction of the horse to America fall into the first category. Cases 1 to 3 constitute the main forms of what the term diffusion really covers. In all three cases the cultural contact is part of the culture's inner development, not a substitute for it. Balanced development contains both features. Not the „balanced" existence, but the partial or complete absence of one of the two factors in question requires the special attention of the social scientist.

The possible transfer of certain elements of the Red Pottery technique from Western regions reveals the working of a continent-wide cultural contact during part of the Neolithic Age in huge

---

[1]) Lowie, Subsistence. l. c., p. 296. Cf. also Sayce, l. c., p. 181 sq.

[2]) „It is evident that worsted cloth had gained a reputation before the coming of Flemish artisans under Edward III..." Nevertheless the coming of the Dutch and Walloon immigrants was important. They „established a new branch of the woolen industry, the manufacture of the finer fabrics known as the ‚new drapery'." (E. Lipson, The Economic History of England. I. Seventh edition. London 1937, pp. 488 and 494.)

areas of Asia and Europe. If the diffusing centers lay in the West, as seems to have been the case, then China's Neolithic people received the benefit of a cultural diffusion of type 3 and perhaps 1. Their life became enriched by a new feature which they picked up — selected — because at their existing stage of development this feature proved to be useful and digestible for them. For the historian the appearance of Red Pottery becomes a means of establishing a relative and perhaps even a crude absolute chronology for China's early history. In this respect it must be considered highly valuable. From the standpoint of the country's inner history the color of its early pottery remains rather irrelevant. In this respect our attention should turn in quite a different direction. It is the study of the manufacture of the Red Pottery, rather than of its color, which leads to a deeper understanding of the socio-economic development of Neolithic and Aeneolithic China.

F. The Transition from a Primitive to a Stratified Agricultural Society.

I. Men instead of Women as Pottery Makers.

According to the tentative chronology proposed here the fifth and fourth millennia B. C. in North China saw a primitive agricultural society. Cultivation and handmade pottery were managed by women. The first period of Red Pottery is dated by Arne near the beginning and by Bishop close to the end of the third millennium. During this period pottery was still partly made by hand, but at the same time the forerunner of the wheel appeared, the turn-table. In Yang Shao I the technique had advanced to the application of a temperature of 1.300-1.400°, „which, in firing with wood, can be obtained only by a blast... in a good kiln and with a fairly long time of burning."[1])

Who used these kilns and who turned the turn-tables, women or men? No direct and definite answer, of course, is possible. We are confronted with a situation which Dr. Laufer's theory did not foresee. According to him the appearance of the pottery-wheel „is correlated with man's activity in agriculture, based on the employment of the ox and plough." The pottery-wheel „is directly derived from a chariot-wheel which is likewise due to man's effort."[2])

If this statement is correct, it remains confined in China to

---

[1]) Arne, Painted Stone Age Pottery. l. c., p. 10.
[2]) Laufer, The Beginnings of Porcelain in China. l. c., pp. 155 and 159.

the period of Black Pottery in which the domesticated ox and the wheel-cart first appeared; though ploughing with oxen was not practiced until many centuries later. The Red Pottery sites do not contain remains of carts or of big domesticated cattle. Although we do not dare to exclude the possibility of an early participation of men in the work of pottery making, such a participation, if it occurred, was not based upon the facts mentioned by Laufer, and even if the men really began to take part in the making of pottery, no appearance of carts or ploughs justifies us in assuming that men participated widely in the agricultural work of that period.

The situation underwent a profound change during the succeeding Black Pottery age. Now the pottery-wheel in its mature form appeared. It appeared under circumstances which strongly suggest that now, at last, man had learned how to make cart-wheels and also in all probability was beginning to make pottery by means of the „masculine" pottery-wheel.

II. Man enters Agriculture.

This change has often been depicted by modern anthropology. During the earlier period, says Boas, „the whole agricultural work falls to her (the woman's) share while the men are unfamiliar with the raising of plants." This situation generally continues „until some type of labor that in simple countries is performed by man is utilized for the further development of agriculture. This is the case when irrigation or building of terraces is required, or when the help of domesticated animals is required in agricultural work, as in ploughing."[1]) Ploughing in China originated relatively late. Irrigation began earlier. The terracing of fields must have assumed importance very early in the gradually decaying loess plain of North China. Bishop stresses the descent of the Neolithic villages from the higher to the lower terraces of the loess hills. This movement implies a great amount of terracing work which all but certainly required male action.

Combined with the development of terracing work or even preceding it there took place a „lateral"[2]) intensification of agricultural methods which by increasing productivity sooner or later must have caused the men to participate in cultivation. Menghin's „Jungpflanzerische Kulturen" are based upon hoe-culture jointly undertaken by women and by men. The work

---

[1]) Boas, Anthropology. l. c., pp. 82 sq.

[2]) Müller-Lyer Die Zähmung der Nornen, pp. 224, and 231 sq.

is still partly carried out collectively. Its productivity increases considerably.[1]) The status of woman thus loses its relatively privileged character. Her new situation varies widely according to the specific type of the general new situation.

III. Rice Irrigation.

Another factor which may urge men to take up cultivation is irrigation. For about fifteen years we have tried to draw attention to the existence and function of this particular factor of China's economic history. Recent discoveries, above all the Shang inscriptions, have modified or made obsolete many details of the original conception. Its substance however has not only not been refuted but has been strongly confirmed. Wong Wen-hao has pointed out the importance of water-works in general during the later period of the Chou dynasty.[2]) Hsü-Chung-shu traces the history of water-works and irrigation much further back. Not only do early Chou bronzes contain passages concerning rice, but — Hsü insists — irrigation devices go back into prehistoric time. They „cannot be limited by historical records."[3])

Hsü's position seems to find support in the Shang inscriptions. Even more interesting is the discovery of rice in two Neolithic sites, in Yang Shao and in Kansu.[4]) Did the climate of that period permit cultivation of rice? And if so, was such cultivation actually undertaken?

The climate may have been slightly warmer than it is today.[5]) That certainly would have facilitated the growing of rice. But even without any additional warmth rice may have been cultivated in some well-sheltered spots. Today not only in Korea and Manchuria but also in North China rice is grown under favorable conditions. The cereal is cultivated in several districts of Hupeh province.[6]) In some regions of the Yang Shao province, Honan, rice fields cover from 60 to 70 % of the cultivated area; they

---

[1]) Menghin, Steinzeit, p. 511. Lowie, Subsistence, p. 298.

[2]) Wong Wen-hao, A Commentary on the Historical Development of Irrigation Works in Ancient Times. (Ku tai kuan chiao kung ch'eng fa chan shih ti i chieh.) Academia Sinica. Studies presented to Ts'ai Yüan P'ei on his Sixty-fifth Birthday. Part II. Peiping 1935, pp. 709 sq. (In Chinese.)

[3]) Hsü Chung-chu, The Origin of Irrigation in Ancient China. (Ku tai kuan chiao kung ch'eng yüan ch'i k'ao.) Academia Sinica. Bulletin of the Institute of History and Philology, Vol. 5, Part 2, 1935, p. 260. (Chinese.)

[4]) Cf. notes 146 and 147.

[5]) Bishop, l. c., 390. Creel, The Birth of China, p. 74.

[6]) Chung Kuo ti li hsin chih. (New Chinese Geography.) Shanghai 1935, Part II, p. 123. In Chinese.

produce the local rice supply for the middle and upper classes if not for the whole population.[1]) Rice therefore could have been grown during China's Neolithic age even if it was not warmer at that time than it is now.

Rice may have been introduced from other parts of Asia either just to be consumed or to be reproduced by agriculture. The two possibilities are not mutually exclusive. They may well have been complementary, indeed, the first may have led to the second. As soon as rice was recognized as a delicacy, a grain-growing society sooner or later would try to secure a permanent supply for itself by planting it at the spot. This „spot", of course, could only be rather limited, first perhaps for climatic reasons, and second because of other geographical conditions. The rice fields had to be established at the foot of the loess terraces where the hillsides protected the sensitive plants, while the marshy lowlands provided the necessary amount of humidity.

A whole series of finds and literary records from the Neolithic finds down to the Chou writings seems to indicate that rice was not only eaten but also produced early. Only the attitude of the Chou Ritual, which has already been mentioned, need be recalled here. In the „Book of Ceremonies" millet is the most sacred crop, but rice is not excluded from the religious rites. A woman offers the rice, just as she offers millet and wheat. Does this magic act perhaps go back to an early period of Neolithic rice cultivation when this grain, like the others, was still exclusively handled by women? The possibility at least of such a beginning cannot well be denied completely.

IV. Copper and Cattle.

Besides terracing and irrigation Boas further mentions the utilization of domestic animals in agricultural work such as ploughing. When China's written history begins, ploughing with the help of draft animals is not yet practiced, but men work on the fields and domestic animals are bred. Cattle breeding sets in at the same time that metal is first used, during China's Aeneolithicum. Up to „Yang Shao I and after" the domestic animals in China's Neolithic villages consisted only of the pig and the dog. During China's Bronze Age (Shang and earlier Chou) the breeding of sheep, oxen, and horses was highly developed. At some time between the era of the Red Pottery and the period of late Shang the large

[1]) l. c., Part V, p. 162.

herds which the Shang records enumerate must have sprung into existence.

Lung Shan I is a representative site of the first post-Red-Pottery period. Black pottery is found there together with bronze implements, with the pig and dog, and with the remains of animals which the Red Pottery sites do not contain : the horse, sheep and ox.[1]) After the pig and dog the bones of the horse and ox are the most numerous. This fact increases the possibility that both animals were bred there.[2]) The phenomenon is of great interest. From Richthofen until today Western scholars have indulged in the theory of the Western origin of China's higher civilization, namely irrigation, metallurgy, script, money, astronomy, and cattle-breeding.[3]) Rice certainly came from outside. Its early home is Southern Asia. Metal (copper) was used in China's early Aeneolithicum, certainly in Shantung and perhaps in Kansu[4]), that is, if the metal-bearing sites of Kansu are contemporary with Lung Shan I or at least are pre-Shang. In Shang times bronzes are highly developed, but the copper and bronze implements of the preceeding Black Pottery Age are relatively crude, the Kansu forms assuming „geometric shapes of almost childlike simplicity.“[5]) Now, if it is possible to trace in a given area „the successive stages through which it (a new trait) has evolved to its fully-developed form, a strong case for its origin in that country will have been made out.“[6]) Applied to China this means : If an inner connection between the simpler forms of bronze and copper of the Black Pottery Age and the mature bronzes of late Shang can be proved, or at least reasonably assumed, then the endogenous development of metallurgy becomes highly possible, even if the earliest elements of the technique were introduced from the West.

Before the latest discoveries very brilliant scholars could still voice the opinion that China's Bronze Age appeared from the first as a highly developed one and that it „as an integral complex, reached China by way of the Central Asiatic Steppe belt.“[7]) Now recent discoveries show that China's early Aeneolithic age was obviously not yet very highly developed. It certainly did not form

---

1) Ch'eng Tzŭ Yai, Chung Kuo k'ao ku pao kao chi chih i. (Archeologia Sinica, Vol. 1.) Nanking 1934, p. 91.

2) Creel, Studies in Early Chinese Culture. Baltimore 1937, p. 189.

3) Richthofen, China, Vol. I, pp. 48 and 427 sq.

4) Ch'eng Tzŭ Yai, l. c., p. 89. Cf. Plate LII, piece 6-9. Andersson, Preliminary Report, p. 21.

5) Creel, Studies, pp. 232-234.

6) Sayce, l. c., pp. 255 sq.

7) Bishop, The Beginnings of North and South in China. l. c., p. 307.

an integral complex. The sites of Kansu and Manchuria contain metal, but no big cattle. Cattle have been found so far only in Shantung, not in the Western provinces where introduction from Central Asia would have caused them to appear first, but instead in the most Eastern part of Northern China.

It certainly is still too early to make any definite statement about the roots of China's Bronze Age civilization. But the new discoveries permit us at least to claim that the origin of China's bronze civilization is much more complex and probably also more endogenous than Richthofen and his successors, from their standpoint not without plausibility, had been inclined to assume.

V. Wealth, Power, Social and Political Differentiation.

The Black Pottery Age in its advanced form produced walled cities and bronze weapons, knives and arrow-heads.[1] The society differentiated itself into town and village. The village, with cattle-breeding and pottery wholly in the men's hands[2] and cultivation at least partly falling under their control, continued to reduce the position of women, who became more and more overshadowed by the increasingly influential male section of the rural society.

In an early planting order slaves are only of limited use.[3] After men entered agriculture during the later Neolithic, slaves could be utilized much more advantageously. Besides by inner differentiation — crime, debt[4] — they are acquired by warfare. They can thus be acquired more easily and more abundantly by means of an increasingly powerful military equipment.

Within the local groups, tribes, and confederacies the clan probably continued to exist and to form the center of property and production.[5] Comparative anthropology suggests this point which is well supported by China's literary tradition. With stored crops, with cattle and metal, a new type of social differentiation grew. Richer and more powerful groups developed beside poorer and weaker ones.[6] War, at this level of society, intensified the new differentiation and facilitated the establishment of a closed upper

---

[1]) Ch'eng Tzŭ Yai, pp. 27 sq., 89, Plate LII.
[2]) Boas, Anthropology, p. 83.
[3]) Thurnwald, Staat und Kultur. l. c., p. 216.
[4]) Landtman, The Origin of the Inequality of the Social Classes, pp. 232 sq. Thurnwald, Staat und Kultur, p. 208.
[5]) Thurnwald, Werden, Wandel und Gestaltung des Rechtes. Berlin und Leipzig 1934, pp. 36 sq.
[6]) Landtman, l. c., pp. 75 sq. and 288.

group or „society".[1]) Oppenheimer's conception of the state as a product of conquest has recently received more and more criticism. Its validity, when upheld at all, has been limited either to the Old World,[2]) or to a still smaller realm.[3]) The phenomenon of conquest has indeed to be re-interpreted on the basis of what Lowie calls the category of „selection." Conquest leads to the establishment of a stratified society and the political organization of a state only in very definite socio-economic circumstances. Only if the conquered society is capable of supporting an upper stratum, i. e. only if in the old order the economic conditions of a new stratified society have already arisen, can the new order actually take shape. Thus conquest may accelerate the process of differentiation and it obviously does so especially where the agriculture-nomadism relation prevails. But it accelerates only, it does not take the place of inner development.

Planting and cattle-breeding societies in the same area did not occur in America, in the South Seas, and in parts of the Old World. On the other hand, this kind of proximity was of great significance in parts of Africa, Europe and Asia.[4]) Border wars between China's late Neolithic and early Aeneolithic rural communities on one hand and nomadic cattle-breeders on the other doubtless intensified the growing social differentiation of the sedentary planting communities.

But be this as it may, the above defined differentiated development toward the establishment of a proto-state in Aeneolithic North China, even if intensified and accelerated by nomadic conquests, has very little in common with the crude creation of a new social and political order wholly imported in a mechanical way by conquest.

The trend of China's early history may be shown in different aspects. From the standpoint of the development of its socio-economic forces the character of the basic factors of production and their technical and social interplay assume decisive significance. Taking as a basis the foregoing analysis it is possible to arrange into a table the fundamental categories of China's prehistoric economic order.

---

[1]) **Boas**, Anthropology, l. c., p. 88.
[2]) **Lips**, Government, p. 526.
[3]) **Lowie**, The Origin of the State. New York 1927, p. 42.
[4]) **Wittfogel**, Die Theorie der orientalischen Gesellschaft. Zeitschrift für Sozialforschung, Vol. VII, No. 1/2, 1938, pp. 93 sq.

Elements and forms of work		Periods			
		Palaeolithic		Neolithic	Aeneolithic
		Early	Late		
Implements of labor		Besides wood and bone, stone, chipped and flaked	Stronger implements, better worked	Wood, bones, polished stone	Same, plus copper and bronze weapons
Objects of labor		Plants and smaller animals (easier of access)	Plants and bigger animals	Millet, wheat, rice (?), pig	Same, plus horse, ox, sheep, fowl
Treatement of object of labor		Seized (gathered, hunted, fished)	Same, with intensified effect	Reproduced (planted, bred)	Same system, intensified and amplified
Organisation of labor (high + low —)	Men	+ (—)	+	+	+
	Women	— (+)	— (+)	+	(+)
Life gained by*)	Food-gathering	+	+	—	?
	Hunting, fishing	+	+	(+)	—
	Agriculture	none	none	+	+
	Cattle-breeding	none	none	—	+

*) Degree of importance expressed by : +, meaning : highly important;
or : —, meaning : of lesser importance.
Symbol in paranthesis (+) or (—) indicates the restricted character of the symbolized tendency or counter-tendency.

La société préhistorique de la Chine.

Les fouilles effectuées au cours de ces dernières dizaines d'années, ont modifié profondément le tableau qu'on se faisait de la préhistoire chinoise. Au début du xx[e] siècle, les savants les plus connus pouvaient encore mettre en doute l'existence d'une époque néolithique chinoise — mais depuis lors, l'activité de l'archéologie a mis à jour un vaste matériel et paléolithique et néolithique. Le présent article, extrait du premier volume d'une histoire économique et sociale de la Chine, donne une vue d'ensemble du matériel nouvellement acquis et cherche à le mettre en valeur pour une considération sociologique.

L'homo pekinensis, l'ancien habitant de la Chine paléolithique du Nord connaissait le feu ; il se servait d'instruments et d'armes en pierre travaillée. Aux deux degrés de son évolution de chasseur primitif et de chasseur évolué, correspondent deux degrés de perfection de ces instruments. Il semble bien que les prisonniers aient été tués (et mangés ?) sans distinction d'âge et de sexe. Les chasseurs ne sauraient que faire du travail d'esclave.

Vers la fin de l'époque néolithique chinoise se produisit un épanouissement que la rare perfection de la céramique „rouge" et „noire" indique assez bien. La filiation somatique de l'homo pekinensis et du Chinois des époques ultérieures est probable ; il semble hors de doute que l'homme de l'époque néolithique soit du même type que celui de la Chine historique. Primitivement, l'agriculture (à la houe) était faite par les femmes, qui

en même temps confectionnaient à la main — par la suite au moyen d'une plaque très simple — la céramique „rouge" ; les hommes continuaient à s'occuper de la chasse et de la pêche. Dès lors apparaît, encore qu'assez vaguement, une civilisation démocratique et paysanne, caractérisée probablement par des éléments matriarchaux. Vers l'époque de la céramique „noire" se produit la transition vers l'élevage et à la céramique qui connaît alors le tour de potier — ces deux sortes de travaux incombent aux hommes. L'agriculture se fait plus intense, c'est peut-être ici qu'il convient de supposer les premiers débuts de la construction de terrasses et de l'irrigation. Les esclaves trouvent un emploi, une différenciation sociale se produit, c'est l'origine des villes. La société agraire primitive fait place à un ordre nouveau. Celui-ci s'exprime socialement parlant par une noblesse de clan primitive, politiquement par l'État.

Les découvertes les plus récentes de l'archéologie chinoise apportent de nombreuses preuves pour l'évolution telle qu'elle vient d'être esquissée. L'analyse des mythes archaïques et des contes populaires de la Chine confirme, par la suite, au moyen de l'anthropologie ce que l'étude avait jusqu'ici rendu hautement probable par les méthodes de l'archéologie.

Chinas vorgeschichtliche Gesellschaft.

Die Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte haben das Bild der chinesischen Frühgeschichte grundlegend geändert. Während noch zu Anfang des 20. Jahrhunderts führende Gelehrte die Existenz eines chinesischen Neolithikums bezweifelten, hat seither die Tätigkeit der Archäologie sowohl paläolithische wie neolithische Funde in grosser Reichhaltigkeit zutage gefördert. Der vorliegende Aufsatz — Sektion I des ersten Bandes einer Wirtschafts-und Sozialgeschichte Chinas — gibt einen Überblick über das neu gewonnene Material und sucht es sozialwissenschaftlich auszuwerten.

Homo pekinensis, der (früh) altsteinzeitliche Bewohner Nordchinas kannte das Feuer; er benutzte Werkzeuge und Waffen aus behauenem Stein. Zwei Stufen der Bearbeitung seiner Geräte deuten zwei Stufen seiner ökonomischen Entwicklung an, die des „niederen" und des „höheren" Jägertums. Gefangene scheinen ohne Unterschied von Alter und Geschlecht getötet (und verzehrt ?) worden zu sein. Jäger haben für Sklavenarbeit keine Verwendung.

Reich entwickelt ist Chinas (spätes) Neolithikum, dessen „rote" und „schwarze" Töpferei von seltener Vollkommenheit ist. Der Zusammenhang des homo pekinensis mit den späteren Chinesen ist somatisch wahrscheinlich, die Zugehörigkeit der Bewohner des chinesischen Neolithikums zu dem geschichtlichen Chinesentum scheint ausser Zweifel. Ursprünglich wurde offenbar der Ackerbau (Hackbau) von Frauen betrieben, die zugleich mit der Hand — und später mit einem einfachen Drehrad — die „rote" Töpferei herstellten, während die Männer fortfuhren zu jagen und zu fischen. Das Bild einer primitiven demokratischen Dorfkultur mit vermutlich mutterrechtlichen Zügen wird andeutungsweise sichtbar. Es folgt zur Zeit der „schwarzen" Töpferei der Übergang zur von Männern

betriebenen Viehzucht und zu einer mit der Töpferscheibe von Männern durchgeführten Töpferei. Der Ackerbau wird intensiver, die ersten Anfänge von Terrassenbau und Bewässerung liegen vielleicht hier. Sklaven werden verwendbar, soziale Differenzierung tritt ein. Städte entstehen. Die primitive Agrargesellschaft verwandelt sich in eine Ordnung neuer Art, deren sozialer Ausdruck ein primitiver Clan-Adel, deren politischer Ausdruck der Staat ist.

Die jüngsten Entdeckungen auf dem Gebiete der chinesischen Archäologie erbringen zahlreiche Beweise für einen derartigen Entwicklungsgang. Die Analyse von Chinas archaischen Mythen und Volkserzählungen bestätigt im Fortgang der Untersuchung mit den Mitteln der Anthropologie, was die hier gebotene Darstellung mit den Methoden der Archäologie bereits in hohem Grad wahrscheinlich gemacht hat.

Neue sowjetrussische Literatur zur Sozialforschung III[1]: Moderne Physik und Philosophie.

Von
Rudolf Schlesinger.

I.

Seit einem Jahre wird in den Spalten des führenden philosophischen Organs der Sowjetunion „Pod snamenem marksisma" eine Diskussion geführt, die über den Streit verschiedener physikalischer und philosophischer Schulen hinaus, eine bemerkenswerte Etappe in der Auseinandersetzung des Marxismus mit der modernen physikalischen Entwicklung bedeutet. Kaum nötig besonders zu bemerken, dass es sich hier wesentlich um die Aufnahme der Errungenschaften der modernen Physik in die allgemeine philosophische Propaganda des dialektischen Materialismus handelt — für die grosse Mehrheit der theoretischen Physiker sind (und waren auch vor dieser Diskussion) jene Errungenschaften genau so selbstverständlich, wie für die Mehrzahl ihrer Kollegen in anderen Ländern. Doch interessiert hier nicht die physikalische, sondern die philosophische Seite der Sache.

In den mehr als 20 Jahren des Bestandes der Sowjetunion hat jeder grosse physikalische Fortschritt nur, wie es eben jetzt wieder geschah, in einer lebhaften philosophischen Diskussion sich durchsetzen können. Zu einem gewissen Teil mag das zurückzuführen sein auf die Tatsache, dass die meisten hervorragenden Physiker des Westens, die Träger der grossen Neuerungen, in ihrer persönlichen Weltanschauung stark vom Machismus beeinflusst waren und die Aufgabe der Trennung ihrer physikalischen Entdeckungen von den Kundgebungen dieser ihrer in der Sowjetunion im Gefolge Lenins scharf abgelehnten philosophischen Weltanschauung nicht immer ganz einfach ist. Zum anderen Teile können sich an den alten Anschauungen festhaltende Physiker hier wie überall auf vulgärmaterialistische Stimmungen berufen, die in der allgemeinen Volksbildungsarbeit, welche in diesem Lande es teilweise noch mit der Überwindung primitivster religiöser Vorstellungen zu tun hat, stets einen gewissen Rückhalt finden.[2]

---

[1]) Vgl. die Literaturberichte in Heft 1/2 (1938), S. 166 ff. und Heft 3 (1938), S. 388 ff.

[2]) Daher die für den „Westler" kaum verständliche Stärke der Gefühlsmomente, die nicht etwa nur in der Diskussion von 1922/3, sondern sogar jetzt aufgerührt wurden, sobald jemand Einsteins bekannte Illustration der Relativitätstheorie am Streite des ptolemäischen mit dem kopernikanischen System erwähnt, obwohl Einstein doch sicher an alles andere eher dachte als an eine Herabsetzung des historischen Verdienstes der Kopernikus und Galilei oder eine Rechtfertigung ihrer Gegner.

Die erste und neben der gegenwärtigen bedeutendste aller dieser Diskussionen, die weit über die physikalischen und philosophischen Fachkreise hinaus die öffentliche Meinung aufwirbelte,[1]) fällt in die Jahre 1922/25, als ähnlich wie im Westen eine Flut Broschüren zur Popularisierung und Auswertung der Relativitätstheorie erschien und — es war unmittelbar nach der Einführung der „Neuen ökonomischen Politik" — einen sehr starken Einfluss auf die Öffentlichkeit übte. In den Spalten des „Pod snamenem marksisma" kam eine Richtung (die wohl die wenigsten Anhänger hat) zu Worte, die die Relativitätstheorie vorbehaltlos akzeptierte und in ihr nur die Anwendung der dialektischen Grundsätze auf die physikalischen Grundbegriffe erblickte : soweit diese Richtung den marxistischen Ausgangspunkt festzuhalten bestrebt war (z. B. Holzmann in Nr. 1/1924), sucht sie natürlich zwischen Einsteins persönlichen philosophischen Anschauungen und seiner physikalischen Theorie eine klare Scheidelinie zu ziehen und hebt an der letzteren als einziges vom materialistischen Standpunkte aus philosophisch relevantes Moment die unbedingte Anerkennung der objektiven, vom Beschauer unabhängigen Existenz der Naturprozesse hervor. Die zweite, zunächst überwiegende Richtung, deren weitaus energischster Vertreter Timirjasew war, lehnt jegliche Zurückführung von Masse auf Energie (also auch die Grundformel der Relativitätstheorie), alle „nichteuklidischen" Geometrien usw. als „idealistisch" ab, erklärt, dass der Zusammenhang zwischen Raum, Zeit, Bewegung usw. „nur im Kopfe Einsteins existiere", und ist im übrigen bestrebt, die Erklärbarkeit der neuen Erscheinungen mit den Mitteln der alten, „klassischen" Theorie nachzuweisen.[2]) Vermittelnd trat von Anfang an eine dritte Strömung (vgl. Maximows Artikel in Nr. 7/8 und 9/10/1922 und seine Polemik mit Stukow in Nr. 4/5/1923) auf : Maximow begrüsst Einsteins Anfräumen mit den absoluten Raum- und Zeitbegriffen sowie vor allem seine Auffassung der Geometrie als Zweig der Physik, kritisiert aber die Methode, mit der E. vorgeht und einen Teil seiner Schlussfolgerungen (vor allem aus der allgemeinen Relativitätstheorie). Klar durchgearbeitet war dieser Standpunkt nicht : den geradezu begeisterten Äusserungen M.s über E.s Zurückführung der Geometrie auf Physik stand gleichzeitig eine methodologische Kritik an der Zusammensetzung des Naturbildes aus „Geometrie plus Physik" als angeblich mathematisch-idealistisch gegenüber : obgleich dieser Vorwurf doch offenbar durch das erste Moment entkräftet wird. Gegen Stukow, der Maximow angriff, weil er mit dem absoluten Raume zugleich auch die Objektivität des Raumes preisgegeben habe, die eben an die absolute Existenz des Raumes unabhängig von den darin sich abspielenden Vorgängen gebunden sei, zog

---

[1]) Was diesmal nicht der Fall war.

[2]) Übrigens berief sich Timirjasew lebhaft auf Lenards Kampf gegen die Relativitätstheorie, was ihm schon damals den Vorwurf zugezogen hat, dass er sich die auch politisch reaktionärsten Vertreter der westlichen Physik als Vorbilder aussuche. Der Quantentheorie in ihrer damaligen Form, die, wie betont werden muss, ja noch kein „Unbestimmbarkeitsprinzip" kannte, stand übrigens T. damals durchaus positiv gegenüber : er, wie wohl die meisten Diskussionsteilnehmer, sah in ihr wesentlich einen Schlag gegen die Formel „natura non facit saltum".

Maximow ziemlich klar die Scheidelinie : er gehe mit Einstein soweit, als dieser die Wechselbeziehungen und die Veränderlichkeit des objektiven Raumes betrachte, kritisiere ihn aber dort, wo Einstein diesen Raum selbst in Frage stelle. — Ähnlich suchte auch Zeitlin (Nr. 1-4/1924) vom Standpunkte des dialektischen Materialismus aus (über die Anerkennung der Objektivität der Natur hinausgehende) Postulate zu formulieren, denen eine physikalische Theorie entsprechen müsse, um akzeptierbar zu sein : die Relativitätstheorie bejahe wohl unbedingt die Objektivität der Bewegung, doch nur bedingt die der räumlichen Ausdehnung der Materie und bedürfe insofern der Modifikation.

Insoweit wird der Leser im weiteren Verlaufe unserer Ausführungen reiche Analogien zur Ausgangsbasis der jüngsten Diskussion finden. Doch der Verlauf war damals ein dem heutigen entgegengesetzter : es kristallisierten sich diametral entgegengesetzte Standpunkte heraus, von denen der eine durch Timirjasews im wesentlichen unverändert gebliebene Position, der andere etwa durch Sjemkowskis teilweise in Nr. 8/9/1925 abgedrucktes Buch „Dialektischer Materialismus und Relativitätstheorie“ wiedergegeben ist ; von Einsteins persönlichen philosophischen Sympathien und auch von den Einflüssen, die der Machismus etwa auf die historische Entstehung seiner Theorie ausüben konnte, sei deren sachlicher Inhalt scharf zu trennen : dieser aber stehe zum Machismus im krassesten Gegensatz, da die Relativitätstheorie von der objektiven Existenz der Naturvorgänge — nach Lenin das einzige Kriterium des Materialismus — ausgehe. Eben darin bestünde das Positivum der Relativitätstheorie, dass sie die Abhängigkeit des Raumes von der Verteilung und Bewegung der Materie aufzeige.

Doch dieser Standpunkt blieb unter den Philosophen isoliert, während die Physiker schon damals so gut wie ausnahmslos die Relativitätstheorie akzeptierten : Maximow etwa näherte sich gegen Ende der Diskussion wieder dem Timirjasewschen Standpunkte (vgl. seine Rezension von dessen gesammelten Aufsätzen in „Pod snamenem marksisma“ 9/1925), und die Redaktion der Zeitschrift berichtete mit sichtlicher Befriedigung über sämtliche im Westen unternommenen Versuche zur experimentellen Widerlegung der Grundlagen der Einsteinschen Theorie (vor allem die von Dayton-Miller) oder zur Erklärung der neuen Erscheinungen mit Hilfe der alten Theorie, welches Bestreben Timirjasews nun auch Maximow eifrig unterstützte. Jahrelang wurden jedenfalls die Kernthesen der Relativitätstheorie „philosophisch abgelehnt“.

Stellt man nun die Frage nach der Ursache dieses — zu dem der jetzigen Diskussion im krassen Gegensatze stehenden — Ergebnisses jener ersten Auseinandersetzung der Sowjetphilosophen mit der modernen Physik, so scheint uns die Erklärung sowohl in der damaligen physikalischen wie in der gesellschaftlich-politischen Situation zu liegen. Physikalisch standen die Dinge damals international (wo es noch gewichtige wissenschaftliche Gegenströmungen gegen die Relativitätstheorie gab, an die die Opposition der Sowjetphilosophen anknüpfen konnte) jedenfalls so, dass die völlige Determiniertheit aller Naturerscheinungen ausser Diskussion war, dass aber ihr kontinuierlicher Charakter nur mehr um den Preis der bisherigen Anschaulichkeit der Vorstellungen von Raum, Zeit, Masse und Bewegung

aufrechterhalten werden konnte. Für den Dialektiker ist nun die Auffassung der Natur als Kontinuum nichts weniger als ein Postulat (daher auch die starken Sympathien für die Quantentheorie), dagegen für den von Bedürfnissen der populären Propaganda abhängigen Materialisten das Aufgeben der bisherigen „anschaulichen" Vorstellungen von der Materie jedenfalls etwas unbehaglich. Das genügte schon zur Erklärung der vielen Widerstände, auf die die Relativitätstheorie, ganz abgesehen von den stark machistisch gefärbten persönlichen philosophischen Anschauungen ihres Begründers, stossen musste. Dazu kam nun aber noch die gesellschaftliche Situation der Noep-Jahre, die mit der Belebung von Elementen der kapitalistischen Ökonomik Hand in Hand gehende Wiederbelebung von geistigen Strömungen des bürgerlichen Denkens, von Stimmungen des philosophischen Relativismus, die sich in der Sowjetunion, wie anderwärts, auf die Relativitätstheorie zu stützen versuchten. Kein Wunder, dass wir in der Sowjetphilosophie jene starke Gegenströmung gegen die Relativitätstheorie finden, die solange anhielt, als es überhaupt noch physikalische Gegenargumente gab, auf die man sich irgendwie stützen konnte.

Die vollständige Wendung, die am Beginn der dreissiger Jahre folgte, ist gleichfalls, weit mehr noch als dem Versagen jener physikalischen Gegenargumente, einer Änderung der allgemeinen (internationalen) Situation in der Physik bei gleichzeitiger Veränderung der inneren politischen und sozialen Struktur der Sowjetunion zuzuschreiben. Mit der Entwicklung der Heisenberg-Bohrschen Quantenmechanik wurde, nicht dem unmittelbaren physikalischen Inhalte, wohl aber der im Westen üblichen philosophischen Auswertung dieser Entdeckungen nach, die objektive Determiniertheit, ja die objektive Existenz der Naturerscheinungen in Frage gestellt : und so selbstverständlich es für den Dialektiker ist, dass die Natur sich nicht im einfachen Kontinuum, sondern in Sprüngen bewegt, so ist mit der Bestreitung der Gesetzmässigkeit dieser Sprünge der wissenschaftliche Materialismus in Frage gestellt. Es ist klar, dass die Relativitätstheorie, die Theorie der Gesetzmässigkeiten der kontinuierlichen Welt, nun auch für diejenigen, die sich gegen ihre Nichtanschaulichkeit (und die damit verbundene Preisgabe der alten, mechanistischen Vorstellungen von der Materie) gesträubt hatten, ein ganz anderes Gesicht bekam ; sie war jedenfalls ein Teil[1]) der physikalischen Front gegen den philosophischen Subjektivismus und Idealismus.

Dazu kommt nun die sozial-politische Seite der Sache. Der Widerstand Timirjasews und anderer gegen die Relativitätstheorie war eng verbunden mit ihrer mechanistischen Gesamtauffassung der marxistischen Philosophie, bei welcher der starre Substanzbegriff gegenüber der Dialektik weit in den Vordergrund gestellt wird. Eben diese philosophische Auffassung aber war stark verbunden mit dem Widerstand gegen die Umwälzung der Sowjetwirtschaft und Sowjetgesellschaft durch den ersten Fünfjahrplan, mit der

---

[1]) Die einfache Identifizierung — etwa Hessens — der Relativitätstheorie mit dem dialektischen Materialismus in der Physik wurde auch weiterhin als idealistisch kritisiert.

Propagierung des „organischen Hineinwachsens des Kulaken in den Sozialismus“ an Stelle der revolutionären „Sprünge“. In den Jahren 1930/32 wurde, wesentlich an Hand jener soziologisch-politischen Fragen, die mechanistische Schule der Sowjetphilosophie zurückgewiesen. Wenn auch einzelne ihrer Vertreter (wie gerade Timirjasew) weiterhin, bis zum heutigen Tage, eine beträchtliche Rolle spielten, so war ihre Auffassung vom Primat des Materialismus (wie er von ihnen verstanden wurde) gegenüber der Dialektik, ihre Forderung nach Festhaltung der mit dem alten Materialismus verbundenen „anschaulichen“ Naturbegriffe natürlich nicht mehr imstande, der von der modernen Physik geforderten Weiterentwicklung einen Damm entgegenzusetzen. Dies umso weniger, als, wie wir oben sahen, die Preisgabe jenes Postulats der „Anschaulichkeit“ nunmehr durch die physikalische Entwicklung zur sachlichen Voraussetzung einer Verteidigung der Determiniertheit und objektiven Existenz der Natur geworden war.

Im Grunde genommen begann, obgleich dies den Beteiligten noch nicht bewusst wurde, die jetzige Diskussion in dem Moment, wo die jüngsten physikalischen Theorien (vor allem die Entwicklung der Quantenmechanik) in der Sowjetunion vor einem wesentlich verbreiterten Kreis zur Diskussion gestellt wurden : mit der politischen Entwicklung traten die parteilosen Wissenschaftler, darunter die ersten Physiker des Landes, gleichberechtigt neben die wesentlich politisch interessierten Philosophen. Die zum 25. Jubiläum des Erscheinens von „Materialismus und Empiriokritizismus“ am 20.-25-VI-1934 abgehaltene (in Pod snamenem marksisma 1934/4 wiedergegebene) Tagung der philosophischen Sektion der damaligen „Kommunistischen Akademie“ stand zum ersten Male im Zeichen jener gegenseitigen Befruchtung. Die physikalischen Gesichtspunkte erhielten nun allseits ein schwereres Gewicht, und durch die politische Zurückweisung der „mechanistischen“ Richtung Timirjasews war eine Wiederholung des Vorgangs von 1922/25 an neuen Problemen von vornherein ausgeschlossen.

Joffes Referat auf dieser Tagung über die Entwicklung der Atomvorstellungen betonte sehr stark jene Leninsche These von der Objektivität der Natur als einzigem Postulat des Materialismus, und von hier aus hielt er es für möglich, alle damaligen physikalischen Neuerungen, insbesondere auch das Unbestimmbarkeitsprinzip und was damit zusammenhängt, unabhängig von etwaiger Entstellung der Tragweite dieser Neuerungen durch philosophische Irrtümer der Physiker selbst, als einfache Fortschritte des Eindringens der Dialektik in die Naturwissenschaft, als Schritte zu neuen Synthesen darzustellen : dialektisch sei das Verhältnis von Kausalität in der Makrowelt und statistischer Wahrscheinlichkeit (die Joffe übrigens durchaus nur im Sinne der konkret festgestellten Naturgesetze, nicht als Negation des weltanschaulichen Determinismus fasst) in der Mikrowelt, und in Bezug auf das Energieerhaltungsgesetz : es sei undialektisches Denken, bei Übergang zu neuentdeckten Erscheinungsgebieten die alten Gesetze unverändert anzuwenden. „Geheiligte Gesetze“, sagte J. mit einer in der jüngsten Diskussion vielzitierten Wendung, „kann es bei uns nicht geben, und auch das Energieerhaltungsgesetz ist kein geheiligtes Gesetz...“ Im übrigen war Joffe der Meinung, dass die dem Gesetz scheinbar widersprechenden Erscheinungen (damals wurden, auch in der philosophischen Presse der

Sowjetunion, die im Westen aus den Erscheinungen des Beta-Zerfalls vielfach gezogenen Schlussfolgerungen lebhaft diskutiert) mit ihm in Einklang gebracht werden könnten, wenn man über den bisher betrachteten Teilausschnitt hinausgehe. Auf die Frage, ob der Begriff der Materie durch die Hypothese des Positrons und ähnliches beeinflusst werden könnte, antwortete Joffe mit der Erklärung, dass man „einen nicht arithmetischen, sondern algebraischen Begriff der Materie" annehmen müsse. Überall wird bei der Behandlung der modernen physikalischen Probleme stark und sehr konkret das Moment der Dialektik (als Gegenpol zur mechanistischen Verabsolutierung der Materie) hervorgehoben : der Umschlag von Quantität in Qualität, die Einheit der Gegensätze, die Unerschöpflichkeit der Materie (als unbegrenzter Reichtum an immer neuentdeckbaren Momenten und Gesetzmässigkeiten, wozu Joffe auch die statistischen rechnet). Scharf wandte sich Joffe gegen den Mechanismus (Timirjasews und anderer), der die physikalische Entwicklung aufhalte, sich gegen jede neue Theorie wende, nicht nur ihre etwaige idealistische Anwendung, sondern auch die Theorie selbst als „idealistisch" angreife. — Im ähnlichen Sinne war Wawilows Referat über die Strahlungserscheinungen gehalten, in dem die Dialektik Welle-Partikel stark hervorgehoben wurde.

Kollmanns Referat, das den offiziellen Standpunkt der philosophischen Kreise zu vertreten hatte, stimmte Joffe in der Bekämpfung jeder dogmatischen Verabsolutierung bestimmter „geheiligter Gesetze" zu : am Energieerhaltungsgesetz ändere sich die Form, doch nicht der Inhalt, die Unerschaffbarkeit und Unzerstörbarkeit der Materie ; dagegen warnte er die Physiker vor gnoseologischen Verallgemeinerungen aus ihren noch sehr der Überprüfung bedürftigen Theorien. Doch ging er so weit, von einer Überwindung der alten Form der Kausalität durch eine neue, die statistische Gesetzmässigkeiten nicht ausschliesse, zu sprechen. — Diesem weitgehenden Entgegenkommen in den akuten physikalischen Streitfragen aber steht eine deutliche Differenzierung des grundsätzlichen Standpunktes gegenüber : Kollmann, der Joffes Kritik am mechanistischen Materialismus zustimmt, betont, dass sich aus der Anerkennung der Objektivität der Realität noch eine Reihe weiterer philosophischer Postulate als logische Schlussfolgerung ergäbe : Unzerstörbarkeit und Nichterschaffbarkeit der Materie und ihrer Bewegung, Anerkennung der objektiven Realität von Raum und Zeit als Existenzform der Materie, Unendlichkeit und Unerschöpflichkeit (im Sinne immer weiterer möglicher Erkenntnis) der materiellen Welt, objektiv in der Welt gegebene — und in unserem Bewusstsein in sich einer der Realität annähernden Weise widerspiegelnde — Gesetzmässigkeit und Kausalität, Anerkennung der Praxis als Kriterium der Richtigkeit unserer Vorstellungen, Anerkennung der Möglichkeit fortschreitenden Verständnisses der Welt und Ablehnung des Agnostizismus und Phänomenalismus.

Im Grunde genommen war damit das Thema der heutigen Diskussion gegeben ; denn man kann sämtliche Kollmannschen Postulate, soweit sie die Physik berühren und nicht rein gnoseologisch sind, auf zweierlei Weise interpretieren : als einfache Synonyme der Objektivität der Welt (wobei dann offenbar für sehr verschiedene Vorstellungen beispielsweise von Raum und Zeit oder Kausalität Platz ist) oder im Sinne philosophischer Postulate

an die Physik, wobei dann die Möglichkeit der Kollision auf der Hand liegt. Zunächst schien der Gegensatz verborgen ; Mitin begrüsste in seiner Schlussrede einfach (was ihm in der jetzigen Diskussion Timirjasew vorgeworfen hat) die Teilnahme von solchen Physikern wie Joffe und Wawilow am Kampfe gegen den physikalischen Idealismus, und diese propagierten in ihrer Zeitschrift „Errungenschaften der modernen Physik" alle Fortschritte der westlichen Physik, insbesondere der Kopenhagener Schule, ohne irgendwelche grundsätzliche Vorbehalte, während die Zeitschrift „Pod snamenem marksisma" ständig die grundsätzlichen Auffassungen der Kopenhagener kritisierte und in manchen in ihren Spalten geführten Diskussionen (so der von 1936 über die Trägheitskräfte) Grundprobleme der modernen Physik anschnitt. So lag die neue Diskussion in der Luft, und es genügte ein Streit unter einigen Physikern über eine vom Standpunkt der modernen Entwicklung überwundene Frage, um sie auszulösen.

In der neuen Diskussion, mit deren äusserem Verlauf wir uns nun kurz zu beschäftigen haben, ehe wir ihre sachlichen Ergebnisse analysieren, treffen wir im wesentlichen wieder (nur auf einem durch 15 Jahre physikalischer Entwicklung geänderten Niveau) auf die drei uns schon bekannten Strömungen : die erste, fast ausschliesslich durch Naturwissenschaftler und zwar meist Vertreter der modernen theoretischen Physik verkörperte, akzeptiert die jüngste physikalische Entwicklung als Selbstverständlichkeit und sucht, soweit sie einen marxistischen Standpunkt einnimmt, deren Übereinstimmung mit dem dialektischen Materialismus nachzuweisen. Die zweite, meist durch Physiker der alten Schule, bezw. Vertreter der technisch angewandten Physik vorgetragene, aber auch in den mit populärwissenschaftlicher Propaganda beschäftigten Kreisen weit verbreitete Auffassung nimmt genau den entgegengesetzten Standpunkt ein, während die dritte, in den führenden philosophischen Kreisen massgebende, jedenfalls von dem Bestreben ausging, unter den modernen physikalischen Auffassungen eine Auswahl vom Standpunkte des dialektischen Materialismus vorzunehmen. Dabei besteht das interessante Ergebnis der Diskussion eben darin, dass sich eine solche Auswahl als durchaus undurchführbar erwies und das wirkliche Kriterium der Beurteilung nicht in den physikalischen Theorien, sondern in ihrer philosophischen Auswertung und Beleuchtung gesucht wird.

Ausgangspunkt der Diskussion war das Erscheinen der gesammelten Aufsätze des Akademikers Mitkiewitsch, eines der angesehensten Vertreter der technisch angewandten Experimentalphysik, der schon auf dem Märzplenum 1936 der Akademie der Wissenschaften mit den um die Zeitschrift „Errungenschaften der modernen Physik" gruppierten Vertretern der theoretischen Physik einen äusserst scharfen Zusammenstoss gehabt hatte. Grundlinie des Buches ist die Verteidigung des Faraday-Maxwellschen Standpunktes in der Frage der „Fernwirkung", der von Mitkiewitsch mit dem Materialismus identifiziert wurde. In Nr. 7 des Jahrganges 1937 von „Pod snamenem marksisma" erschien nun ein ausführlicher Artikel Maximows, der diesen ganzen Kampf Mitkiewitschs gegen den „physikalischen Idealismus" begrüsst, aber dessen Bekämpfung der mathematischen Symbole und seine Verabsolutierung des Fernwirklungsproblems zurückweist.

Gemeinsam mit Mitkiewitsch aber sucht Maximow bei dem Kreis der „Errungenschaften“ Idealismus mit den entsprechenden politischen Konsequenzen nachzuweisen, indem er sich auf verschiedene idealistische Ausdeutungen der Relativitätstheorie und auf die auf jener Akademietagung angeblich von Joffe, Tamm und Wawilow zum Ausdruck gebrachte Bezweiflung des Kausalitätsprinzips und des Gesetzes der Erhaltung der Energie beruft.

Gleich in derselben Nummer antwortete die angegriffene Gruppe durch einen Artikel des Akademikers Wawilow gleichfalls über das Mitkiewitsch-sche Buch, mit naheliegender Berufung auf Lenins einstige Verhöhnung jeder Verabsolutierung irgendeines physikalischen Weltbildes und scharfer Zurückweisung von Mitkiewitschs Polemik gegen die angebliche „Fernwirkungs“-Theorie der modernen Physik, wobei Wawilow aber darauf verzichtet, Mitkiewitschs Identifizierung von Fernwirkung mit Idealismus, ihre Bekämpfung mit Materialismus zurückzuweisen, so wie es auf jener Akademietagung Tamm getan (und sich eben damit Mitkiewitschs Angriffe zugezogen) hatte. Bei aller Schärfe der Polemik wird der unbefangene Leser übrigens zu dem Ergebnis kommen, dass Wawilow kaum anders als Maximow die Grenze, von wo die Kompetenzüberschreitungen der Physik in der Richtung zum philosophischen Idealismus beginnen, dort zieht, wo nicht mehr irgendeine historisch bestimmte Formulierung des Kausalitätsbegriffes, sondern die Determiniertheit der Naturerscheinungen an sich bestritten wird.

Zunächst freilich setzte sich die Diskussion mit erhöhter Schärfe fort, sobald die konkrete Anwendung der philosophischen Grundsätze auf die von der führenden Gruppe der Sowjetphysiker leidenschaftlich vertretenen quantenmechanischen Auffassungen der Kopenhagener Schule bezw. das Verhältnis dieser führenden Gruppe zu ihren Opponenten zur Diskussion stand. In Nr. 11/12 veröffentlichte Joffe als Hauptvertreter dieser Gruppe einen ausführlichen Artikel „über die Lage an der philosophischen Front der Sowjetphysik“. Mit Maximow geht er gerade so weit zusammen, als dieser Mitkiewitsch, vor allem in der Fernwirkungsfrage, kritisiert, wobei er dessen und Maximows politische Ausfälle mit gleicher Münze heimzahlt, Mitkiewitsch die Verwandtschaft seiner Anschauungen mit denen von Stark und Lenard und den Bekämpfern der „westlichen Orientierung“ der Wissenschaft slawophilen Nationalismus vorwirft. Wirkliche Physik könne gar nicht anders als materialistisch sein, und eigenartig sei es, in der physikalischen Reaktion etwas politisch Fortschrittliches zu suchen. Die Schlussfolgerungen, die Joffe zieht, lauten : „Man muss klar den Punkt bezeichnen, wo sich von der physikalischen Theorie die idealistische Konzeption abhebt, welche Unklarheiten oder Fehler in der Formulierung, machistische oder pfäffische Auslegungen fördern.“

Maximow veröffentlichte (ebenso wie Mitkiewitsch) in der gleichen Nummer einen Antwortartikel, der sich eben gegen Joffes These wendet, wonach es keinen physikalischen Idealismus, sondern nur einen Missbrauch physikalischer Theorien zu idealistischen philosophischen Zwecken gebe, womit dann alle idealistischen Theorien in der Physik gedeckt seien. Dabei beruft sich Maximow auf Lenin, der im „Empiriokritizismus“ ausführlich

von den „zwei Richtungen in der modernen Physik“ gesprochen, wozu unseres Erachtens allerdings zu sagen wäre, dass die dort konkret als idealistisch angeführten Äusserungen von Physikern stets Grenzüberschreitungen zur Philosophie darstellten und Lenin vom „physikalischen“ Idealismus denn stets auch nur in Anführungszeichen gesprochen hat. Auch Maximow hat keine anderen Beispiele idealistischer Theorien anzuführen als typischen Missbrauch physikalischer Thesen, wenn auch durch Physiker selbst, zu religiösen und anderen Zwecken (wie der Deutung der radioaktiven Prozesse als „Energieschöpfung aus dem Nichts“), die mit der physikalischen Basis selbst nichts zu tun haben. Berechtigter scheint uns Maximows Vorwurf gegen Joffe und seine Schule, dass diese die „Kopenhagener Schule“ (deren Hauptvertretern machistischen Idealismus nachzuweisen ihm nicht schwer fällt) als *die* moderne Physik ansehen und propagieren. Dass Maximow bei allen seinen Zuspitzungen in dieser Frage jedenfalls gegen einen Teil von Joffes Schule Recht hatte, bewies in der nächsten Nummer (1 des Jahrganges 1938) Fock in einem Diskussionsartikel, der denn wirklich auch alles und jedes an seiner Vereinbarkeit mit den Heisenbergschen Unbestimmbarkeitsrelationen misst, nicht nur Einstein, sondern auch den dialektischen Materialismus, und die Quantenmechanik offen genug nicht als *einen*, wie Einstein und andere es tun, sondern als *den* Prüfstein jeder möglichen Erkenntnis betrachtet.

Die gleiche Nummer des „Pod snamenem marksisma“ bringt den noch zu erwähnenden Artikel von Nikolsky „über die Entwicklungswege der theoretischen Physik in der Sowjetunion“, der, unseres Wissens als erster Sowjetautor, die Widersprüche der Quantentheorie in ihrem physikalischen Kern zu fassen versucht ; im übrigen eine Polemik gegen den machistischen Charakter der Kopenhagener Schule und ihre „Filiale“ in der Sowjetunion, die Richtung Tamm-Fock. Für Nr. 2/1938 des „Pod snamenem marksisma“ waren bereits 11 (!) Diskussionsbeiträge eingelaufen, über welche die Redaktion mehr oder minder ausführlich referiert. Bemerkenswert sind vor allem die von Jakobsohn und ein Artikel Militschs über die leidige „Fernwirkungs“- frage. Die Mehrzahl der aus breiteren Kreisen eingelaufenen Diskussionsbeiträge aber verteidigt tatsächlich den Standpunkt der alten Physik und ihrer „Anschaulichkeit“. Dies klingt in vielen Beiträgen neben berechtigter Kritik am Subjektivismus Tamms und Frenkels (die in ihren Lehrbüchern gelegentlich die objektive Existenz der elektro-magnetischen Kraftfelder leugnen, die Annahme der einen oder anderen Erklärung physikalischer Phänomene für „Geschmacksache“ erklären und dergleichen mehr) deutlich genug hindurch, am krassesten in einem Artikel von Nikrophorow, der kurzerhand die angeblich nur vom idealistischen Standpunkte aus denkbare Möglichkeit der Verwandlung von Materie in Energie und umgekehrt bestreitet, wobei offenkundig nach „guter“ alter mechanistischer Sitte Materie stillschweigend mit „träger Masse“ identifiziert wird. In Nr. 1/1938 findet sich ein Artikel von A. Slepjan, der, wie er ausdrücklich bemerkt, von seinem Standpunkte als Elektrotechniker aus, die Grundauffassungen seines Lehrers Mitkiewitsch verteidigt und die Anschaulichkeit zum Kriterium der Verwendbarkeit physikalischer Theorien erhebt.

Der weitaus hervorragendste Vertreter dieser Richtung, Timirjasew,

kam im Aprilheft 1938 in einem ausführlichen Artikel zu Wort, der aber kaum neue Argumente bringt, sondern nur die Zuspitzung des Schulstreits bis zum Höhepunkt darstellt. Triumphierend hält Timirjasew den Maximow und Kollmann, die heute gegen Joffe und Wawilow aufzutreten suchen, jene Jubiläumstagung von 1934 vor, wo sie sich mit ihnen solidarisierten : schon damals habe Joffe gegen die Grundsätze des Materialismus verstossen, indem er die uns schon bekannte Wendung „gegen alle geheiligten Gesetze“ gebrauchte, seinen „algebraischen, nicht arithmetischen Begriff der Materie“ vertrat und, gemeinsam mit Wawilow, den Quantenmechanikern das angeblich unzulässige Zugeständnis machte, dass „für die Mikrowelt nur statistische Gesetze nachgewiesen seien“. Timirjasews Schlussfolgerung aus all dem ist die Ablehnung von Joffes (wie wir wissen, ja auch von Maximow und anderen geteilter) These, dass man die wissenschaftlichen Errungenschaften der modernen Physik akzeptieren und nur ihre Entstellungen durch die idealistische Philosophie (darunter auch die der Physiker selbst) zurückweisen müsse : nein, in der modernen Physik selbst stecke der „Idealismus“. Timirjasew wiederholt den uns schon bekannten Appell gegen die „Gleichstellung des Kopernikanischen und Ptolemäischen Systems“ und die damit zusammenhängende Argumentation gegen die Relativitätstheorie und bemerkt gegen Maximow, der ihm (in Nr. 11-12/1937) Unfähigkeit zu jener Trennung von naturwissenschaftlichen Errungenschaften und idealistischer Einstellung vorgeworfen hatte :

„Doch es handelt sich eben darum, dass die Gleichstellung des Kopernikus mit Ptolemäus nicht eine Schlussfolgerung irgendwelcher Idealisten ist, sondern der Ausgangspunkt der ganzen Einsteinschen Theorie, und eben der Ausgangspunkt, den Einstein von Mach entnommen hat, bei dem er aus dessen reaktionärer Philosophie entspringt. Wenn wir darum gegen jenen reaktionär-idealistischen Schluss über Kopernikus und Galilei kämpfen wollen, muss man radikal die ganze Relativitätstheorie umbauen, und man kann streiten, ob nach diesem Umbau von dieser Theorie noch viel übrigbleibt.“

Dass er persönlich nicht viel von der Relativitätstheorie übriglassen will, beweist Timirjasew dann noch gründlich, indem er nicht nur den Streit um Mitkiewitschs „Fernwirkungsproblem“ (den Ausgangspunkt der ganzen Diskussion), sondern auch die Diskussion des Vorjahrs über das Trägheitsprinzip kritisch darauf untersucht, inwieweit die dabei ausgesprochenen Ansichten zur „Gleichstellung von Kopernikus und Ptolemäus“, also zur Relativitätstheorie führen. Den Schluss des Artikels bildet der ausführlich erbrachte Nachweis, dass die Schrödingersche Darstellung der Quantenmechanik mit ihren „leeren Flecken“ in der möglichen Naturerkenntnis bewusst der irrationalen Tendenz der niedergehenden Bourgeoisie, der Wissenschaftsfeindlichkeit des Faschismus entspreche. Das Kernproblem freilich hat Timirjasew, wie er hier höchst anschaulich demonstriert, gar nicht verstanden : so deutlich der Zusammenhang zwischen bestimmten physikalischen Tendenzen und dem reaktionären Antirationalismus ist, so wenig ist mit der blossen Feststellung dieses Zusammenhanges die Frage beantwortet, ob nicht die selbst teilweise von diesen Strömungen beeinflusste Physik (und sei es auch, wie Lenin gesagt hat, „nicht schnurstracks, sondern im Zickzack hin, nicht bewusst, sondern instinktiv..., manchmal

sogar mit dem Rücken voran") sich Resultaten nähert, die mit jenen Modeströmungen nicht das allergeringste gemein haben, positive wissenschaftliche Erkenntnisse liefert, „dabei ist, den dialektischen Materialismus zu gebären." („Materialismus und Empiriokritizismus", S. 318).

Nachdem der Schulstreit sich genügend ausgetobt, versucht die Redaktion der Zeitschrift die Diskussion zu einem gewissen, natürlich nur vorläufigen Abschluss zu bringen, indem Maximow (in Nr. 6/1938 ; ein weiterer Artikel über das Kausalitätsprinzip ist angekündigt) unter völliger Beiseitelassung von Polemiken gegen Sowjetwissenschaftler (ausser gegen Fock, wo er sich eine der angegriffenen Thesen zu eigen gemacht hat) es unternimmt, bei den führenden Vertretern der Kopenhagener Schule (insbesondere Heisenberg und Bohr) den weltanschaulichen, philosophischen Idealismus aufzuzeigen und zu kritisieren, ihre positiven wissenschaftlichen Resultate dabei aber unangetastet zu lassen. Hauptobjekt der (uns später noch näher beschäftigenden) Kritik ist Heisenbergs Bestreitung des objektiven Charakters der Quantenprozesse einerseits auf Grund des nichtanschaulichen Inhalts der Gleichungen, andererseits auf Grund der Relativitätstheorie. Natürlich setzt eine solche Kritik Maximows an Heisenberg, und dies ist ein wichtiges, wenn auch nicht ausdrücklich konstatiertes Ergebnis der Diskussion, die Anerkennung der möglichen objektiven Existenz von Dingen voraus, die den hergebrachten „klassischen" anschaulichen Vorstellungen nicht entsprechen. Im ausdrücklichen Gegensatz zu Timirjasew begrüsst Maximow in diesem Artikel Heisenbergs mathematische Untersuchungen, einschliesslich des Unbestimmbarkeitsprinzips, da hierdurch die Wechselwirkung zwischen Beobachtungsobjekt und Beobachtungsinstrument eingeführt und zugleich der mit der Relativitätstheorie beschrittene Weg fortgesetzt werde. Dagegen wendet er sich gegen Heisenbergs mathematischen Empirismus, der, ähnlich auch bei Bohr, zu einer subjektiv-idealistischen Preisgabe aller Errungenschaften der physikalischen Klassiker des 19. Jahrhunderts führe, denen man die „neue Physik" schematisch gegenüberstelle, statt schon innerhalb der klassischen Physik das Aufsteigen der neuen, dialektischen Gesichtspunkte aufzuzeigen. Erst recht könnten natürlich Bohrs Versuche zur Anwendung seines „Ergänzungsprinzips" auf biologische Probleme vitalistisch-idealistisch ausgenützt werden. Im allgemeinen betrachtet Maximow die Position von Heisenberg und Bohr als eine widerspruchsvolle, von der man nach zwei verschiedenen Richtungen weitergehen könne ; Schrödinger und De Broglie gehen Maximows Meinung nach den objektivistischen Weg. Zustimmend zitiert er Laues Satz, wonach „das Umbestimmbarkeitsprinzip eine Grenze der Korpuskularmechanik, doch nicht des physikalischen Verständnisses" sei. Jener von Heisenberg selbst propagierte Pessimismus in Bezug auf mögliche weitere Erkenntnis sei „nur Ausfluss jenes tiefen Pessimismus in Bezug auf die Kultur, dem sich zu unterwerfen nicht Sache des Naturforschers sein kann". Demgegenüber erscheint als Vertreter der idealistisch reaktionären Standpunkte, der ihn auch (wie im einzelnen aufgezeigt wird) zu entsprechenden (faschistischen) politisch-kulturellen Konsequenzen führte, Jordan, der (in seiner „Anschaulichen Quantentheorie") Kontinuität, Kausalität, Raum und Zeit sowie überhaupt jegliche objektive Realität als überwunden betrachte.

II.

Nach unserem kurzen Überblick über Vorgeschichte und Verlauf der jüngsten Diskussion gehen wir nun zur Behandlung ihrer Hauptprobleme über. In den methodologischen Fragen sind die Gegner der modernen Physik völlig isoliert : Mitkiewitsch kämpft in seinem Buche unter anderem gegen alle mathematischen Symbole, denen keinerlei Realität entspräche, nicht nur gegen die nichteuklidischen Räume, sondern beispielsweise auch gegen den Begriff des Schwerpunkts ! Doch Maximow antwortete gleich in seinem ersten Artikel, dass Mitkiewitsch mit diesem Standpunkte allen Wechselbeziehungen der Dinge die Realität abspreche, eine Auffassung, aus der sich unter anderem die Negation aller soziologischen Begriffe (die Klassen, die ökonomischen Kategorien usw.) ergäbe. Ohne auf die konkreten Probleme der modernen Physik einzugehen, beschränkt sich Maximow dabei auf allgemeine Verteidigung der Mathematik als bestimmter Abstraktionsform der Wirklichkeit gegen Mitkiewitschs generelle Verurteilung der modernen Physik als „mathematisch" und damit angeblich „idealistisch". Mit dieser Verurteilung negiere Mitkiewitsch den materialistischen Charakter der Mathematik (die für ihn günstigstenfalls eine keinerlei Realität wiedergebende „Hilfskonstruktion" sei) und gelange zur Annahme der Möglichkeit entgegengesetzter mathematischer und physikalischer Urteile (von denen die ersteren „idealistisch" und daher „unwahr" seien). Natürlich fällt es Maximow nicht schwer, den Gegensatz dieser Auffassung zur Engelsschen und überhaupt zu jedem materialistischen Standpunkt nachzuweisen.

Auf der anderen Seite behandelte, gleichfalls in Heft 7/1937, Kollmann in einem Artikel „Physik und Philosophie" die in einer Sonderbeilage der Juninummer der „Nature" veröffentlichte Diskussion dieser Zeitschrift über die Frage der kosmischen Konstanten. Neben der Willkürlichkeit der Hypothesen ist Angriffsobjekt seiner Kritik die (zum Beispiel Weylsche) Auffassung der Physik als einer Art Geometrie, die ihre Gesetze rein formal, ähnlich denen der formalen Logik, aus dem Inhalte ihrer Begriffe entwickle. Rein prinzipiell-methodisch kritisiert Kollmann den Missbrauch der Relativitätstheorie (die, genau so wie früher die Newtonsche, ein kosmisches System als Betrachtungsobjekt voraussetzt) zur Deduktion der Existenz dieses Systems selbst, zur künstlichen Ableitung „ewiger" und „universeller" Gesetze, ein Hohn auf die Tatsache, dass alle diese Spekulationen ja selbst stillschweigend von Resultaten der Beobachtungswissenschaft ausgingen.

Die Stellungnahme zur mathematischen Methode scheint so nach beiden Seiten hin festgelegt, und das gleiche gilt wohl auch (obwohl hier die Abgrenzungen innerhalb der Sowjetwissenschaft selbst nicht ganz klar zu sein scheinen) von der philosophischen Auffassung der Naturerklärung. Maximows vielleicht interessanteste Kritik an Heisenberg (in Nr. 6/1938 des „Pod snamenem marksisma") richtet sich gegen dessen Darstellung der Entwicklungsgeschichte der Wissenschaft als fortschreitende Abstraktion, „Vereinfachung" durch Aufgeben immer neuer Begriffe und qualitativer Merkmale, ein Vorgang, den Heisenberg selbst (in seiner Arbeit „Zur

Geschichte der physikalischen Naturerklärung") als „Selbstbewegung des Ich im Fichteschen Sinne" darstellte. Gegenüber dieser idealistischen Auffassung der Naturwissenschaft als blosser „vereinfachender Beschreibung" der Empfindungen entwickelt Maximow als den materialistischen Grundsatz die Ergänzung der fortschreitenden Abstraktion durch gleichzeitige Erweiterung und Bereicherung der Begriffe, Aufnahme immer neuer Momente aus der Wirklichkeit, der es eben, um an Heisenbergs Beispiel anzuknüpfen, zuzuschreiben sei, wenn wir heute mit der Vorstellung eines Wassertropfens tausendmal mehr konkrete Kenntnisse verbinden können als etwa Thales von Milet, für den das Wasser die Substanz war.

Die Relativitätstheorie ist nach all den vorangegangenen Auseinandersetzungen nicht mehr offen bestritten worden (mit der zu besprechenden Ausnahme Timirjasews) : selbst Mitkiewitsch behauptet auf ihrem Boden zu stehen, was uns allerdings unverständlich erscheint. Denn seine ganze „Fernwirkungs"-problematik, mit der die Diskussion begann, seine an der Spitze der ganzen Auseinandersetzung stehende und ihr in ihrer politischen Zuspitzung erst die Schärfe gebende Antithese : „Für oder gegen den Äther heisst für Nahwirkung oder Fernwirkung, und das heisst Materialismus oder Idealismus", diese ganze Fragestellung ist doch eben nur möglich, wenn man die Grundprinzipien der Relativitätstheorie ignoriert. Schon in Maximows Kritik an Mitkiewitsch wurde hervorgehoben, dass diese seine Fetischisierung des Fernwirkungsproblems nur aus seiner metaphysisch engen Auffassung des „Körpers" und andererseits aus seiner Betrachtung des Kraftfeldes, wie aller mathematisch gewonnenen Begriffe, als „blosser Abstraktion" entspringe, wodurch dann Mitkiewitsch zu seiner fanatischen Verteidigung des „Äthers" gelangte, den er noch obendrein sehr idealistisch, als metaphysisches Postulat einführe und begründe. Ebenso kritisiert Wawilow in seiner Antwort an Mitkiewitsch dessen Polemik gegen die angebliche „Fernwirkungs"-theorie der modernen Physik, und natürlich erst recht deren weltanschauliche Zuspitzung als Windmühlenkampf. „Einsteins grosses Verdienst", fährt Wawilow fort, „bestand darin, dass es ihm gelang, nicht nur zu zeigen, sondern auch zu beweisen, dass unser Raum etwas Lebendiges, Physisches ist (dessen Eigenschaften durch den Stoff bedingt sind und ihrerseits wieder diesen beeinflussen), eine wirklich sich bewegende Materie, deren geometrische Eigenschaften sich ändern und nicht abstrakt-konstant bleiben wie im statischen Intermedium Newtons und Mitkiewitschs. Dieser lebendige Raum kann die Eigenschaften von Gravitations- und elektromagnetischen Feldern haben, und die Notwendigkeit spezifischer ‚unerkennbarer' Träger (wie bei Mitkiewitsch) entfällt für immer. Einsteins physischer Raum beseitigte Newtons Schwierigkeiten, überwand die formale Fernwirkung durch physisch zugängliche Nahwirkung."

Man sieht, dass hier Mitkiewitschs prinzipielle Fragestellung : „für oder gegen die Fernwirkung — d. h. für Idealismus oder Materialismus" nicht grundsätzlich zurückgewiesen wird. Wawilow akzeptiert durchaus den Grundsatz der Unvereinbarkeit der Fernwirkung mit dem Materialismus und kritisiert Mitkiewitsch „nur" deshalb, weil er die Lösung des Nahwirkungsproblems im Kampfe mit der modernen Physik statt auf dem Boden dersel-

ben gesucht hat. Der in der Übersicht in Nr. 2/1938 reproduzierte Artikel Militschs betont die völlige Übereinstimmung der allgemeinen Relativitätstheorie, welche die Abhängigkeit der Eigenschaften des Raumes von der Verteilung der Materie behauptet, mit dem dialektischen Materialismus, lehnt aber eben deshalb eine Formulierung in Joffes Lehrbuch, die von Verbreitung der Elektrizität im „leeren Raume" spricht, als idealistisch ab, so wie andererseits die mechanisch-materialistische Alternative Mitkiewitschs, die gleichfalls den Raum als etwas „Auszufüllendes" voraussetze. Für den dialektischen Materialismus sei der Raum „eine Daseinsform der Materie, womit auch schon die blosse Möglichkeit eines leeren Raumes ausgeschlossen sei." Der dialektische Begriff der Materie umfasse bereits die Einheit von Diskretheit und Kontinuität, eine These, für die sich Militsch auf zahlreiche Äusserungen von Engels und Lenin hätte berufen können. Von diesem Standpunkte aus ergibt sich für Militsch dann die Kritik an Mitkiewitschs inkonsequentem, mechanischem Materialismus, seinem „Ignorabimus" in Bezug auf seinen hypothetischen Äther, der doch obendrein, der Dialektik zum Trotz, „Urmaterie" sein soll, aber auch an seinen Gegnern mit ihrer „Fernwirkungs"-theorie.

Der nüchterne Beobachter der Diskussion wird bei all dem zu dem Ergebnis kommen, dass in dieser Frage abgesehen von Mitkiewitsch (und Timirjasew) keine grundsätzlichen Verschiedenheiten der Standpunkte bestehen, sondern nur verschiedene Neigung der einzelnen Personen mit physikalischen oder philosophischen Argumenten zu arbeiten, und wohl auch verschiedene Sorgfalt in den Formulierungen. Sachlich wird die Lösung des Problems von allen in der allgemeinen Relativitätstheorie gesucht und gefunden. Mitkiewitsch selbst hat, wie gesagt, die Relativitätstheorie als solche nicht angegriffen, worin wir freilich nur einen Mangel an Konsequenz seinerseits erblicken können.

Der eine grundsätzliche Angriff auf die Relativitätstheorie ist der von Timirjasew. Im Mittelpunkt steht hier die „Gleichsetzung des Kopernikanischen mit dem Ptolemäischen System", und zwar nicht nur im Sinne einer Kritik an einer bestimmten Darstellungsart, sondern als philosophisch-physikalisches Argument : man könne ja, meint Timirjasew, diesen Gedanken auf die Spitze treiben und, wenn man einen Kinderkreisel zwischen den Fingern in Bewegung setzt, „das Bezugssystem so wählen", dass dieser angeblich ruht und die ganze Welt sich um ihn bewegt ; nur frage es sich, woher der Kreisel die Energie nehme, die ganze Welt in Umdrehung um ihn zu erhalten ! Timirjasew verwechselt offenbar die Relativitätstheorie mit dem philosophischen Relativismus, den in ihr nachzuweisen doch erst seine Aufgabe war : denn wenn man diesen philosophischen Standpunkt (von dem aus allerdings der Kreisel jedem Milchstrassensystem „gleichwertig" ist) nicht voraussetzt, ergibt sich aus der Relativitätstheorie durchaus nicht die gleichmässige physikalische Wahrheit jeglicher „an sich" vorstellbaren Wechselbeziehung zwischen Körpern, sondern nur die Unzulässigkeit, irgendein, sei es auch auf sehr solide „Kreisel" gestütztes, System als absolut zu betrachten : also kein Rückschritt vom Milchstrassensystem zu Ptolemäus (oder gar zum Kinderkreisel), sondern ein Fortschritt über dieses und selbst über jedes andere unseren derzeitigen Beobachtungsmitteln

zugängliche System hinaus. Indem Timirjasew (und im Grunde auch alle anderen, die mit jenem Argument „Kopernikus- Ptolemäus" arbeiten) jene Stellen bei Mach, wo dieser von der „grundsätzlichen Gleichwertigkeit" solcher Betrachtungsweisen sprach, mit der Relativitätstheorie gleichsetzen, übersehen sie den völlig entgegengesetzten Charakter (ob das Einstein selbst zum Bewusstsein gekommen ist, spielt hier keine Rolle) der beiden „Relativismen" : der eine verabsolutiert die Sinnesempfindungen und relativiert die zu ihrer „Beschreibung" aufgestellten Theorien, indem er sie jedes objektiven Wahrheitsgehaltes beraubt, der andere sucht auch hinter den sublimiertesten Verarbeitungen der „anschaulichen", d. h. empfindbaren, Dinge weitere objektive Zusammenhänge.

Tatsächlich ist die allgemeine Relativitätstheorie heute in der Sowjetunion zwar grundsätzlich so gut wie allgemein angenommen, aber, wenigstens von den philosophischen Kreisen, durchaus nicht in allen ihren Konsequenzen durchgearbeitet. Trotzdem scheint uns ihr Sieg ausser jedem Zweifel zu stehen ; man kann auch auf ihre Gedankengänge jene, vielleicht nicht zufällig dem Bereich der speziellen Relativitätstheorie entnommenen, Sätze anwenden, mit denen Maximow sich in seinem letzten Artikel (6/1938) gegen Heisenbergs Bestreitung der objektiven raum-zeitlichen Bestimmtheit der Elementarvorgänge (und damit natürlich auch gegen Timirjasews Bekämpfung der Relativitätstheorie als unvereinbar mit der Existenz einer objektiven raum-zeitlichen Natur) wendet : „Die Relativitätstheorie kritisierte die in der klassischen Physik herrschende Vorstellung von der Gleichzeitigkeit und führte eine neue ein... sie lehnte die Objektivität des Raumes und der Zeit nicht ab, sondern bekräftigte, unserer Meinung nach, diese Begriffe in gewissem Masse, trotz der idealistischen Schwankungen Einsteins, des Schöpfers der Theorie." „Alle Versuche, die Relativitätstheorie in dem Sinne auszulegen, dass sie angeblich die Vorstellung von Raum und Zeit aufhebe, stützen sich auf eine Problemvertauschung, auf die Verwechslung der Frage nach dem Bestehen objektiver Formen von Raum und Zeit mit der Frage, ob unsere Vorstellungen von diesen Formen unverändert bleiben können." Und weiter : „Der Übergang von der einen Vorstellung zur anderen, neuen, ist die Folge des Fortschritts der Physik, das Ergebnis der Entdeckung neuer Erscheinungen, die sich von den von der klassischen Physik studierten unterscheiden. Bedeutet dies, dass die neuen Erscheinungen nicht in Raum und Zeit existieren ? Nein, denn existieren heisst nichts anderes als in Raum und Zeit existieren. Es gibt keine Existenz ausserhalb Raum und Zeit, und der Versuch, irgendetwas derartiges zu behaupten, ist reine Mystik..."

Es ist freilich klar, dass bei dieser Fragestellung „Raum und Zeit", und das gleiche kann von der Kausalität und überhaupt von jeder Kategorie gesagt werden, nichts anderes mehr sind als Ausdrucksformen für das objektive Sein der Materie : jene Differenzierung zwischen Kollmann und Joffe auf der Jubiläumstagung von 1934 hat offenbar im Verlaufe der Entwicklung ihren realen Inhalt verloren. Zumindest während der Diskussion hatte Klarheit in Bezug auf eines der wichtigsten Diskussionsobjekte gefehlt : wir meinen das Energiegesetz, dessen zwangsläufige Verbundenheit mit dem dialektischen Materialismus Joffe und Wawilow damals bestritten

hatten. Wawilow hat, in einer im Märzheft 1938 veröffentlichten Zuschrift an die Redaktion, die betreffende Stelle seiner damaligen Rede reproduziert: nicht, weil er jetzt noch auf die (inzwischen, wie wir sehen werden, von sämtlichen Sowjetphysikern abgelehnten) Versuche zur Bestreitung des Energieprinzips in den Elementarprozessen irgendwelchen Wert lege, sondern um die Möglichkeit der Festhaltung materialistischer philosophischer Grundlagen auch bei äusserst weitgehendem Revisionismus in der physikalischen Begriffsbildung zu beweisen. Die entscheidende Stelle seines, von Maximow scharf angegriffenen, Referates lautet:

„Man kann in den Versuchen zur Ablehnung der Energieerhaltungsgesetze für die Elementarprozesse wohl kaum irgendeine prinzipielle, geschweige denn philosophische Unmöglichkeit erblicken. Unsere Vorstellungen über elementare Teilchen und Prozesse sind an sich zweifellos Abstraktionen, gewiss sehr nützliche und unentbehrliche, doch kaum vollkommen richtige. Die Welt ist ein unzertrennbares Ganzes: Änderungen in einzelnen ihrer Teile können, ja aller Wahrscheinlichkeit nach müssen sie es, stets in deren Umgebung ihren Widerhall finden. Von diesem Gesichtspunkte aus ist eine Verletzung des Energieerhaltungsgesetzes in den Elementarprozessen ebenso möglich wie der Verlust von Energie in einem erkaltenden Ofen. Zudem könnten die typisch mechanistischen Vorstellungen von Energie und Impuls durch andere, allgemeinere Begriffe ersetzt werden. Dem Physiker verursachen die Versuche zur Aufgabe der Energieerhaltungsgesetze in den Elementarprozessen vor allem deshalb grosses Unbehagen, weil er keine anderen Gesetze kennt, die an deren Stelle treten könnten."

In seinem grossen Artikel in Nr. 11/12/1937 polemisiert Joffe gegen Maximow, unserer Meinung nach mit vollem Recht, weil dieser die (übrigens durchaus positiv verlaufenen) Versuche zur Kontrolle der Gültigkeit des Energiegesetzes bei Kleinprozessen für „überflüssig" und die Gültigkeit des Gesetzes für eine Art materialistischer Selbstverständlichkeit erklärt hatte: nur der Versuch, meint Joffe, könnte den Geltungsraum des Energie- wie jedes anderen Gesetzes erweisen, und im übrigen habe „diese Frage mit der philosophischen These der Erhaltung der Materie und der Energie nichts gemein". Maximows Stellungnahme sei, wenn nicht einfach als physikalische Naivität, dann nur als philosophischer Idealismus zu verstehen, in dem Sinne, wie Lenin im „Empiriokritizismus" den Idealismus kantianischer Spielart charakterisiert hatte: „der Mensch gibt der Natur Gesetze, nicht die Natur dem Menschen".

„Das Gesetz der Erhaltung der Energie", fährt Joffe fort, „ist im breitesten Umfange durch die Erfahrung begründet, darin liegt sein Wert. Und jede Erweiterung seiner Gültigkeit auf ein neues Erscheinungsgebiet ist eine gewaltige Errungenschaft, eben so kämpfen wir für die Entwicklung des Gesetzes der Erhaltung der Energie. Doch kein Marxist kann seiner heutigen physikalischen Form die mystische Bedeutung einer absoluten Wahrheit beilegen: unsere Vorstellungen geben nur teilweise die reale Welt wieder, und die Ansammlung der Erfahrung nähert unser Bild der Wirklichkeit. ‚Geheiligte Gesetze' in der Physik, die man nicht der praktischen Überprüfung unterwerfen müsste, gibt es nicht."

In seiner Antwort an Joffe bezeichnet Maximow erneut das Energiegesetz, nicht seinen historisch wechselnden Formen, wohl aber seinem Inhalte nach, als Prinzip des Materialismus, als die Antithese der „Schöpfung aus dem Nichts“. In diesem Sinne könnte es nun offenbar gar keine Meinungsverschiedenheit mit Joffe und Wawilow geben, trotzdem kritisiert Maximow scharf Joffes Ablehnung „geheiligter Gesetze in der Physik“. Für Maximow gibt es „zweierlei Gesetze“ : insofern das Energiegesetz einfach die materialistische Weltanschauung wiedergebe, stehe es ausser Diskussion. Freilich unterlässt er es, uns zu sagen, wie dann die Kontrolle der Gültigkeit der von ihm selbst als historisch bedingt anerkannten bisherigen Ausdrucksformen des Gesetzes und der Fortschritt zu neuen, höheren Formen möglich ist, wenn nicht das Gesetz in seinen hergebrachten Formen immer wieder der experimentellen Kritik unterworfen würde.

Gehen wir nun zum zentralen Streitobjekt der Diskussion, dem eigentlich Neuen dieser Auseinandersetzung über, zum „Unbestimmbarkeits“- (bezw., in der Bohrschen Formulierung) „Ergänzungs“-prinzip der Kopenhagener Schule und ihrer Anhänger in der Sowjetunion. Am einfachsten können wir das Streitobjekt formulieren, indem wir von dem letzten Artikel Maximows (Pod snamenem marksisma, 6/1938) ausgehen, der eine auch für den physikalisch ungeschulten Leser verständliche Darstellung der kritisierten Position der Kopenhagener gibt : „Was Heisenberg seinen Behauptungen vom Zusammenbruch der Raum-Zeit-Vorstellungen in ihrer Anwendung auf die Atomerscheinungen zu Grunde legt, ist die Feststellung der Wechselwirkung zwischen Beobachtungsmittel und beobachteter Erscheinung. Tatsächlich erfordert die Beobachtung der Geschwindigkeit (und demgemäss der Bewegungsmenge) und der Lage eines Elektrons die Beleuchtung dieses Elektrons mit Licht von irgendeiner Wellenlänge. Das sich in Form eines Photons, eines Lichtquantums ausbreitende Licht aber stösst mit dem Elektron zusammen und führt eine Änderung seiner Lage und Geschwindigkeit herbei. So ergibt sich nach Heisenberg, dass die Beobachtung selbst in ihre Resultate das Moment der Unbestimmtheit hineinträgt. Dabei ergibt sich zwischen den Beobachtungsresultaten das Verhältnis, dass je genauer die Lage des Elektrons, desto ungenauer seine Geschwindigkeit bestimmt wird, und umgekehrt.“

Dieser Tatbestand führt Heisenberg zu drei Schlussfolgerungen[1] : 1.) Begrenzung der Anwendbarkeit der klassischen physikalischen Anschauungen durch die Unbestimmbarkeitsrelation ; 2.) Auftreten statistischer Naturgesetze in der Quantenmechanik ; 3.) Behauptung, dass Aufstellung neuer, die Quantenmechanik ergänzender (d. h. hinter ihr stehende Naturzusammenhänge aufzeigender) Gesetze unmöglich sei. Die erste These akzeptiert Maximow als tatsächlichen Fortschritt der Physik, mit der zweiten ist er offenbar geneigt, sich als vorläufiger Lösung abzufinden, die dritte aber, d. h. die philosophische Verallgemeinerung jener physikalischen These, lehnt er mit aller Entschiedenheit ab. Vor allem natürlich wegen ihrer machistischen Voraussetzungen : „Die These von der grundsätzlichen

[1] In dem Bestreben, den Kern von Maximows Gedankengängen kurz zusammenzufassen, weichen wir hier von der Reihenfolge seiner Darstellung ab.

Unbeobachtbarkeit führt Heisenberg zu dem Schlusse, dass das Elektron, da wir es nicht beobachten, zwischen zwei Bestimmungen seiner Lage als nicht in Raum und Zeit existent betrachtet wird. Dabei verbietet diese These es dem Physiker, davon zu sprechen, was sich hinter der äusseren Erscheinung der untersuchten physikalischen Prozesse verbirgt. Nach Heisenberg muss sich der Physiker auf die äussere, phänomenologische Seite der Erscheinungen beschränken : man kann von keiner Realität sprechen, deren Erscheinungsform das unmittelbar Beobachtete ist."

Dieser Standpunkt aber ist eben subjektiver Idealismus, Machismus; gerade Mach hat die Aufgabe nicht in der Erklärung, sondern in der blossen Beschreibung der unmittelbar empfindbaren Erscheinungen gesehen. Noch konkreter spricht Maximow dies anlässlich der Kritik an Bohr aus : die Feststellung der Wechselwirkung zwischen Subjekt und Objekt bedeute doch an sich keine Negation der Existenz des Objekts, wenn man nicht (wie Bohr) von dem Mach-Avenariusschen Standpunkt ausgehe, der eben in dieser Negation des Subjekts und Objekts (bezw. ihrer Vereinigung zu den sogenannten „Elementen") den Schlüssel zur Überwindung der philosophischen Schwierigkeiten sieht. Das sei aber wieder nur möglich, wenn man (wie Bohr es auch tut) alle Erscheinungen auf subjektive Empfindungen reduziere. „‚Grundsätzlich statistischen Charakter' hat", so führt Maximow aus, „tatsächlich nicht die Wirklichkeit, sondern jene mathematische Theorie, die Heisenberg schuf und in welcher der Kontinuitätsbegriff fehlt. Ebenso ist die Behauptung von der vollkommenen Beschreibung der quantenmechanischen Erscheinungen durch die Heisenbergsche Theorie nur die Übersetzung dessen, was von Anfang an in dieser Theorie enthalten war, in die philosophische Sprache. Die Heisenbergsche These betrachtet das Plancksche Wirkungsquantum als ‚Grenz-Grösse' : kein Wunder, dass es gemäss dieser Theorie keine weiter detaillierten Erscheinungen mehr geben kann." Dies alles aber, ebenso wie die Unbestimmbarkeitsthese, sei logisch nichts anderes als eine petitio principii.

Diese grundsätzliche philosophische Kritik trifft tatsächlich auch den Standpunkt, den ein Teil der sowjetrussischen Anhänger der Kopenhagener Schule in der Diskussion eingenommen hatte. Joffe hatte in jenem Artikel Maximow gefragt, ob Maximow denn die Bewegung eines isolierten Atoms isoliert zu bestimmen verstehe, eine Frage, auf die Maximow in seinem damaligen Artikel (unseres Erachtens mit Recht) geantwortet hatte, dass er zwar von den künftigen Fortschritten der Physik ihre Beantwortung erwarte, sich aber eben durch diese seine Überzeugung von der grundsätzlichen Erkennbarkeit der Natur von den Kopenhagenern und ihren Anhängern in der Sowjetunion unterscheide. Offenbar hatte Joffe wirklich den erkenntnistheoretischen Kern der Frage nicht verstanden und darum, ebenso wie seine Kopenhagener Vorgänger, eine Aussage über die Erkennbarkeit bestimmter Prozesse mit bestimmten historisch gegebenen Mitteln stillschweigend in eine Aussage über die Determination oder Indetermination der Naturprozesse verwandelt. Fock hat in dem erwähnten Artikel diesen grundsätzlichen Fehler wiederholt, indem er kurzerhand erklärt hatte, dass das Bohrsche „Ergänzungsprinzip" eine Formulierung von Eigenschaften der gemessenen Objekte und der Messinstrumente, also von

Eigenschaften der Materie, bedeute. Nur weil die idealistisch eingestellten Kopenhagener das Messinstrument mit dem beobachtenden Subjekt und die Angaben des Instruments mit subjektiven Eindrücken verwechselten, seien sie zu ihren philosophischen Schlussfolgerungen aus dem „Ergänzungsprinzip“ gekommen : doch sei die Heisenbergsche These vom lebendigen Beobachter ganz unabhängig, und die Feststellung der Notwendigkeit des Messinstruments sei doch kein Idealismus ! Was auch Fock nicht sieht, ist die Tatsache, dass die blosse Festellung von, jedenfalls für unsere heutigen Mittel, unvermeidlichen Unvollkommenheiten der Messinstrumente noch keine Antithese zum Determinismus ist, niemandem das Recht gibt, von einer „Freiheit der Welle“ zu reden und auf eine künftige Auflösbarkeit der Einheit von Messinstrument und Messobjekt zu verzichten. Eine solche Konsequenz kann man nur ziehen, wenn man stillschweigend die Grundthese des machistischen Idealismus voraussetzt, wonach jede Aussage über die Materie nur in Bezug auf eine mögliche Beobachtung sinnvoll sei, weil es eben jenseits der möglischen Beobachtung keine objektive, von ihr unabhängige Realität gäbe.

In seinem Artikel gegen Joffe (in Nr. 11-12/1937) hatte Maximow gegen Joffes Behandlung des Determinismus als eines physikalisch diskutierbaren, nicht aber philosophisch festgelegten Standpunktes erklärt : „Der Verzicht auf die Kausalität bedeutet die Anerkennung der Existenz von Erscheinungen, die mit anderen in keinerlei Zusammenhang stehen und also, wenn sie existierten, Wunder wären.“ — eine These, die natürlich nur eine bestimmte Auffassung des Indeterminismus trifft, nicht aber den einfachen Zweifel an der Erkennbarkeit der Determination des Elementarprozesses. Schon gar nicht, wenn sich dieser Zweifel einfach auf die Wechselwirkung von Beobachtungsobjekt und Beobachtungsinstrument, also eine sehr materielle Dialektik stützt. Sachlich aber besteht bei aller Diskussionsschärfe zu Joffes Auffassung kaum eine Differenz, da Maximow bei Darlegung der Wahrscheinlichkeitsbetrachtung der Wellenpakete den „Verzicht auf veraltete Formen der Kausalität“ durchaus billigt und nur die Negation des objektiven Zusammenhanges der Erscheinungen als idealistisch ablehnt. Maximow sagt dann :

„Kann man (auf Grund jener modernen physikalischen Entwicklung) vom Zusammenbruch des Determinismus sprechen ? Nein, dafür gibt es keine Grundlage, abgesehen davon, dass die Darstellungen vom Determinismus, von der Kausalität, die zur Zeit Laplaces unter den Naturforschern herrschten und in der Philosophie schon lange überwunden sind, ungeeignet sind zum Verständnis und zur mathematischen Behandlung der von der neuesten Physik untersuchten Erscheinungen. Auf veraltete Formen der Behandlung der Kausalität können und werden wir verzichten, doch keine Minute lang können wir daran zweifeln, dass alles in der Natur im Zusammenhange steht und dass jede Erscheinung durch eine oder mehrere andere bedingt ist, dass es keine Erscheinungen geben kann, deren Auftreten durch nichts bedingt und mit nichts verbunden ist.“ Selbstverständlich muss dann Maximow die von Joffe seinerzeit zum Ausdruck gebrachte Gegenüberstellung „der Statistik in der Mikro- und der Kausalität in der Makrowelt“ scharf zurückweisen.

Gehen wir nun von diesen mehr allgemein-philosophisch gehaltenen Besprechungen der Interpretation der Quantenmechanik zu den Versuchen ihrer physikalischen Überwindung über, so stossen wir zunächst auf die erwähnte Reprodukion des Einsteinschen Artikels und die ausführliche Vorbemerkung der Redaktion des „Pod snamenem marksisma“. Begrüsst wird hier Einsteins Kritik an der statistischen „Erkenntnis“, wonach diese, auf sich selbst beschränkt, Verzicht auf die Erkenntnis der Einzelprozesse bedeute, womit Einstein deren Realität natürlich voraussetzt. Positiv verhält sich die Redaktion auch zu Einsteins Versuch, eine höhere Einheit zwischen der Theorie des kontinuierlichen Feldes und der der diskontinuierlichen Korpuskeln zu finden, obgleich sie an Einsteins hier konkret unternommenem Versuch zur Lösung dieses Problems, an seiner Auffassung der Korpuskeln als „Brücken“ zwischen den entsprechenden mathematisch beschriebenen Feldteilen zweifelt. Unabhängig davon, ob dieser konkrete Versuch gelingt, als Stellungnahme zur grundsätzlichen Seite des Problems zitiert die Redaktion zustimmend Einsteins Satz :

„Kein Zweifel kann daran bestehen, dass die Quantenmechanik einen beträchtlichen Teil der Realität erfasst und einen Prüfstein bildet für künftige theoretische Grundlegungen, in die sie als Grenzfall eingehen wird, genau wie die Elektrostatik der Maxwellschen Feldgleichungen oder die Thermodynamik aus der klassischen Mechanik. Doch ich bin davon überzeugt, dass bei der Auffindung dieser Grundlagen die Quantenmechanik nicht als Ausgangspunkt dienen kann, ebensowenig wie man aus der Thermodynamik oder der statischen Mechanik zu den Grundlagen der Mechanik gelangen kann.“

Die Redaktion begrüsst, dass Einstein die Schwächen der Bohr-Heisenbergschen Mechanik (Leugnung der Kontinuität der physischen Prozesse und der Möglichkeit der Untersuchung der Einzelprozesse) erkenne und, bei aller Zustimmung zur Quantenmechanik und der Heisenbergschen Unbestimmbarkeitsrelation, an die Möglichkeit glaubt, eine Theorie der Elementarprozesse zu schaffen, die eine gleichzeitige Bestimmung von Impuls und Koordination der Partikel zulassen würde. Darin eben bestehe Einsteins Gegensatz zu der Kopenhagener Schule. Am Schluss der Vorbemerkung sagt die Redaktion : „Die Geschichte der Wissenschaft lehrt uns, dass einige Physiker nur zu oft und mit einem Eifer, der besserer Ziele würdig wäre, die auf Grund eines bestimmten Tatsachen- und Interessenkreises erarbeiteten Prinzipien über diese Grenzen hinaus erweiterten und damit in die Sackgasse gerieten. Die Gefahr einer solchen Verabsolutierung ist besonders gross bei so fruchtbaren Theorien wie der Quantenmechanik und hat auch schon ihre schädlichen Resultate geliefert... Einsteins Artikel ist eines von mehreren Signalen, die vor der unrichtigen Hypostasierung der einseitigen Auffassungen der modernen Quantenmechanik und ihrer Verwandlung in philosophische Prinzipien warnen.“

Das ist im Grunde nur ein allgemeines Bekenntnis zur Weiterentwicklungsfähigkeit der Wissenschaft, im Gegensatz zur (auf ein „Ignorabimus“ hinauslaufenden) Beschränkung der Kopenhagener Schule. Noch einen Schritt weiter geht der, gleichfalls in der Zeitschrift veröffentlichte Vortrag Languevins, dessen für unsere Fragestellung wichtigste Stellen lauten :

„Der Versuch sagt uns, dass man in ein und demselben Augenblick nicht

die Lage und die Geschwindigkeit einer Partikel genau bestimmen kann, dass diese Fragestellung sinnlos ist. Daher der Schluss : den Naturgesetzen liegt die Unbestimmtheit zu Grunde. Doch warum sollen wir nicht eher zugeben, dass unsere korpuskulare Konzeption inadäquat ist, dass es unmöglich ist, sich die inneratomare Welt vorzustellen, indem man unsere makroskopische Konzeption des sich bewegenden Körpers bis zum äussersten extrapoliert ? Es wäre höchst prätenziös, aus der Tatsache, dass die Natur auf die Frage nach der Bewegung der Partikeln keine exakte Antwort gibt, unsererseits den Schluss zu ziehen, dass die Natur nicht determiniert sei. Viel einfacher ist es zu sagen : die Frage selbst ist falsch gestellt, in der Natur gibt es keine sich bewegenden Korpuskular-Partikeln... Dem Kern der Sache nach handelt es sich nicht um eine Krise des Determinismus, sondern des Mechanismus, den wir dazu benützen wollen, uns ein neues Gebiet vorzustellen."
„Konkret gesprochen, scheint mir das Allerwesentlichste folgendes zu sein : alle unsere Schwierigkeiten kommen letzten Endes daher, dass wir in die Betrachtung individualisierbare Partikeln einzuführen versuchen. Das Wesen des Unbestimmbarkeitsprinzips kommt darauf hinaus, dass wir einem Elektron nicht zu folgen und es uns also nicht als einzelnen Gegenstand vorzustellen vermögen. Also muss man auf die Individualität der Partikel, des Photons, des Elektrons verzichten. Nur die willkürliche Einführung des Begriffs des Individuums führt zu Paradoxen wie die freie Wahl und die Unbestimmbarkeit. Das ist einfach eine anthropomorphe Extrapolation, die höchst überflüssig und durch die Erfahrung nicht gerechtfertigt ist. Ich meinerseits bin überzeugt, dass die Individualeigenschaften in der Physik wie in der Biologie sich aus der Kompliziertheit der Struktur ergeben, ich bin davon überzeugt, dass das isolierbare und erfassbare Individuum erst auf einer gewissen Komplikationsstufe erscheint..." (Pod snamenem marksisma, 1/1938).

Nikolskys Artikel macht dann direkt den Versuch, die Widersprüche der Quantenmechanik auch rein physikalisch zu fassen : „Die Quantenmechanik ist durchgehend so aufgebaut, dass stets bei allen Problemen ein unmittelbar anwesender makroskopischer Beobachter, der ausserhalb des Prozesses steht, mitgedacht wird. Eben infolge dieser allgemeinen Aufgabenstellung der Quantenmechanik und nur deshalb erscheint Heisenbergs bekanntes ‚Unbestimmbarkeitsprinzip' und die mit ihm verbundene Unbestimmbarkeit der Phase der Wellenfunktion."

Bohrs Anspruch auf den abgeschlossenen Charakter der Quantenmechanik, eine Folge seiner Grundeinstellung, die sich das Objekt nur im Zusammenhange mit einem Beobachter raum-zeitlich lokalisiert vorstellen kann, käme auf eine „ewige" Bindung der Physik (im nichtrelativistischen Bereiche) an die klassischen Begriffe hinaus. Und nur vom Standpunkte einer machistischen Philosophie liefere die Quantenmechanik die gewohnten „grundsätzlich" indeterministischen Ergebnisse : das Unbestimmbarkeitsprinzip, führt Nikolsky aus, ergibt sich einfach daraus, dass in jedem Quantenproblem die eine Seite als Quantenprozess, die andere aber als „klassischer" [1]), makroskopischer Prozess gefasst wird, wobei dann freilich keine

[1]) Bei dem die Plancksche Konstante $h = o$ gesetzt wird.

anderen als statistische Gesetze herauskommen könnten. Darin liege, ganz abgesehen von anderen Mängeln wie den Schwierigkeiten ihrer Anwendung auf die relativistischen Prozesse,[1] die Beschränktheit der weiteren Entwicklungsmöglichkeiten einer wesentlich auf Statistik beschränkten Theorie.

In dieser allgemeinen Einstellung gibt es offenbar zwischen Wawilow, Maximow und Nikolsky keine grundsätzlichen Differenzen : so hoffnungslos jeder Versuch, innerhalb der modernen Physik (wir sprechen hier von Physik, nicht ihrer „Auswertung") eine „Auslese" „annehmbarer" und „nichtannehmbarer" Theorien vorzunehmen, zum Scheitern verurteilt ist, so offenkundig fruchtbar ist das Bestreben, in dieser physikalischen Entwicklung selbst die Tendenzen aufzuzeigen, die über beschränkte Teilergebnisse zu philosophischen und gesellschaftlichen Schlussfolgerungen hinausführen.

---

[1]) D. h. jene Prozesse, die sich mit hohen, im Verhältnis zur Lichtgeschwindigkeit schon merklich ins Gewicht fallenden Geschwindigkeiten vollziehen.

Neue amerikanische Literatur über Gesellschaft und Erziehung.

Von

Fritz Karsen.

Dewey, John, *Experience and Education. The Macmillan Co. New York* 1938. *(*116 *S.;* $ 1.25*)*

Bode, Boyd H., *Progressive Education at the Crossroads. Newson & Co. New York* 1938. *(*128 *S.;* $ 1.—*)*

Kandel, I. L., *Conflicting Theories of Education. The Macmillan Co. New York* 1938. *(*190 *S.;* $ 1.50*)*

Demiashkevich, Michael J., *The National Mind. American Book Co. New York* 1938. *(XII u.* 508 *S.;* $ 3.50*)*

Keliher, Alice V., *Life and Growth. D. Appleton-Century Co. New York* 1938. *(X u.* 245 *S.;* $ 1.20*)*

Ryan, W. Carson, *Mental Health Through Education. Oxford University Press. New York and London* 1938. *(VIII u.* 315 *S.;* $ 1.50, 6 *s.* 6 *d.)*

Prescott, Daniel Alfred, *Emotion and the Educative Process. American Council on Education. Washington, D. C.* 1938. *(XVIII u.* 323 *S.;* $ 1.50*)*

The Purposes of Education in American Democracy. National Education Association. Washington, D. C. 1938. *(*154 *S.;* $ —.50*)*

Were we Guinea Pigs? Henry Holt & Co. New York 1938. *(*303 *S.;* $ 1.60*)*

Bell, Howard M., *Youth Tell Their Story. American Council on Education. Washington, D. C.* 1938. *(*262 *S.;* $ 1.50*)*

The National Youth Administration. Hrsg. v. Palmer O. Johnson u. Oswald L. Harvey. Government Printing Office. Washington, D. C. 1938.

Lindley, Betty und **Ernest K. Lindley,** *A New Deal for Youth. The Viking Press. New York* 1938. *(*315 *S.;* $ 3.—*)*

Adult Education in Great Britain and the USA. A symposium arr. by W. E. Williams. British Institute of Adult Education. London 1938. *(*102 *S.;* 2 *s.* 6 *d.)*

Watson, Goodwin, Donald P. Cottrell, Esther M. Lloyd Jones, *Redirecting Teacher Education. Teachers College. New York* 1938. *(IX u.* 105 *S.;* $ 1.35*)*

The Structure and Administration of Education in American Democracy. National Education Association. Washington, D. C. 1938. *(128 S.; $ —.50)*

Im Gegensatz zu einem erheblichen Teil der europäischen Erziehungsliteratur hat die amerikanische immer den Zusammenhang von Gesellschaft und Erziehung betont. Ihr grosses Thema ist heute wieder die Beziehung von Demokratie und Erziehung.

John Dewey hat am ausführlichsten in seinem Werk : Democracy and Education, das zuerst 1916 erschien, die Grundgedanken entwickelt, die seitdem, besonders in den Kreisen der sogenannten „Progressive Education", mannigfach variiert und auch missverstanden worden sind. Seine letzte Schrift ist durch diese Missverständnisse hervorgerufen. Das Wesen einer der Demokratie entsprechenden Erziehung liegt negativ in der Ablehnung mehr oder weniger dogmatischer Ziele, positiv in ihrer experimentellen Haltung, die in der Haltung der durch sie hindurchgegangenen Menschen zum Ausdruck kommt. Sich experimentell verhalten, ist nach D. längst Gesetz des wissenschaftlichen Fortschritts und sollte heute, wo wir es als die Grundlage der gesellschaftlichen Veränderung begreifen, auch bewusst im Sinne des sozialen Fortschritts angewandt werden. Die Vergangenheit und Gegenwart interpretieren, Hypothesen aufstellen und beobachtend verifizieren, das ist die in der Schule zu lernende Haltung des systematischen, zweckmässigen Gebrauchs der Vernunft, das ist der Weg in eine immer bessere demokratische Zukunft. Es ist ein Missverständnis, wenn manche „progressive Schools" dem geschlossenen System der herkömmlichen Schule die individuelle Gelegenheitserfahrung als Grundlage der neuen Erziehung gegenüberstellen. „Erfahrung" bedeutet vielmehr intelligente, zweckmässige Stiftung neuer Ordnung, neuer Zusammenhänge unter sorgfältiger Benutzung der bekannten, bedeutet den Prozess der ständigen „Reconstruction" der Welt. D. sieht nicht oder will es nicht sehen, dass die experimentelle Methode bestimmten gesellschaftlichen Interessen gedient hat. Sonst würde es ihm nicht so leicht fallen zu glauben, dass sie als der adäquate Ausdruck menschlicher Intelligenz das alleinige Agens des sozialen Fortschritts sei. Die vitale Rolle der Gruppeninteressen in der menschlichen Gesellschaft ist nicht durch so bezeichnende Sätze auszuschalten, wie sie D.s Vernunftglaube formuliert : „There is nothing in the inherent nature of habit that prevents intelligent method from becoming itself habitual ; and there is nothing in the nature of emotion to prevent the development of intense emotional allegiance to the method."

Boyd H. Bode, der Erziehungsphilosoph der Staatsuniversität Columbus, Ohio, verrät in seinem neuen Buch : Progressive Education at the Crossroads deutlich das Unbehagen, das ihm der rein formale Begriff der Entwicklung des „Growth", für die Deutung der Erziehungsfunktion in der demokratischen Gesellschaft verursacht. Er hat das wissenschaftliche Bedürfnis, die Richtung dieser Entwicklung genauer zu definieren. Der Common Man sei in die Geschichte als aktiver Faktor eingetreten. Das bedeute eine grundlegende Veränderung. Ihm genügen für sein Leben Begriffe, die „operational", praktisch brauchbar, sind. Der platonische oder

der mittelalterliche Absolutismus der Werte habe zu seinem Leben keine Beziehung, und es ist töricht, ihn heute als Leitstern der Bildung wieder einsetzen zu wollen, wie das Hutchins versucht. Dies bedeute Flucht vor dem doch bestehenden Problem einer neuen Formulierung des Bildungssinnes. Auch der entgegenstehende subjektive Absolutismus Rousseaus oder der Instinktpsychologen mit ihrem Glauben an das Recht des naturgegebenen Individuums leitet irre, wie „Progressive Education" mit ihrer Betonung der individuellen „desires" und der „felt needs" deutlich zeigt. Unter der Herrschaft dieser Prinzipien verliert die gesellschaftliche Erziehungsfunktion ihren Sinn. Welches ist also die neue Richtung, die der Common Man, der Träger der Demokratie, der Erziehung gibt ? — So amüsant und intelligent B.s Schrift ist, mir will scheinen, dass auch er nicht über Allgemeinheiten hinauskommt. Negativ ist der Common Man, wie wir schon wissen, gegen Absolutismen in Wissenschaft und Leben, also sicher gegen Diktatur irgendeiner Art, und positiv ? — „Democracy must take its clue from the idea of sharing." Ich sehe nicht, inwiefern die Umschreibung des Wortes „Social" und die ergänzende Bemerkung, dass alle Vorrechte abgeschafft werden müssen, wie ferner die Verlegung des Kriteriums für das, was nun sozial ist, in das intelligente Urteil des Common Man, weniger formal sind als der Begriff des Growth. Es ist wirklich schwer zu verstehen, warum die Dynamik der Demokratie oder besser der Demokratien nicht analysiert, warum eine solche Analyse nicht zur Basis genommen wird, um Entwicklungstendenzen zu suchen. Der Relativismus als Charakteristikum demokratischer Pädagogik bedeutet eine Ablehnung, aber keinerlei Lösung des gestellten Problems.

Zu denselben Fragen nimmt I. L. Kandel, Autorität auf dem Gebiet der vergleichenden Erziehungswissenschaft, in seiner Schrift : Conflicting Theories of Education eine abweichende Stellung. Er ist ein ausgezeichneter Kenner der absolutistischen Pädagogik der Diktaturstaaten. Er fühlt die Notwendigkeit, auch der Erziehung in der Demokratie eine festere Basis zu geben. Er sieht den platonischen Absolutismus richtig auf seinem historischen Hintergrund, in seiner historischen Berechtigung und findet seine Richtungsbestimmtheit viel wertvoller als den verzweifelten Relativismus eines grossen Teils der modernen Erziehungstheorie. Er leitet diesen in seinem ersten grundlegenden Aufsatz als eine Parallelerscheinung zu dem sozialen Relativismus und dem Expressionismus in Literatur und Kunst ab. In diesen sieht er nur Auflösung, nicht die Sehnsucht nach etwas Neuem, nach neuen Werten. Wo aber findet er schliesslich die Gewöhnungen, die Traditionen, die Werte, die eine demokratische Erziehung der Jugend vermitteln muss ? — Dieses klar geschriebene und in seiner Forderung so bestimmte Buch kommt in seiner positiven Formulierung auch nicht wesentlich weiter als Bode. K. will die Betonung der sozialen Verantwortung und der geistigen Verantwortung gegenüber den Werten der Vergangenheit vor der Betonung der Freiheit, neigt offenbar persönlich einer Psychologie zu, die den Menschen als Ganzheit, nicht als blossen Reaktionsmechanismus ansieht, aber empfiehlt dem Lehrer einen eklektischen Standpunkt. So wichtig besonders für jeden Erzieher der emphatisch betonte Gedanke ist, dass Freiheit ein Ziel der Kultur und

des einzelnen Menschenlebens ist, und nicht der Anfang, all das ist nicht konkret genug, um darauf eine Pädagogik der Demokratie zu gründen.

Eine schöne Illustration bestehender Bildungsideale, die natürlich auch als Erziehungswerte erscheinen, gibt das Buch eines andern Vertreters der vergleichenden Pädagogik, des jüngst verstorbenen Michael Demiashkevich: The National Mind. Der Verf. versucht eine Analyse des Charakters der Engländer, Franzosen und Deutschen als ersten Band eines Werkes, dessen zweiter die „Führererziehung" in den entsprechenden Ländern behandeln sollte. Ähnliche Bände über andere Nationen waren geplant. Der Titel verführt zu dem Glauben, dass hier in ungebührlicher Verallgemeinerung der Engländer, der Franzose usw. vorgeführt wird, als bliebe ihr Charakter unveränderlich durch alle Zeiten. Der Verf. ist vorsichtiger. Er zeichnet nur einige Charakterzüge, die sich deutlich in verschiedenen geschichtlichen Epochen bei den Angehörigen verschiedener Gruppen desselben Volkes gezeigt haben, zieht aber auch solche Ausnahmen wie Shaw in England heran, um gerade durch ihre Stellung in ihrem Volke die Regel, das durchschnittliche Verhalten stärker hervortreten zu lassen. Das geradezu Spannende an dem Buch ist die Art, wie die Analyse der verschiedenen Charaktere mit einer Fülle wirklich ausgezeichneten und nicht billigen Quellenmaterials durchgeführt wird. Die drei vorher genannten Bücher hätten gewonnen, wenn sie in ähnlicher Weise die geschichtlich begründeten Charakterzüge der amerikanischen Gesellschaft beschrieben und aus ihnen die Werte entwickelt hätten, die in der Erziehung zugrunde gelegt werden können und wie sie abgewandelt werden müssen.

Alice V. Keliher schildert in einem Buch, das sie zusammen mit der Commission on Human Relations der Progressive Education Association geschrieben hat: Life and Growth, auf der Basis einer ganzheitlichen Psychologie die Entwicklung des Menschen von der Conzeption bis zur Maturität in einer ständig sich wandelnden, ihn beeinflussenden und von ihm beeinflussten Umwelt. Der Prozess des physischen Werdens, das sexuelle Problem und das der Vererbung werden ebenso behandelt wie die Tatsache der gruppenmässig verschiedenen, oft hinter der Zeit zurückgebliebenen sozialen Wertungen und die Notwendigkeit, durch eigenes intelligentes Urteil die eigenen triebhaften Kräfte zu meistern und auf wesentliche soziale Leistungen zu richten. Die Schrift ist pädagogisch vorzüglich. Sie ist für die Orientierung jüngerer College-Studenten bestimmt und klar in der Formulierung. Zunächst erschien ein Probedruck und wurde Eltern und Studenten zum Zweck weiterer Anregungen zugänglich gemacht. Das Buch geht so mutig dem sexuellen Tabu zu Leibe, wäre es nicht möglich, auch das gesellschaftliche Tabu etwas präziser abzuleiten? — Darum kann auch der Schluss nicht befriedigen: Welches ist die einzige Sicherheit, die wir im Leben finden? Die Verf. antwortet in schönem Fortschrittsglauben: Der Wert der menschlichen Persönlichkeit, ihre Fähigkeit, die sozialen Notwendigkeiten zu verstehen und aus solchem Verständnis sich und die Welt in tätiger, auf das humane Ziel gerichteter Arbeit umzugestalten.

Dem lebhaften Empfinden, dass ein erheblicher Prozentsatz der Menschheit diese humane Reife nicht erreicht und dass die gesellschaftlichen Institutionen wenig beitragen, sie ihm zu vermitteln, ja dass die organisierte

Erziehung weit hinter diesem Ziel zurückbleibt, gibt das Buch von W. Carson Ryan, Mental Health Through Education, beredten Ausdruck. Die Tatsache, dass heute 400 000 Patienten in U. S. A. in Irrenanstalten sind, dass bei einer in demselben Tempo fortschreitenden Entwicklung etwa anderthalb Millionen der heutigen Schulkinder ebenfalls dort landen werden, die viel bedeutsamere Tatsache, dass ein sehr hoher Prozentsatz der als normal betrachteten Menschen seelisch unbalanziert sind, dass insbesondere viele Lehrer schwierige nervöse Fälle sind, ruft geradezu die Frage hervor : inwiefern hat das Erziehungssystem bisher gesündigt, wo sind neue Anfänge da, was soll geschehen ? Die verschiedenen psychoanalytischen Schulen, auf die das Buch gemäss seinem praktischen Charakter nur flüchtig hinweist, haben ja für solche Gefahren reichliches Material geliefert und es unter ihren besonderen Gesichtspunkten durchleuchtet. R. bespricht hoffnungsvolle Ansätze einer neuen von diesen Erfahrungen geleiteten Lehrerbildung in den Staaten, der Abkehr von dem formalen Betrieb besonders der Psychologie, der Hinwendung zu einem neuen weltoffenen, menschliche Beziehungen in den Vordergrund rückenden Stundenplan, zu der Betonung des menschlichen Wertes des Lehrers anstatt bloss seiner akademischen Leistungen. Er berichtet von der Bereicherung des Schullehrplans durch schöpferische Tätigkeiten, durch Anpassung an die individuellen Bedürfnisse der Schüler ; von einem neuen menschlichen Typ der Verwaltung, der hoffentlich bald dem zu einer besonderen Spezialität gewordenen leblosen Typus, der in der Anlegung von Kartotheken besteht, ein Ende bereiten wird ; von all den besonderen Einrichtungen, die im Felde der Mental Health heute die Schule unterstützen, besondere „Institute“, Kliniken, Schulpsychologen, Visiting Teachers etc. ; und kommt zu der sehr richtigen Forderung, dass diese besonderen Einrichtungen die Ausnahme und der gut ausgebildete, menschlich „ausbalanzierte“ Lehrer die Regel sein müsste. Er übersicht auch nicht den Einfluss aller der das Kind in seiner Entwicklung bestimmenden Gemeinschaften, die damit gegebenen Probleme, und beschreibt die zentrale Stellung, die die Schule unter ihnen einnimmt, sowie die Massnahmen, die sie im Zusammenwirken mit ihnen treffen kann und an einigen Stellen schon getroffen hat. Das Buch will eine Zusammenfassung dessen sein, was auf dem Gebiet der Mental Health im Erziehungswesen geleistet wird, und Richtlinien geben. Das wird auf der Grundlage reichen, oft nur dem Verf. zugänglichen Materials in vorbildlicher Weise geleistet.

Mit vielfach ähnlichen Problemen, aber auf einer noch breiteren Basis, befasst sich das Buch von Daniel Alfred Prescott, Emotion and the Educative Process. Es enthält den Bericht der Zusammenarbeit von 9 Gelehrten über dieses Thema. Amerika mit seinem Stolz auf eine neutrale, business-like attitude und auf der anderen Seite das tatsächliche Streben der meisten Amerikaner nach starken Erregungen und Auslösungen, die den öden Alltag lebenswert machen, oder ihn vergessen lassen, fordert geradezu ein solches Studium des Gefühlslebens und seiner Bedeutung im Erziehungsprozess heraus. Die „Emotions“ spielen eine ausserordentliche Rolle als Anzeiger des vorhandenen oder gestörten physischen Gleichgewichts und als Mittel, es in dem letzten Falle wieder herzustellen, soweit das möglich ist. Der Bericht hebt als einen entscheidenden Faktor die

Intensität der Affekte hervor : der milden, die in diesem Sinne gleichgewichtfördernd sind, der starken, die, wenn oft wiederkehrend, und sich steigernd, die Energie hemmen und Krisen hervorrufen, der überstarken, grossen Schocks, die die menschlichen Kräfte völlig disorganisieren und zur Psychose führen, da entsprechende Gegenkräfte nicht mehr mobil gemacht werden können. Die behavioristische Psychologie hat geglaubt, ganz bestimmte mechanisch verbundene Reaktionen als „Patterns“ bestimmter Gefühle ansehen zu können. Der Bericht stellt dem auch in der Erklärung der physiologischen Prozesse eine dynamische Auffassung entgegen. Das einfache Schema : Situation-Reaktion wird abgelehnt. Zwischen Stimulus und Reaktion besteht ein innerer Zusammenhang, gegeben durch die Tatsache der menschlichen „Needs“. Es ist einleuchtend und von allergrösster Bedeutung für den Erziehungsvorgang, dass nicht jede Situation, in der wir uns befinden, unterschiedslos auf uns wirkt, ein Stimulus für uns wird, Lust oder Unlust, Gefühle der Furcht, Wut oder Liebe, bestimmte freundliche oder Abwehrhaltungen hervorruft, sondern nur diejenige, die unseren gefühlten oder nicht gefühlten Bedürfnissen entgegenkommt, von ihnen gefordert oder geradezu gesucht wird. Diese Needs gliedert der Verf. in die physiologischen, wie Hunger, Liebe etc., die sozialen und die Ego-Bedürfnisse. Die sozialen gehen darauf aus, einen gewissen Status unter den Mitgliedern der jeweiligen kleineren und grösseren Gruppe zu haben, in der man lebt, die Ego-Bedürfnisse bezeichnen das Interesse an der Ausprägung der eigenen, wertenden Persönlichkeit. Diese generell bezeichneten Triebe oder Bedürfnisse sind natürlich in jedem Individuum anders ausgeprägt und laufen nicht harmonisch nebeneinander her, sondern hindern sich nicht selten gegenseitig. Finden sie nun in der Situation keine Nahrung oder gar Zurückstossung, wird das Leben nicht sinnvoll für das Individuum, so erfolgen jene Verbiegungen und Erkrankungen, deren Verlauf und Verursachung uns die Psychoanalyse schildert. An diese, auf eine Fülle von Experimenten gestützten oder, wo diese noch nicht zur Verfügung stehen, nur vorläufig formulierten Ansichten soll die Erziehung anknüpfen. Dass die herkömmliche Schule die Lernsituation als eine feste Gegebenheit hinnimmt und nicht ihr funktionelles Verhältnis zu der werdenden Persönlichkeit und ihren Sehnsüchten begreift, dass dadurch eine unendliche Menge von Fehlentwicklungen hervorgerufen wird, ist eine unleugbare Tatsache. Dass sie voll von Situationen sein muss, die wirklich stimulierend, d. h. sinnvoll für den Schüler werden können, Situationen, auf die er mit Förderung des seelischen Gleichgewichts reagiert, schliesslich mit dauernden Haltungen, Ansichten, einer „Weltanschauung“, die gefühlsbetont ist, wird mit Recht gefordert. Der falschen Praxis mancher Versuchsschulen, die das Ziel damit zu erreichen glauben, dass sie jedem Schüler die Freiheit lassen, sich seine Stimuli selbst zu suchen, tritt das Ideal der Guidance durch die planvolle Gestaltung von Situationen entgegen, die nach dem Stand unserer psychologischen und sozialen Einsicht in das, was jedem Alter und der entsprechenden sozialen Lage Bedürfnis ist, breit aufgebaut werden.

Eine Art zusammenfassender demokratischer Erziehungsphilosophie, in der viele der in den besprochenen Büchern behandelten Probleme wiederkeh-

ren, stellt die Schrift „The Purposes of Education in American Democracy" dar. Sie ist von der Educational Policies Commission der National Education Association unter Mitarbeit aussenstehender Experten bearbeitet und von dem Sekretär William G. Carr geschrieben. Die hier vertretenen Ziele werden wieder idealistisch postuliert. Amerika hat sich als Demokratie entwickelt, und die demokratischen Ideale, namentlich das des freien Menschen, der der Sinn aller demokratischen Institutionen ist, sind daher auch die Ziele aller Erziehung. Diese finden in der Gegenwart infolge der gewaltigen technologisch bedingten Änderungen des gesellschaftlichen Lebens eine neue Ausprägung. Richtig wird immer wieder darauf hingewiesen, dass es heute eigentlich keine einheitlichen Ideale geben kann. Das Problem einer Entscheidung und der Begründung der Entscheidung wird, soweit ich sehe, nicht gefühlt, vielmehr wird überall eine idealistische, humane Ethik für die Bestimmung demokratischer Erziehung zugrundegelegt. Die Schrift akzeptiert keine der besonders seit Spencer versuchten Tafeln, in denen die Ziele der Erziehung aufgestellt worden sind, sondern versucht eine neue, die man allgemein so formulieren könnte : Die menschliche Persönlichkeit in vorbildlich geordneter Beziehung zu den Gemeinschafts- und Gesellschaftsgruppen, denen sie angehört. Der letzte Abschnitt zeigt, wie sehr diese wahrhaft demokratischen Ziele durch reale Machtfaktoren behindert werden. So kommt es zu der Paradoxie, dass der Lehrer, dessen mangelhafte Ausbildung der Bericht betont, ein Funktionär der real bestehenden Demokratie ist und doch Wahrer der idealen Demokratie sein soll.[1])

Was wird nun nach all diesen philosophischen Betrachtungen der Ziele und der psychologischen Grundlagen der Erziehung praktisch auf diesem Gebiet geleistet und gefordert ? — Zunächst in der Schule selber ? Hier liegt der Bericht über die Erfahrungen einer Schülergruppe vor, von deren über 50 Mitgliedern selbst geschrieben, die 1932 in die Universitätsschule von Columbus, Ohio, eintraten und dieses Buch kurz vor ihrem Austritt 1938 zusammengestellt haben : Were we Guinea pigs ? Die jungen Leute beginnen mit einer Schilderung des gesellschaftlichen Hintergrundes. Und es ist interessant festzustellen, dass in dieser Versuchschule im Gegensatz etwa zu den deutschen der Republik eigentlich keine ganz armen Schüler waren, dass sie fast durchweg aus bürgerlichen Kreisen kamen, waren doch 85 % der Väter College-Graduates. Der weitere Bericht nimmt merkwürdigerweise auf diesen Hintergrund und seinen möglichen Einfluss auf die Gestaltung des Schullebens und der Schularbeit nicht Bezug. Er schildert sehr lebendig, wie sich beides entwickelt hat ; wie sich die Projekte zunächst in der Vereinigung von Sprache, Sozial- und Naturwissenschaft, dann in einer immer stärker werdenden Trennung der Fächer, in planmässiger Zusammenarbeit von Lehrern und Schülern, entwickelt haben ; wie in deren Bearbeitung weder die wissenschaftliche Methodik noch das persön-

---

[1]) Erziehung, doch wohl eine Funktion der in ihren Zielen nicht einheitlichen demokratischen Gesellschaft, bekommt die gefährliche Aufgabe, Gestalterin einer höheren Demokratie zu werden.

liche Bildungsbedürfnis des einzelnen vergessen wurde; wie immer mehr Arbeitsgebiete insbesondere künstlerischen und sozialen Charakters sich ergaben — etwa die Zeitschriften, die Organisation der Weihnachtsfeste, wie das Self Government aufgebaut wurde. Es ist sogar geglückt, das Übel, das sonst die persönlichen Beziehungen in der höheren Schule bedroht, den Examens- und Zeugnisbetrieb, zu beseitigen, resp. so zu humanisieren, dass er im Interesse der Entwicklung der individuellen Schüler ihre Schwächen diagnostiziert und ihre Arbeit orientiert. Der Bericht macht den Eindruck unmittelbaren Erlebens. Die Schule und der klare Bericht stellen eine ausserordentliche pädagogische Leistung dar.

Die Massen der amerikanischen Jugend haben nicht das Glück einer solchen Musterschule, ja nicht einmal einer ihnen entsprechenden Ausbildung. Darüber berichtet die unter dem Titel: Youth tell their story, von der American Youth Commission herausgegebene Untersuchung. Zunächst ein Wort über das Verfahren dieser Forschungsarbeit. Die Unterlagen sind durch persönliches Ausfragen der Jugendlichen von einem dafür sorgfältig geschulten Personal gewonnen. Einbezogen sind 13.528 Jugendliche beiderlei Geschlechts, verschiedener Rasse, der Altersklassen von 16-24, verschiedener Wohnbezirke, Schüler und Nichtschüler, Unterstützte, Nicht-Unterstützte, mit jeglicher Art von Vorbildung (— Elementarschule bis College-Graduates —), Angehörige verschiedener Religionen, Beschäftigungsgruppen und sozialer Herkunft. Es ist streng darauf gehalten, dass diese Gruppe von Jugendlichen in all diesen Faktoren ungefähr die in Amerika im ganzen herrschenden Verhältnisse repräsentiert. Ca. 60 Personen haben für das Ergebnis zusammengearbeitet.

Folgende Probleme sind behandelt; die Beziehungen der Jugend zu Haus und Familie, zur Erziehung, zur Arbeit, zur Freizeit, zur Kirche. Und zwar wird sowohl der objektive Sachverhalt wie auch die Einstellung der Jugendlichen dazu statistisch erschlossen und ausgewertet. Die Auswahl der Fragen geht offenbar z. T. darauf zurück, dass sie von den Jugendlichen selbst als Teile des Jugendproblems bezeichnet worden sind. Trotzdem fällt auf, dass wichtige persönliche Probleme wie das sexuelle, das allerdings heute durch das alles beherrschende ökonomische zurückgedrängt ist, garnicht behandelt oder höchstens im Zusammenhang mit anderen Fragen erwähnt wird. Es ist ebenso wenig klar, warum die Meinung der Jugend gerade über einige Punkte erforscht worden ist, die im Schlusskapitel zusammengestellt worden sind: Lohn, Unterstützung, Trinken, Abstimmung, Krieg etc. Es zeigt sich, wie stark der Zirkel der sozialen Bedingtheit ist, der das Kind aus gutem Hause in jeder Beziehung begünstigt, das Kind aus den armseligsten Verhältnissen, etwa der Negerarbeiter, handicapt, und wie wenig die öffentliche Erziehung leistet, um diesen Zirkel zu unterbrechen. Es zeigt sich zugleich, dass die wirtschaftliche Hilfe stärker nötig ist als die Schule, um Gleichheit der Entwicklungsmöglichkeiten für jeden Bürger der Demokratie zu gewährleisten; dass die Schule selber in ihrer ganzen Organisation den Nöten und Forderungen der Jugendlichen nicht entspricht, zum mindesten ausgedehnt werden sollte. Besucht sie heute durchschnittlich jeder 9 Jahre, so wären 12 zu fordern, um die heute unbeschäftigten 3.000.000 Jugendlichen von

einem Arbeitsmarkte zu entfernen, der sie nicht oder doch nur zu traurigen Bedingungen unterbringen kann, so dass die Jugend sinnlos verdirbt, niemals Erfüllung ihrer Wünsche in normaler Form findet, in Apathie gegen die ganze Welt hoffnungslos hindämmert, aber durchaus nicht, wie es so oft ausgesprochen wird, in revolutionärem Elan aufbegehrt. Alles muss geschehen, um die Aktivität der Jugend zu wecken, ihr Gelegenheit zu sinnvollem Ausdruck zu geben. Schon die ungeheuere Kriminalität in den U. S. A. und die absurden Milliardenkosten, die sie hervorruft, — 40 % der Verbrecher sind im Alter von 15-24 — sollten dazu zwingen, alles für eine sinnvolle Freizeitgestaltung der Jugend zu tun, insbesondere für eine soziale Betätigung, die ihren Neigungen entspricht, in Community Centers, auf Spielplätzen, etc. Schule und Kirche, denen diese Aufgabe vielfach zugeschoben wird, haben in dem Urteil der Jugendlichen andere spezifische Funktionen. Obwohl die Kirchen einen bedeutenderen Einfluss haben, als es scheint (3/4 der Jugend betrachten sich als zugehörig zu einer Kirche), als Träger der Freizeitgestaltung kommen sie nicht in Frage. So treten lohnende Beschäftigung, Gleichmässigkeit der Bildungsmöglichkeiten und Freizeitgestaltung als die drei grössten Nöte und Forderungen der Jugend heraus. Das objektive Material und die begründete Stellungnahme des Bearbeiters Howard M. Bell sagen mehr über die Erziehungsnotwendigkeiten der amerikanischen Gegenwart als dicke Bücher über Theorien der neuen Erziehung. Es sollte ein obligatorischer Text jeder Lehrerbildungsanstalt sein.

Wie das Federal Government an die genannten Jugendprobleme herangegangen ist, indem die National Youth Administration (N. Y. A.) geschaffen wurde, wie diese Organisation arbeitet, darüber berichten folgende beiden Bücher : The National Youth Administration, bearbeitet von Palmer O. Johnson und Oswald L. Harvey für das Advisory Committee on Education, verlegt von dem Government Printing Office in Washington, und Betty und Ernest K. Lindley : A New Deal for Youth.

Die erste Schrift enthält einen objektiven Bericht über die Organisation, Administration, Kosten sowie über die Projekte, ihre Durchführung und Erfolge. Im Anhang sind die statistischen Belege und ein ausgezeichneter Index, der es ermöglicht, sich schnell über alle Betätigungen der N. Y. A. zu orientieren. Es handelt sich um eine Organisation, die als Unterabteilung der W. P. A. in Verbindung mit den Staaten und Gemeinden sowie Vertretern aller an dem Jugendproblem interessierten Organisationen arbeitet, daher sehr billig funktioniert (5 % Verwaltungskosten) und im ganzen etwa 50 000 000 Dollars, also weniger zur Verfügung pro Jahr hat, als ein Kriegsschiff kostet, wie der eine Bericht erwähnt. Dabei sind die Leistungen ausserordentlich. Denn die N. Y. A., deren ursprünglicher Zweck der der wirtschaftlichen Hilfe sein musste, ist immer mehr darüber hinausgewachsen und hat das Feld der Erziehung in wertvoller Weise bereichert. Man nehme sich etwa die Work Projects vor, in denen allerdings auf einmal immer nur etwa 1/20 der erwerbslosen Jugend unterkommt, stelle fest, wie die Arbeit mit praktischem Unterricht verbunden ist, wie die Jugend für weiterführend freie Berufsschulkurse gewonnen wird, und man erkennt, dass hier nicht nur für die Verwertbarkeit verlorener junger Menschen gesorgt wird; dass sie nicht nur durch eine ihrem Alter und ihrer

Lage angepasste Berufsberatung in erheblicher Anzahl in den Produktionsprozess eingeordnet werden; dass sie nicht nur wirtschaftliche Werte für die respektiven Gemeinden und gemeinnützigen Unternehmungen schaffen, in denen sie arbeiten, sondern dass mit ihnen in dieser pädagogisch geleiteten Tätigkeit aller Art und jeden Niveaus eine menschliche Veränderung vorgeht und ein Bewusstsein des persönlichen Wertes erwacht. Kein Wunder, dass von hieraus Streiflichter auf die offizielle Schule fallen. Abgesehen davon, dass sie infolge wirtschaftlicher Verhältnisse noch immer an grosse Massen überhaupt nicht herankommt, habe sie es nicht verstanden, die Jugend von ihren praktischen Interessen aus für das Leben zu gewinnen. Es ist schon interessant, dass diese echteste Interpretation Pestalozzis nicht in der Schule geschieht, trotz aller Deklamationen über das „Activity Program". Und dasselbe Gefühl einer ausserordentlichen pädagogischen Bereicherung kommt einem bei der Betrachtung des anderen wesentlichen Projekts der N. Y. A., der Student Aid. Durch sie wird 3-400.000 Schülern der High-Schools, Colleges und sogar der Graduate Schools das Verbleiben in diesen Instituten ermöglicht. Das ist der wirtschaftliche Sinn. Wie aber darauf gesehen wird, dass entsprechende wissenschaftliche Aufgaben gefunden werden, die sonst nicht ausgeführt würden, wie diese den jungen Leuten entsprechend ihren Fächern zugeteilt und wie sie zu ihrer grössten persönlichen Bereicherung von ihnen erledigt werden, das ist eine pädagogische Leistung. Diese Unterstützung kommt schon dem zweiten bis dritten Teil derer zugute, die sie brauchen und beträgt auf der obersten Stufe, der Graduate School, bis 40 Dollars monatlich. So wirkt die N. Y. A. in beiden Projekten für die von der Demokratie in Amerika geforderte, aber bisher nicht erreichte „Equalization of Educational Opportunities".

Das zweite Buch fügt sachlich und statistisch kaum Neues hinzu. Aber es ist dasjenige, welches jeder interessierte Mensch, der nicht Fachmann ist, lesen sollte, um die Tragweite der geleisteten Arbeit zu verstehen. Hier sind Bilder mit Erklärungen, die die Vielfältigkeit der Projekte veranschaulichen, hier sind die persönlichen Berichte des Aufsichtspersonals und — noch interessanter — die Berichte der Jugend selber. Das ist ein ganzes sozialpädagogisches Repertorium von höchstem Wert und höchstem Reiz.

Schon einmal hat das Erziehungswesen eine grosse Anregung von einem Gebiet empfangen, das ausserhalb der offiziellen Einrichtungen stand, der sogenannten Erwachsenenbildung. Hier ist nun ein Abdruck aus dem englischen Yearbook of Education, der den heutigen Stand in Grossbritannien und U. S. A. schildert. Es handelt sich um ein Symposium, das W. E. Williams, der Sekretär des britischen Instituts für Erwachsenenbildung, mit einem Vorwort von Viscount Sankey herausgegeben hat: Adult Education in Great Britain and the U. S. A. Besondere Fachleute behandeln die verschiedenen Seiten des Problems und seiner Lösung. Am instruktivsten ist der erste und der letzte Aufsatz, weil hier ganz übersichtlich der Wandel der Motive und daher der Träger und des Inhalts der Adult Education geschildert wird. Von den alten Volksbildungsvorträgen, wie sie die University Extension und in Amerika die Lyceum-Bewegung darboten, geht der Weg zu der positiven Anteilnahme der Arbei-

terklasse in der Workers Educational Association, die wieder die Mitarbeit der Universitäten für die Tutorial Classes mit ihren für den Durchschnitt zu hohen Anforderungen fand, und bis zu den modernen Einrichtungen der Community Centers. In diesen finden nicht bloss formale Kurse statt, sondern alle Art freier Betätigung, besonders künstlerischer, handwerklicher und sportlicher Art. Sie werden unter demokratischer Mitwirkung der Beteiligten verwaltet.

Als die wichtigste Grundlage für jede Art und Stufe der Erziehung, für ihre Anpassung an die gesellschaftlichen Veränderungen gilt mit Recht die Lehrerbildung. Drei Professoren vom Teachers College, Columbia University, haben im Auftrage des Deans das Programm dieser zentralen Lehrerbildungsanstalt studiert und Vorschläge gemacht, die sie in folgender Schrift unterbreiten : Goodwin Watson, Donald P. Cottrell, Esther M. Loyd Jones : Redirecting Teacher Education. Sie gehen von dem unstreitigen Bedarf an solchen Lehrern aus, die nicht nur Unterrichter, sondern wirklich weltoffene Menschen sind, die ihren Beruf im Zusammenhang mit den Problemen der Gegenwart begreifen. Das wesentliche wird daher sein, diese geeigneten Menschen durch eine viel persönlichere und lebensgemässere Methodik zu finden, als sie in einseitig formalen Tests gegeben ist, und die Prüfung der Eingetretenen durch ihre ganze Collegezeit fortzusetzen, d. h. ihre Bewährung an berufsgemässen Aufgaben zu verlangen. Es wäre sogar ratsam, sie auch in der Praxis immer weiter zu verfolgen, für ihre Weiterbildung zu sorgen. Sind sie zugelassen, kann eine sorgfältige Beratung anstatt der üblichen formellen sie den Gebieten zuführen, für die sie wirklich Anlagen haben, und den Kursen, die sie für ihren Beruf brauchen. Oder besser : nicht formellen Kursen, sondern der Mitarbeit in Gruppen, die integrierte Lebensgebiete studieren, der Mitarbeit im Leben und an der Kultur der Zeit auch ausserhalb des College und an Aufgaben, die näher oder ferner mit ihrem zukünftigen Beruf verbunden sind. Immer wird dabei Wert auf die systematische Erweiterung des allgemeinen Gesichtskreises, spezieller Fachkenntnis und auf die Erlernung wissenschaftlicher Technik gelegt, die alle im Dienst des Lehrers heute nötig sind. Die stereotype Administration und Organisation und die äussere Ausstattung der Teachers Colleges ist diesem neuen Aufgabenkreis nicht angepasst. Die beiden ersten sind beweglicher zu gestalten, mehr auf Zusammenarbeit aller Departments und Lehrer einzustellen ; die Räumlichkeiten müssen moderne spezialisierte Instrumente enthalten, neue Räume müssen für neue Aufgaben hinzugefügt werden. Die Schrift fasst viele Forderungen zusammen, die mit vollem Recht heute erhoben werden und sowohl in diesem Lande an fortschrittlichen Instituten wie in Europa, besonders in der deutschen Republik z. T. auch durchgeführt wurden. Sie werden daher keinen Widerspruch finden, sie werden sachlich, klar und ohne Übertreibung vorgetragen.

Als ein Hindernis für den Fortschritt auf dem Gebiet der Erziehung wurden in vielen der genannten Schriften die herkömmliche Praxis der Verwaltung und die nicht genügend bewegliche Organisation des Schulwesens angesehen. Das Problem wird in der von der Educational Policies Commission der National Education Association herausgegebenen Arbeit

behandelt : The Structure and Administration of Education in American Democracy. Der Verf. ist im wesentlichen George D. Strayer, erste Autorität auf diesem Gebiet. Sein Ausgangspunkt ist die Notwendigkeit, die für Amerika besteht, den alten demokratischen Kampfruf wahrzumachen, dass jeder die gleichen Erziehungsmöglichkeiten haben soll. Daraus folgt eine Reorganisation der Schule, die ebenso den Anforderungen der verschiedenen Veranlagungen der Schüler wie den beruflichen Notwendigkeiten des Landes und denen eines leistungsfähigen und ökonomisch arbeitenden Betriebes entsprechen muss. Unter diesen Gesichtspunkten scheint sich der Aufbau der Schule nach einem 4-4-4-4 Plan durchzusetzen, in dem Kindergarten und die ersten 2 Jahre der heutigen Volksschule zu der ersten, die nächsten 4 Jahre der heutigen allgemeinen Schule zur zweiten, die nächsten 4 Jahre zur dritten im Sinne der heutigen Junior High School bereits innerlich gegliederten, und die letzten 2 Jahre der heutigen High School mit dem Junior College zur vierten Einheit mit vorberuflicher Tendenz zusammengefasst werden. Die Administration dieser einheitlichen Schule, die am besten auch in einem System öffentlicher Einrichtungen von Universitätsrang gipfeln soll, bleibe um der Wahrung der demokratischen Freiheiten willen in der Hand der Staaten und der von ihnen kontrollierten lokalen Autoritäten, die wiederum in allen pädagogischen Fragen dem Rate der von ihnen berufenen Fachleute und nicht dem Einfluss politischer Gruppen folgen dürfen. Ist das nicht wieder zu ideal gedacht und vielleicht wieder das öfter hervorgehobene Übersehen der gesellschaftlichen Dialektik ? — Wird also eine Kontrolle der pädagogischen Einrichtungen der Staaten durch die Zentralregierung abgelehnt, so steht dieser Bericht der Vergrösserung ihres pädagogischen Tätigkeitsbereiches, etwa sogar der Errichtung eines besonderen Sekretariats in Washington durchaus positiv gegenüber. Nur soll seine Arbeit einmal in der Linie der bisherigen liegen, wesentlich also der Forschungsarbeit dienen, dann diese insofern abändern und erweitern, als Geld nicht nur für bestimmte, jetzt von dort kontrollierte Erziehungszwecke den Staaten zur Verfügung gestellt wird, sondern für alle Zwecke, die diese im Interesse der Ausgleichung der Bildungsmöglichkeiten für nötig halten. Kontrolle aber soll nur finanziell ausgeübt werden. Private Erziehung möge neben dieser öffentlichen ruhig für besondere Interessen bestehen ; aber es widerspricht dem Gedanken der Demokratie, wie er in den meisten Staatsverfassungen ausgesprochen ist, dass das Geld des Steuerzahlers in irgendeiner Weise dafür zur Verfügung gestellt wird. Nach dieser Richtung sind die Kämpfe bereits entbrannt. Die amerikanische Lehrerschaft sieht in jedem Entgegenkommen, wie es viele Länder Europas z. B. gegenüber den Kirchenschulen gezeigt haben, mit Recht eine Gefährdung der Demokratie.

Die besprochenen Bücher führen von den Ideen amerikanischer Pädagogik über einige ihrer Auswirkungen im praktischen Erziehungswesen bis zu Vorschlägen, die für die äussere Organisation gemacht werden. Es hat sich erwiesen, dass alle pädagogische Arbeit in diesem Lande ihren Sinn und ihre Rechtfertigung in der Leistung sieht, die sie für die Stabilisierung und Weiterbildung der Demokratie vollbringt.

Besprechungen.

Philosophie.

Dewey, John, *Logic, The Theory of Inquiry. Henry Holt and Company. New York* 1938. *(VIII u.* 546 *S.; $* 4.—*)*

D.s Buch ist (nach den Arbeiten von Peirce) der erste systematische Versuch einer pragmatistischen Logik. Wegen seiner Vieldeutigkeit lehnt der Verf. den Begriff Pragmatismus zwar ab; wenn man den Pragmatismus jedoch richtig interpretiere, dann sei sein Buch „durch und durch pragmatistisch". Was er unter „richtig" versteht, wird aus dem folgenden Bericht deutlich werden.

Das Buch geht seinem Gegenstand nach über die traditionellen Arbeiten zur Logik weit hinaus. Es ist eine materiale Logik zunächst in dem Sinne, dass die Materie der Logik (die „Objekte", mit denen es logisches Denken zu tun hat) durchgängig in den Kreis der Untersuchung einbezogen, die logischen „Formen" nur in ihrem Konstitutionszusammenhang mit diesem Material diskutiert werden. Weiterhin wird die Logik in ihrer Verbindung mit der Entwicklung der Naturwissenschaften, zu einem geringeren Teil auch der Sozialwissenschaften, abgehandelt. Es finden sich Kapitel über Biologie, Kultur, Mathematik und Soziologie. Im krassen Gegensatz zur europäischen Tradition fehlt andererseits jede Auseinandersetzung mit der Geschichte der abendländischen Logik (Aristoteles ausgenommen); die transzendentale Logik bleibt unberücksichtigt, Hegel kommt nicht vor, ebensowenig Husserls Versuch einer Neubegründung der Logik.

Solche Haltung gründet im Wesen dieser Logik selbst. Der Ansatz und die Ebene der Problembehandlung ist so, dass eine Brücke zur europäischen Tradition kaum zu schlagen ist. Wie D. es einmal formuliert, wenn er das Grundproblem der Erkenntnistheorie: das Verhältnis des Begriffsinhalts zur Wirklichkeit als ein nicht-existierendes Problem bezeichnet: diese Fragen sind für ihn überhaupt keine Fragen. Sie können in der konsequent pragmatistischen Untersuchung gar nicht auftreten.

D. fasst die Prinzipien seiner Logik folgendermassen zusammen: „The theory, in summary form, is that all logical forms (with their characteristic properties) arise within the operation of inquiry and are concerned with control of inquiry so that it may yield warranted assertions. This conception implies much more than that logical forms are disclosed or come to light when we reflect upon processes of inquiry that are in use. Of course it means that; but it also means that the forms originate in operations of inquiry. To employ a convenient expression, it means that while inquiry into inquiry is the causa cognoscendi of logical forms, primary inquiry is

itself causa essendi of the forms which inquiry into inquiry discloses." Die logischen Formen entstehen „in operations of inquiry", „inquiry" ist ihre „causa essendi". Es gibt keine unveränderlichen allgemeingültigen obersten Grundsätze und Kategorien; die „Rationalität" der Logik ist ausschliesslich eine Angelegenheit der Beziehung von „means and consequences". Die obersten Grundsätze „state habits operative in every inference that tends to yield conclusions that are stable and productive in further inquiries"; ihre Gültigkeit beruht auf der „coherency of the consequences produced by the habits they articulate." Kategorien gewinnen ihre Allgemeinheit und Allgemeingültigkeit als ein Resultat von Operationen, in denen es sich herausgestellt hat, dass die Zusammenfassung bestimmter Eigenschaften (verschiedener Dinge zu einer „Art") unter einem Begriff in der Praxis brauchbare Ergebnisse abwirft. „Modes of active response" sind der Grund der Allgemeinheit der logischen Formen. Es sei schon hier vermerkt, dass „Praxis" (actions, modes of operation) für D. wesentlich die Praxis der Wissenschaft (inquiry) meint oder nach dem Modell der wissenschaftlichen Praxis charakterisiert ist, wenn auch alles getan ist, um die wissenschaftliche Praxis sowohl einerseits der ihr voranliegenden alltäglichen Erfahrung (der Welt des „common sense") wie anderseits der gesellschaftlichen Praxis anzugleichen.

Von dieser These aus: dass die logischen Formen als die Grundprinzipien der „inquiry" aus der Forschung selbst entspringen, ihrem Sinn nach funktional auf den Sinn der Forschung bezogen bleiben und sich — ebenso wie ihre „subject matter" — mit der Forschung selbst verändern, werden nun die „Bestandteile" des logischen Denkens abgehandelt. Die notwendige Auseinandersetzung mit der aristotelischen Logik besteht im wesentlichen aus dem Hinweis auf deren geschichtliche Gebundenheit. Der Fortschritt der Wissenschaft, die Überwindung der Lehre von dem Erkenntnisvorrang des Unveränderlichen und Unbewegten und von den substantiellen Formen macht die durch und durch ontologische Logik des Aristoteles unbrauchbar. Sie war, entsprechend der Klassenstruktur der griechischen Gesellschaft, eine Logik „of rational discourse"; ihre Begriffe waren isoliert „from the operations by means of which meanings originate, function and are tested." Das Bestreben, die Formen der aristotelischen Logik noch zu bewahren, als ihre materiellen Grundlagen schon längst nicht mehr vorhanden waren, ist nach D. der Hauptgrund für die leere Formalisierung der Logik.

Aus der funktionalen Idee der Logik als einer Mannigfaltigkeit von Sätzen und Begriffen, welche die Bedingungen von Forschung darstellen, ergeben sich zunächst folgende allgemeine Bestimmungen:

1) die Logik ist eine „progressive" Disziplin, die mit dem Fortschritt der Forschung selbst sich verändert, kein endgültiges, abgeschlossenes System;

2) die logischen Formen haben den Charakter von Postulaten, sofern sie Bedingungen formulieren, welche die Forschung erfüllen muss, um begründete Resultate liefern zu können. In diesem einzigen Sinne mögen die logischen Formen auch „a priori" genannt werden: wie der Vertrag im vorhinein bestimmte geschäftliche Unternehmungen regelt, so die Logik im vorhinein das wissenschaftliche Unternehmen der Forschung;

3) die Logik ist eine „naturalistische" Theorie, insofern eine Kontinuität

besteht zwischen den „natürlichen“ (physischen und biologischen) und den wissenschaftlichen Verhaltensweisen des Menschen; alle diese Arten des Verhaltens bedeuten ständige Anpassung der Mittel an die zu erreichenden Folgen. Da aber der Mensch „naturally“ ein gesellschaftliches Lebewesen ist, ist

4) die Logik zugleich eine „gesellschaftliche“ Theorie. Forschung ist bedingt durch die gesamte „Kultur“ einer Zeit; ihre Grundsätze und Begriffe lassen sich von dieser Bedingtheit nicht ablösen.

Es werden zunächst die natürlichen („biologischen“) und gesellschaftlichen („kulturellen“) Bedingtheiten der Logik untersucht. Subjekt der Forschung ist niemals ein isoliertes Ich, Bewusstsein oder Geist, sondern ein lebendiger Organismus mit „natürlichen“ Aktionen und Reaktionen auf seine Umwelt. Der Übergang vom tierischen zum menschlichen Verhalten ist wesentlich durch die Entwicklung der Sprache bestimmt. Im Zusammenhang mit den jeweils herrschenden Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten und Institutionen trägt sie entscheidend zum Aufbau der Rationalität, Objektivität und („relativen“) Allgemeinheit der Logik bei. Es ist zuerst die Allgemeinheit der Sprache, welche die Individuen zwingt, Forschung von einem Standpunkt aus zu betreiben, der nicht mehr nur ein „persönlicher“, sondern ein „gemeinsamer“ ist und zu identischen Resultaten für alle führen kann.

Der Hauptteil der logischen Untersuchung beginnt mit einer Analyse der Struktur der Forschung und der Konstruktion des Urteils. Denken (im logisch relevanten Sinne) meint nichts anderes als die Mittel und Wege, in denen die Menschen zu einer gegebenen Zeit ihre Forschungen anstellen. Forschung ist „the controlled or directed transformation of an indeterminate situation into one that is so determinate in its constituent distinctions and relations as to convert the elements of the original situation into a unified whole.“ Die Verwandlung einer unbestimmten in eine ausreichend bestimmte Situation geschieht durch „operations“, die zu einem wesentlichen Teil (da sie aus Handlungen bestehen, bei denen die Technik und die „organs“ der Beobachtung mitspielen) „existentieller“ Natur sind und die vorliegende Situation wirklich verändern. Dieses Eingreifen der Logik in die faktische Veränderung der Welt wird von D. stark betont. Ideen sind die sich als möglich präsentierenden Lösungen; sie sind Antizipationen dessen, was geschehen wird, wenn bestimmte Unternehmungen unter bestimmten Bedingungen ausgeführt werden. Ideen sind so nur funktional im Hinblick auf bestimmte problematische Konstellationen von Tatsachen zu definieren. Tatsachen ihrerseits gehen auch nur als „operational facts“ in die Logik ein. Nur wenn sie untereinander in einem Forschungskontinuum „organisierbar“ sind, können sie als „Test“ für Ideen dienen und Evidenzcharakter mit sich führen.

Ein Urteil ist „the settled outcome of inquiry“. Als solches wird es vom „Satz“ (proposition) abgegrenzt (eine Abgrenzung, die allerdings im Fortgang der Untersuchung nicht klar durchgehalten wird): das Urteil hat immer direkte „existenzielle“ Bedeutung, „alles, was im Urteil und für das Urteil existiert, ist raum-zeitlich“; das Urteil ist wesentlich „individual“, da es immer über eine bestimmte vorliegende Situation entscheidet, während

der Satz entweder allgemein, einzeln oder besonders ist und nur vermittelt, durch „Symbole" existentiell bezogen werden kann. Modell für das Urteil im definierten Sinne ist das Gerichtsurteil, das einen kontroversen Fall entscheidet (settles). Es folgt die Diskussion der traditionellen „Bestandteile" des Urteils; Subjekt, Prädikat, Kopula. Zunächst die Destruktion des Begriffs der „Substanz" — nach Aristoteles das gegebene ontologische Subjekt des Urteils. Die Substanz ist aber keine ontologische, sondern bloss eine logische Bestimmung. Ein Gegenstand kann als Substanz angesprochen werden, wenn auf Grund einer Anzahl von Operationen eine Vielheit koherenter Eigenschaften sich als brauchbar erwiesen hat, um als ein einheitliches Ganzes verwendet zu werden. Solche Vielheit kohärenter Eigenschaften, die z. B. einen Stuhl oder einen Meteor darstellen, „constitute in their ordered conjunction with one another valid signs of what will ensue when certain operations are performed. An object, in other words, is a set of qualities treated as potentialities for specified existential consequences." Das Prädikat bedeutet die vorgeschlagene mögliche Lösung eines gegebenen Problems (Bestimmung einer noch nicht bestimmten „Situation"). Z. B. wenn von einem Gegenstand (Zucker) geurteilt wird: das ist süss, so wird damit antizipiert, dass dieser Gegenstand, in irgendeine Flüssigkeit hineingegeben, diese süssen wird.

Die Kopula schliesslich repräsentiert den aktuellen Vollzug der Konstitution des Subjekts in einer nunmehr begründeten und bestimmten „Situation". Das Urteil ist hierdurch „vollendet" in einem strikt zeitlichen Sinne. Es hat sich ergeben als das Resultat einer Reihe von Operationen (partial judgments) nach folgendem Modell: über irgendeinen vorliegenden (und für den jeweiligen Zusammenhang der „Forschung" noch nicht genügend bestimmten) Sachverhalt soll etwas Bestimmtes ausgemacht werden. Aus der allgemeinen („kulturellen") und besonderen Situation, in der die Forschung stattfindet, ergeben sich gewisse mögliche Lösungen (Prädikationen). Sie werden „ausprobiert" und gegeneinander abgewägt. Hat sich eine dieser möglichen Lösungen als eine solche herausgestellt, die den Sachverhalt in einer für den Zweck der Forschung ausreichenden Weise bestimmt, ist das Urteil fertig.

Solche Interpretation des Urteils zwingt zu der Bestimmung des Urteils als wesentlich zeitlich. Das „ist" der Kopula meint (im Unterschied zum „ist" im „Satze", der ein nicht-zeitliches, rein logisches Verhältnis statuiert) immer ein „ist jetzt". „Dies ist rot" heisst: es ist jetzt rot, unter diesen gegebenen Umständen, in dieser vorliegenden Situation. Der Satz „Gerechtigkeit ist eine Tugend" hingegen meint ein nicht-zeitliches Verhältnis zwischen zwei Abstraktionen und hat als solcher noch keine „existenzielle" Bedeutung.

Wir heben jetzt die entscheidenden Punkte in D.s Lehre von der Begriffsbildung heraus. Die Charakteristika, durch welche eine „Art" begrifflich bestimmt wird, werden ausgewählt und angeordnet nach ihrer Eignung, den Fortgang der Forschung zu fördern. Keine „Art" ist „allgemein" in sich selbst, ebensowenig wie irgendeine Eigenschaft. Allgemeinheit meint ausschliesslich allgemeine Brauchbarkeit innerhalb der Forschung: „ ‚Common' designates, not qualities, but modes of operation."

Jeder Begriff, der die Forderung solcher Allgemeinheit erfüllt, der also eine „possible mode of operation“ repräsentiert, kann als „Kategorie“ gelten. Die Kategorie ist das logische Äquivalent dessen, was in der Praxis als eine „Haltung“ (attitude) bezeichnet wird.

Aus der Theorie der Sätze (propositions) sei nur die Lehre hervorgehoben, dass Wahrheit und Falschheit keine Eigenschaft von Sätzen sei. Sätze sind nur vermittelnde Schritte, um innerhalb eines Forschungszusammenhangs zu einem Urteil zu gelangen. Sie sind also Mittel zu einem Zweck. Mittel sind aber weder wahr noch falsch, sondern brauchbar oder unbrauchbar. Beispiel : „The syllogism ‚All satellites are made of green cheese ; the moon is a satellite ; therefore, it is made of green cheese‘ is formally correct. The propositions involved are, however, invalid, not just because they are ‚materially false,‘ but because instead of promoting inquiry they would, if taken and used, retard and mislead it.“

Die positive Bestimmung von Wahrheit im logischen Sinne wird nur in einer Anmerkung durch ein Zitat aus Peirce gegeben : „Truth is that concordance of an abstract statement with the ideal limit towards which endless investigation would tend to bring scientific belief, which concordance the abstract statement may possess by virtue of the confession of its inaccuracy and one-sidedness, and this confession is an essential ingredient of truth.“ In der Tat ist Wahrheit nicht das regulative Prinzip dieser Logik. Wenn jeder Begriff und jeder Satz nur ist, was er ist, durch seine Funktion im Kontinuum einer bestimmten Forschung, dann ist nicht Wahrheit, sondern „Ordnung“ (order) das Prinzip, das über die Bedeutung von Begriffen und Sätzen entscheidet. Die traditionelle Unterscheidung zwischen dem Begriff und seinem Gegenstand (form and subject matter) — die Grundlage der traditionellen Definition von Wahrheit — fällt fort, weil jeder Gegenstand nur „ist“ durch die Begriffe, mit denen die jeweilige Forschung ihn bestimmt, und Begriffe ihrerseits dem jeweiligen gegenständlichen Status der Forschung genau „angepasst“ sind. Erkenntnistheoretisch formuliert : die Differenz zwischen Begriff und Wirklichkeit besteht überhaupt nicht, sobald Wirklichkeit nur durch ihre aktuelle Funktion innerhalb eines Forschungs-Unternehmens begrifflich bestimmt wird.

Der letzte Teil des Buches : The Logic of Scientific Method, beschäftigt sich näher mit diesem Verhältnis der „logischen Formen“ zu ihrem Gegenstand. „Logical forms accrue to subject-matter in virtue of subjection of the latter in inquiry to the conditions determined by its end-institution of a warranted conclusion.“ Wie die Rechtsformen sich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung den wechselnden Bedingungen des gesellschaftlichen Handelns und seiner Konflikte anfügen und neue Typen von Konflikten neue Rechtsformen hervorrufen, so entwickeln sich auch die logischen Formen mit der Entwicklung der wissenschaftlichen Forschung. Diese Bestimmung des Verhältnisses von Form und Materie in der Logik führt D. zur Ablehnung der formalistischen Theorie : die logischen Formen sind niemals indifferent gegenüber ihrer Anwendung auf ein bestimmtes Material, so wenig, dass diese Anwendung sogar ihre „Form“ konstituiert.

Sofern die Grundposition von D.s Logik schon durch die prinzipielle Auseinandersetzung mit dem Pragmatismus und Positivismus getroffen ist,

die an anderer Stelle dieser Zeitschrift vorgelegt wurde,[1]) soll ihre Kritik hier nicht wiederholt werden. Es sei nur auf einige Tendenzen hingewiesen, die diese Position und ihre Kritik besonders deutlich machen. Charakteristisch ist die allgemeine Nivellierung der Theorie zur blossen Methode. Es ist wichtig, dass D. so grossen Wert darauf legt, den Abstand zwischen Wissenschaft und alltäglicher Praxis zu verringern, zu zeigen, dass die Theorie eigentlich nichts tue, als was die alltägliche Praxis — nur unmethodisch — auch tut. Die „Forschung" ist wirklich kaum mehr als der ins Akademische verlängerte „common sense". Die kritische Funktion der Theorie ist eingeschränkt auf die Kritik an vorliegenden Forschungsmethoden und -ergebnissen, die notwendige Folge einer Doktrin, für die Begriffe nur als Untersuchungsmittel funktionieren und Urteile nur eine Forschungssituation erledigen. Diese ununterbrochene Kontinuität, diez wischen der zum Wissenschaftsbetrieb eingeebneten Theorie und der alltäglichen Praxis statuiert wird, wächst sich zu einem Kontinuum des „common sense" aus. In den 1903 erschienenen „Studies in Logical Theory" hat D. einmal formuliert : „This point of view knows no fixed distinction between the empirical value of unreflective life and the most abstract process of rational thought. It knows no fixed gulf between the highest flight of theory and control of the details of practical construction and behavior." Solche vorschnelle Einigung von Theorie und Praxis muss die Theorie in Gänze einer theorielosen Praxis ausliefern. Theorie ist in Wahrheit mehr als Methodenlehre wissenschaftlicher Forschung. Sie transzendiert immer die gegebene Praxis zu dem, was sein kann, — sein kann nicht nur durch den Richterspruch der Forschung, sondern der Vernunft, Freiheit, des Rechts und ähnlicher „metaphysischer" Instanzen. Das Schicksal der Theorie mag davon abhängen, dass sie den Abgrund zwischen den „empirischen Wertungen" und der Vernunft, zwischen Gedanken und Wirklichkeit nicht zudeckt, sondern aufrechterhält und immer wieder aufreisst, bis er durch eine von der unverstümmelten Theorie geleiteten Praxis selbst geschlossen ist. Dann erst wäre es möglich, keine Kluft mehr zu sehen zwischen den höchsten Flügen der Theorie und der Kontrolle der alltäglichen Praxis.

Die Einschrumpfung der Theorie zur Methodik wissenschaftlichen Experimentierens und die Einschrumpfung der Praxis zu diesem Experimentieren selbst greift auch auf die Theorie der Gesellschaft über. Für die Gesellschaftswissenschaft gebe es nach D. nur Forschung als „complete abstraction from the qualities of sin and righteousness, of vicious and virtuous motives, that are so readily attributed to individuals, groups, classes, nations". Spinozas Gedanke, dass moralische Fragen in derselben Weise behandelt werden sollten wie die Enstehung von Gewittern, wird zustimmend aufgenommen; — aber kann die „natürliche" Einstellung auf die Tatsachen heute wirklich noch die Wahrheit fördern? Auch bei gesellschaftlichen Fragen sollen alle zu erreichenden Ziele nur als Hypothesen gelten, die in derselben Weise wie bei allen anderen Wissenschaften ausprobiert und verifiziert werden müssen. Andererseits ist es gerade der Begriff

[1]) Vgl. diese Zeitschrift, Jahrgang VI (1937), S. 4 ff.

der Hypothese und der Verifikation, der D. zu einer Ablehnung des modernen logischen Positivismus führt. Die Hypothese geht immerhin über den Bereich bestimmter Tatsachen und deren Organisation hinaus. Tatsachen können, betont D., in wissenschaftlich einwandfreier Weise bestimmt und organisiert werden, ohne dass sie verstanden sind. Verstanden sind sie erst, wenn ihre wirkliche Bedeutung, d. h. ihre „Konsequenzen" begriffen sind. Die „Konsequenzen" wiederum seien bei den Gegenständen der Sozialwissenschaften nur in der gesellschaftlichen Praxis der Menschen aufgehoben. Diese Praxis verändere auch den Begriff der Verifizierung. Sie mag zu einer gegebenen Zeit nicht möglich, ja eine gesellschaftliche Hypothese mag überhaupt nicht „direkt" verifizierbar sein, ohne deshalb schon sinnlos zu werden. Die Geschichte habe gezeigt, dass die Verifizierbarkeit einer Hypothese lange nicht so wichtig ist, wie ihre zielgebende Gewalt (directive power). — Diese Erkenntnisse D.s werden von ihm leider nicht ausgewertet : sie hätten die Lehre von der rein immanent-wissenschaftlichen Funktion der Begriffe gesprengt.

Bei allem Bestreben, die traditionelle Logik zu einem pragmatistischen Instrument konkreter Forschung zu materialisieren, bleibt D.s Logik im Entscheidenden idealistisch. Der fixe Punkt, an dem logisches Denken festgemacht werden soll, ist die „Forschung" : die vorliegende wissenschaftliche Untersuchung. So sehr sie in ihrer organischen und „kulturellen" Bedingtheit gesehen wird, ihre Struktur wird dadurch nicht verändert. Eigentlich „erzeugt" sie die Welt, die für die Logik in Frage steht : sie ist eine Welt von Gnaden der Wissenschaft. Das kommt an vielen Stellen zum Ausdruck. Was existiert, sagt D., ist von sich aus indifferent gegen Begrenzung nach Anfang und Ende, Ursprung und Untergang. Alles Woher und Wohin ist „strictly relative to the objective intent set to inquiry by the problematic quality of a given situation." „Event is a term of judgment, not of existence apart from judgment." Geschichte ist eine „Auswahl" von Bewegungen, die selbst wieder durch die Aufgabe und den Stand der Forschung bestimmt ist. Der Begriff eines Kausalgesetzes ist eine „figure of speech". Die Kategorie der Kausalität hat rein logische Bedeutung : sie dient der Forschung als Orientierungsmittel, bis ihr jeweils gegebenes Ziel erreicht ist. Das Subjekt der Forschung wird von D. überhaupt nicht analysiert. Alle erkenntnistheoretischen und selbst metaphysischen Probleme, die so souverän beiseitegeschoben werden, würden sonst als unerledigte wiedererscheinen.

Ist D.s Logik so einerseits idealistisch, ohne dass der Sinn und die Konsequenzen eines solchen Idealismus aufgeklärt werden, so bleibt sie andererseits naturalistisch. Die sichere und feste Einheit und Allgemeinheit, welche die Forschung nicht hergeben kann, soll durch die Biologie hergestellt werden : „The experiential continuum has a definite biological basis. Organic structures, which are the physical conditions of experience, are enduring. Without, as well as with, conscious intent, they hold the different pulses of experience together so that the latter form a history in which every pulse looks to the past and affects the future." Dem Angriff Humes auf die Notwendigkeit und Allgemeingültigkeit der Kategorien wird mit der Biologie geantwortet. Die Entwicklung der Biologie

habe die von Hume eingeführte Einheit der Gewohnheit überflüssig gemacht, an ihre Stelle könne weitgehend die Einheit des „organischen Verhaltens" der Menschen treten. Wie auf diesem Verhalten logisches Denken sich aufbaut, bleibt ungeklärt. Der Hinweis auf die Kontinuität der „niederen" mit den „höheren" Verhaltensweisen ist keine Antwort.

Herbert Marcuse (New York).

International Encyclopedia of Unified Science. Foundations of the Unity of Science. Vol. 1. No. 1 : **O. Neurath, N. Bohr and others,** *Encyclopedia and Unified Science. — No. 2 :* **Ch. W. Morris,** *Foundations of the Theory of Signs. — No. 3 :* **R. Carnap,** *Foundations of Logic and Mathematics. — No. 5 :* **Victor F. Lanzen,** *Procedures of Empirical Science. The University of Chicago Press. Chicago* 1938-39. *(VIII u.* 75 *S.; VII u.* 59 *S.;* 79 *S.; VII u.* 59 *S.;* $ 1.— *each.)*

Die lange und laut angekündigte Enzyklopädie der Einheitswissenschaft bringt in ihren ersten Heften eine bunte Reihe positivistischer Artikel, die nur durch die Wiederholung derselben Formeln und die Ausschaltung aller wirklichen Probleme aus der Theorie geeinigt sind. Man frägt sich immer wieder, welche Erkenntnisse denn eigentlich vermittelt werden sollen, oder, wenn solche Frage schon eine „metaphysical speculation" darstellt oder ein „overstatement" impliziert : was denn die Einheitswissenschaft mehr ist als die interne Angelegenheit der Arbeitstechnik einiger Gelehrter. Sie macht den Anspruch, mehr zu sein. Im ersten Heft erklärt O. Neurath mit Stolz, dass diese Enzyklopädie das Werk der grossen französischen fortsetze. Die Verwandtschaft ist nicht ganz legitim. Die französischen Enzyklopädisten kämpften deutlich genug gegen den politischen und religiösen Despotismus mit dem Hinweis auf Sachverhalte, die, obwohl sie heute nicht weniger aktuell sind, für die Erben der Enzyklopädisten nur noch zur ausrottungswürdigen Metaphysik gehören. Die anti-metaphysische Wissenschaftlichkeit der französischen Aufklärung war eine denunziatorische und so weit davon entfernt, die Tatsachen als letzte Instanz aufzustellen. Die Ideen, für die sie eintrat : Vernunft, Freiheit, Glück, Toleranz waren sicher nicht durch beobachtbare Ding-Prädikate ausweisbar. Mit der Feststellung, dass solche und andere metaphysische Begriffe sich nicht auf Tatsachen zurückführen lassen, wird der Wahrheit heute gewiss nicht geholfen. Hinterweltlertum und Unterdrückung berufen sich gegenwärtig — wie an anderer Stelle dieser Zeitschrift ausgeführt[1]) — weniger auf unausweisbare Vorstellungen als auf Tatsachen. Die befreiende Kritik sollte demnach heute mehr gegen die Autorität der Tatsachen als gegen den Glauben an ihre Unzulänglichkeit gerichtet sein.

Wesentlich bescheidener formuliert Neurath die Aufgabe der Enzyklopädie durch die Frage : wodurch kann ein Maximum wissenschaftlicher

[1]) Max Horkheimer, Der neueste Angriff auf die Metaphysik. Jahrgang VI, 1937, S. 4 ff. — Die hier gegebenen kritischen Bemerkungen setzen diese prinzipielle Auseinandersetzung mit dem Positivismus voraus.

Zusammenarbeit erreicht werden, wenn es keine „Überwissenschaft" gibt, welche die einzelnen Wissenschaften einheitlich begründen könnte? Die logische Analyse wissenschaftlicher Urteile, welche diese Zusammenarbeit ermöglichen soll, wird in ihrer allgemeinen Form am besten von Carnap dargestellt. Das Prinzip der Reduzibilität führt auf die „thing-language" als die gemeinsame Basis wissenschaftlicher Begriffe: „it is the language that we use in speaking about the properties of the observable (inorganic) things surrounding us". Die Begriffssprache der Physik und der Biologie lasse sich ohne Schwierigkeiten auf die „thing-language" zurückführen. Bei der Psychologie sei das zwar etwas problematischer, aber wenn sich auch manche ihrer Begriffe nicht als biologische Sachverhalte „definieren" lassen, so seien sie doch zweifellos auf solche zu reduzieren. Dazu genüge es, den physiologischen oder „behavioristischen" Vorgang zu kennen, der dem psychologischen Terminus entspricht (z. B. bei dem Terminus „ärgerlich" die physiologischen und behavioristischen Vorgänge, die einen ärgerlichen Organismus kennzeichnen). Bei den Sozialwissenschaften schliesslich sei jeder Begriff auf Termini der Biologie, Psychologie und Physik „including the thing-language" zurückführbar, da es sich hier durchgängig um Gruppen von Menschen und anderen „Organismen" handele, die „in terms of the members, their relation to one another and to their environment" beschrieben werden können. „The result of our analysis is that the class of observable thing-predicates is a sufficient reduction basis for the whole of the language of science, including the cognitive part of the everyday language".

Dass dies falsch ist, ist ebenfalls an anderer Stelle zu zeigen versucht worden. Keiner der neuen Enzyklopädisten sorgt sich um das, was bei einer solchen Reduktion einfach aus der Wissenschaft herausgestrichen wird. Die Begriffe der Philosophie waren den beobachtbaren Ding-Prädikaten gegenüber bewusst transzendent: sie wiesen auf Sachverhalte hin, die wahr sind, obwohl sie nicht auf Beobachtungen reduziert werden können. Dass zur Wirklichkeit auch „reale Möglichkeiten" und ihre Verwirklichung gehören, diese Wahrheit ist den modernen Positivisten verloren gegangen. Auch wo sie von Möglichkeiten reden, bleiben sie im Bereich des schon Gegebenen. Die richtige Kritik philosophischer Begriffe ist nicht eine Kritik ihrer blossen Transzendenz, d. h. eine Zurücknahme der Unterscheidung von Wirklichkeit und Tatsache, sondern eine Analyse der Methoden und Formen ihrer Verwirklichung. Die positivistische Kritik hingegen ist auf eine Kritik der Sprache zusammengeschrumpft, und sie kritisiert an der Sprache gerade das, was diese noch von jener echten Kritik aufbewahrt hat.

Diese Einschrumpfung wird deutlich in V. F. Lanzens Arbeit über „Procedures of Empirical Science". Die Einheitswissenschaft vergisst leicht, dass es sich bei der Erkenntnis um die Menschen und ihr Schicksal handelt. Die Begriffe „social" and „society" treten vornehmlich dort auf, wo es um das Geschäft beobachtender und experimentierender Gelehrter geht, — der Gegenstand ihrer Beobachtungen und Experimente ist relativ gleichgültig. „The development of the concept of an object is completed by the hypothesis of the identity of the perceptible objects of a society of observers. Thus, the concept of objective thing is social; science is tested

by social procedure. The scientific criterion of objectivity ultimately rests upon the possibility of occurrence of predicted perceptions to a society of observers". Das Gesellschaftliche ist, von allen Antagonismen gereinigt, aufgehoben bei einem Verein wohlmeinender und vorurteilsloser Forscher, die sich über alle offenen Probleme schon einigen werden. Worüber keine Einigung erzielt werden kann, und seien es auch die einzigen der Erkenntnis würdigen Probleme, das gehört nicht in die Wissenschaft. — Der „wesentliche Unterschied" zwischen Gesellschaftswissenschaft und Mechanik soll darin liegen, dass die Komplexität gesellschaftlicher Vorgänge kontrollierbare Experimente und damit die gelehrte Konvenienz so schwer mache. Selbst bei Dewey wird die gesellschaftliche Bedeutung der Wissenschaft zu einer Frage der Kooperation und Koordination von Gelehrten, die zu einer „wissenschaftlichen Haltung" stehen, welche den Verrat an der gesellschaftlichen Bedeutung der Wissenschaft geradezu impliziert. Dabei weiss D. sehr wohl von der „aktiven Opposition", die „Klasseninteressen, nationalistische und rassistische Ideologien und andere mächtige Institutionen" gegen die Wahrheit betreiben. Charles W. Morris vollends sieht in den „gesellschaftlichen Faktoren" der Semiosis nur noch sprachliche Gegebenheiten. Der Hinweis auf sie zeigt, wie tief der Konformismus die Struktur der Semiosis bestimmt : „To understand a language is to employ only those sign combinations and transformations not prohibited by the usages of the social group in question, to denote objects and situations as do the members of this group, to have the expectations which the others have when certain sign vehicles are employed, and to express one's own states as others do — in short, ...to follow the rules of usage (...) current in the given social community". In diese Beschreibung des Verstehens der Sprache ist nicht nur die vollendete Realitätsgerechtigkeit, sondern auch die vollendete Begriffslosigkeit eingegangen. Über das Verständnis der wirklichen Begriffe, die eine Sprache enthält, entscheidet keineswegs der normale Konsensus über den Gebrauch von Zeichen, sondern eine Theorie der Gesellschaft, die jeden solchen Konsensus kritisch transzendiert. In der Semiotik ist die „Anstrengung des Begriffs" ersetzt durch die unmittelbare Gleichschaltung, die sich als letzte wissenschaftliche Exaktheit aufspreizt.

Gewiss, diese Deutung des einheitswissenschaftlichen Vorhabens knüpft an „herausgerissene Sätze" an und macht aus diesen eine Weltanschauung. Die modernen Enzyklopädisten wollen keine Philosophie und keine Weltanschauung proklamieren. Sie sind viel bescheidener und wollen sich nur dem internen Verkehr des Wissenschaftsbetriebes widmen. Aber diese Bescheidenheit ist falsch. „Foundations of the Unity of Science" ist keine Angelegenheit solchen internen Verkehrs. Noch weniger sind es die „Foundations of Logic and Mathematics", die R. Carnap im dritten Heft vorlegt. Wer die Entwicklung der abendländischen Philosophie auch nur oberflächlich kennt, weiss, dass eine Untersuchung über die Grundlagen der Logik eine Untersuchung über die Grundlagen der Philosophie selbst ist. Es gibt in der Geschichte der Philosophie nur drei wirkliche Grundlegungen der Logik : die aristotelische, die transzendentale und die dialektische. Alle drei haben zumindest dies eine gemeinsam : das Bewusstsein der

Unmöglichkeit einer formalen Logik. Wenn es die Logik mit den allgemeinen Bedingungen der Wahrheit zu tun hat, und die Wahrheit im Denken und Handeln der Menschen aufgehoben ist, dann sind diese Bedingungen von dem Inhalt des Denkens und Handelns nicht abzutrennen. Sie ändern sich mit seiner Veränderung. C., der noch immer Aristoteles für den Begründer der formalen Logik hält, unternimmt nichts anderes als die Regeln solcher Logik, die selbst nur eine Formalisierung der aristotelischen ist, noch einmal zu formalisieren, oder eher zu mathematisieren. Seine Semantik bewahrt zwar in der Beziehung des Zeichens zum Bezeichneten (Designatum) die Erinnerung an einen Inhalt der Sprache. Aber das Bezeichnete ist hier selbst nichts weiter als das Zeichen für einen möglichen Inhalt. Entscheidend bleibt nur die — schliesslich auf Konvenienz beruhende — Eindeutigkeit der Zuordnung von Zeichen und Bezeichnetem, nicht aber die Bedeutung des Bezeichneten im konkreten Zusammenhang der wirklichen Sprache.

Je formaler die Logik wird, um so mathematisch exakter wird sie, und um so weniger spielt die Wahrheit in ihr eine Rolle. Das Wort, das sie bezeichnet, könnte ebensogut durch ein mathematisches Symbol ersetzt werden wie andere Inhalte. Ein „Begriff" ist sie in der Einheitswissenschaft schon lange nicht mehr. — Das ist eine Konsequenz des unverstandenen Festhaltens an der Tradition der formalen Logik. Die abendländische Logik ist seit Aristoteles eine Theorie der Aussage, näher des Urteils. Wahrheit galt als eine „Eigenschaft" des Urteils, und die Entsprechung mit der „Wirklichkeit", die dabei impliziert ist, wurde zu einem Problem, das die Dimension der Logik überschritt. Die Einheitswissenschaftler übernahmen ohne weiteres den Ansatz der Urteilslogik, ohne eine Ahnung davon zu haben, wie viele „metaphysische" Hypothesen sie dabei mitschleppen. Schon ein Durchblättern der hegelschen Logik genügt, um etwas von dieser Metaphysik ins Bewusstsein zu bringen. Die Fähigkeit des Urteils, wahr sein zu können, ist unablösbar mit der von den Einheitswissenschaftlern so perhorreszierten Idee der Vernunft, ja sogar der Identität von Denken und Sein verbunden. In der Wahrheit kommen Denken und Sein zusammen : das Sein wird dem Denken zugänglich, und das Denken verwirklicht sich. Allerdings hat die formale Logik, besonders in ihrer modernen Gestalt, alles getan, um diese Verbindung zu verdecken. Die Wahrheit wurde ihr dabei zur Richtigkeit. Dass ein Urteil richtig sein kann und doch ausserhalb der Wahrheit, war von je eine Crux der formalen Logik. Hegel hat mit Hohn die Leute behandelt, welche die Logik immer noch auf Urteile wie : Die Rose ist rot, der Schnee ist weiss, aufbauen. Bei solchen Urteilen ist überhaupt noch keine „Beziehung auf den Begriff vorhanden", daher auch noch keine Wahrheit. Sie begreifen nichts ; sie halten nicht die begriffenen Möglichkeiten der Dinge kritisch gegen ihr gegebenes Dasein ; sie stellen nur fest, was schon feststeht. Sie bewegen sich nicht in der Zweidimensionalität von Wesen und Tatsache, welche der eigentliche Ort der Wahrheit ist, sondern nur in der Eindimensionalität der Tatsachen.

Das ist exakt die Sphäre der einheitswissenschaftlichen Logik. Das Wort Wahrheit dient nur noch dazu, anzugeben, wie und wann aus schon bekannten Richtigkeiten andere Richtigkeiten ableitbar sind, die

mit den schon bekannten in einer Ebene liegen. Auch die „Voraussagen", auf die der neue Positivismus so grossen Wert legt, kommen aus der Dimension des immer schon Gegebenen nicht heraus; sie verlängern nur die vorliegenden Tatsachen bruchlos in die Zukunft. — Die Bedingungen der Wahrheit erschöpfen sich in Spielregeln, die sich aus der korrekten Zuordnung von Zeichen zu Designaten ergeben. Die erschütternde Komik, durch die sich diese Grundlegung der Logik vor allen anderen auszeichnet, kommt wahrscheinlich nicht nur aus der Hilflosigkeit des Laien gegenüber höherer Mathematik. Wir zitieren das Beispiel eines Beweises nach Carnap:

PS 1 wenn..., so [wenn nicht..., so...]
PS 2 wenn [wenn nicht..., so...], so...
PS 3 wenn [wenn..., so [wenn nicht..., so...], so...].
so [wenn [wenn [wenn nicht..., so...,] so...],
so [wenn..., so]]

(here, ‚wenn nicht..., so...' has been taken for ‚———', and ‚———' for ‚‚—.—')

Die Komik liegt hier vielmehr in der Sache selbst. Worte, die innerhalb einer wirklichen Sprache eine wirkliche Bedeutung für die Wahrheit haben, werden aus ihrem ursprünglichen Bedeutungszusammenhang herausgerissen und in eine Leersprache hineingestellt. Aber der Inhalt der Fragmente wirklicher Sprache wird trotz aller logistischer Veranstaltungen immer noch mit-assoziiert, und aus dem Zusammenstoss dieser inhaltsgesättigten Bruchstücke mit der schlechthinnigen Inhaltlosigkeit der logistischen Sprache entsteht die Schockwirkung, die sich im Lachen befreit. Derselbe Sachverhalt liegt bei dem Beispiel vor: „The sentence ‚Mond ist blau' is true if and only if the moon is blue".

Diese kritischen Bemerkungen zu dem Unternehmen der Einheitswissenschaft sind gewiss ein Angriff von einer der Richtung feindlichen Philosophie her. Sie dringen nicht in die Ausführung der Einzelprobleme ein. Mit ihnen mag alles in Ordnung sein. Die Gefahr liegt in den Motiven, die das Unternehmen tragen, und diese sind nicht aus ihm heraus angreifbar. Schlecht und unwahr sind die Voraussetzungen, auf Grund deren gearbeitet wird, — die Arbeit selbst mag sehr fein und sehr exakt sein.

Herbert Marcuse (New York).

Wahl, Jean, *Études Kierkegaardiennes. Éditions Montaigne. Paris* 1938. *(745 S.; fr. fr.* 100.—*)*

Lowrie, Walter, *Kierkegaard. Oxford University Press. London u. New York* 1938. *(XIX u.* 636 *S.;* 25 *s.,* $ 7.—*)*

The Journals of Søren Kierkegaard; a selection, edited and translated by Alexander Dru. Oxford University Press. London u. New York 1938. *(LXI u.* 603 *S.;* 25 *s.,* $ 7.—*)*

Seit der Rezeption Max Schelers bildet sich in Frankreich eine existentialphilosophische Schule, die sich um die Recherches philosophiques gruppiert und die Meinungen der Heidegger und Jaspers propagiert. Das kompendiöse Werk Jean Wahls dient der Absicht, jene Bestrebungen durch

Dokumentation zu stützen und auf den Ursprung der Existenzphilosophie in Kierkegaard zurückzugehen, der bei der akademischen deutschen Seins- und Daseinsphilosophie offen zutage liegt. Kierkegaard ist seit der Studie von Bach (1903) in Frankreich keineswegs ganz unbekannt geblieben. W.s Buch aber unternimmt es dort zum ersten Mal, ihn als biographische und theoretische Figur monumental darzustellen. Die Studien sind von grösster Sachkenntnis, Belesenheit und Sorgfalt ; sie bemühen sich vorab um sprunglose, einstimmige Motivationen. Aber sie zählen, um eine von W.s eigenen Unterscheidungen aufzunehmen, durchaus zu den „Interpretationen" und nicht den „Explikationen". Sie verhalten sich stets exegetisch, meist apologetisch : für Kritik, seis an Kierkegaard selber, seis an den modischen Epigonen, wird kein Raum gelassen, und die Fragen, die in dem kurzen Kapitel „Conclusions, Questions" erscheinen, sind von der geruhigen Form : war Kierkegaard autoritär an heilige Texte gebunden ? oder : war der Kierkegaardsche Paradoxiebegriff blosse Rationalisierung privater Erfahrungen ? Diese Fragen werden nirgends bis zur philosophischen Analyse des Kierkegaardschen Subjektivitätsbegriffs selber und der Fiktion vorgetrieben, die hinter der Lehre von dem absolut sich zu sich selber verhaltenden Einzelnen steht. Gegen den exegetischen Respekt wäre aber gerade Kierkegaard in Schutz zu nehmen. W. macht ihn zu einem Klassiker und bringt ihn um den Stachel, den er nicht bloss im eigenen Fleische fühlte, sondern gegen die Gesellschaft kehrte : „Kierkegaard est avec Nietzsche le maître de la dialectique existentielle." Die Verharmlosung des Mannes, der schliesslich den „Augenblick" herausgab und erklärte, im Christentum könne der Satz, der Mond sei aus grünem Käse gemacht, als Staatsreligion durchgesetzt werden, sobald Prediger dafür bezahlt würden — die Verharmlosung eines trotz allem echten Feindes des Bestehenden wird besonders manifest daran, dass Heidegger und Jaspers, die zuerst in grösserem Stil Kierkegaard konformistisch und ideologisch umgebogen haben, in langen eigenen Abschnitten mit diesem inter pares behandelt, ihre Relationen subtil diskutiert werden, ohne dass geschähe, was selbst von der getreuen Exegese gefordert werden müsste : der Protest gegen den Missbrauch des Kierkegaardschen Opfers von unglücklichem Bewusstsein zum festlichen Kult der Finsternis. Nur einmal dämmert die Einsicht : „On peut se demander si l'effort philosophique de Heidegger et de Jaspers ne consiste pas à montrer dans certains concepts de Kierkegaard les présuppositions nécessaires de toute étude phénoménologique et si leur œuvre n'est pas une sécularisation et une généralisation de celle du penseur danois." Mit anderen Worten : ob es ihn nicht ambitiös verflacht. Bei Kierkegaard selbst jedenfalls ist, in der „Unwissenschaftlichen Nachschrift", der Begriff der Ontologie ausdrücklich abgelehnt. — Sonst herrscht bei W. ungebrochene Solidarität nicht bloss mit Kierkegaard, der von ihr nichts wissen wollte, sondern auch mit dem emsigen Betrieb, der ihn „mediiert" — bis hinab zu den kernigen Hausphilosophen von Eugen Diederichs. In der wissenschaftlichen Sphäre jedoch leistet W.s Buch alles, was es zu leisten sich vornimmt.

Das Buch von Lowrie ähnelt dem Wahlschen darin, dass es durch ausführliche Dokumentation eine Leserschaft für Kierkegaard zu gewinnen

trachtet, von der vorausgesetzt wird, dass sie die Texte nicht kennt. Aber die Bemühung um englische und amerikanische Interessenten ist von der um französische recht sehr verschieden. Wo W. geisteswissenschaftliche Motivation sich angelegen sein lässt, begnügt L. sich mit der biographischen. Kierkegaards These, dass die Subjektivität die Wahrheit sei, wird zum billigen Vorwand der Selbstbescheidung : „And because his works are so largely autobiographical, or reflect his own life in its successive stages, no interpretation of them can be intelligible which is not essentially biographical" (IX). Die Biographie ist orthodox in mehr als einem Sinne. Sie hält sich strikt im Rahmen der, fast möchte man sagen, Bayreuthischen Kierkegaardüberlieferung, wie sie heute durch die Namen Eduard Geismar und Emanuel Hirsch vertreten wird. Der unablässige Drang zur Rechtfertigung des Heros verbietet dem kasuistischen Verfahren jede kritische Einsicht in die Selbststilisierung von Kierkegaards Leben. Die Beziehung zu Regine, der provozierte Streit mit dem „Korsaren", die letzte Krankheit — all das erscheint, wie die Kierkegaardschen Zauberformeln es urgieren, und das ganze Streben des Biographen beschränkt sich darauf, mögliche Widersprüche zu glätten. Den einzigen pragmatischen Gewinn der Studie mag man darin sehen, dass sie den politischen Konservativismus als Hintergrund Kierkegaards deutlicher werden lässt, als psychologisch orientierte Autoren es vermögen. — Der biographische Eifer verblendet L. gegen Kierkegaards philosophischen Inhalt und kehrt sich damit notwendig gegen die „Subjektivität" selber, wofern diese durchaus die Wahrheit sein soll. Das ist zumindest an einem Fall herauszustellen. L. gibt im Anhang ein insgesamt fragwürdiges Glossar der Kierkegaardschen Terminologie. Unter dem Stichwort dialectics findet sich die folgende Weisheit : „Since S. K. criticizes sharply Hegel's ‚dialectical method', it must not be supposed that the dialectics he so much insisted upon is the same thing. Both deal with opposites, but the difference is that, whereas Hegel ‚mediates' between them and thus reaches a point of repose, S. K.'s thought continually vibrates between the opposite poles, recognizing that contradiction and Paradox are inherent in Existence, which because it resists the effort of the reason to regiment it into a system is denounced by reason as ‚the absurd' ". Man braucht L.'s Karikatur der Vermittlung als eines Ruhepunkts bloss die berühmte Definition aus der Hegelschen Phänomenologie entgegenzustellen, nach welcher die Vermittlung „nichts anderes als die sich bewegende Sichselbstgleichheit... oder, auf ihre reine Abstraktion herabgesetzt, das einfache Werden" ist, (ed. Lasson, S. 14/15) um einzusehen, welcher Segen Kierkegaard durch die Beschränkung auf seine „Existenz" widerfährt. Dass Kierkegaard bis in die innersten Zellen seines Widerspruchs von Hegel determiniert ist, ja, dass er diesem seinen wichtigsten Gegenbegriff, den des qualitativen Sprungs, verdankt, ist L. unbekannt geblieben. Daher ist er denn auch gänzlich unfähig, die Kierkegaardsche Konzeption der Dialektik selber zu verstehen. Er kommt zu der grotesken Behauptung, in Kierkegaards letzter Phase, die L. bedenkenlos als positiv christlich ansieht, sei Kierkegaard, offenbar nun selber auf dem Ruhepunkt, „nicht mehr dialektisch" gewesen. Als ob es keine dialektische Theologie gäbe.

Der völlige Mangel an Erudition wie an Eindringlichkeit des Gedankens macht die Tiraden gegen den „Professor“ und die Forschung, die L. Kierkegaard nachbetet, doppelt peinlich. Welche Funktion sie jedoch bei L. annehmen, verrät der Satz : „Eric Przywara, one of the most talented of the younger Jesuit theologians, has written a prodigiously clever book about S. K. — so clever that I do not pretend to understand it“. Kierkegaard hat gewiss seinen Hegel gehasst, aber er hat sich wenigstens nicht dessen gerühmt, ihn nicht verstanden zu haben. Heute ist er selber dem hämischen Obskurantentum in die Hände gefallen. — L. meint nicht mit Unrecht, dass Kierkegaard, vertreten durch Barth, der protestantischen Opposition in Deutschland den Rücken stärke. Es wäre nicht überflüssig, ihm die Frage vorzulegen, ob sein eigenes Buch, von Emanuel Hirsch zu schweigen, ebenso sich bewähren könnte.

Gleichzeitig mit dem Buch L.s — kierkegaardisch gesprochen : als „Korrektiv“ — lässt die Oxford University Press eine schöne Ausgabe der Tagebücher erscheinen, die Alexander Dru sorgfältig ausgewählt und übersetzt hat. Prinzipiell an der zweibändigen Haeckerschen Ausgabe orientiert, ist sie auch für den deutschen Leser von Wichtigkeit, weil sie eine ganze Reihe Stellen bringt, die Haecker nicht gibt. Für die Kenntnis Kierkegaards bleiben die Tagebücher unschätzbar : sie halten sich gleich weit von der philosophisch aufgeblähten Selbstrationalisierung und von der fiktiven Predigt ; sie reduzieren wesentliche Motive des Kierkegaardschen Denkens auf einen Erfahrungskern, der besser sich ausweist als bloss psychologisch. T. W. Adorno (New York).

Grebe, Wilhelm, *Der tätige Mensch. Untersuchungen zur Philosophie des Handelns. Verlag für Staatswissenschaften und Geschichte. Berlin* 1937. *(XII u.* 107 *S. ; RM.* 5.—*)*

Der Autor kommt her von den Naturwissenschaften und der empiriokritischen Erkenntnistheorie, versucht aber angelegentlich, sich dem marktbeherrschenden Tiefsinn gleichzuschalten. Pedantische Servilität bringt es wahrhaft zur Selbstaufopferung : ein nüchterner Schulmeister affektiert die Sprache eines von den Schauern des seienden Seins soeben angewehten Vorsokratikers. Anstatt immer mal wieder vom unmittelbar Gegebenen und vom mittelbar Gegebenen zu erzählen, wartet er mit radikalen Fragen, Problemen und Eigentlichkeiten auf, dass sich die Balken biegen. Das sieht dann so aus : „Die unsere Zeit kennzeichnende äusserste Steigerung aller Tätigkeit und Anspannung aller schöpferischen Kräfte, zumal das grosse politische Geschehen als solches, haben dieses Phänomen in seiner Eigentlichkeit und unverdeckten Ursprünglichkeit der Philosophie gleichsam vor Augen geführt, und diese hat es als einen Tatbestand höchster philosophischer Relevanz aufgegriffen, um sich durch seinen Gehalt und seine Problematik hinleiten zu lassen zu einem vollen und reinen Verständnis von Mensch und Welt.“ Was in solchen Schalen gekocht wird, ist nicht bloss so alt wie der Westerwald, sondern hat obendrein auch echt Westerwälder Geschmack : „Dieser Sinn des Erziehens ist hergenommen vom Sinn des menschlichen Lebens überhaupt, wie er diesem in seinem

Gelebtwerden selbst einwohnt und dessen Ernstcharakter ausmacht. Tüchtigkeit und Leistung, die mit allem pädagogischen Tun notwendig gesetzten Ziele, werden adäquat erfasst allein durch diese Bestimmung des Erziehungszwecks." — Der zweite Abschnitt ist eine Heideggerkritik, vor der man sich mit Staunen in der Haltung des Heideggerapologeten wiederfindet. Die letzten kritischen Residuen der Existentialontologie werden von der aufbauwilligen Tüchtigkeit beseitigt : „Das menschliche Dasein ist nicht sinnlos: das ist die kategorische Erklärung, mit der dieses Dasein selber der Lebensphilosophie entgegentritt, um sich ihr gegenüber und gegen sie zu behaupten." — Der Schluss zeigt einen charakteristischen Wesenszug der willfährigen Denkerei : die mythischen Verhaltensweisen, die man preist, werden entlarvt, indem man sie übereifrig und reflektierend sich selber zuschreibt : „Ja sagen zum Schicksal und es doch verneinen, es erleiden und es doch beherrschen, d. h. ihm ins Gesicht schauen und sich ihm stellen : das ist die Haltung wahrhaften Menschentums. Diese Haltung entspricht dem Idealbild des Menschen, wie es, schlechthin gültig und aller ‚Zeitgebundenheit' entrückt, nichts anderes als das Wesen des Menschen zur Darstellung bringt, und sie bestimmt zugleich und in eins damit den echten und tiefen Sinn von Schicksal, jenen Sinn, der nichts zu tun hat mit Fatalismus und für den gerade der deutsche Mensch offen ist ; dieser Sinn nimmt für den Menschen nordischen Blutes tief religiösen Gehalt an und begründet das, was für diesen Schicksalsverbundenheit und Schicksalsglaube heisst." Solche Labung trinkt der Böotier aus dem kastalischen Quell. Er hat aber die Gestalt des kleinen Detaillisten angenommen, der beim allgemeinen Ausverkauf der orphischen Urworte sein kümmerliches Lager meint mitverschleudern zu müssen, ohne doch dadurch konkurrenzfähiger zu werden. T. W. Adorno (New York).

Allgemeine Soziologie.

Shotwell, James T., *The History of History. Columbia University Press. New York* 1939. *(407 S. ; $ 3.25)*

S.s neues Buch ist die Umarbeitung seiner 1922 veröffentlichten „Introduction to the History of History". Im Gegensatz zu der weitverbreiteten Methode des Geschichtsunterrichts, dem Schüler oder Studenten fertige Tatsachen vorzusetzen, verlangt S. die Heranziehung der Quellen selbst. Er vertritt gegenüber der Tendenz zur Spezialisierung und zur Auflösung der gesamten Geschichtswissenschaft in eine Fülle kleiner Unterabteilungen den Willen zur universalgeschichtlichen Zusammenfassung.

Der vorliegende erste Band ist eine Übersicht über die Geschichtsquellen und die Geschichtsschreibung, angefangen bei den alten Ägyptern und Babyloniern, weitergeführt über die Juden, Griechen und Römer bis zu der Geschichtsschreibung des Urchristentums. Ein zweiter Band, der noch aussteht, soll die Studien bis zur Gegenwart herabführen. S. zeigt überall gründliche Sachkenntnis in einer gefälligen und leichtverständlichen Form. Auf Seite 158 macht S. eine glückliche Bemerkung über

das Verhältnis der griechischen und jüdischen Geschichtsschreibung auf der einen Seite, zu den Annalen der altorientalischen Monarchien auf der anderen Seite. Der frische und kritische Charakter besonders der späteren griechischen und jüdischen Geschichtsschreibung kam daher, dass beide Völker unter anderen Völkern lebten und ihnen die Berechtigung und die Bedeutung ihrer eigenen Nation nachzuweisen hatten. Dagegen die altorientalischen Annalen hatten keine Polemik nötig, daher blieben sie starr. Die Zersetzung der traditionellen Gleichmässigkeit der altorientalischen Gesellschaft musste bei den Juden und Griechen auch freie Formen der Geschichtsauffassung erzeugen.

Sehr bemerkenswert ist die Behandlung des Thucydides. S. wird seiner Grösse durchaus gerecht, aber er vermeidet jede Überschwänglichkeit, und gegenüber einer kritiklosen Anbetung des Thucydides, wie gewisse moderne Forscher sie betreiben, zeigt er auch seine Grenzen. Aus dem Kapitel über die römischen Historiker sei besonders die glänzende Beschreibung des Sallust als „Kapitalisten im Ruhestand“ hervorgehoben, der die Welt so sah, wie man es heute durch die „Fenster eines Clubs in Pall Mall oder der Fifth Avenue“ tun würde.

Die einzige Ergänzung, die man dem Buche wünschen könnte, betrifft eine antike Literaturgattung, die zwar ausserhalb seiner Aufgabe, aber doch dicht an ihrer Grenze liegt. Während die eigentlichen Historiker der Griechen und Römer einen literarischen Stil suchten, haben die gelehrten Kommentare zu den klassischen politischen Rednern schon völlig in der Art moderner kritischer Forscher gearbeitet. So ist z. B. die historische Einleitung zu Ciceros Rede für Milo, die der römische Gelehrte Asconius schrieb, das bedeutendste Stück kritischer Geschichtsforschung, das uns aus dem Altertum erhalten ist. Arthur Rosenberg (New York).

Sabine, George H., *A History of Political Theory. Henry Holt & Co. New York. Harrap. London* 1937. *(XVI u.* 797 *S.;* $ 4.—, 15 *s.)*
Gierke, Otto von, *The Development of Political Theory. Trans. by Bernard Freyd. W. W. Norton & Co. New York* 1939. *(*364 *S.;* $ 4.—*)*

Es ist stets ein Wagnis, eine Geschichte der politischen Theorien vom Altertum bis zum Faschismus zu schreiben. Entweder liefert man neue Quellenstudien oder eine neue Interpretation bekannter Quellen oder eine saubere und klare Darstellung für den Studenten. Sabines Buch gibt die letztere in vorbildlicher Weise. Es zentriert um drei Probleme: Stadtstaat, universale Gemeinschaft und Nationalstaat. Innerhalb dieser Probleme werden die Lehren der politischen Theoretiker abgehandelt und jeder wesentliche Beitrag zur politischen Theorie dargestellt und diskutiert. Am Ende eines jeden Kapitels findet sich eine kurze Bibliographie, die vorwiegend Werke in englischer Sprache berücksichtigt, vereinzelt auch deutsche und französische Werke erwähnt. Die Quellen sind meistens im Text erwähnt, ohne dass leider in extenso zitiert wird. Die neuesten Forschungsergebnisse sind fast durchgehend berücksichtigt, was besonders deutlich bei der Behandlung des Nominalismus wird. Der Einfluss des

lateinischen Averroismus auf Marsilius von Padua und Wilhelm von Ockham wird auf Grund der Grabmannschen Arbeiten zutreffend unterstrichen. Leider findet die Hegelsche Staats- und Rechtstheorie keine zureichende Darstellung. Ein Vorzug des Buches ist, dass es sich von einer billigen wissenssoziologischen Behandlung der politischen Theorien freihält, obwohl gerade diese leicht dazu verleiten. Es verzichtet darauf, den sozialen Standort der Schriftsteller zum Kriterium der Wahrheit ihrer Theorien zu machen. Die andere allein fruchtbare Methode, nämlich die Kategorien, mit denen die politischen Theorien arbeiten, von vornherein als gesellschaftliche zu behandeln, wird allerdings nicht angewendet.

Gierkes Althusius ist auch heute noch einer der bedeutendsten Beiträge zur Geschichte der politischen Theorien. Ihm gebührt das Verdienst, den deutschen monarchomachischen Schriftsteller entdeckt zu haben, der zum ersten Mal eine echte Theorie des Gesellschaftsvertrages mit einer Theorie des Regierungsvertrages verknüpft hat und somit zwischen Hobbes und Rousseau steht. In der Darstellung der Vor- und Nachgeschichte dieses Systems hat G. bahnbrechende Arbeit geleistet. Neuere Arbeiten und die Lektüre des Althusius selbst, den Carl Joachim Friedrich neuerdings herausgegeben hat, geben jedoch Anlass zur Revision bestimmter Ansichten G.s, wie z. B. seiner Interpretation des Marsilius v. Padua oder der Monarchomachen oder Spinozas, für den ihm offenbar jedes Verständnis fehlt. Es kann auch kaum aufrechterhalten werden, dass Althusius sein System „auf rein doktrinärem Wege ohne Einwirkung einer konkreten Parteiabsicht" geschaffen, noch dass er eine rein demokratische Theorie entwickelt habe. Dem würden die monarchomachisch-calvinistischen Elemente seiner Theorie widersprechen. Überhaupt liegt der Schwerpunkt nicht so sehr auf dem ersten Teil, der das System des Althusius darstellt, als vielmehr auf dem zweiten Teil des G.schen Buches, der die Geschichte der religiösen Elemente der Staatslehre, des Staatsvertrages, der Volkssouveränität und des Rechtsstaats behandelt.

Die vorliegende Übersetzung ist einwandfrei, sorgfältig, fleissig und völlig wortgetreu. Die G.schen Zusätze aus den Jahren 1902 und 1913 sind nicht mitübersetzt. Auf die Friedrichsche Ausgabe des Althusius ist leider nicht Bezug genommen. Franz Neumann (New York).

Russell, Bertrand, *Power. A New Social Analysis. W. W. Norton & Co. New York. George Allen & Unwin. London* 1938. *(*315 *S.;* $ 3.—, 7 *s.* 6 *d.)*

R.s These, dass das grundsätzlich grenzenlose Machtstreben des Menschen etwas anderes und mehr sei als blosses Interesse, besteht zu Recht. Aber „power" wird sofort als Analogon des naturwissenschaftlichen Begriffes der Energie angekündigt; diese Analogisierung verhindert eine spezifische Analyse des Phänomens. Was die Definition von „power" betrifft, so bringt sie nichts wesentlich Neues; ihr Wortlaut „production of intended effect" ist fast identisch mit der von Hobbes im Leviathan gegebenen Worterklärung: „man's present means to obtain some future apparent good." Dass R. in seinem Abschnitt über Philosophy of Power Hobbes

nicht erwähnt, ist umso bedauerlicher, als er H.s Gesetz von der Selbstakkumulation der Macht benutzt. Ebensowenig berührt er Lockes berühmtes 21. Kapitel im „Essay“. Nietzsches universelle „Rückübersetzung“ von Funktionen, Affekten und Bedürfnissen (selbst des Hungers) in Machtgrössen wird ausdrücklich abgeleugnet. Dagegen wird Fichtes Ich-Philosophie als ausdrücklichste Machtphilosophie etwas ausführlicher behandelt — eine Interpretation, die freilich schwer aufrechterhalten werden kann, da Fichtes Selbstsetzung des Ichs keinen Eroberungsakt, sondern offensichtlich einen hybriden Schöpfungsakt darstellt : Fichte beginnt sozusagen in einer akosmischen Situation ; Macht erkennt dagegen das factum mundi in der Aneignung sehr ausdrücklich an.

Zur Herstellung von Gold verwendet R. durchweg Gold : „Given“, schreibt R., „a population in which friendly feelings preponderate, there will be no clash between the interest of... different groups.“ Dieses „given“ ist ausserordentlich charakteristisch. Der „giver“ wird ebenso im Dunkeln gelassen wie die Tatsache, dass die Realisierung selbst eine Machtfrage ist. Diese Beschränkung auf den frommen Wunsch ist umso erstaunlicher, als R. in den ersten Kapiteln seines Buches, soweit sie Weltgeschichte bis Napoleon behandeln, den eigentlichen Machtcharakter der Macht durchaus anerkennt. Sobald er aber die Bekämpfung heutiger Macht ins Auge fasst, arbeitet er mit dem conjunctivus optativus : „Ultimate aim of power should be to promote social cooperation.“ Oder : „Agitation must be free, provided it does not incite to breaches of the law.“ — Dass es eine derartige Verbindung von Staat und Freiheit, die er den Diktaturen zum Zwecke der Diktaturabschaffung vorschlägt, geben könne, beweise das System der Demokratie. Die British Broadcasting Corporation räume z. B. (ausser im Falle des Generalstreiks) jedem Partner seine Stimme ein. Diese Freiheit sollte jedes bestehende und jedes künftige System sich zu eigen machen. Zum Beispiel auch der Sozialismus.

Ihren Höhepunkt findet R.s Optativphilosophie in dem der Machtzähmung gewidmeten Kapitel. Schon der unpolitische Ausdruck „Zähmung“ setzt bereits einen stärkeren Zähmer voraus ; die Machtfrage ist also offenbar bereits zu seinen Gunsten entschieden : Wenn Kinder politisch völlig neutral erzogen würden, wenn sie den vehementesten Advokaten der entgegengesetztesten Richtungen exponiert würden, wenn sie schliesslich in der Schule belehrt würden, dass in the long run nur Vernunft und nicht Beredsamkeit „gilt“, dann seien sie endgültig gegen die Gefahren des Machttriebes gefeit. Als weitere Machtbesänftigungsmittel werden empfohlen : Dichtung, Musik und Astronomie. — Vor jedem anderen Mittel aber hat R. einen geradezu religiösen Widerwillen. Obwohl er sich „unequivocally“ der Theorie der Vergesellschaftung der Produktionsmittel zubekennt, sieht er doch in jenen Aktionen, die einer solchen Zähmung vorauszugehen hätten, die maximale Bedrohung. R. ist gewissermassen apriorischer Defaitist : jeder mit Macht verbundene Umsturz vergesse, verfälsche und verrate grundsätzlich seine Ziele ; und was aus Kämpfen als Schlusseffekt resultiere, sei eo ipso der aus dem Kampf übernommene Machtzustand, niemals der im Kampf ursprünglich gemeinte und erkämpfte Idealzustand. Dass eine solche Gefahr besteht, kann gewiss nicht verneint werden. R. aber unter-

streicht diese Gefahr mit einer Vehemenz, die einem Aufruf, die Hände in den Schoss zu legen, gleichkommt. Günther Stern (New York).

Chenevière, Marc-Edouard, *La pensée politique de Calvin. Éditions Je sers. Paris* 1937. *(*372 *S.; fr. fr.* 25.—*)*

Genfer Pastorensohn und der Tradition des orthodoxen Calvinismus verhaftet, legt C. hier seine Erstlingsarbeit vor. Es geht ihm darum, die Gedankenwelt Calvins vor Missverständnissen und vor allen unzulässigen politischen Deutungen in Schutz zu nehmen. Hatte die Gruppe junger Calvinisten, zu der er sich bekennt, auf dem Gebiet der reinen Dogmatik sich um die Wiederherstellung der ursprünglichen Lehre gegenüber allen Deutungsversuchen der sogenannten „liberalen Theologie" bemüht, so soll nun auch Calvins Staatslehre in ihrer reinen Gestalt erneut sichtbar gemacht werden. Daher die Hauptthese dieses Buches, die alle Beziehungen zwischen calvinistischer Reformation und politischer Demokratie in Abrede stellt, Calvins Lehre gar als Widerpart der letzteren empfindet und Ideen wie die der Volkssouveränität, der Menschenrechte usf. weit eher auf das mittelalterliche Denken, auf Hoch- und Spätscholastik als auf die Reformation zurückzuführen sucht. Es versteht sich somit von selbst, dass C. die Lehre Jellineks von der Entstehung der Menschenrechte für durchaus irrig hält. — Im einzelnen ist die Studie vorzüglich gearbeitet und reich an originellen Darstellungen sowohl theoretischer wie historischer Art. C. geht aus von dem Grundgedanken der Theologie Calvins, der Verderbtheit der „natürlichen Gaben" des Menschen wie Vernunft, Gewissen, Urteilskraft. Diese Haltung allein erklärte, warum Calvins Staats- und Rechtslehre nicht naturrechtlicher Art sein kann, knüpft doch alles Naturrecht (und C. entwickelt sehr gut diese verschiedenen Richtungen) an Mächtigkeit und Unversehrtheit der menschlichen Vernunft an. Dabei leugnet auch Calvin nicht die Notwendigkeit politischen Handelns, er erklärt sie aus der Erbsünde, die auch eine — ursprünglich harmonische — Gesellschaft verderbt, ein Reich der Freiheit in ein Reich staatlichen Zwanges umgewandelt habe. — So entsteht denn eine Rechtslehre des Kompromisses, die das Gewissen als (verhältnismässige) Richtschnur für die „Ungläubigen" bestehen lässt und den Christen zwar nicht auf objektive Naturrechtsregeln, aber auf die Bibel als eine Art Rechtskodex verweist. So entsteht weiter eine Staatslehre, die, in doppelter Frontstellung gegen anarchistische Wiedertäufer wie französische Absolutisten gerichtet, selbst aber weitgehend autoritär ist; denn für sie gibt es keinerlei Widerstandsrecht, und die Staatsgewalt ist als solche stets legitim und nur ihrem Gewissen und vor Gott verantwortlich. Sehr interessant und neu sind dazu C.s historische Entdeckungen, die zum ersten Mal den grossen Anteil Calvins an der Ausarbeitung der Genfer autoritären und aristokratischen Staatsordnung von 1543 konkret nachweisen und zeigen, wie mit seiner Hilfe eine schon vorher vorhandene Entwicklung zum Aristokratismus durchgeführt wurde, wodurch Calvins Staatslehre zu seiner Staatspraxis in Beziehung gesetzt wird. Überall geht C. sehr sorgfältig vor und widerlegt u. a. mit Erfolg das Schlagwort von Calvins „theokratischer" Staatslehre.

Hans Mayer (Genf).

Ross, Edward Alsworth, *Seventy Years of It : An Autobiography. D. Appleton-Century Co. London u. New York* 1936. *(341 pp.; 12 s. 6 d.,* $ 3.—*)*

R.'s surging autobiography is a vivid social document. The vitality and theoretical focus of the muckraking period at the turn of the century in the United States is reflected in the author's personal history. This is particularly true of the pages on his own book „Sin and Society", which was published in 1907 as one of the broadsides of the campaign against monopoly capitalism, which R. prefers to call the „business-control system". In this vigorous indictment he eschews the theory of the class struggle, rejects the need for revolutionary action by the masses in their struggle for power, and like other liberals of his period lays stress on the educational process as an implement of social change toward a larger democracy. He persists in this faith in spite of personal experiences, dramatically recorded, which reveal coercive class controls over American institutions and the press. His incisive strictures on our social order have been confined to the abuses of capitalism ; he declares that he envisages no need for a drastic change in the social structure. However, in the discussion of his many books describing his observations in the course of his ubiquitous travels, he condemns the effects of imperialism in the Orient, in South America, in Portuguese Africa, in the Union of South Africa, and in India.

In social theory, R. was a disciple of Lester F. Ward, but laid greater emphasis on the importance of race differences. He confesses to a recent modification of his racialism, which had led him to agitate successfully for the restriction of immigration to the United States. While still defending his leadership of this campaign, the author admits that he was an alarmist on population increases, and, under the influence of the cultural anthropologists, he now rejects his belief in the Nordic myth. There are many such honest confessions of error in this candid autobiography of an intrepid reformer. Bernhard J. Stern (New York).

Hofstra, Sjoerd, *De sociale aspecten van kennis en wetenschap. (Die sozialen Grundlagen von Erkenntnis und Wissenschaft.) Scheltema & Holkema. Amsterdam* 1937. *(76 S.; Hfl.* 1.75*)*

Der grosse Gegenstand dieser Studie ist die Wechselwirkung zwischen Wissenschaft und sozialer Wirklichkeit. „Wissenschaft" bedeutet hier sowohl den geistigen Bereich der Forschung wie den materiellen des Forschungsbetriebs und der mit „Wissenschaft" befassten gesellschaftlichen Organisationen. Eine sinnvolle Analyse der Wechselwirkungen zwischen wissenschaftlicher Forschung und sozialem Leben muss sich, so meint H., vor zwei extremen Haltungen hüten : vor der völligen Unterordnung der Forschung unter „nichttheoretische Interessen" und gleichzeitig vor der Illusion, der Wissenschaftler habe als geborener Führer das Gesellschaftsleben nach den Ergebnissen seiner Forschung zu „leiten". H. sieht seine Aufgabe vor allem in der Darstellung der Vielgestaltigkeit und Kompliziertheit der auftauchenden Fragen, die im Grunde nichts Geringeres behan-

deln als das Verhältnis der Theorie zur Praxis. Drei verschiedene Aspekte sind hier nach H. zu unterscheiden : Zunächst ein „genetischer Aspekt", der die Entwicklung des menschlichen Erkenntnisvermögens seit den Anfängen der Kulturentwicklung untersucht. H. gibt hier eine Übersicht über die wichtigsten ethnologischen Probleme, wobei er sich mit Recht gegen die summarische Auffassung der primitiven Mentalität als eines „prälogischen und mystischen Geisteszustandes" wehrt und auf die Elemente echter Erkenntnis auch im primitiven Denken hinweist. — Als „struktureller Aspekt" wird dann die Soziologie des modernen Forschungsbetriebs kurz umrissen. — Es folgt als wichtigster Abschnitt der „funktionelle Aspekt", der die Frage der Wechselwirkung von Theorie und sozialer Praxis behandelt und zwar in doppelter Weise : als Problem des Einflusses gesellschaftlicher Faktoren auf die geistigen Vorstellungen (Ideologieproblem) und als Rückwirkung der theoretischen Erkenntnis auf die verschiedenen Bereiche des gesellschaftlichen Lebens. — Methodisch löst der Verf. die dialektischen Zusammenhänge zwischen Theorie und Praxis in Wechselbeziehungen zwischen im Grunde statisch getrennten Bereichen auf. Seine Auffassung erinnert damit an die Soziologie Simmels oder Wieses.

Hans Mayer (Genf).

Psychologie.

Murray, Henry A., *Explorations in Personality. A clinical and experimental study of fifty men of college age. Oxford University Press. New York u. London* 1939. *(XIV u.* 761 *S.;* $ 8.50, 42 *s.)*

In diesem Band erstatten 28 Psychologen einen ausführlichen Bericht über ihre mit den verschiedensten Methoden durchgeführten Untersuchungen an 50 männlichen Studenten. Die Entdeckung der konstitutiven Elemente der Persönlichkeit („basic facts of personality"), die Entwicklung einer Theorie der Persönlichkeit und die Ausarbeitung von diagnostischen Methoden bilden das Ziel der sorgfältigen Arbeit. Wenn dieses Ziel nicht erreicht worden ist, so sind die Verf. die letzten, die dadurch enttäuscht worden sind ; denn sie hatten von vornherein nur gehofft, eine Art vorläufige Erkundungsfahrt in unbekanntes Gebiet zu unternehmen. Das Buch enthält denn auch im einzelnen viel interessantes Material, ohne jedoch zu abschliessenden Ergebnissen und neuen theoretischen Einsichten zu gelangen. Seine Bedeutung dürfte vor allem darin zu erblicken sein, dass die akademische Psychologie hier zum ersten Mal systematisch und in grösserem Umfang von den Einsichten und Hypothesen der Tiefenpsychologie, insbesondere von Freudschen Theorien Gebrauch gemacht hat (unter den Mitarbeitern sind fünf Psychoanalytiker). Von den diagnostischen Ergebnissen ist bemerkenswert, dass die meisten der vermutlich als typisch anzusehenden Studenten „eine schwere Last von erdrückender Angst, Minderwertigkeits- und Schuldgefühlen oder Niedergeschlagenheit zu tragen schienen".

Ernst Schachtel (New York).

La Pierre, Richard, *Collective Behavior. McGraw-Hill Book Co. New York u. London* 1938. *(XIII and* 577 *pp.;* $ 4.—, 24 *s.)*

Considering the state of flux in which social psychology finds itself owing to the rapid accumulation of new facts and the opening-up of new perspectives, the author has shown a good deal of courage in coming out with this book. That the venture has succeeded to some extent is due to the fact that the author has a definite point of view. His framework is the nature and types of social interactions rather than their effects upon the personalities of the individuals involved. And within this framework the author has skilfully marshalled a vast amount of hitherto scattered and unrelated data.

The book is divided into five parts. The first discusses the nature and different forms of group behavior and the factors and processes affecting social interaction. The second examines certain types of interaction — institutional, conventional, regimental and formal behavior. In the third part entitled „recreational types of interaction", the author, to use his terminology, analyses the following kinds of behavior — congenial audience and public and the different types of audiences and publics. In the fourth part legal, political and economic or „exchange" behavior are analysed. The final part is devoted to panic, revelous, fanatical, and rebellious behavior all of which constitute in the author's eyes the „escape types of interaction." Each chapter is followed by a useful appendix containing explanatory notes and bibliography.

Fortunately the book is not as formal and abstract in its treatment as the classification of the types of social interaction and the terminology would imply. But a clearer realisation of the problem of form and content is needed. A classification of the types of social interactions is not in itself sufficient. What socio-psychology requires is not a description of abstract and genetic processes or the study of individuals as they develop in relation to social forms common to all societies. What it requires is the study of individuals as they develop at specific periods, under the specific conditions of a certain material environment, property-relationships, and a whole complex of other conditions. J. Rumney (Princeton, N. J.).

Menninger, Karl, *Man Against Himself. Harcourt, Brace & Company. New York* 1938. *(XI u.* 485 *S.;* $ 3.75*)*

Selbstmord ist ein Problem der Psychologie und Soziologie, und dies ist besonders dann der Fall, wenn der Begriff „Selbstzerstörung" („Selfdestruction") so weit gefasst wird wie in diesem Buche. Der Verf. wendet sich an alle, die bereit sind, „den Willen zum Leben im Kampfe gegen den Wunsch zu sterben zu stärken und mit Liebe den blinden Zwang zum Hassen zu überwinden".

Jeder Mensch stirbt auf seine eigene Weise, schnell oder langsam, heute oder morgen. Einige begehen Selbstmord, andere folgen ihrem Selbstzerstörungswunsch auf weniger offensichtliche Weise. Chirurgen, Gesetzgeber, Priester, Herzspezialisten, Generäle, Politiker, Soziologen und Psychoana-

lytiker sehen sich demselben Tatbestand der bewussten oder unbewussten Selbstvernichtung immer wieder in verschiedenartigsten Erscheinungsformen gegenübergestellt. Der Arzt, der den Menschen in seiner Gesamtheit und gleichzeitig in seiner sozialen Gebundenheit sieht, betrachtet die „Krankheit" Selbstmord nicht als einen Fall, sondern als Ausdruck und Symptom einer Grundstörung. Der ärztliche Kampf gegen den Selbstmord, Selbstvernichtung in anderer Form, gegen Sterben und Tod ganz allgemein, besteht nicht allein im Ausfindigmachen einer Behandlungsweise des Einzelnen, sondern im Suchen nach Verständnis für das Gesamtheilproblem, um dann vielleicht eine rationale und soziale Lösung zu finden. Das ist das Wesen der Entwicklung von der individuellen Medizin zur sozialen Hygiene. Krieg zum Beispiel ist sicherlich nicht nur ein soziales Problem. Aber eben so sicherlich ist er nicht nur ein psychologisches Problem, etwa im Sinne einer „Massenpsychose", für deren Bekämpfung eine medezinisch-psychiatrische Behandlungsweise gefunden werden könnte. Die Frage ist vielmehr die nach dem Grunde, warum Menschen sich aus sozialen Gründen so verhältnissmässig leicht zum Kriege bestimmen lassen.

Das Problem des Selbstmordes besteht nicht nur im Verstehenwollen des Selbstmörders, es besteht mehr als das im Verständnis der Instinkte des Menschen. Dem Eros steht Thanatos, der Liebe Hass, dem Trieb zur Selbsterhaltung der Todestrieb als Gegensatz gegenüber. Es war Sigmund Freud vorbehalten, das uralte Wissen des Menschen von diesem Sachverhalt in das Gebiet der Wissenschaft aufgenommen und seine Gültigkeit, wenn auch nicht bewiesen — was liesse sich auf dem Gebiete der Tiefenpsychologie beweisen ? —, so doch wahrscheinlich gemacht zu haben. M. benutzt Freuds Konzeption vom Gegensatz zwischen Eros und Todestrieb zur Darstellung und zum Verständnis seines sehr weiten Begriffes „Selbstmord" und „Selbstzerstörung" („Selfdestruction").

Ausser dem aktuellen, faktischen Selbstmord gibt es einen „chronischen, zentimeterweisen" Selbstmord, erkennbar zum Beispiel in dem Verhalten von Asketen und Märtyrern. In moderner Zeit feiert dieser Typ des Selbstmörders seine Auferstehung in Gestalt des neurotischen Invaliden ; im Trunksüchtigen, der sich langsam ersäuft ; im Verbrecher oder Wahnsinnigen. Selbstzerstörungstrieb ist nur ein Motiv, nicht aber Ursache aller Übel, und der Verf. legt Wert auf die Klarstellung, dass es seine Absicht ist, Dasein, Kraft und Wirkungsweise der selbstzerstörenden Tendenzen im Menschen aufzuzeigen, nicht aber alle Übel der Menschheit durch eine Instinkttheorie zu „erklären". Der „teilweise" oder „fokale" Selbstmord findet Ausdruck und Erfüllung in der Selbstverstümmelung, mit oder ohne Hilfe des Chirurgen (Operationssucht) in Form mehr oder weniger bewusst arrangierter Unfälle und mag ausserdem einer der Gründe von Impotenz und Frigidität sein. In der Zukunft, so hofft M., wird Medizin auch in der organischen Krankheit mehr vom Wirken des Todestriebes zu erkennen vermögen, als das im Augenblick möglich ist.

Es wäre leicht und ist verführerisch, der Liste von Erscheinungsbildern des Selbstzerstörungstriebes nun auch noch den „sozialen Selbstmord" anzufügen und eine solche Diagnose als den Beitrag des Psychiaters zum Kriegsproblem zu betrachten. In seiner Widmung und im Schlusswort

legt M. diese Folgerung nahe, aber er vermeidet den Fehler, Krieg als einen „Ausdruck des Todestriebes" zu definieren.

Martin Grotjahn (Chicago).

Dollard, John a. o., *Frustration and Aggression. Published for the Institute of Human Relations by Yale University Press. New Haven, Conn.* 1939. *(IX u.* 209 *S.; $* 2.—*)*

Die ältere Freudsche Theorie über den kausalen Zusammenhang zwischen Versagung und Aggression (aus der Zeit vor der Todestrieb-Theorie) wird in erweiterter und systematischer Form zur Grundlage einer Kollektivuntersuchung über sozialpsychische Erscheinungen gemacht, die mit Hilfe dieser Theorie Erklärung finden und zugleich Material zu ihrer Bestätigung liefern sollen. Der erste Teil des Buches (Kap. I-III) dient der Darlegung der grundsätzlichen psychologischen Thesen ; diese werden dann zur Analyse der Versagungen und Aggressionsmöglichkeiten verwendet, die als typisch für die Erziehung und Eingliederung des Einzelnen in die amerikanische Gesellschaft angesehen werden (Kap. IV u. V). Je ein weiteres Kapitel ist der Erörterung der Kriminalität, den Unterschieden zwischen Demokratie, Faschismus und Kommunismus, und der Beschreibung einer primitiven Gesellschaft (der west-afrikanischen Ashanti) unter dem Gesichtspunkt der Versagungs-Aggressions-Theorie gewidmet.

Die vielfach interessanten Ergebnisse werden durch eine zu unvermittelte Anwendung der Versagungs-Aggressions-Hypothese beeinträchtigt. Die Verf. lassen z. B. bewusst den Zusammenhang zwischen Angst und Aggression ausser acht, der wahrscheinlich die Rückführung aller Aggression auf Versagung in Frage stellen würde. Noch fragwürdiger erscheint die behauptete Durchgängigkeit der umgekehrten Beziehung : dass jede Versagung Aggression zur Folge habe. Hier wird die Art, in der die Versagung erfolgt, als tyrannisch-irrationales Gebot oder als vernünftige und einsichtige Massnahme, aus feindseliger oder aus freundlicher Gesinnung etc., oft eine wichtigere Rolle spielen als die Tatsache der Versagung selbst. Da die Verf. sich auf behavioristische Beschreibung beschränken, wird auch der dynamische Unterschied zwischen bewusster, gewollter und zwanghafter, insbesondere unbewusster Aggression vernachlässigt. Dieser Unterschied ist besonders wichtig für das Verständnis des von den Verf. mit Recht immer wieder hervorgehobenen Vorgangs der Aggressions- und Affektverschiebung, auf den Freud zuerst hingewiesen hat.

Das Vorwort betont, dass es sich bei der Arbeit zunächst um einen Entwurf handelt. Dieser lässt auf spätere, genauere Analysen hoffen, in denen die hier oft gleichförmige Anwendung psychologischer Kategorien auf verschiedenartige gesellschaftliche Situationen und Gruppen eingehenderer Differenzierung weichen wird. Immerhin haben die Verf. gegenüber den auf blosse Tatsachensammlung bedachten positivistischen Richtungen in der Gesellschaftswissenschaft einen bedeutsamen Schritt vorwärts getan.

Ernst Schachtel (New York).

Horney, Karen, *New Ways in Psychoanalysis.* *W. W. Norton & Co. New York* 1939. *(313 S.; $ 3.—)*

Ihre an dieser Stelle[1]) früher besprochenen Funde über Wesen und Tendenzen der neurotischen Persönlichkeit erweiternd, übt die Verf. in dem vorliegenden Buch eine umfassende und systematische Kritik an den Freudschen Auffassungen von Persönlichkeit, Neurosen und Therapie. Die prinzipiell bedeutsamsten Abschnitte des Buches nehmen Stellung gegen die biologistische und instinktivistische Orientierung Freuds (Libido-Theorie, Ödipus-Komplex, Todestrieb und Rückführung der Psychologie der Frau auf anatomische Differenzen) und gegen seinen mechanistischen Evolutionismus (Wiederholungszwang und unvermittelte Rückführung von psychischen Tendenzen auf Erlebnisse der frühen Kindheit). Die Zusammenhänge dieser Anschauungen mit naturwissenschaftlichen und vulgär-materialistischen Denkrichtungen des 19. Jahrhunderts werden angedeutet. Die eigentliche Kritik jedoch erfolgt in einer sehr genauen und ins Einzelne gehenden Nachprüfung der klinischen Argumente Freuds. Durch solche Kritik will die Verf. den Weg frei machen für eine fruchtbare Weiterführung und Entwicklung der methodisch und sachlich wesentlichsten Entdeckungen Freuds, zu denen sie vor allem seine Lehre von der strikten, psychischen Determination psychischer Prozesse, von der motivierenden Kraft des Unbewussten und von der Bedeutung der emotionalen, dynamischen Faktoren für die Erklärung menschlichen Verhaltens zählt. Es gelingt ihr, die Fragwürdigkeit einer ganzen Reihe von Anschauungen und Begriffen Freuds aufzuzeigen, deren erstarrter Dogmatismus vielfach den Weg zu einem wirklichen, konkreten Verständnis menschlichen Verhaltens und neurotischer Phänomene verstellt hat. Das theoretisch und praktisch bedeutsamste Stück Neuland, das durch die kritisch revidierte analytische Methode erschlossen wird, ist eine allgemeine Neurosenlehre, die die neurotischen Tendenzen grundsätzlich als verschiedenartige Sicherungsmechanismen gegenüber einer fundamentalen, ganz oder teilweise unbewussten Angst erklärt.

Während der weitaus grösste Teil der bisherigen Freud-Kritik, insbesondere von nicht-analytischer Seite, infolge eines mangelhaften Verständnisses der Freudschen Kategorien, vor allem durch ein inadäquates Erfassen des Unbewussten, am Ziel vorbeiging, geht die Verf. von einer umfassenden und tiefen Kenntnis der analytischen Theorie und Praxis heraus an Kritik und Neubau heran. Indem Charakter und menschliches Verhalten grundsätzlich aus den konkreten menschlichen Beziehungen erklärt werden, unter denen der Mensch aufgewachsen ist und lebt, und indem auf die Annahme ein für allemal gegebener, libidinöser Stufen der menschlichen Entwicklung verzichtet wird, gibt das mit grosser Klarheit geschriebene Buch auch der Sozialpsychologie viele und fruchtbare Ansatzpunkte zu einem besseren und genaueren Verständnis der psychischen Wirkungsweise gesellschaftlicher Tatbestände. Ernst Schachtel (New York).

---

[1]) diese Zeitschrift, Jahrgang VI (1937), S. 434.

Stekel, Wilhelm, *Die Technik der analytischen Psychotherapie. Hans Huber. Bern* 1938. *(317 S.; Schw. Fr.* 20.—*)*

Die Darstellung der Technik der psychoanalytischen Therapie wird immer die Auffassung des Autors über Neurosen und ihre Entstehungsbedingungen mitenthalten. Dies ist auch beim vorliegenden Buch der Fall, besonders in den Kapiteln „Charakter und Psychotherapie", „Krankheiten des Gewissens" und „Psychoanalyse der Schmerzphänomene". Abgesehen von diesen speziellen Problemen bringt der Verf. seine allgemeine Stellungnahme in den Fragen der Neurosenlehre zum Ausdruck. Er grenzt sich von Freud in doppelter Hinsicht scharf ab ; einmal darin, dass er die Theorie vom Unbewussten ablehnt : „Ich glaube nicht mehr an das Unbewusste" ; zum andern lehnt er die Freudsche Libidotheorie ab. Er betont im besonderen, dass die Sexualität nicht im Mittelpunkt der Neurose stehe. Für die analytische Technik werden vor allem zwei Gesichtspunkte hervorgehoben : die besondere Wichtigkeit, den aktuellen Konflikt des Patienten zu analysieren; und als Ziel der Therapie : der Kranke müsse mit der Realität versöhnt werden. Wie schon in seinen früheren Schriften verlangt St. eine grössere Aktivität des Analytikers, als dies in der Freudschen Technik gelehrt wird ; er meint, dass zwei bis drei Monate im Durchschnitt genügen sollten, um entscheidende Resultate zu erzielen.

Trotz der scharfen prinzipiellen Ablehnung der Libidotheorie und der Theorie vom Unbewussten sind die wesentlichen Ergebnisse der S.schen Arbeit auf den Prinzipien Freuds aufgebaut. Es gelingt ihm in keiner Weise über die Ablehnung der Libidotheorie hinaus zu fruchtbaren theoretischen Einsichten zu kommen. Auch sind seine Erwartungen über die „Heilung" konventionell beschränkt. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass die Fälle, in denen er in so kurzer Zeit Erfolg erzielte, zum Teil relativ leicht gelagerte Symptomneurosen und nicht die sehr viel schwierigeren Charakterneurosen sind. — St. zeigt hier, wie auch in seinen früheren Werken, einen hervorragenden therapeutischen Sinn. Er bringt viel ausgezeichnete Einzelbeobachtungen und seine Traumdeutungen sind, auch wenn man mit ihnen nicht immer übereinstimmt, doch recht lehrreich. Das Buch wird mit Nutzen vom psychoanalytischen Praktiker gelesen werden ; den, der an einer allgemeinen Theorie der psychologischen Struktur der Persönlichkeit interessiert ist, wird es enttäuschen.

Erich Fromm (New York).

Bromley, Dorothy Dunbar und **Florence Haxton Britten,** *Youth and Sex. Harper & Brothers. New York* 1938. *(XIII u.* 303 *S.; $* 3.—*)*

Die Absicht des Buches ist, zu zeigen, wie männliche und weibliche amerikanische College-Studenten über das Sexualproblem denken und wie sie es in der Praxis für sich persönlich lösen. Die Methode, dies zu eruieren, besteht im wesentlichen in der Aussendung eines sehr detaillierten Fragebogens an Studenten und Studentinnen von 45 Colleges und Universitäten in allen Teilen der Vereinigten Staaten. Diese Methode wurde dadurch

ergänzt, dass die Verf. mit mehreren hundert der Beantworter der Fragebogen Gespräche hatten, die in dem einen oder andern Punkt ausführlichere oder tiefergehende Aufschlüsse gaben, als das im Fragebogen möglich ist. Die Verf. stellen für männliche und weibliche Studenten je sechs Typen auf. Für die weiblichen Studenten die folgenden : „1. the virginal, 2. the wait-for-marriage, 3. the loving, 4. the experimenters, 5. the sowers of wild oats, 6. the homosexually inclined.“ Diesen Typen entsprechen bei den männlichen Studenten die folgenden : „1. the uninitiated, 2. the hot-bloods, 3. the pragmatists, 4. the discriminating, 5. the romantics, 6. the homosexual variance.“ In einem Anhang werden die statistischen Daten, die sich aus einer Analyse der gesamten Fragebogen ergeben, dargestellt. Von einer Reihe interessanter Ergebnisse sei hier vor allem das erwähnt, dass von den befragten Studentinnen 25 % sexuelle Erfahrungen hatten, 75 % keine, während der entsprechende Prozentsatz bei den männlichen Studenten 52 % zu 48 % ist ; die überwiegende Mehrzahl der Befragten gehören den Altersgruppen von 19-23 Jahren an.

Was die Methode des Buches anlangt, so lassen sich einige schwere Bedenken nicht unterdrücken. Zunächst einmal stellen die Antwortenden, was ihre gesellschaftliche Herkunft anlangt, keineswegs, wie das die Verf. in Anspruch nehmen, ein „fair sample“ der amerikanischen Bevölkerung dar. Aus ihrer eigenen Statistik ergibt sich, dass 606, das sind 50 %, Kinder von professional men, also Doktoren, Rechtsanwälten usw., und von big business men sind. Dass dies nicht der sozialen Gliederung der Vereinigten Staaten entspricht, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Ein anderer Einwand bezieht sich auf die Tatsache, dass von den ausgesandten Fragebogen nur ungefähr 20 % beantwortet wurden. Dieses ist zwar, verglichen mit anderen Untersuchungen dieser Art, durchaus kein ungünstiges Ergebnis ; aber wenn man bedenkt, dass auf einem so heiklen Gebiet wie dem der Sexualität die Gruppe derjenigen, die antworten, eine besondere Zusammensetzung aufweisen dürfte, so kann man kaum von einem „fair sample“ sprechen. Es mag sein, dass gerade diejenigen häufiger antworteten, die keine sexuellen Erfahrungen hatten, weil sie weniger verlegen waren, und umgekehrt diejenigen, die in ihrer Haltung zur Sexualität besonders frei und ungehemmt sind ; aber es bleibt höchst zweifelhaft, inwieweit die 20 % der Antwortenden für die Gesamtheit der Studenten typisch sind.

Die Haltung zur Sexualität wird mehr oder weniger isoliert von der gesamten Charakterstruktur der Befragten behandelt. Gerade damit aber versperrt man sich den Weg zum wirklichen Verständnis dessen, was Sexualität und sexuelles Verhalten für den einzelnen bedeuten ; man gelangt nur zu Daten über „behavior“ und über die Gedanken, die jemand über dieses Thema hat, aber nicht dazu, wie seine wirkliche Haltung zur Sexualität ist. Ein charakteristisches Beispiel hierfür ist etwa, wenn die Äusserung eines Mädchens ohne sexuelle Erfahrung wiedergegeben wird, die sagt, „my head always rules my heart, and a little kissing satisfies me. I become extremely bored if kissed more.“ Was hier interessant ist, ist nicht so sehr die Virginität der Studentin als ihre trotzig ablehnende Grundeinstellung zum Mann. — Trotz aller dieser Einwände bietet das Buch interessantes Material. Sein Hauptgewicht liegt nicht so sehr in den Statistiken, sondern

in den mit viel Geschick gesammelten konkreten Äusserungen der Studenten und Studentinnen zum Gegenstand.

Erich Fromm (New York).

Geschichte.

Besnier, Maurice, *L'empire romain de l'avènement des Sévères au concile de Nicée. Les Presses Universitaires de France. Paris* 1937. *(*410 *p.; fr. fr.* 50.—*)*

Petit-Dutaillis, Ch. et **P. Guinard,** *L'essor des États d'Occident: France, Angleterre, péninsule ibérique. Les Presses Universitaires de France. Paris* 1937. *(*404 *p.; fr. fr.* 50.—*)*

L'histoire du IIIe siècle est souvent décevante à cause de la grande complication des événements politiques qui se sont déroulés à cette époque dans l'empire romain. Au premier abord le livre de Maurice Besnier ne renouvelle guère les cadres traditionnels de cette étude et le lecteur souhaiterait parfois une vue d'ensemble que l'on ne saurait trouver dans l'histoire successive des règnes des empereurs. A vrai dire, l'auteur a parfois interrompu son récit pour traiter les questions de portée générale (par exemple dans le chapitre III : l'Empire romain au temps des Sévères) ; mais on y retrouve encore, notamment dans l'étude de la littérature, le même souci d'analyse fragmentaire. Et surtout ces chapitres sur les institutions ou la société, brusquement détachés de l'étude chronologique, soulignent les difficultés d'un récit purement politique, que l'on est ensuite inévitablement obligé de „compléter". Il est regrettable que ce volume risque ainsi d'apparaître comme un recueil de matériaux à l'usage des spécialistes, car en réalité l'extrême conscience de l'auteur et la netteté de son sens critique rendent souvent la lecture de son travail fort intéressante. Malgré le plan trop „classique" et trop schématique du livre, on y trouvera beaucoup d'indications utiles sur une évolution sociale et religieuse qui est, bien plus que l'histoire des empereurs, le vrai problème de cette époque.

Dans la même collection (Histoire Générale de Glotz) a paru un ouvrage tout différent, le travail de M. Petit-Dutaillis sur le XIIIe siècle en France et en Angleterre, qui est écrite avec une grande sobriété de détails et un visible souci de ne pas répéter ce que l'auteur avait dit dans ses autres travaux (en particulier son remarquable ouvrage sur la Monarchie féodale dans la collection Berr). On a donc une vue d'ensemble très suggestive, due à un historien qui a depuis longtemps réfléchi sur les monarchies du moyen âge. Le livre contient plus d'une étude à la fois politique et psychologique : par exemple sur Philippe-Auguste et Jean-Sans-Terre ou sur saint Louis. Beaucoup de remarques sont finement nuancées, qu'il s'agisse de l'évolution des croisades ou des institutions urbaines.

M. Guinard, dans la seconde partie du livre, s'est attaché à l'étude d'une période décisive dans l'histoire de l'Espagne : les dernières étapes de la „reconquête" chrétienne et l'organisation des royaumes espagnols au XIIIe siècle. En dehors des précisions qu'il apporte sur beaucoup de

faits mal connus de l'„Européen moyen" (s'il est permis d'employer cette expression), ce travail est surtout intéressant par la description très nuancée de la société ibérique pendant des siècles difficiles où les éléments de diverses origines étaient profondément mélangés. F. Henry (Lille).

Johnson, Allan Chester, *Roman Egypt to the Reign of Diocletian. Johns Hopkins Press. Baltimore. Oxford University Press. London* 1936. *(X and* 732 *pp.;* $ 4.—, 18 *s.)*

Griffith, G. T., *The Mercenaries of the Hellenistic World. Cambridge University Press. London. The Macmillan Co. New York* 1935. *(X and* 350 *pp.;* 16 *s.,* $ 5.50*)*

Johnson's book, the second volume in the series, An Economic Survey of Ancient Rome, offers a wealth of documentary material, land and tax registers, census lists, birth and death certificates, land surveys, leases, sales and mortgages, farm accounts, marriage and divorce contracts, which can be paralleled in the ancient world only in Mesopotamia and Ptolemaic Egypt. From these materials it is possible to analyze Egyptian society into its major patterns and institutions, class structure, the system of land tenure, the economic policy of the state, the family, temple and state. Instead, J. has subjected these documents to antiquarian treatment. He divides the book into the following major sections : the land, the people, industry and commerce, taxation, miscellaneous (e. g. public works, temple accounts). There is an introduction to each sub-section, and the illustrative papyri (in English translation) have brief commentaries „to aid in orientation". The very existence of a section of miscellany indicates the absence of a proper historical approach. J. does not really use the materials of one section to clarify and draw the implications of the data in the other parts of the book. For example, the documents on the „people" should do more than merely establish the political classification of the population according to the amount of taxes paid. Finally, the material available from Egypt is literally of untold importance for the problem of the decline of ancient society. Here again J. misses his opportunity, for he ends the volume with Diocletian (284-305 A. D.) and so omits all the texts from the fourth and fifth centuries, the crucial period of transition throughout the Roman Empire.

To discuss the importance of the mercenary soldier in the Hellenistic period is to lend emphasis to the peculiarities of its history, for the perpetual warfare and economic disorders created one of the most extraordinary demands in history for mercenary armies, and, at the same time, an unusual supply. Griffith is not unaware of the fundamental economic reasons for the prominence of the mercenary at a time when insufficient wage levels and large scale unemployment led many Greeks and non-Greeks to escape to the comparative security of foreign army service. Here they were at least assured of daily rations, even if the promise of pay (and bonus) at the end of a period of contracted service was not always fulfilled. Furthermore, successful service with the Ptolemies or Seleucids often insured a grant of land for the soldier, and it was partly by means of such military

settlements in Egypt and Asia that the Hellenization of these regions was promoted. G. has presented a well documented description of the military importance, the probable numbers and provenance, methods of recruiting and rates of pay of these mercenary troops.

Mary Finkelstein (New York).

Geistige Grundlagen römischer Kirchenpolitik. W. Kohlhammer. Stuttgart 1937. *(VII u.* 154 *S.,* 123 *S., VIII u.* 162 *S., IV u.* 90 *S.; RM.* 36.—*)*

Die Verf. dieses umfangreichen Bandes sind vier jüngere deutsche Forscher, die aus dem Seminar Erich Caspars hervorgingen. Die Gegenstände der vier Arbeiten sind überaus verlockend: Der Begriff der Auctoritas im heidnischen römischen Staat und später in der römischen Kirche, die Geschichte der römischen Synoden im 3. und 4. Jahrhundert, der Konflikt der afrikanischen Kirche mit dem byzantinischen Kaisertum des 6. Jahrhunderts, und schliesslich die Schuldialektik im deutschen Investiturstreit. Die frühe Kirchengeschichte ist ein dankbares Arbeitsfeld für die materialistische Geschichtsmethode, die hinter dem Schleier der sich bekämpfenden theologischen Formeln die gesellschaftlichen Gegensätze nachzuweisen hat. Es ist gar nicht schwer, z. B. aus Harnacks Dogmengeschichte die realen gesellschaftlichen Konflikte jener Jahrhunderte abzuleiten. Leider haben die vier Verf. dieses Buchs niemals ihre Aufgabe in diesem Sinne aufgefasst. Weder beachten sie die realen wirtschaftlichen und sozialen Probleme, noch vertiefen sie sich in die philosophisch-theologischen Fragen; sie diskutieren vielmehr die übliche sogenannte Machtpolitik, wobei der „römische Geist" als eine dämonische, dem nordischen Menschen feindliche Macht gezeigt werden soll. So erklärt Gmelin die Auctoritas der römischen Republik als „die schöpferische Kraft aus dem Blut nordischer Herkunft. Sie ist Leistung, Tat, Sendung, dem Adel zugehörig, der rassisch schöpferischen Schicht." — Vor solchen Behauptungen muss die Kritik verstummen! Noch ein weiteres Beispiel: jeder Schuljunge weiss, dass im deutschen Investiturstreit die Sachsen, der Stamm der Welfen, die Freunde des Papstes, dagegen die Süddeutschen, die Anhänger der Hohenstaufen, die Feinde Roms gewesen sind. Reincke dagegen macht die wunderlichsten Versuche, um gerade bei den Sachsen, den typisch „rassenreinen" und „nordischen" Menschen in Deutschland, eine besondere Widerstandskraft gegen den römischen Geist herauszufinden.

Arthur Rosenberg (New York).

Deutelmoser, Arno, *Luther, Staat und Glaube. Eugen Diederichs. Jena* 1937. *(*374 *S.; RM.* 6.—, *geb. RM.* 8.50*)*

Hopf, Friedrich Wilhelm, *Vom weltlichen Regiment nach evangelisch-lutherischer Lehre. Christian Kaiser. München* 1937. *(*40 *S.; RM.* —.70*)*

Huch, Ricarda, *Das Zeitalter der Glaubensspaltung. Atlantis Verlag. Berlin und Zürich* 1937. *(*477 *S.; RM.* 9.60*)*

Deutelmosers Abhandlung über die Staatslehre Luthers ist insofern

beachtlich, als sie im Hinblick auf die Verdeutschung, besser die Verpreussung, der „wahren Wittenberger Verkündung“ weit über die gesamte bisherige Fachliteratur hinausgeht. In geschickter Zusammenstellung der seiner These günstigen Zitate aus der Wittenberger Ausgabe führt D. den Nachweis, dass Luther durch seine Glaubenslehre nicht nur den Katholizismus und Rom, sondern überhaupt das Christentum überwunden habe. Der reformatorischen Lehre von der Unfreiheit des Willens habe die Verdrängung des geoffenbarten neutestamentarischen Gottes der Barmherzigkeit durch den verborgenen alttestamentarischen der Allmacht entsprochen, Gott, der auch das Böse wirkt, liegt in der Welt in ständigem Kampf mit sich selbst. Sein wahrer Wille, den er in der „Maske“ der Natur oder der Menschen verkündet, ist nur an der faktischen Machtüberlegenheit, an dem Überschuss von siegreicher Gewalt abzulesen, den Gott seiner eigenen Erscheinungsform gegenüber den anderen beilegt. Die sichtbarste Machtkonzentration aber muss Luther im deutschen Bereich — auf den sich seine Staatslehre ausschliesslich bezieht — mehr und mehr im territorialen Fürstentum erblicken, das deshalb als Bezirk der eigentlichen deistischen Manifestation vergöttlicht wird. Alle übrigen politischen und sozialen, kollektiven und individuellen Interessen werden den Bedürfnissen dieses territorialen Fürstentums untergeordnet; handle es sich um das Kaisertum, die Kirche oder die Bauern, die humanistischen Häretiker oder die Schwärmer. Melanchthon, die Augsburger Konfession und die Konkordienformel verraten, indem sie an die lutherische Grundlehre von der Unfreiheit des Willens tasten, das heidnische Erbgut und somit die weltgeschichtliche Tat der Reformation. Nur Böhme, der die Lehre von der Alleinwirksamkeit Gottes zur konsequenten Auffassung von der göttlichen Alleinwirklichkeit ausbaut, setzt in der Theologie die deutsch-mystische und heidnische Tradition fort. Über den deutschen Idealismus, über Hegel führt dann der Weg zu Bismarck, dem im lutherischen Geiste ausschliesslich das Schweden Gustav Adolfs als Vorläufer des friederizianischen Preussentums vorarbeitete. Auffälligerweise unterbleibt die nur natürliche Verknüpfung des so interpretierten Luthertums mit der deutschen Gegenwart.

Ganz im Gegensatz zu D. stellt es Hopf auf jene Äusserungen Luthers ab, welche die Unabhängigkeit der Kirche dem Staate gegenüber wahren. Sein Beitrag ist der wichtigste und originellste im Rahmen der Schriftenreihe „Bekennende Kirche“, in welcher schon seit Jahren die gleiche kirchenpolitische Haltung verfochten wird. Die Gehorsamspflicht des evangelischen Christen dem Staate gegenüber wird davon abhängig gemacht, ob und in welchem Masse die Obrigkeit die freie Predigt der Schrift zulässt. Als „Schlüssel zur ganzen Heiligen Schrift“ aber wird die Lehre von der Rechtfertigung sola fide aufrecht erhalten, d. h. die aus dem Glauben und nur aus dem Glauben fliessende Gnadenwahl Gottes als einzige Heilsgewissheit des erbsündigen Menschen. Hiermit ist der Gegensatz zum Totalitätsanspruch des Staates, zum Führerprinzip und zu der Behauptung von der Höherwertigkeit des arischen Menschen formuliert.

Ricarda Huch setzt ihre gross angelegte Darstellung des Heiligen Römischen Reiches in dem nunmehr vorliegenden Werk bis zum Westfälischen Frieden fort. Die Arbeit weist nirgends wissenschaftliche Origi-

nalität auf. Gelegentliche Irrtümer (z. B. die merkwürdige Überschätzung der theologischen und kirchenpolitischen Leistung Martin Butzers) vermögen jedoch den Gesamteindruck einer geschlossenen Reformations- und Gegenreformationsgeschichte nicht zu verwischen. H.s Lutherbild ist objektiv, das Kapitel „Anfechtungen", in welchem die Zwiespältigkeit der lutherischen Lehre und Wirksamkeit in Voraussetzung und Folge beschrieben wird, gehört zu den stärksten Stellen des Buches.

Hermann Meyer-Lindenberg (Bogotá).

Brown, Milton W., *The Painting of the French Revolution. Critics Group Press. New York* 1938. *(96 S.; $ —.50)*

Die Malerei der Französischen Revolution galt bis vor kurzem aus guten Gründen für so episodisch und museumsbegraben, dass auch die Attacken der französischen Romantiker, vor allem der Brüder Goncourt gegen den Neoklassizismus der Jahre um 1789 in ihrer Wildheit gar nicht mehr verständlich waren. Die Koinzidenz von Klassizismus und Terror in unseren Tagen hat nun das Thema auf unerwartete Weise neu belebt.

Die geschichtsphilosophische und sozialökonomische Einleitung des Verf. ist konventionell „materialistisch". Die fleissig gesammelten Materialien selber geben aber sehr viel mehr her, besonders die Aufrufe und Erlasse der vielfachen Kunstkommissionen und Akademien, die sich als Interessenvertretung der von der Revolution plötzlich herren- und brotlos gemachten Künstler entweder selbst einsetzten oder von den Behörden propagandistisch eingesetzt wurden. Ein bestimmter Asketismus und Formalismus war die Folge. Die Gegenstände wurden beschränkt, der Darstellungstil standardisiert. Während einiger Jahre waren auf den Wänden öffentlicher Gebäude, ja auf den Tapeten der Privathäuser nur noch Normalmuster griechisch-römischer Nasen zu sehen. Offenbar galt es als eine der vielen Arten von Sabotage an der Republik, nicht beständig Brutus oder Harmonius oder die Gracchen und Horatier zu malen. Denn die Sansculottes wollten in Toga und Tunika verewigt werden; das Paris zur Zeit des Terrors pflegte einen geradezu terroristischen Klassizismus. Die Gefahr und der wahre Schrecken der Revolution war nicht so sehr Anarchie als Bürokratie; nicht der Feuerbrand der Menschenrechte, sondern der eiskalte Formalismus in Marmor. Faktisch überdauerte die Diktatur von David bei weitem die des Robespierre.

Diese zweideutige Situation ist aus den Materialien des Buches unschwer zu erkennen. Dem Verf. ist es freilich mehr um die Rechtfertigung des Klassizismus als der damals „progressivsten" Kunst zu tun; und er identifiziert ihn kurzweg mit dem „Zeitgeist" von 1789. Aber schon das vom gleichen David so anders gemalte prachtvolle Porträt der „Maraichère", der Frau aus dem Volk, und mehr noch ein Blick auf die Vor- und Nachgeschichte der Revolutionsmalerei sollte auf das Unzulässige solcher vereinfachenden Interpretation aufmerksam machen. Leider fehlt uns bis heute eine vollständige Sammlung der kunstkritischen Essays von Diderot. Sonst würde deutlich werden, dass Greuze, Diderots bevorzugter Maler des Dritten Standes, durchaus nicht römischen Heroismus plakatisierte,

sondern dass er sich der Gegenstände und Gefühle von Bauern und Kleinbürgern mit geradezu sentimentalem Realismus annahm. Die Nachgeschichte des Revolutions-Klassizismus ist noch lehrreicher. Die französische Romantik der Maler sowohl wie der Literaten wird gewöhnlich als Rebellion gegen die Restauration dargestellt. Aber es muss daran erinnert werden, dass diese Romantik in mindest gleichem Masse gegen den Asketismus und Formalismus der offiziellen Revolutions-Dekorateure protestierte. Gewiss stellt Delacroix' berühmtes Bild „La Liberté guidant le Peuple" den Barrikadentriumph des Volkes über die Tyrannie der Bourbonen dar ; aber es bedeutet vom Malerischen her einen ebenso grossen Triumph über die Diktatur der klassizistischen Kunstschulen aus den Revolutionsjahren. Der gleiche Prozess ist in der Literatur zu verfolgen. Der grosse Demokrat und Demagog Victor Hugo vermochte „Notre Dame de Paris" mitsamt den mittelalterlichen Wasserspeiern über das kalte Tempelgefängnis des Robespierreschen „Panthéon" zu erheben, ohne der politischen Reaktion zu dienen.

Joachim Schumacher (New York).

Brinton, Crane, *The Anatomy of Revolution. W. W. Norton & Company. New York* 1938. *(*319 *S. ; $* 3.—*)*

Der Verf. bemüht sich, die Gemeinsamkeiten in Entstehung und Ablauf der englischen, nordamerikanischen, französischen und russischen Revolutionen herauszuarbeiten, um aus ihnen eine Art Schema der Revolution zu gewinnen. Ihr Verlauf führe von dem Sturz der herrschenden Klasse über eine gemässigte Periode zum Terror der „Extremisten", bis deren Sturz und die thermidorianische Reaktion die Revolution liquidiere. Innerhalb dieses allgemeinsten Schemas gebe es noch eine Reihe anderer charakteristischer Gemeinsamkeiten der Revolution : die Rolle der Überläufer aus der früher herrschenden Klasse, den Typ des „ewigen Figaro", die kurze Spanne des revolutionären „honeymoon", Typen revolutionärer Persönlichkeiten usw. Die Einbeziehung der amerikanischen Unabhängigkeitsbewegung geht dabei offensichtlich nicht ohne Gewaltsamkeit ab. Dass auf gewisse Ereignisse und Einflüsse der Aussenwelt Menschen bestimmter psychischer und intellektueller Struktur identische Reaktionen haben, woraus dann Konformitäten politischer und sozialer Abläufe abgeleitet werden, stellt der Verf. mit jenem Behagen fest, das etwa schon ähnlichen Darlegungen Paretos seinen Stempel aufdrückte. Vielen Unbequemlichkeiten entzieht sich der Verf. durch Beiseiteschiebung „naiver" Kausalitätsvorstellungen, z. B. bei dem Problem der verschiedenen Funktion der Klassen und Parteien während der Revolution. Otto Kirchheimer (New York).

Cramer, Fritz, *Magna Carta. S. Poetzelberger. Merano* 1937. *(*284 *S. ; L.* 50.—*)*

Ashley, Maurice, *Oliver Cromwell, The Conservative Dictator. Jonathan Cape. London* 1937. *(*351 *S. ;* 12 *s.* 6 *d.)*

Postgate, Raymond und **Aylmer Vallance,** *England Goes to Press. The Bobbs-Merril Co. Indianapolis. Harrap. London* 1937. *(*337 *S.;* $ 2.75, 10 *s.* 6 *d.)*

The British Empire. Issued under the auspices of the Royal Institute of International Affairs. Oxford University Press. London 1937. *(VII u.* 336 *S.;* 15 *s.)*

Der bekannte ältere Kommentar zur Magna Carta von MacKechnie erschien in seiner letzten Auflage vor 24 Jahren. Nun hat Cramer, ein jüngerer deutscher Forscher, der in der Emigration lebt, das Wagnis unternommen, die Magna Carta, mit einem eingehenden kritischen Kommentar versehen, neu herauszugeben. C.s Buch ist eine bedeutende Leistung. Er beherrscht nicht nur den ungeheuer verwickelten Stoff, sondern er hat zugleich einen durchaus lesbaren und leicht verständlichen Kommentar geschrieben. Wenn man in irgendeiner Frage der englischen Verfassungsentwicklung zu positiven Ergebnissen kommen will, muss man sich vor allem von der traditionellen Whiglegende vollkommen befreien. C. hat diese Notwendigkeit erkannt. Er zeigt, was die Magna Carta im Jahre 1215 gewesen ist, ohne Rücksicht auf die späteren Ausdeutungen des englischen und kontinentalen Liberalismus. Tatsächlich ist in der Magna Carta von parlamentarischen Einrichtungen und einem Repräsentativsystem noch gar keine Rede. Die Reichsversammlung, die in der Magna Carta vorkommt, ist die übliche feudale Zusammenkunft der Kronvasallen. Dennoch hatte das England von 1215 eigentümliche Züge in der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung, auf die C. in seinem Kommentar hinweist. Die rückständige englische Agrarwirtschaft war seit Wilhelm dem Eroberer in eigenartiger Weise mit Finanz- und Leihkapital verkoppelt, und die ständige Auseinandersetzung mit ihren kapitalistischen Gläubigern gab auch den englischen Baronen ein gewisses Verständnis für wirtschaftliche und politische Probleme, wie es ihren Standesgenossen auf dem Kontinent in der Regel fehlte.

Das englische Bürgertum, zur Zeit der Magna Carta ein Anhängsel des Feudaladels, entwickelte sich bis zum 17. Jahrhundert zum entscheidenden Machtfaktor. Ashleys Cromwell-Biographie führt den Leser in die Periode der grossen Klassenkämpfe, die sich um den Diktator Cromwell gruppierten. A. nennt Cromwell einen konservativen Diktator. Er hat so weit recht, als Cromwell jederzeit für das Privateigentum eintrat und im Grunde jede demokratische Massenbewegung verabscheute. Aber A. hat durchaus unrecht, wenn er von dieser Seite her die ganze Entwicklung Cromwells verstehen will, denn das Merkwürdige an Cromwells Erscheinung liegt darin, dass Cromwell bei den beiden wichtigsten Handlungen seines politischen Lebens mit den extremen Radikalen zusammengehen konnte : als er den König hinrichten liess, und später, als er den republikanischen sogenannten Rumpf des langen Parlaments auseinanderjagte. Denn die Sprengung des Parlaments geschah mit der Begründung, dass es die Rechtsreform verschleppe, und die Rechtsreform war damals das Schlagwort, mit dem man die überlieferten Formen des Privateigentums angriff. Es ist richtig, dass Cromwell nachher jedesmal die radikale Linke getäuscht

hat, aber das Problem kann nur gelöst werden, wenn man erkennt, wie der Diktator zwischen den Klassen stand und in überaus geschickter Weise ihre Differenzen für seine persönlichen Zwecke ausnutzte, aber doch wieder keine endgültige Lösung der Gegensätze fand. Für dieses Grundproblem hat A. kein Verständnis gezeigt.

Das englische Bürgertum auf der Höhe seiner Macht im 19. Jahrhundert tritt uns in dem Buch von Postgate und Vallance entgegen. Die beiden Verf. haben für die Periode von 1815 bis 1937 eine Reihe von englischen Pressestimmen zusammengetragen, aus denen die Haltung des englischen Volkes zur Aussenpolitik hervorgeht. Die Auswahl ist im ganzen geschickt und sachkundig vorgenommen, und die einzelnen Stücke sind durch einen flüssig geschriebenen Kommentar verbunden. P. ist einer der besten Kenner der englischen Sozialgeschichte. Umso merkwürdiger ist es, dass er die Presse der Chartisten fast vollkommen vernachlässigt. Auch sonst ist die ältere englische Arbeiterpresse fast unvertreten. Dabei war gerade die Aussenpolitik der Chartisten ausserordentlich bedeutsam, und sie wirkte nachher noch bei der Gründung der ersten Internationale nach. P. dachte offenbar, dass diese Arbeiterblätter nicht repräsentativ genug für die Meinung des englischen Volkes im ganzen gewesen seien. Aber diese Auffassung ist kaum richtig, da z.B. die Millionenbewegung der Chartisten doch einen sehr wichtigen Teil des englischen werktätigen Volkes verkörperte. Die ausgewählten Pressestimmen erwecken vielfach ein sehr starkes Interesse. Am originellsten sind vielleicht die Leitartikel, mit denen die Londoner Times 1830 den Gang der französischen Revolution kommentierte.

In die Krise des britischen Imperiums von heute führt das Sammelbuch hinein, das vom Royal Institute of International Affairs in London publiziert wurde. Eine Gruppe von Mitgliedern des Instituts schloss sich zusammen, um gemeinsam einen Bericht über die gegenwärtige Struktur und über die wichtigsten Probleme des britischen Weltreichs auszuarbeiten. Der Vorsitzende der Kommission war der frühere Oberkommandierende der indischen Armee, Feldmarschall Sir Philip Chetwode. Das Buch ist überaus nützlich. Alle wichtigen Fragen des britischen Reichs sind kurz und klar und mit gründlicher Sachkenntnis behandelt. Bemerkenswert sind die durchaus sachlichen Abschnitte über den irischen Freistaat ohne jede einseitige Polemik gegen De Valera. Dennoch ist es klar, dass eine solche Arbeit einen halboffiziösen Charakter tragen muss. Die vulkanischen Kräfte, die überall im britischen Reich zum Ausdruck kommen, die tiefen Widersprüche in seiner gesellschaftlichen Struktur konnten nur angedeutet werden. Solche kritischen Fragen kann das vorliegende Buch nicht erschöpfend behandeln, aber in dem Rahmen, den die Verf. sich selbst gesetzt haben, ist es eine überaus wertvolle Leistung.

Arthur Rosenberg (New York).

Seton-Watson, R. W., *Britain in Europe* 1789-1914. *A survey of foreign policy. Cambridge University Press. London. The Macmillan Co. New York* 1937. *(X u. 716 S.;* 30 *s.,* $ 9.—*)*

Seton-Watson, R. W., *Britain and the Dictators. A survey of Post-War British Policy. Cambridge University Press. London. The Macmillan Co. New York* 1937. *(XVIII u.* 460 *S.;* 12 *s.* 6 *d.,* $ 3.50*)*

Die beiden Bücher sind nützlich und gediegen. Aber sie haben ihre Schwäche gemeinsam mit anderen grossen Leistungen der jüngsten Historie der englischen Aussenpolitik, den Werken C. K. Websters etwa, der nur mit seinen Parallelisierungen ungleich glücklicher gefahren ist als S.-W. mit seinem Rückblick pour prévoir. Die letzte Ursache solchen aussenpolitischen Historismus, solcher historisierenden Aussenpolitik muss in der traditionellen Abneigung der Engländer gegen fast jede soziale Selbstanalyse gesucht werden, was dann leicht dazu führt, dass die in der täglichen Aussenpolitik verwandten Metaphern zu geschichtlichen Kategorien oder Massstäben erhoben werden. Man liest so einige sechzig Male (in „Britain in Europe"), dass ein Staatsmann oder eine Politik weit vorausschauend oder kurzsichtig gewesen wäre; einige achtzigmal wird die aussenpolitische Metapher des Mächtegleichgewichts als Regel der englischen Politik verwandt, wobei allerdings der Verdammung der balance of power durch Woodrow Wilson oder der fatalen Anwendung dieser Regel durch den Botschafter in Berlin, Lord D'Abernon, bei der Retablierung von Deutschlands Macht nicht gedacht wird. Eine sozialpsychologische Untersuchung dieser vielbewährten Formel unterbleibt leider; ihre Einführung in die englische Aussenpolitik durch Wolsey ist historisch unkorrekt. Der Krone wird — ob unter dem Eindruck der Abdankung Edwards VIII. oder nicht — eine bedeutende eigene Rolle in der Führung der englischen Aussenpolitik beigemessen, und zwar so, als handele sie im Vakuum der persönlichen Weisheit oder Torheit ihrer Träger und ohne Verbindung mit gesellschaftlichen Gruppen oder Interessen in England oder sonstwo. Diese oder jene Politik heisst bei S.-W. ehrenvoll oder nicht, weise oder töricht, aber kaum jemals charakteristisch für diese Gruppe oder jenes Interesse; wird ausnahmsweise Canning mit dem „mercantile interest" identifiziert, so nicht durch den Autor selbst, sondern durch eine ausländische Aristokratin. Aussenpolitische Ideologien erscheinen ohne besonderen Interessenkonnex, manche bleiben auch unerwähnt wie die Cobdens und Brights, und ideologisch verlaufene „Achsen" früherer Tage bleiben von Interessen unbesetzt. Dies macht vor allem eine Gestalt wie die Palmerstons so schlecht erfasst und lässt die Frage unbeantwortet: War er oder war er nicht der Mann der Gentry, dessen „lebhafte" liberale Aussenpolitik dazu diente, daheim fällige Reformen zu vertagen? Wie weit waren seine Gestikulationen nach aussen der Ausdruck ökonomischer Wechsellagen Englands? (Wirtschaftskrisen figurieren erst in dem zweiten Buch; die Nachkriegsprosperität von 1815/6 braucht nicht „abnormal" genannt zu werden (a. a. O., S. 38), fast alle Kriege des 19. Jahrhunderts sind von Prosperitätszeiten gefolgt worden). Was waren die Motive für die von Palmerston erregten Paniken oder für seine Ablehnung napoleonischer Abrüstungsvorschläge? Das Verhältnis von englischer Innen- und englischer Aussenpolitik ist wenig und nirgends grundsätzlich behandelt worden. Auch wer die deutsche Historikermanie wegen des Primats der einen vor der anderen nicht teilt, hätte wohl gern Generelles oder Details

über die Rolle der Rüstungsindustrien oder des Finanzkapitals in der Aussenpolitik, über deren parlamentarische Kontrolle, über die Zusammensetzung der englischen Diplomatie gehabt. Der Liberalismus S.-W.s ist aufrichtig genug, die konfiskatorischen Massnahmen des Versailler Vertrags gegenüber deutschem Privateigentum scharf zu tadeln (Britain and the Dictators, S. 63); aber er fragt nicht, ob hier nicht schon eine Form des Kapitalismus hervortritt, der gewisse internationale kapitalistische, für den Liberalismus charakteristische Solidaritätsrücksichten nicht mehr kennt, am wenigsten in der Aussenpolitik.

Alfred Vagts (Sherman, Conn.).

Jennings, W. Ivor, *Cabinet Government. The Macmillan Co. New York. Cambridge University Press. London* 1937. *(XII u.* 484 *S.;* $ 5.50, 21 *s.)*

J.s Buch enthält eine Darstellung der Verfassungsentwicklung in England, insoweit diese sich im Verhältnis von Krone, Kabinett und Parlament widerspiegelt. Die Behandlungsweise des Stoffes ist mehr historisch als juristisch oder soziologisch. Der Leser erfährt, wie sich allmählich bestimmte Gepflogenheiten herausgebildet haben und wie verfassungspolitische Schwierigkeiten einer Lösung entgegengeführt wurden. Die ausgebreitete Materialfülle, die manchmal die Präzision der Gedankenführung zu erdrücken scheint, vermittelt jedenfalls ein anschauliches Bild von der Flüssigkeit der Grenzen und des Inhalts so wichtiger politischer Machtmittel wie etwa des Auflösungsrechts des Parlaments. Dass ein solches System nur haltbar ist, wenn Opposition und Regierung in Übereinstimmung ausgeübt werden, und wenn die Rolle der Opposition sich darin erschöpft, individuelle Ungerechtigkeiten der Verwaltungshandhabung an den Tag zu bringen, nicht aber abweichende prinzipielle Gesichtspunkte geltend zu machen, verheimlicht der Verf. freilich nicht.

Otto Kirchheimer (New York).

Schnabel, Franz, *Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert. Vierter Band: Die religiösen Kräfte. Herder & Co. Freiburg i. Br.* 1937. *(XII u.* 617 *S.; RM.* 11.40, *geb. RM.* 13.80*)*

Wie in seinen früheren Bänden so zeigt Schnabel auch in diesem eine Vorliebe für die ideengeschichtliche Behandlung. Die religionspolitischen Auseinandersetzungen des 19. Jahrhunderts erscheinen daher zumeist in der Widerspiegelung und in dem Ausdruck, den sie in den akademischen und literarischen Schulen der Zeit fanden. Der Verf. hat sich nur wenig darum bemüht, die kirchliche Organisation als solche und das Verhältnis von Kirche und Volk eingehend darzustellen. So erfährt der Leser zwar, dass während der Kölner Wirren katholische Kirche und Bürgertum im Rheinland zusammen gegen die Regierung standen, während auf der andern Seite die herrschenden Schichten in Posen samt dem Erzbischhof rasch zu einer Einigung mit der Regierung kamen; oder dass die entscheidenden Schwächen der sozialreformatorischen Tätigkeit von Wichern und Fliedner

in ihrer Beschränkung auf individuelle Fälle bestanden. Der Verf. sieht auch im zunehmenden Schwinden des kirchlichen Einflusses auf die Volksmassen das Ergebnis des Auseinandertretens von Kirche und Volk. Aber kein Versuch ist unternommen, quellenmässig, wie das in Groethuysens vorbildlichem Buch geschehen ist, die Auseinandersetzung der Kirche mit den sozialen Problemen der Zeit, in diesem Falle also die bedingungslose Gefolgschaft für die konservativen Bestrebungen näher zu verfolgen. Nicht der mindeste Mangel des materialreichen Buches ist die Unvollständigkeit der bibliographischen Angaben. Manche zugespitzten Formulierungen wie etwa zur Auffassung vom Charakter des Febronianismus würden überzeugender geklungen haben, hätte der Verf. es der Mühe wert gefunden, sich mit der zahlreichen Literatur auseinanderzusetzen.

Otto Kirchheimer (New York).

Hertz, Friedrich, *Nationalgeist und Politik; Beiträge zur tieferen Erforschung der Ursachen des Weltkrieges. Bd. I : Staatstradition und Nationalismus. Europa Verlag. Zürich* 1937. *(*479 *S.; Schw. Fr.* 15.—, *geb. Schw. Fr.* 18.—*)*

Was vorliegt, ist der erste Band eines gross angelegten Geschichtswerks. Es ist eine Art Geschichte Europas der letzten zweihundert Jahre ; allein diese Bestimmung gilt weder örtlich noch zeitlich genau. Zuweilen verweilt H. auch bei der Geschichte anderer Erdteile und greift weiter zurück in die geschichtliche Vergangenheit. Das wesentliche Merkmal dieses Geschichtswerks ist seine Zielgerichtetheit ; es erstrebt eine „tiefere Erforschung der Ursachen des Weltkriegs". Daraus ergibt sich seine Stoffausdehnung, seine Stoffauswahl, seine Stoffgestaltung.

H. spricht einleitungsweise von der „vergifteten Atmosphäre", welche die falschen „Vorstellungen von den Ursachen des Weltkriegs" immer noch schafft. Der eigentliche Zweck seines Buches ist, diesem Übelstande abzuhelfen, um nicht immerzu verbissen und kleinlich bei der „Schuldfrage" zu verweilen. Um das jüngste politische Schicksal Europas zu verstehen bleibt einem im Sinne von H. nichts anderes übrig, als sich hinzusetzen und ganz gründlich „Weltgeschichte" zu studieren.

Der Verf. vertritt die Ansicht, eigentlich massgebend in der Geschichte seien nicht so sehr äusserliche, offen in die Augen springende Vorgänge, wie beispielsweise diplomatische Verhandlungen, weit wichtiger seien „jene geheimnisvollen Mächte, die man ‚öffentliche Meinung' und ‚Nationalcharakter' nennt, ohne damit in der Regel einen klaren Begriff zu verbinden". — H. versucht nun, diese „geheimen Mächte" aufzustöbern und aufzuhellen. Wie das geschieht, muss man in dem Buche, in seinen Einzelausführungen, selbst nachlesen. — Der vorliegende Band bietet eine Art Zweiteilung des Stoffs ; zuerst wird jeweils in einem Kapitel der „Staatsgeist" eines bestimmten Landes untersucht, in einem späteren Kapitel wird dann aufgezeigt, wie sich dieser „Staatsgeist" in eine besondere Art von „Nationalismus" umwandelt.

Das Buch behandelt besonders die Entwicklung des „Staatsgeistes" und Nationalismus in England, Österreich-Ungarn, Russland und Frankreich.

Ausserdem sind einzelne Abschnitte der Orientfrage, der Frage Elsass-Lothringens, dem „Geist der bismarckschen Aussenpolitik", dem englischen Imperialismus und dem Panslavismus gewidmet.

Hans Honegger (Montagnola-Lugano).

Gerlach, Hellmut von, *Von Rechts nach Links. Europa Verlag. Zürich* 1937. *(275 S.; Schw. Fr. 8.— geb.; 6.— kart.)*

Heuss, Theodor, *Friedrich Naumann. Der Mann, das Werk, die Zeit. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart u. Berlin* 1937. *(XII u. 751 S.; RM.* 9.60*)*

In seinen Lebenserinnerungen nennt Hellmut von Gerlach den langjährigen Freund Naumann einen prachtvollen Kameraden, der immer nur primus inter pares, nie Alleinherrscher sein wollte. Er vergleicht ihn mit dem antisemitischen Hofprediger Adolf Stoecker, dem Begründer der Christlich-Sozialen Arbeiterpartei von 1878: „Der wollte paradieren und kommandieren, empfand jedes Wort der Kritik in einer Vorstandssitzung als unangenehme Störung seiner gottgewollten Diktatur. Er war ganz Hierarch. Naumann dagegen... wollte weder blenden noch befehlen, nur überzeugen."

So sehr nun auch G. den Menschen Naumann geschätzt haben mag — vom Politiker hat er sich getrennt und mit seiner Kritik nicht hinter dem Berge gehalten. Im Vorläufer des Buches „Von Rechts nach Links", den heute fast vergessenen „Erinnerungen eines Junkers", berichtet G., welch unzweideutige Antwort er gegeben habe, als man ihn im Jahre 1916 nach seinem Urteil über Naumanns aufsehenerregende Schrift „Mitteleuropa" fragte: „Das Buch mit seiner Empfehlung der Schützengräben als permanente Einrichtung für Westen und Osten ist in meinen Augen das Furchtbarste und Schädlichste, was überhaupt geschrieben werden konnte." G. nennt den Verfasser einen Militaristen, dessen christliche Ethik der Kriegsprobe nicht standgehalten habe. Die Hunnenrede Wilhelms II. habe Naumann mit aller Entschiedenheit verteidigt, auch für das Duell sei er eingetreten: „Mir selbst riet er einmal dringend zu einem Duell mit Franz Mehring, als dieser Sozialdemokrat mich öffentlich schwer beleidigt hatte."

Neben Adolf Damaschke, dem späteren Bodenreformer, war G. in der Blütezeit des „Nationalsozialen Vereins" der für die politische Propaganda und Taktik wichtigste Mitarbeiter Naumanns. Dieser sei ihm, so schreibt Heuss, mit freundschaftlicher Ironie zugetan gewesen. Auch in den Zeiten taktischer Spannung habe er Nachsicht damit gehabt, dass G. jeweils der radikalste sein musste. Während des Krieges jedoch vollzog Naumann schroff und unvermittelt den Bruch.

Im Leben und Werk beider Männer spiegeln sich wichtige politische, kulturelle und soziale Probleme des kaiserlichen Deutschlands. Manche wollen heute in Naumann den Vorläufer des Nationalsozialismus sehen, zum mindesten, was Aussenpolitik und Sozialpolitik angeht. Der im Exil gestorbene G. hingegen, den Barthou einmal „le plus honnête de tous les Allemands" nannte, wird als zersetzender Kritiker und Abtrünniger ver-

worfen. Zur Urteilsbildung über die wirkliche Bedeutung Naumanns und Gerlachs bieten Biographie wie Autobiographie jedenfalls wertvolle Hilfsmittel. H. Stein (Amsterdam).

Höhn, Reinhard, *Verfassungskampf und Heereseid. Der Kampf des Bürgertums um das Heer. S. Hirzel. Leipzig* 1938. *(XXIV u.* 379 *S.; RM.* 16.—*)*

Nicht weniger als drei Staatsrechtslehrer in hohen Stellungen des Dritten Reiches haben sich in letzter Zeit mit Fragen der preussisch-deutschen Heeresgeschichte befasst — erst Carl Schmitt, wie immer der hurtigste mit der Feder in legalisierungsbedürftigen Situationen, dann Ernst Rudolf Huber (Heer und Staat in der deutschen Geschichte, 1933) und nun Höhn, Direktor des Instituts für Staatsforschung in Berlin. Sie alle treten auf als Reichsjustiziare, die hinsichtlich der Vergangenheit, für deren Behandlung keiner unter ihnen von Haus aus bestellt ist, gern einer Armee Recht geben und Sympathien zuwenden, die nach 1933 endlich zum „Heer der deutschen Volksgemeinschaft" geworden sei, will sagen, aufgehört habe, das Heer der Offiziere zu sein. H. behandelt die parlamentarisch-publizistischen Kämpfe, die von 1815 bis 1850 in Preussen und den deutschen Mittelstaaten zwischen Bürgertum und Offizieren um die Heereskontrolle geführt wurden und die in später Form und bei moderner Interessenlage das anfängliche Problem der englischen Revolution, ob Königsheer oder Parlamentsheer, wiederholen. Es kennzeichnet Methoden und Ziele seiner „Staatsforschung", wenn von H. wieder und wieder die Parteien-Argumente für und gegen den Verfassungseid der Heere, für und gegen das Staats- oder das Fürstendienertum der Offiziere herausgearbeitet werden. Dabei wird nicht wenig von den grossen Interessenkonflikten verdeckt, in deren Zusammenhang sie hineingehören — nirgends erscheint die uns aus dem Verhältnis Bismarck-Roon so vertraute enge Verbindung zwischen Heer und Grossgrundbesitz in Preussen, dessen Fehlen in einem Staate wie Kurhessen die auffällige, allerdings nur vorübergehende Dienstverweigerung der kurhessischen Offiziere gegenüber dem verfassungsbrüchigen Kurfürsten im Jahre 1850 erklären dürfte. Ganz deutlich tritt dagegen hervor, wie bereits unter dem Eindruck der Revolutionsvorgänge von 1848-49 das fatale Bündnis von Grossbürgertum und Offizierskorps angebahnt wurde; man kann es auf den Tag des Berliner Zeughaussturms datieren, wo das Proletariat sich einen Anteil an den Waffen aneignete. Dieses Bündnis wurde gerade auch vom Offizierskorps gesucht, als es trotz seiner Feudalismen der „Industriegesellschaft des 19. Jahrhunderts" das Heer als Sicherheits- und auch als Volksbildungsanstalt, als Vehikel eines nicht revolutionären Fortschritts und Verteidiger bestehender Einrichtungen gegen „kommunistische Freiheitswut", ja sogar, trotzdem es selbst den Fürstenpartikularismus retablierte, als Verwirklicher der deutschen Einheit empfahl; von seiner Seite wird schon früh die preussische Armee als „die einzige Säule, um welche sich das Gebäude der Zukunft Deutschlands aufrichten werde", gepriesen. So geschah es, dass in Deutschland das Heer unverbürgerlicht blieb. Mit welchen Mitteln die Offiziere ihren Widerstand gegen

die Verbürgerlichung durchführten, das ist in den wertvolleren Teilen des H.schen Buches belegt. Es sind durchaus moderne Einrichtungen, besonders publizistische, die in den Dienst der militärischen Konterrevolution gezogen werden, ehe diese sich noch der modernen Organisationsformen und Waffen im engeren Sinne des Worts bemächtigte. Die Zeit für die romantische Klage Alfred de Vignys (Servitude et grandeur militaires, 1835) über die Vernachlässigung der Schwertträger durch die bürgerliche Erwerbsgesellschaft war endgültig vorbei.

Alfred Vagts (Sherman, Conn.).

International Who's Who 1937. 2 *Bde. Longmans, Green & Co. London u. New York* 1937. *(Jeder Bd.* 63 *s.;* $ 20.—*)*

Man könnte wohl fragen, ob der liberalistische Harmonieglaube heute wirklich nicht mehr gilt. Wie, — gerade in dieser Zeit sollte der Glauben an die Chance der freien Entfaltung der Person, sollte der zum eisernen Bestand gehörige individualistische Lehrsatz vom Lebensrecht und der Lebenskraft eines jeden, vom Marschallsstab und von der freien Bahn, seinen gesellschaftlichen Grund verloren haben ? Gerade jetzt soll es zur Regel, zum Durchschnittsschicksal werden, dass die Menschen sich wie Herden gruppieren, unterschieden nur für den Züchter durch die Farbe ihrer Haut, durch den Schnitt ihrer Wolle ; blosses Material, ohne die Gabe der Spontaneität ? Der nächste Blick auf die Zeitläufe und in die Zeitungen scheint den Gedanken vom Ende, selbst von der Krise der liberalistischen und individualistischen Phase zu widerlegen :

Individualität zeigt sich zunächst durch einen Namen an ; sie ist ungenügend beschrieben, wo man sie nur ihrer Gattung zuweist. Ein richtiger Begriff von ihr entsteht erst, wo sie als das eigentümliche Exemplar, das bloss sie selber und kein anderes ist, fixiert wird. Im Zeichen des Namens hat sich ein Zeitalter etabliert, das geradezu im Rausch der Individualität leben muss. In der Renaissance wird ja bekanntlich das Individuum entdeckt ; Schüler und Studenten und noch die Erwachsenen entdecken sich dauernd nach jenem historischen Muster. Vertraut ist jene kultivierte Ausdrucksweise gebildeter Leute, wo sie einen auftrumpfen sehen oder es selber gar möchten, von der Natur des Cesare Borgia, wo sie sich um erotische Entdeckungen bemühen, von der Lucretia zu sprechen, und vertraut jene Dokumentierungen des guten und gepflegten Geschmacks, welcher in seinem privaten und öffentlichem Bekanntenkreis lauter Gesichter, Gliedmassen und Seelen, die von den Pinseln Botticellis, Raphaels, Dürers und Holbeins, die von den Meisseln und Messern Donatellos und Riemenschneiders herzurühren scheinen, erblickt, als ob es sich um ebensoviele Reinkarnationen der Meister und ihrer Individualitäten handelte. Immerhin gehört das eher einer bereits zu Ende gehenden Phase an, einer Art Bescheidenheit, wo der eigene Name besser dran war, wenn er hinter dem älteren und bewährten zurücktrat. Zudem war bis vor einiger Zeit das Bewusstsein nicht nur von Antike und Mittelalter, sondern auch von der jüngeren Vergangenheit noch in sachlichen Begriffen wie Absolutismus, Gegenreformation, französische Revolution, neunzehntes Jahrhundert

erfüllt. Wenn einer Cromwell oder Robespierre sagte, wo er die bürgerlichen Revolutionen meinte, hat das als leicht preziös gegolten, als elegant frisierter Hinweis auf bewegende geschichtliche Kräfte und Mächte, mit denen man vertraulich umging.

Alle sind wir zwar noch nicht Brüder, aber insofern doch keine Fremden mehr, als wir von vielen von uns die Namen erfahren. Der Mensch tritt aus dem Dunkel der Geschichte in das Licht der Scheinwerfer und Projektionsapparate, die seine besonders benannte Individualität verraten. Die Programmanzeigen der Kinotheater verwalten Würde und Eigenheit des Einzelnen. Sie verweisen nicht nur auf die Namen der Regisseure und Schauspieler, sondern teuer wird uns auch noch und für Sekunden wenigstens vertraut, wer die Glühbirnen einschraubt und der Diva das Kleid näht ; wer in der Dunkelkammer mit den Säuren und wer abseits der Aufnahmeapparate mit den Maschinchen hantiert, welche Eisenbahnen, Kuhglocken oder Explosionskatastrophen nachahmen können. Die Presse bleibt dahinter kaum zurück. Wo einst die Rede war von Grossmächten, von wirtschaftlichen Konstellationen, von Parteien, treten jetzt zwar auch diese noch auf, aber sie tragen die Namen von Staatsmännern, Parteikämpfern, Wirtschaftsführern und allen ihren Helfershelfern, die beständig dieses oder jenes sagen. Die johanneische Botschaft, im Anfang war das Wort, wird tausendfach heute wiederholt, und wenn die Zeitung gleich auf der ersten Seite ihrer täglichen Schöpfungsgeschichte berichtet, was Mr. Smith und Reverend Jones äussern, als ob das die Welt des Kreatürlichen um ein Neues bereichert hätte, dann scheint wirklich die religiöse Botschaft völlig konkretisiert zu sein, dass der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist. Nicht nur, wer in die Zeitung kommt, weil ihm zu sagen etwas vergönnt war, gehört zum Kreise der Genannten. Es ist schon lange nicht mehr wahr, dass nur von denen die Rede ist, die zur Gesellschaft gehören und die auf die Weise unter sich bleiben, dass sie es die Zeitungen und die Zeitungen uns wissen lassen, wie sie es tun. Gewiss hat der Radioansager einen Anspruch darauf, dass wir erfahren, wem diese Stimme angehöre ; aber er zieht zu sich hinauf, zum Kreise derer, die etwas Besonderes zu geben haben, auch jeden, mit dem er sich vor dem Mikrophon zu schaffen macht : die Dilettanten und Amateure, die grossen und kleinen Musiker ; die Reporter der Sportspiele und die Stadtparlamente wissen, wer sie sind und was sie uns geben, und wir wissen es, — ihr Name wird uns nicht verschwiegen. Das geht alles noch viel weiter. Wer spricht von dem grauen Heer der Angestellten ! In manchen Ländern nennt ein Schild am Fahrkartenschalter den Namen des Beamten, ein Schild auf dem Schreibtisch im Vorzimmer des Direktors den Namen der Sekretärin, ein Schild an den Brüsten von Liftjungen und Autobusschaffnern, von Friseuren und Friseusen, von Barkellnern und Tankstellenwärtern die Namen ihrer Träger ; bei einigen von ihnen hilft noch ein handschriftlich gezeichnetes Formular in der Nähe ihres Arbeitsplatzes, auf welchem sie sich zur Einhaltung sämtlicher menschlicher Tugenden verpflichten, uns die Präsenz einer Persönlichkeit anzumelden. Wer hätte sich nicht schon der Behutsamkeit gefreut, mit der ein jeder eines jeden Mitmenschen besondere Lebenskurve respektiert, wenn er zu seinem Geburtstag die Gratulationsbriefe nicht nur seiner Freunde, sondern auch seiner

Versicherungsagenten erhält ? Der „human touch" hat die Reklame veredelt. Das gute Herz des Bauunternehmers hat jenes hübsche Häuschen gerade für dieses Paar erstellen wollen ; der treusorgende Bankvorsteher teilt dir persönlich mit, wie sehr ihm an deinem Wohl und dem Wohl der Deinigen gelegen ist. In der modernen Reproduktionstechnik vermag man durch ein bestimmtes Druckverfahren Briefe so zu vervielfältigen, dass jeder einzelne aussieht, als ob er individuell auf einer Schreibmaschine geschrieben worden wäre. Das einzige, was an ihm individuell ist, ist der Kopf des Empfängers, der so auf der Schreibmaschine eingesetzt werden kann, dass nicht der leiseste Unterschied zwischen diesem geschriebenen und jenem gedruckten Briefteil sichtbar wird. Der Trick wird von manchen Empfängern durchschaut, von vielen nicht. Sie glauben wirklich, nicht nur der Kopf des Briefes, auch seine Substanz sei ihnen und nur ihnen allein zugedacht.

Der Abglanz der Individualität, die verlangt, dass man ihren Namen sich merke, schimmert gewiss nicht nur in den umrissenen Bezirken, wo das Private auswendig wird : auswendig gelernt wird. Es ist von drastischer Ironie, dass all die Schläge, die das liberalistische Staaten- und Kultursystem erleidet, dass die Gegnerschaft zu den individualistischen Idealen der bürgerlichen Revolution, zur realen und zur scheinhaften Pflege des Aufstiegs, — dass die totalitäre Politik sich beim Namensgruss des Führers vollzieht. Es ist recht paradox, dass in einem Land, in dem der Individualismus noch als stolze Parole gilt, der farb- und gesichtsloseste Gruss, das Hallo, zu Hause ist, während in der Brutstätte des Kollektivismus sich die Menschen so begegnen, dass sie den Namen jenes Einzelnen beschwören.

Wo heutzutage derart die Anonymität sich lüftet, wird es unheimlich. Wenn der Name uns bisher vertraut war als ein freundliches Tor, durch das man tritt, der Name der Person, die uns vorgestellt wird, des Künstlers, dessen Werk wir zu erfahren beginnen, des praktisch oder theoretisch produktiven Menschen, der einen neuen Horizont erschliesst, so ist der Name des Führers das Symbol der Stummheit. Mit dem Gruss, der ihn nennt, ist die Uniform, die Uniformität signalisiert, Vorsicht ist geboten, Zurücktreten und Zurückbleiben im namenlosen Dunkel der Massen. Wie ein lächerliches Gegenspiel, wie eine Nachäffung des Feindes muss es erscheinen, wenn in den Kreisen der Vertriebenen die Tendenz sich zeigt, sich ebenfalls im Schatten eines Stärkeren zu verbergen, sich Würde durch Identifikation zu verschaffen, indem der Name eines grossen Schriftstellers oder Naturwissenschaftlers oder Pazifisten zum Trumpf der Emigration gemacht wird. Geradezu am Modell der Hitlerjugend scheint ein ehemaliger radikal-bürgerlicher Politiker es abgelesen zu haben, wenn er vor einiger Zeit den Vorschlag gemacht hat, die verschiedenen politischen und kulturellen Fraktionen der deutschen Emigration unter die Dachorganisation eines Hellmuth v. Gerlach-Bundes zusammenzufassen. Das hat seine Vorgeschichte. Es beginnt in der französischen Revolution, entwickelt sich dann in der Geschichte der politischen Gruppierungen und Gruppenkämpfen der linken Bewegungen seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. In immer höherem Masse erscheinen neben Montagne, Grossdeutschen und Sozialisten Parteinamen wie Bakunisten und Lassallianer, und das hat sich

bei allen politischen Richtungen bis zur jüngsten Gegenwart fortgesetzt. Verwandtes findet sich in anderen Sphären. Hat man noch vor wenigen Jahrzehnten die -ismen und -isten an die Namen politischer Parteien, philosophischer Schulen, religiöser Richtungen angehängt oder seinen Spott darüber getrieben, gehörte eine Bezeichnung wie Tolstoianer damals noch zur Ausnahme, so sind heute jene sprachlichen Anhängsel der grammatische Ausdruck für die Anhänger von Führernamen geworden.

In Wahrheit ist jene neue Welt der Namen namenlos. Es gab einmal eine unmittelbare Beziehung von der Rechtfertigung durch den Glauben zum jeweils Gläubigen, vom pietistischen Kirchenlied auf die Seelenruhe des kleinen Handwerkers, von der Proklamation der Menschenrechte auf die Rechte dieses oder jenes Menschen, vom Klassizismus und der Romantik auf individuelle kulturelle Bedürfnisse. In der versachlichten Sprache vergangener Jahrhunderte spiegelt sich ein echterer und stärkerer Glaube an das, was aus dem einzelnen zu machen sei, eine aktivere Zuversicht in die Möglichkeiten des Individuums wider als in der lauten und billigen Ruhmeshalle der zahllos Genannten in der Gegenwart.

Die Übersteigerung des Privaten an einem Menschen, welches heute am Namen so deutlich hervortritt, dass das Unbewusste als unverzeihlichste Beleidigung einen Irrtum, ein Versprechen bei der Nennung des Eigennamens durch den Gesprächspartner notiert, ist in Wirklichkeit nur ein weiterer Schritt seiner Entprivatisierung, ein weiterer Schritt auf dem Weg der völligen Achtlosigkeit, der die Mehrzahl der Individuen zunehmend ausgesetzt ist. Die Intimität wie die Demokratie, welche im Umkreis der Namen zu herrschen scheinen, sind unecht. Der sprachliche Kratzfuss, der heute noch von „einem“ Goethe, von „einem“ Bismarck spricht und hinter dem der berechtigte Wunsch steckt, ein kleines Stückchen Einzigartigkeit auch sich selber zu sichern, weiss nicht, wie sehr das Schicksal des Verehrungsbereiten dem Indefinit-Pronomen gleicht, hinter das eigentlich gar kein Name mehr gehört.

Wer von den Führern spricht, meint seine eigene Ohnmacht. Wo es um die vielen anderen Namen, ja auch noch um den eigenen mit dazu geht, geschieht nichts anderes, als dass zu der an sich schon überwältigenden Autorität von Tatsachen, welche jedes Urteil, ja jede Gefühlsreaktion standardisieren, noch die Tatsachen von Namen treten, die zu lernen und zu vergessen sind ; rascher zu vergessen, als man sie lernt.

Leo Löwenthal (New York).

Soziale Bewegung und Sozialpolitik.

Wearmouth, Robert F., *Methodism and the Working-Class Movements of England*, 1800-1850. *The Epworth Press. London* 1937. *(289 S.; 8 s. 6 d.)*

Dass der Methodismus ein Produkt der industriellen Revolution in England sei, ist öfters schon ausgesprochen worden. John Wesley und seine Nachfolger wussten die soziale Ort-, Rat- und Ziellosigkeit des von

veränderten Arbeitsbedingungen ausgelösten Emotionalismus der Massen von Vereinzelten aufzufangen und zu lenken. Dem entsprach eine kollektivisierende, aber zugleich entpolitisierende Theologie, die u.a. das wirtschaftliche Prinzip des laisser faire begünstigte; dem entsprach es ferner, dass der Methodismus die „underchurched", die seelsorgerisch vernachlässigten Industriegegenden Englands früher und immer stärker erfasst hat als die rein ländlich gebliebenen, wenigstens solange als sich dort eine ältere Arbeitsverfassung erhielt. Seine Beihilfe zur Abwendung der politischen Revolution in England und zur Bildung einer „working class bourgeoisie" konnte ihm lange nicht die gern erwartete Zustimmung der — u.a. durch die Kirche von England — regierenden Klassen des Landes verschaffen. Sie blieben dem Wesleyanismus gegenüber von dem grössten Misstrauen erfüllt, trotz aller offenbaren und insgeheimen ordnungsliebenden Nützlichkeit, Liebedienerei und Denunziererei seiner Leiter, worüber W. aus Regierungsarchiven abstossende Belege beibringt. Gleichwohl ermittelt er als Historiker einen etwas erfreulicheren „Record" für den Methodismus als die Hammonds dies getan haben. Dies geschieht durch die Feststellung des nahezu ständigen Gegensatzes zwischen politisch reaktionärer Theologie und Kirchenpraxis der Leiter und zentralen Organisation und den Abspaltungen und Ortsgemeinden, die vielfach dem politischen Radikalismus Führer und Unterstützung gaben, und weiterhin durch den Nachweis, dass erprobte methodistische Organisationserfahrungen wie Massenversammlungen, Lokalorganisation, Laienrednertum, Beitragserhebungen von diversen radikalen Bewegungen Englands der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts übernommen wurden. Hier hätte die Frage berührt werden sollen, wie weit die englische weltliche Versammlungsfreiheit durch die religiösen camp meetings gefördert worden ist. Im Vergleich dieser Zustände mit dem kontinentalen Sozialismus und seiner Abwendung vom Christentum zeigen sich einige der Gründe, weshalb Labour diese Trennung nicht seinerseits vollzogen hat. Alfred Vagts (Sherman, Conn.).

International Review for Social History. Hrsg. v. The International Institute for Social History, Amsterdam. Jahrgang III. E. J. Brill. Leiden 1938. *(440 S.; Hfl. 10.— geb., 8.— br.)*

Das Schwergewicht des vorliegenden wie der früheren Bände liegt in der Erschliessung historischen Materials zur Geschichte der europäischen Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert. Marwick beschäftigt sich mit der Entwicklung der schottischen, Rüter mit der der niederländischen Arbeiterbewegung. Müller Lehning erörtert unter Beigabe zahlreicher Dokumente Entstehung und Wirken jener hauptsächlich aus kontinentalen Emigranten zusammengesetzten, in London und New York wirkenden International Association, die sich nach Ausrichtung und Organisationsform als einer der wichtigsten Vorläufer der ersten Internationale erweist. Sapirs Studie über Liberman und den russischen Sozialismus erschliesst Neuland auf dem Feld der russisch-jüdisch-sozialistischen Bestrebungen in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Über einen Vorläufer des vom Konvent beschlossenen revolutionären Kalenders berichtet Dommanget. Mit

dem viel erörterten Thema der politischen Beziehungen Lassalles zu Bismarck beschäftigt sich eine kurze Studie Gustav Mayers. Seine Feststellung über Möglichkeit und Grenzen dieses Klassenbündnisses : „die kritisch-philosophische Geschichtsauffassung Hegels fuhr über die Wirksamkeit individueller Entschliessungen und Handlungen auslöschend hinweg“, dürfte zugleich auch das Urteil über diese Phase der Lasalleschen politischen Aktivität bedeuten. Auch die Arbeit Carstens über den Bauernkrieg in Ostpreussen 1525 enthält eine vorzügliche Analyse von Klassenbeziehungen und -interessen. War es doch im wesentlichen die ablehnende Haltung des Königsberger Stadtpatriziates, die schon vor dem Eingreifen der Staatsgewalt die Bauern dazu brachte, ihren Kriegszug gegen den Adel abzubrechen. Normanos „Social utopias in American Literature“ enthält eine Fülle ebenso anregender wie problematischer Formulierungen zum Verhältnis von Wirklichkeit und Utopie in der amerikanischen Literatur.

Der Aufsatz von Schwarz versucht an Hand verfeinerter statistischer Methoden eine Sozialanalyse der deutschen Vermögenskriminalität zwischen 1881 und 1936. Den Schlussfolgerungen der Arbeit, die eine neue Bestätigung des engen Zusammenhangs zwischen sozialer Situation der breiten Massen und Zahl und Intensität der kriminellen Handlungen bringt, wird man ohne Vorbehalt zustimmen können. Die vom Verf. mangels eines brauchbaren allgemeinen Lebenshaltungsindexes herangezogenen Kriterien weisen in der Tat starke Korrelationen zu den Kriminalitätsindices auf. Hierbei ist jedoch zu berücksichtigen, dass der Verf. wie üblich bei solchen Vergleichen von den offiziellen Kriminalitätsindices ausgeht. Die Verurteilten-Statistiken der Kriegs- und der Nachkriegszeit, insbesondere aber des Dritten Reichs lassen sich nicht ohne weiteres als Grundlage für Vergleichszwecke verwenden. Eine genauere Analyse der Änderungen der strafprozessualen Gepflogenheiten, vor allem der zahllosen Amnestien, die nicht nur zum Straferlass, sondern durch Verfahrensniederschlagung zum statistischen „Verschwinden“ von strafbaren Handlungen führen, würde zeigen, wie sehr durch solche Eingriffe Vergleiche, die auf Justizstatistiken beruhen, problematisch werden. Schlüsse wie dieser, dass die gegenüber früheren Krisen zurückgebliebene Diebstahlskriminalität in der jüngsten Krise auf das Vorhandensein von Sozialversicherungseinrichtungen zurückzuführen ist, sind so lange, als wir nicht wissen, wie gross die Differenz zwischen criminalité réelle und criminalité apparente in der 1929er Krise war, mit Vorsicht zu bewerten. Mit andern Worten, mindestens so wichtig wie eine Verfeinerung der konjunkturstatistischen Erhebungsmethoden ist für eine Sozialanalyse der Kriminalität der Versuch, annähernd zuverlässige Kriminalitätsziffern zu erhalten ; das setzt aber zumal bei Justizstatistiken ein erhebliches Mass von prozesspolitischen Vorarbeiten voraus. Was die Ursachen für das ununterbrochene Anwachsen der „intellektuell unterbauten Delikte“ anbetrifft, so dürfte ihre Ursache nicht nur, wie der Verf. meint, in zunehmenden vermögensrechtlichen Komplikationen zu suchen sein, sondern muss als Phänomen der in allen Ländern sich gleichermassen verschlechternden Position der für diese Deliktsgruppen in erster Linie in Betracht kommenden Mittelstandsgruppen gewertet werden. Aus der Auswahl der dargestellten Delikte

geht hervor, dass der Verf. der Meinung ist, nur bei Vermögensdelikten beständen unmittelbare Zusammenhänge zwischen Kriminalität und sozialer Situation. Solche Korrelationen lassen sich aber auch bei den Delikten gegen die öffentliche Ordnung aufzeigen.

Otto Kirchheimer (New York).

Lathoud, Maurice, *Le Mouvement ouvrier anglais, son évolution depuis* 1926. *Bosc Frères M. et L. Riou. Lyon* 1938. *(*405 *S.; fr. fr.* 50.—*)*

Das Buch von P. will eine objektive Darstellung der englischen Arbeiterbewegung geben. Zweifellos stellt das systematisch gegliederte Material eine klare Übersicht über die Bemühungen und Bestrebungen der britischen Arbeiterschaft dar. Viele tieferliegende Probleme, wie das Fehlen einer Klassenkampftheorie, die weitgehenden Schwenkungen in der Taktik und in den Zielsetzungen der angelsächsischen Arbeiterbewegung könnten erst durch eine gründliche Analyse der Position des englischen Imperiums in der Weltwirtschaft aufgehellt werden. Eine derartige Untersuchung wird am Ende des Buches versucht, wenn die Änderungen in der Mitgliedschaft der Gewerkschaften und die Vertretung der verschiedenen Industriebranchen in der Gewerkschaftszentrale mit dem veränderten Charakter der Produktion (jedenfalls bis 1937 : Abnahme der Schwer-, Zunahme der Verbrauchsindustrie) in Zusammenhang gebracht werden.

Andries Sternheim (Amsterdam).

Nordström, G. Hilding, *Sveriges Socialdemokratiska Arbetareparti under genombrottsaren* 1889-1894 *(Schwedens Sozialdemokratische Arbeiterpartei während der Durchbruchsjahre* 1889-1894*). Kooperative Förbundets Bokförlag. Stockholm* 1938. *(*935 *S.;* 13 *Kr.)*

Die gründliche sozialökonomische und historische Arbeit enthält in Wirklichkeit eine umfassende, auf Quellenstudium aufgebaute Darstellung der sozialen Entwicklung Schwedens im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts, in deren Mittelpunkt allerdings die Geschichte des Durchbruchs der sozialdemokratischen Bewegung Schwedens zur sozialdemokratischen Arbeiterpartei steht.

N. legt Wert darauf, die relativ rückständige soziale Situation Schwedens in der von ihm behandelten Periode zu betonen : der Liberalismus und das soziale Reformprogramm der Verfassungsbewegung im 19. Jahrhundert machten damals nur sehr langsame Fortschritte, der vorwiegend landwirtschaftliche Sektor Schwedens war raschen und durchgreifenden Veränderungen in der Gesellschaftsstruktur abgeneigt und wirkte als durchgängig konservierendes Element. Dies in Rechnung stellend, will der Verf. die Frage beantworten, „inwieweit die ökonomische und soziale Entwicklung von den sechziger Jahren bis zum Schluss der achtziger und der ersten Hälfte der neunziger Jahre im grossen und ganzen eine Steigerung des Lebensstandards der schwedischen Arbeiterklasse herbeigeführt hat oder, mit anderen Worten, ob und in welchem Umfange es der Arbeiterklasse

geglückt ist, während der genannten Zeitperiode an den Früchten des ökonomischen und kulturellen Fortschritts einen so grossen Anteil zu erlangen, wie er ungefähr dem entsprach, was anderen Gesellschaftsklassen daneben zugute gekommen war." Zur Beantwortung dieser Frage hat N. den ökonomischen und sozialen Hintergrund in den beiden ersten Kapiteln des Buches nach Wirtschafts- und Berufszweigen und an Hand von Arbeitslosen-, Arbeitszeit- und Lohnstatistik und unter Zuhilfenahme alles verfügbaren Quellenmaterials über den damaligen Lebensstandard der arbeitenden Klassen, die Wohnungsfrage, das Verhältnis von Stadt und Land etc. minutiös geschildert. Danach kommt der Verf. zur eigentlichen sozialdemokratischen Bewegung und ihren — bürgerlich-liberalen — Vorläufern in Schweden und zur schwedischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei selbst, die sich — im engsten Zusammenhang übrigens mit der aufspriessenden Gewerkschaftsbewegung — im April 1889 konstituierte. Man einigte sich damals zunächst auf das Gothaer Programm als Vorbild, aber wenn sich die Mehrheit auch dafür erklärte, dass die Partei auf der Grundlage des Klassenkampfes stände, so war charakteristisch für die schwedische Sozialdemokratie von Anbeginn das Streben des „überzeugten Reformisten" Hjalmar Branting, die Partei von einer reinen Klassenpartei zu einer breiteren „Volkspartei" zu entwickeln oder auch, wie der Verf. einmal sagt, zu einer „Kleine Leute-Partei auf sozialistischem Ideengrunde". Der Kampf um das allgemeine Stimmrecht war doch der Motor der sich formierenden sozialdemokratischen Partei, und je mehr sich die damals regierenden bürgerlich-konservativen Kreise gegen die Anerkennung der sozialdemokratischen politischen Losungen wehrten, desto rascher wuchs die Sozialdemokratie.

Im letzten Kapitel geht der Verf. ausführlich auf die Haltung der schwedischen sozialdemokratischen Partei zur Militärfrage ein — und damit auf die schwedische Innenpolitik dieser Jahre, die heftige Gefechte zwischen Staats- und Regierungsmächten auf der einen und der vetoheischenden Arbeiterklasse auf der anderen Seite erlebte. So bleibt N.s Buch durchgehend eine allgemein-historische und sozialpolitische Darstellung der genannten Jahre. Günter Dallmann (Stockholm).

Wieser, Georg, *Ein Staat stirbt. Österreich* 1934-1938. *Éditions Nouvelles Internationales. Paris* 1938. *(*192 *S.; fr. fr.* 26.—*)*

Bauer, Otto, *Die illegale Partei (Aus dem unveröffentlichten Nachlass). Éditions „La Lutte Socialiste". Paris* 1939. *(*208 *S.; fr. fr.* 20.—*)*

Wieser zeigt klar und überzeugend, dass die gewaltsame Unterwerfung der österreichischen Arbeiterschaft durch die klerikale Gegenrevolution die Widerstandskraft des österreichischen Staates zerstört und damit der nationalsozialistischen Invasion den Weg gebahnt hat.

Im Gegensatz zur Mehrheit des österreichischen Volkes stehend, von der sozialdemokratischen Opposition im Innern und den Annexionsabsichten des Dritten Reiches von aussen bedroht, versuchte die klerikale Reaktion in Österreich, ihre Herrschaft mit Hilfe des italienischen Faschismus zu sichern. Die österreichische Arbeiterschaft wollte in ihrem Kampf gegen die Diktatur

nicht nur ihre innenpolitische Freiheit, sie kämpfte auch für eine demokratische, westeuropäisch orientierte Aussenpolitik Österreichs. Aber ohne Hilfe von den grossen Demokratien konnten die sozialistischen Arbeiter die politische Ordnung Österreichs nicht ändern. Das Land blieb ein Spielball der faschistischen Grossmächte. Es wurde schliesslich ein Opfer des deutschen Faschismus. Durch den Abbessinienkrieg in Europa geschwächt, erkaufte sich Mussolini die Hilfe Deutschlands durch die Abtretung seiner österreichischen Position an Hitler. Die Machthaber Österreichs selbst wagten keinen bewaffneten Widerstand gegen die deutsche Annexion, weil sie wussten, dass ein ernster Abwehrkampf nur mit einem demokratischen Österreich zu führen war.

Das Buch W.s ist kein theoretisches Buch. Es ist eine interessant geschriebene zeitgeschichtliche Schilderung, die sich von der politischen Konjunkturliteratur über Österreich vorteilhaft unterscheidet. Zu den beachtlichsten Teilen des Buches gehören die reportageartigen Berichte über die illegale Bewegung der österreichischen Arbeiter.

Das Buch Otto Bauers ist das Ergebnis mehrjähriger vergleichender Studien und Arbeiten über die illegalen Bewegungen in den faschistischen Ländern. Das unvollendete Manuskript ist von den Freunden des Verf. herausgegeben worden. Einen breiten Raum nimmt die geschichtliche Darstellung der illegalen proletarischen Bewegung in Österreich in der Zeit von 1934-1938 ein. B. streift auch Probleme der Faschismusanalyse, definiert ihn als wehrwirtschaftlichen Etatismus und untersucht sehr eingehend das „Versöhnlertum" in den faschistischen Ländern. Er nennt diese politische Richtung, die einem Schwächegefühl der herrschenden Klassen entspringt, „Sozialmonarchismus".

Der entscheidende Teil des Buches behandelt die Probleme der Partei. Es ist seit Jahren der erste Beitrag zur Theorie der Partei und zur Analyse ihrer sozialen Funktion. Im Anschluss an die Sätze des kommunistischen Manifestes über die Rolle der Partei unterscheidet B. zwischen einer idealistischen und einer materialistischen Auffassung der Funktion der Partei. Er vergleicht sie mit einer Turbine, die die Energie des fliessenden Wassers in Nutzenergie umzuwandeln vermag. Ebenso kann die Partei nur die Energie der Volksmassen umformen und verwerten. Sie hat die Aufgabe, die Arbeiterklasse zum Verständnis ihrer geschichtlichen Rolle zu führen, ihr ihre spontanen Klassenreaktionen bewusst zu machen und dadurch die Massen zu führen. Die Parteiform und die Führerstäbe sind den Bedürfnissen der betreffenden Entwicklungsphase angepasst. Ändern sich mit einem Schlage die Daseinsbedingungen, so müssen die anderen Verhältnissen angepassten Führungen versagen. Organisationsstruktur und Führerstäbe müssen neugebildet, den neuen Bedingungen angeglichen werden.

Auch in B.s Theorie der Partei wird der „Automatismus" der Methode B.s, der geschichtliche und politische Fatalismus der austromarxistischen Schule deutlich. Der Verf. wehrt sich jedoch gegen den Vorwurf des Automatismus und hält seine Auffassung für die klassisch marxistische.

Völlig neu ist B.s Beitrag zur Theorie der illegalen Partei. An Hand der geschichtlichen Entwicklung der Arbeiterbewegung, ausgehend von

der englischen Bewegung in ihrer illegalen Periode von 1799-1824, zeigt er das Vorhandensein von zwei Typen der illegalen Bewegung : erstens eine Form, die nur ein illegales Fortleben der alten, legalen Bewegung ist, und zweitens revolutionäre Neubildungen, die ohne legale Tradition entstehen. Diese beiden Typen findet B. in der Geschichte der illegalen proletarischen Bewegung aller Länder immer wieder. Lebte die deutsche Sozialdemokratie zur Zeit des Sozialistengesetzes in den illegalen Vereinen weiter, so entstand die Sozialdemokratie im zaristischen Russland überhaupt erst aus revolutionären Geheimbünden.

Im Faschismus bestehen beide Typen der illegalen Organisation nebeneinander. Auf der einen Seite alte Freundeskreise sozialistischer Arbeiter, auf der anderen die neuen konspirativen revolutionären Gruppen, die sich im Gegensatz zur alten Bewegung und in der Kritik an ihr entwickeln. B. analysiert die Entstehung der beiden Organisationstypen im Faschismus, untersucht ihr Verhältnis zueinander, ihre Funktion in der Gegenwart und ihre Aufgabe in der antifaschistischen Revolution.

Fritz Valentin (London).

Pigors, Paul, L. C. McKenney, T. O. Armstrong, *Social Problems in Labor Relations. McGraw-Hill Book Co. New York* 1939. *(XXIII u.* 235 *S.;* $ 3.—*)*

Das angezeigte Buch ist der Darstellung, nicht der Diskussion, menschlicher Beziehungen in amerikanischen Grossbetrieben gewidmet. Als Arbeitshypothese gehen die Verf. davon aus, dass ein solcher Betrieb auch eine Stätte ausserwirtschaftlicher, persönlicher Strebungen ist. Die Situation der Unternehmer gegenüber der Belegschaft sei so gefährlich wie die eines „blind fliegenden Piloten". Cabot sagt in seinem Vorwort, dass das Unternehmertum hier vor einer äusserst dringenden Aufgabe stehe, und die Nichtlösung dieser Aufgabe zum Zusammenbruch des Systems führen würde.

Die Methode der Untersuchung bestand darin, dass die Autoren durch zwei Jahre in zwei grossen Betrieben die Haltung, Auseinandersetzungen, Verhandlungen und Beschwerden der Arbeiter bei Neuaufnahmen, Entlassungen, Versetzungen, Betriebsunfällen u. dgl. an Ort und Stelle beobachteten und mit den Arbeitern und den Personalbureaus besprachen.

Mit dem Grösserwerden der Betriebe wurde, wie gezeigt wird, der Aufbau ihrer inneren Verwaltung verändert ; an die Stelle einer durchgehenden Betriebs-Hierarchie, in der die Spitze alle Entscheidungen traf oder beeinflusste, trat eine dezentralisierte Verwaltung, die dem Vormeister sehr weitgehende Vollmachten, z. B. in der Bestimmung der Anzahl und Auswahl ihrer Arbeiter, delegierte. Die Verfassung der als typisch angenommenen Betriebe zeigt keine direkte Mitbestimmung der Arbeiter an den für sie geltenden Betriebsregeln, Aufnahmebestimmungen u. dgl. Hingegen spielt die Intervention des Gewerkschaftsfunktionärs eine starke Rolle, wobei die persönliche Einstellung der Gewerkschaftsmitglieder begreiflicherweise eine Skala von Verschiedenheiten aufweist.

Die Darstellung erfolgt überwiegend in „cases" : unter Anführung vieler Einzelheiten, in direkter Rede, in Anführung von Briefen, Ver-

handlungen und Telefongesprächen, werden die Vorgänge im Betrieb betrachtet. Es ergibt sich, dass sich die Arbeiter oft „unrationell" verhalten, z. B. die Schutzvorrichtung bei einer gefährlichen Maschine leidenschaftlich ablehnen, weil ihre körperliche Bewegungsfreiheit dadurch zu sehr eingeschränkt würde. Die dann wieder steigende Unfallkurve schädigt auch den wirtschaftlichen Erfolg.

Die Gleichheit der Verwaltungsprobleme, die dem Staat und den grossen Wirtschaftskörpern gestellt sind, geht bis in Einzelheiten der Weisungsbefugnis, der Weisungsdelegation, der Ermessensfreiheit und Ermessensüberprüfung. Es sind immer wieder die gleichen Fragen : wer stellt die generellen Regeln auf ? Wer fällt die individuellen Entscheidungen ? Was sind die Garantien für die Angemessenheit und Abänderbarkeit beider ? In der Tat ist der psychologische Inhalt nur der Stoff für die Fragen der Beweislast, der Beweisführung, sogar der Gewaltentrennung, kurz für alle Fragen der konstitutionellen Fabrik. Die Rationalisierung der menschlichen Beziehungen im Betrieb wird doch der Normierung nicht entraten können, so wenig die technische Rationalisierung ihrer entraten konnte.

Hans Fried (New York).

Harris, Herbert, *American Labor. Yale University Press. New Haven, Conn.* 1939. *(*459 *S. ;* $ 3.75*)*

Brooks, Robert R. R., *Unions of their own Choosing. Yale University Press. New Haven, Conn.* 1939. *(*296 *S. ;* $ 3.—*)*

Harris' Geschichte der amerikanischen Arbeiterbewegung verspricht wegen ihres lebendigen Stils die populärste zu werden, ohne deshalb aufzuhören, eine der besten zu sein. Ein allgemeiner Abriss der Frühgeschichte der amerikanischen Arbeiterbewegung leitet das Buch ein. Schon Bekanntes erscheint durch geschickte Verbindung mit heutigen Problemen in neuem Licht. Eine Reihe von Missverständnissen in Bezug auf die ideologische Einstellung und Praxis der alten Arbeiterbewegung wird klargestellt. Der Einfluss der europäischen auf die amerikanische Arbeiterbewegung wird an historischen Vorgängen illustriert. Die Gründe, die eine konsequentere Herausbildung der Klassenideologie beeinträchtigten, werden in den Entwicklungseigentümlichkeiten des amerikanischen Kapitalismus gesucht, die einerseits Verbindungen proletarischer mit landwirtschaftlichen Interessen erforderten, andererseits, speziell durch die rapide Entwicklung nach dem Bürgerkrieg, eine grössere Differenzierung der Arbeiterklasse mit sich brachten und einem Teil derselben Aufstiegsmöglichkeiten auf Kosten der grossen Masse boten.

Die zweite Etappe der Entwicklung der amerikanischen Arbeiterbewegung nach dem Bürgerkrieg ist die Geschichte der Gewerkschaftsbewegung von den „Knights of Labor" bis zur „American Federation of Labor." Diese Etappe wird als eine Periode von Kämpfen zwischen Kapital und Arbeit um Lohnfragen und Arbeitsbedingungen dargestellt. Der weitaus grösste Teil des Buches besteht aus Einzeldarstellungen wichtiger Gewerkschaften und Industrieverbände. Der Tatsachenreichtum ist mit grossem Geschick gemeistert. Allerdings wird H. in seiner Auswahl repräsentativer

Gewerkschaften nicht allen Erscheinungsformen der Arbeiterbewegung gerecht. Viele, wenn auch scheinbar noch unwesentliche Aspekte sind nicht in der ihnen zukommenden Bedeutung gesehen. Weder kommt der kapitalistische Autoritätscharakter der Gewerkschaften und Industrieverbände voll zur Geltung, noch der oppositionelle Kampf der Arbeiter gegen die Umformung der Organisationen zu neuen, gegen sie gerichteten Kontroll- und Beherrschungsformen. Die Ausführungen reichen bis in die jüngste Zeit, bis zu den spontanen „sit-down" Streiks und den Versuchen der neuen Industrieverbände, Aktions- und Organisationsformen zu errichten, die der ökonomischen und politischen Lage besser gerecht werden. Das Verhältnis der spontanen Aktivität der unorganisierten Massen zu den Organisationsbestrebungen der Arbeiterverbände wird an aktuellen Vorgängen geschildert.

In seinen Schlussfolgerungen bemüht sich H. um die Frage, ob die neuen Züge in der Arbeiterbewegung nach einer grundsätzlich neuen Einstellung zur Gesellschaft tendieren. Der jahrzehntelange aktuelle und legale Kampf konservativer Unternehmer gegen die Organisationsbestrebungen der Arbeiter scheint für H. den letzteren den Erfolg gegeben zu haben. Aus der grossen Krise erwuchs der Beginn einer neuen Ideologie, die den Organisationsbedürfnissen der Arbeiter gerechter wird. Wohl sei die Politisierung der Arbeiterbewegung noch immer nur im Keime vorhanden, jedoch seien diese schon viel kräftiger. Dem Buche ist eine gut ausgewählte Bibliographie beigegeben.

Brooks' neues Buch beschäftigt sich mit Fragen der gewerkschaftlichen Tariffähigkeit und des Schlichtungswesens, die aus der jüngsten Arbeitergesetzgebung und den Vorgängen in der Arbeiterbewegung erwuchsen. Das aus der „New Deal" Politik hervorgegangene Schlichtungswesen (National Labor Relations Board) erscheint B. als ein Mittel zur weiteren Demokratisierung der industriellen Verhältnisse. Die Tätigkeit des Board wird an einer Reihe aktueller Beispiele dargestellt. Eine knappe historische Darstellung der Verhältnisse zwischen Kapital und Arbeit zeigt die herrschende Tendenz, Wirtschaftskämpfe durch Verhandlungen einzuschränken. Der NLRB wird als die am besten geeignete Form zur Verminderung sozialer Reibungen angesehen. Allerdings werden auch die Begrenzungen solcher Methoden erkannt. Der Kampf der konservativen Unternehmer gegen Organisationsfreiheit, Gewerkschaftseinrichtungen und Schlichtungswesen, die für die Gewerkschaftsbewegung daraus erwachsenden Probleme werden an realen Beispielen aufgezeigt. Die oft sehr detaillierten Fragenkomplexe werden im Zusammenhang mit den Rivalitäten zwischen den einzelnen Gewerkschaften, diesen und den neugebildeten Industrieverbänden, beiden Organisationen und den Entscheidungen des Board dargestellt. Weiterhin werden die Einstellungen der lokalen, staatlichen, und federalen Rechtsinstitutionen zu Organisations-, Tarif- und Schlichtungsfragen eingehendst diskutiert. Die Existenznotwendigkeit der Arbeiterorganisationen und Schlichtungseinrichtungen leitet B. aus der Entwicklung zur grossen Industrie ab, die das direkte Verhältnis zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber zerstörte und besonderer Instanzen bedarf, um den Wirtschaftsfrieden zu sichern. B. schliesst seine Darstellung ab in der Überzeugung, dass,

obwohl das Schlichtungswesen den Einfluss der Regierung auf die Gesellschaft vermehrt, dieser Einfluss nicht in diktatorische Formen zu münden hätte, sondern zur Stärkung der demokratischen Verhältnisse dienen könnte. Er wendet sich mit grosser Schärfe gegen die vielen Bestrebungen, den NLRB zu beeinträchtigen oder gar ganz zu beseitigen.

Paul Mattick (Chicago).

Richardson, J. Henry, *Industrial Relations in Great Britain. International Labor Office. Washington, D. C.* 1938. *(XI u.* 290 *S.;* $ 1.—*)*

R. entwirft ein sehr friedliches Bild der Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern in Grossbritannien. Er beginnt mit dem Hinweis auf die ausserordentliche Stabilität dieser Beziehungen angesichts der fast revolutionären Entwicklung ausserhalb Englands. Er endet mit der Feststellung, dass der alte Geist der Bitterkeit des 19. Jahrhunderts in steigendem Mass der gegenseitigen Anerkennung und der Einsicht in die Gemeinsamkeit der Interessen gewichen sei. In diesem Rahmen werden die Entwicklung der Gewerkschaften und Unternehmerorganisationen, die freiwilligen und staatlichen Schlichtungsmaschinerien, die sozialen und Wohlfahrtseinrichtungen und Fragen der Betriebsführungspolitik abgehandelt.

Nach der Katastrophe des Bergarbeiterstreiks und des Generalstreiks 1926 ist das Jahrzehnt seit 1927 durch ausserordentliche Ruhe gekennzeichnet. Der Verf. schreibt das entstandene Übergewicht nationaler gegenüber regionalen Tendenzen in der Gewerkschaftsbewegung und den Ausbau kollektiver Vereinbarungen, die in vielen Branchen das ganze Land decken, dem gesteigerten Konservativismus der Gewerkschaften zu. Dass 1936 mehr als die Hälfte aller Streiks „unoffiziell" war, hält er nicht für Zeichen beginnender Opposition gegen die offizielle Gewerkschaftspolitik. Dazu passt, dass die Trade Unions im Wahljahr 1935 weniger als 2 % ihrer Einnahmen für politische Zwecke ausgaben.

Die oft beschriebene Zurückhaltung des Staates bei der Regelung der industriellen Beziehungen entspricht den Forderungen der Unternehmerorganisationen. Sie finden darin bei den Unions keineswegs prinzipielle Gegnerschaft. Wo auf Arbeitnehmerseite kein starker Partner da ist, also insbesondere in vielen Kleinbetrieben, ist die Lebenshaltung der Arbeitnehmer schlechter als in Grossbetrieben. Die Industrial Welfare Society bezweckt den Ausbau sozialer Einrichtungen, insbesondere der Grossindustrie, auf dem Boden der Freiwilligkeit unter Führung der Arbeitgeber (nicht des Staates oder der Arbeiter), so Profitbeteiligung, Firmen-Lebensversicherungen und dergleichen. Der Gedanke der Betriebsräte findet auch bei den Gewerkschaften wenig Anklang. Gemischte Organisationen analog dem deutschen Reichswirtschaftsrat spielen auch in Grossbritannien keine Rolle. Für die Zukunft sieht R. einen weiteren Abbau der Gegensätze angesichts der Aufstiegsmöglichkeiten des proletarischen Nachwuchses und der Besonderheiten des technischen Fortschritts, der es nicht erlaube, den Arbeiter „diktatorisch und ohne Takt" zu behandeln. Er fordert insbesondere

Ausbau der kollektiven Schieds- und Schlichtungsstellen, allenfalls verbunden mit staatlichen Enquêten. Ein gesteigerter Einfluss des Staates wird mmerhin als notwendig angesehen. Hans Fried (New York).

Spezielle Soziologie.

Morstein Marx, Fritz, *Government in the Third Reich. McGraw-Hill Book Co. New York u. London* 1937. *(XIII u.* 199 *S.;* $ 1.50, 8 *s.* 6 *d.)*

Abel, Theodore, *Why Hitler Came into Power. Prentice-Hall. New York* 1938. *(XI u.* 315 *S.;* $ 2.75*)*

Brady, Robert A., *The Spirit and Structure of German Fascism. The Viking Press. New York* 1937. *(X u.* 420 *S.;* $ 3.—*)*

Kirkpatrick, Clifford, *Nazi Germany: Its Women and Family Life. The Bobbs-Merril Co. Indianapolis u. New York* 1938. *(XIII u.* 353 *S.;* $ 3.—*)*

Field, G. Lowell, *The Syndicat and Corporative Institutions of Italian Fascism. Columbia University Press. New York* 1938. *(*209 *S.;* $ 2.75*)*

Schmidt, Carl T., *The Plough and the Sword. Columbia University Press. New York. Oxford University Press. London* 1938. *(VII u.* 197 *S.;* $ 2.50, 12 *s.* 6 *d.)*

Schmidt, Carl T., *The Corporate State in Action. Oxford University Press. New York* 1939. *(*173 *S.;* $ 2.25*)*

Welk, William G., *Fascist Economic Policy. Harvard University Press. Cambridge, Mass. Oxford University Press. London* 1938. *(XVIII u.* 365 *S.;* $ 3.50, 17 *s.)*

Steiner, H. Arthur, *Government in Fascist Italy. McGraw-Hill Book Co. New York u. London* 1938. *(XII u.* 158 *S.;* $ 1.50, 8 *s.* 6 *d.)*

Marcipati, Arturo, *Die Faschistische Partei. Duncker & Humblot. München u. Leipzig* 1937. *(XI u.* 100 *S.; RM.* 3.60*)*

Borgese, G. A., *Goliath. The March of Fascism. The Viking Press. New York* 1937. *(IX u.* 483 *S.;* $ 3.—*)*

Megaro, Gaudens, *Mussolini in the Making. Houghton Mifflin Co. Boston u. New York. Allen & Unwin. London* 1938. *(*347 *S.;* $ 3.50, 10 *s.* 6 *d.)*

Die Theorie des Faschismus ist bisher noch nicht geschrieben worden. Eine solche Arbeit kann ein einzelner Gelehrter wohl kaum vollbringen. Sie kann nur im Zusammenhang mit der politischen Praxis geleistet werden. In dieser Situation müssen Ansätze und Versuche, bestimmte Einzelphänomene des Faschismus zu analysieren, genügen.

Selbstverständlich steht die Frage nach dem Charakter des Faschismus, nach seinem Zusammenhang mit dem Wirtschaftssystem in einer bestimmten Phase der gesellschaftlichen Entwicklung im Vordergrund.

Eine verbreitete, besonders anglo-amerikanische Auffassung, wie sie vor allem in dem bereits in zwei Auflagen vorliegenden Buch des früheren

deutschen Juristen Fritz Morstein Marx vertreten wird, führt die Entstehung des Faschismus im wesentlichen auf aussenpolitische Ursachen, „auf die Fesseln des Versailler Vertrages" zurück. Der Demokratie sei die Sprengung dieser Fesseln nicht gelungen. Der Nationalsozialismus habe das Ziel erreicht, in dieser Frage stehe die gesamte Nation hinter Hitler, der darin nur seiner Gefolgschaft gefolgt sei.

Eine zweite soziologische Theorie führt den Faschismus auf einen Pluralismus von Ursachen zurück, Inflation, Arbeitslosigkeit, unbefriedigten Nationalismus, Kriegserlebnis, Judenhass, Verachtung der Demokratie usw., und versucht, jeder dieser Bedingungen eine bestimmte Bevölkerungsschicht zuzuordnen, aus denen die nationalsozialistische Bewegung sich zur Zeit der Machtergreifung zusammengesetzt habe. Am besten ist diese Schule durch den Soziologen an der Columbia Universität, Theodor Abel repräsentiert. A., der von Znanietzkys Buch über den polnischen Bauern beeinflusst ist, unternimmt den Versuch, aus 600 Selbstbiographien von Nationalsozialisten, die er im Jahre 1934 auf Grund eines von ihm in Deutschland veranstalteten und in der nationalsozialistischen Presse veröffentlichten Preisausschreibens gesammelt hat, die Frage zu beantworten, warum Hitler zur Macht kam. Diese Frage wird selbstverständlich nicht beantwortet, weil sie ausser im Titel, an dem der Verf. offenbar unschuldig ist, gar nicht gestellt wird. Eine biographische Analyse kann nur etwas darüber aussagen, warum die Partei gross geworden ist und aus welchen Bevölkerungsschichten sie sich zusammensetzt. Um die wirklichen Ursachen der Machtergreifung beantworten zu können, müsste ja auch die Rolle der antifaschistischen Kräfte und die Struktur und Funktion des vor-faschistischen Staatsapparates erörtert werden, was natürlich an Hand nationalsozialistischer Autobiographien nicht möglich ist. Der Verf. ist sich auch bewusst, dass in einem totalen Staat auf ein in der nationalsozialistischen Presse veröffentlichtes und durch nationalsozialistische Organe kontrolliertes Preisausschreiben keine unbefangenen Antworten zu erwarten sind. Aber er glaubt, die Befangenheit und Liebedienerei solcher Biographien eliminieren zu können. Von den 600 Nationalsozialisten, die geantwortet haben, gehören 51 % dem Mittelstand an, 79 % haben ihre Beschäftigung von 1919-1932 überhaupt nicht gewechselt, 80 % waren in dieser Periode niemals arbeitslos, 80 % waren während all dieser Jahre ökonomisch völlig sichergestellt, 68 % haben niemals vorher politischen Parteien, 69 % niemals den halbmilitärischen Organisationen als Mitglieder angehört, 49 % haben am Weltkrieg gar nicht teilgenommen. Aber obwohl angeblich die Revolution, der Versailler Vertrag, die Politik der Weimarer Republik oder ökonomische Zersetzung für den Anschluss an den Nationalsozialismus ursächlich gewesen sein sollen, ergibt doch die Statistik des Verf., dass nur 7 % in den Jahren 1920-1924, nur 21 % in den Jahren 1925-1927, 21 % in den Jahren 1928-29, aber 37 % in den Jahren 1930-31 und 11 % in den Jahren 1932-33 der Partei beigetreten sind. Wenn man diese Statistiken als stichhaltig betrachten will, so würde dadurch die Auffassung bestätigt werden, dass die grosse Masse der Nationalsozialisten erst dann der Partei beigetreten ist, als sie bereits eine politische Macht darstellte und den grossen Massen der unpolitischen Mittelstandselemente, die sich bedroht fühlten,

Sicherheit und Macht zu garantieren versprach. Insofern gibt das Buch A.s interessantes Material für einen bestimmten Typ des kleinbürgerlichen Charakters.

Die Theorie des Faschismus aus den Verhältnissen der kapitalistischen Produktion zu entwickeln, versucht Brady. B. hat bereits im Jahre 1934 ein sehr interessantes Buch über die Rationalisierungsbewegung der deutschen Industrie veröffentlicht, das eine enge Vertrautheit mit der deutschen ökonomischen Entwicklung und der Haltung der verschiedenen Klassen zur Konzentration, Zentralisation und Rationalisierung zeigt. In seinem neuen Buch macht er den Versuch, aus dem einzelnen Industriebetrieb, den er als eine autoritäre Einheit betrachtet, eine Theorie des Faschismus zu entwikkeln. Er erblickt im Faschismus die politische Form, deren sich der Monopolkapitalismus in einer bestimmten historischen Situation bedient. Das Buch zerfällt in zwei Teile : „The Coordination of Spirit", in der die Unterordnung von Wissenschaft, Kunst, Erziehung, Arbeitsorganisation, Jugendorganisation und Frauenarbeit unter die Bedürfnisse des monopolistisch-faschistischen Staats behandelt wird, und : „The Coordination of Structure", in der in mustergültiger Weise die wirtschaftliche Organisation dargestellt wird. Dieser Teil ist von entscheidender Bedeutung. Auf Grund einer genauen Kenntnis gelingt B. der Nachweis, dass die sogenannten politischen Organisationen der deutschen Industrie, angeblich Selbstverwaltungsorganisationen, nicht etwa die geschäftlichen Organisationen (das Kartell, den Konzern, den Trust) beherrschen, sondern dass umgekehrt diese Selbstverwaltungsorganisationen durchaus im Dienst der Unternehmungen und Unternehmungszusammenfassungen stehen. Die spätere nationalsozialistische Wirtschaftspolitik hat diese Ansicht bestätigt. Die Schwäche des B.schen Buches liegt in seinem statischen Charakter. Es wird nicht recht gezeigt, wie das System eigentlich funktioniert, schon deshalb nicht, weil der Nachweis der Entwicklung von der liberalen Demokratie und dem Konkurrenzkapitalismus zum Faschismus und Monopolkapitalismus nicht geliefert ist. Das Buch stellt trotzdem heute die bei weitem klarste und überzeugendste Analyse des deutschen Faschismus dar.

Kirkpatricks Buch behandelt eingehend die Stellung der Frau und der Familie im Nationalsozialismus. K. versucht die besondere Anziehungskraft des Nationalsozialismus auf Frauen durch eine Pluralität von Erklärungen zu verstehen, sieht aber die wesentliche Ursache im Frauenüberschuss und der Ohnmacht der Frauen in einer Welt, die für sie ohne Liebe war. „In der Liebe zum Führer, zum Helden, zu Kindern ... fanden sie teilweise Ersatzbefriedigung." K. beschreibt und analysiert dann die Frauenorganisation des Nationalsozialismus und die Versuche, die nationalsozialistische Ideologie den Frauen nahezubringen, den Kampf für Familiengründung, Geburtenerhöhung und die Stellung der Frauen in der Wirtschaft. Trotz der offiziellen Ideologie stieg absolut und relativ der Anteil der Frauenarbeit vor allem seit der Inaugurierung des Vierjahresplanes. Die Stärke des Buches liegt in der Frische der Behandlung des Problems und der gründlichen Verwendung von deutschen Quellen ; unzählige Zeitungs- und Zeitschriftenaufsätze und reiches statistisches Material sind verarbeitet.

Was Brady für den deutschen Faschismus, hat Rosenstock Franck für den italienischen geleistet. Noch heute stellt seine L'Economie Corporative Fasciste (Paris 1934) neben Silones Werk die beste Arbeit über den italienischen Faschismus dar. Bestimmte Einzelphänomene des italienischen Faschismus werden aber in der anglo-amerikanischen Literatur in hervorragender Weise abgehandelt. Das gilt vor allem für die korporativen Elemente des faschistischen Staates, die eine sehr gute, sorgfältige, auf Quellenstudium beruhende Darstellung in dem Buch von Field finden, das weit über den Durchschnitt von Dissertationen hinausragt. Der Verf. behandelt die Diktatur (in diesem Kapitel befindet sich eine sehr interessante Analyse der Parlamentsdebatten), die Syndikate und die Korporationen mit zahlreichen Beispielen aus der Praxis. Er gibt genaue Beschreibungen der Maschinerie zur Schlichtung von Arbeitsstreitigkeiten, der Entstehung des nationalen Korporationsrates, sowie die biographischen Skizzen der wichtigsten Mitglieder. Das Buch ist heute wohl die beste Darstellung der Mechanismen, welcher sich die syndikalen und korporativen Institutionen in der Praxis bedienen.

Das erste Buch von Carl Schmidt enthält eine umfassende Darstellung der faschistischen Land- und Agrarpolitik. Wichtig sind vor allem die Kapitel über landlose Farmarbeiter und über Bauern und Eigentümer. Diese Abschnitte enthalten aufschlussreiche Statistiken über Arbeitszeit, Arbeitslosigkeit und Lohnpolitik, sowie sehr klare Analysen der juristischen und ökonomischen Abhängigkeitsverhältnisse auf dem Land. Das Buch schliesst mit einem eindrucksvollen Kapitel über die Disziplinierung der Armut. Sch. hat aber auch in seinem „Corporate State in Action" die beste populäre Gesamtdarstellung des Faschismus in englischer Sprache geliefert. Erstaunlich ist die immer stärker werdende Gleichmässigkeit in der Entwicklung des deutschen und des italienischen Faschismus. Sch. lenkt wie Brady die Aufmerksamkeit darauf, dass im Anschluss an die Wirtschaftskrise, die 1927 einsetzte und 1929 ihren Höhepunkt erreichte, eine ausserordentlich starke Intensivierung der Entwicklung zu Kartellen und der Konzentration des Kapitals stattfand.

Welch ein Abstieg von Sch. zu Welks Buch, das nur offizielle italienische Statistiken und auch diese etwas naiv verwendet. Die rein mechanistische Behandlung zeigt sich in der Gegenüberstellung von „Gewinn" und „Verlust" der faschistischen Wirtschaftspolitik. Dennoch zwingen den Verf. die Tatsachen zur Einsicht, dass der Lebensstandard der Bevölkerung sich gesenkt hat, dass zwar in den Syndikaten der Arbeiter ein neues „Gruppenbewusstsein" erhalten haben mag, aber die Korporationen, trotz des elaboraten Aufbaus und der noch elaborateren „Ideologie" eine untergeordnete Rolle spielen.

Die theoretischen Grundlagen des Buches von Steiner sind unzureichend. Dies erweist sich vor allem in dem Kapitel über die Doktrin des Faschismus. Weder ist die Konsistenzlosigkeit der faschistischen Ideologie noch die soziale Bedeutung dieses Moments erkannt. Der Wert des Buches liegt allein in der Beschreibung bestimmter verfassungsrechtlicher Institutionen : der Partei, der Regierung, der Legislative, der Exekutive und des korporativen Systems. Über das Funktionieren, vor allem über den Zusam-

menhang dieser Institutionen mit ökonomischen und gesellschaftlichen Kräften erfährt der Leser nichts.

Die Bedeutung von Marcipatis Buch liegt ausschliesslich in seinem offiziösen Charakter. Es ist aus Vorträgen entstanden, die der Verf. als Kanzler der königlich-italienischen Akademie und als Direktor des nationalfaschistischen Kulturinstituts im Jahre 1925 über die Geschichte, die Struktur und die ideologischen Grundlagen der faschistischen Partei gehalten hat. Es ist reich dokumentiert, vor allem durch Auszüge aus Reden, Aufrufen und Aufsätzen Mussolinis.

In immer stärkerem Masse wird die ideologische Vorgeschichte des italienischen Faschismus behandelt. Zwei Bücher nehmen einen besonderen Platz in diesem Zusammenhang ein : das Buch Borgheses, eines italienischen Dichters und Literaturkritikers, der jetzt Professor in Chicago ist, und das Buch Megaros über die Jugendgeschichte Mussolinis. B.s Buch ist eine brillante Analyse der ideologischen Vorgeschichte des Faschismus; den Höhepunkt bildet die Diskussion des Einflusses d'Annunzios und Mussolinis selbst. B. weist nach, dass die ideologische Basis des italienischen Faschismus ein durchgehender Nihilismus, verbunden mit der Anbetung nackter Macht gewesen ist und noch ist. Er findet diese nihilistische Tendenz auch in der Geschichtsphilosophie Croces, der den Staat ausschliesslich als ein Produkt der Kunst betrachtet und von allen moralischen Werten absieht.

Megaro behandelt auf Grund zum Teil unveröffentlichter Quellen die Jugendgeschichte Mussolinis bis zum Kriegsausbruch. Er zeigt Mussolini als Kriegsverweigerer, als revolutionären Syndikalisten, als Verächter von Vaterland, Kirche, der Nationalflagge, als Deserteur, als Internationalisten, aber er weist zugleich nach, dass diese politische Haltung Mussolinis nicht auf einer echten Theorie, sondern auf Ressentiment, auf Hass, auf Geltungsbedürfnis und auf Machtstreben beruhte, und dass deshalb der Sprung auf die andere Seite ohne grosse Schwierigkeiten vollzogen werden konnte. Auch er kommt zum Ergebnis, dass die ideologische Basis des Faschismus Nihilismus und nackte Machtanbetung sei.

Franz Neumann (New York).

Kolnai, Aurel, *War Against the West. With a preface by Wickham Steed. The Viking Press. New York* 1938. *(711 p.; $ 4.—)*

K. has furnished a much needed source-book of National Socialist ideology. He postulates ten theses which his investigation is intended to illustrate :

1. National Socialism, and the Germany known as the Third Reich, constitute a reality, spiritual and historical, of supreme individuality and importance. 2. Absolute and conscious antagonism to Western Liberal civilization is the central impulse of that intellectual and political reality. 3. The National Socialist and affiliated doctrines are fundamentally opposed to Liberal democracy, as well as to its Christian foundations and to its Socialistic trends and implications. 4. The anthropological and sociological concepts of National Socialism form an organic whole with the German

claim to political expansion and hegemony. 5. There exists to-day in Europe a great nation, of the highest achievements in the past, which now professes a creed of unbridled and irrational power. 6. The National Socialist doctrines, though ultimately false and immoral, and liable to degenerate into comic vulgarity, are at their highest endowed with spiritual grandeur and relevancy. 7. National Socialism is at bottom more anti-Western than Bolshevism. 8. National Socialism, though by no means identical with Germandom, is nevertheless deeply rooted in German history and expressive of the German mind. 9. National Socialism essentially embodies and also transcends the socio-political principle of Fascism; Nazi Germany bears within it the seeds of a Pan-Fascist as well as a Pan-Germanic Imperial construction. 10. Because of its anti-humanitarian drive for expansion on nationalistic and at the same time religious and anthropological grounds, National Socialism constitutes a fountain-head of propaganda and a menace of war.

The author then proceeds to a discussion of various aspects of the totalitarian Weltanschauung by examining the writings of representative exponents of the National Socialist philosophy from the earliest effusions of Houston Stewart Chamberlain, through the quasi-sociological treatises of Blüher, Freyer, Spann, Günther, Vierkandt, and Sombart to the contemporary pontifications of Hitler, Rosenberg, Goebbels and company.

Throughout these selections there is ample evidence of the emphatic rejection of humanitarianism, science, humanism, justice and every other concept that „The West“ symbolizes for K.

However, the value of the book for the understanding of Nazi ideology should not prevent a consideration of its limitations. For example, it seems a pity that K. has neglected to cite page references for the hundreds of quotations in the text. In addition, his ideal-typical distinction between „The West“ and „The East“ as that of humanitarianism versus barbarism overlooks the identity of the social and economic structure between The West and The East, and obscures the real issues. Finally K.'s neo-Catholicism tends to deteriorate his more concrete analyses, and to elevate the ideals of „The West“ to an almost mystical level.

Meyer Barash (New York).

Tagliacozzo, Enzo, *Voci di realismo politico dopo il* 1870. *Laterza. Bari* 1937. (151 *p.; L.* 10.—)

T. a analysé dans son livre l'œuvre de cinq ou six sociologues italiens du XIXe siècle, de cette génération qui a réalisé l'unité morale et économique de la Péninsule après l'effort d'unité politique et territoriale. Après 1870, de nouvelles exigences dominent l'horizon italien, et ce sont surtout les questions sociales qui passionnent les esprits. Voici une esquisse des idées et des suggestions de six sociologues et hommes politiques de droite, Stefano Jacini, Pasquale Turiello, Pasquale Villari, Leopoldo Franchetti, Sidney Sonnino et Giustino Fortunato, qui suivirent les plus diverses carrières, mais qui manifestent une intéressante unité au point de vue scientifique.

T. cherche à dégager les idées maîtresses de ces écrivains sur l'économie

et la politique rurale que devrait suivre l'Italie, surtout pour ce qui a trait à la question méridionale, une des tâches de la nouvelle école politique italienne. Il est curieux d'observer que ces conservateurs ont pressenti la question sociale et de connaître leurs suggestions économiques, principalement pour ce qui regarde l'agriculture. Le titre de ce livre est très approprié, parce qu'il s'agit vraiment de réalisme politique et non pas de vues fantastiques ou utopiques. La conclusion de T. est que ces hommes politiques à peu près oubliés et si peu connus hors de l'Italie ont encore quelque chose à dire d'utile pour le présent et peut-être aussi pour l'avenir de l'Europe.

Paolo Treves (Milan).

Lerner, Max, *It is Later than you Think. Viking Press. New York* 1939. *(X u.* 260 *S. ;* $ 2.50*)*

Nur derjenige, der die grosse Masse der Publikationen zur Tagespolitik kennt, kann den wahren Wert des Erstlingsbuches von Max Lerner ermessen. Obwohl das Buch keinen wissenschaftlichen Apparat hat, zeigt doch jede Seite, dass eine ausserordentliche Arbeit und eine reiche Erfahrung verarbeitet ist. Das Buch analysiert das Wesen und die Methoden des Faschismus und die Mittel und Möglichkeiten, ihn in den Vereinigten Staaten zu bekämpfen. Nach dem Verf. ist der Faschismus „aus den Ziegelsteinen des Kapitalismus" erbaut, ideologisch sowohl als politisch-ökonomisch. Es ist erstaunlich, dass der Verf. als Amerikaner die so fernen Zusammenhänge der Lebensphilosophie Bergsons, der Volksgeisttheorie Savignys, der heroischen Kunsttheorie Stefan Georges mit dem Faschismus sieht. L. glaubt nicht, dass wir sehr viel über den Ursprung des Faschismus wissen, obwohl uns seine Methoden bekannt seien. Er leugnet, dass der Kapitalismus zwangsläufig zum Faschismus führen müsse, Faschismus sei vielmehr nur dann möglich, wenn das ökonomische System am Zusammenbrechen, das politische System paralysiert und Massenhysterie ausgebrochen sei. Das ist nun weniger eine Theorie des Faschismus als eine Generalisierung aus den deutschen Erfahrungen und deshalb von sehr problematischem Wert. Erkennt man im Faschismus die politische Form des Kapitalismus in einer bestimmten ökonomisch-sozialen Situation, sieht man in ihm mit dem Verf. „eine verzweifelte Revolte gegen die weiteren Konsequenzen des demokratischen Prinzips", so ist nicht einzusehen, warum nicht die herrschende Klasse den Faschismus als Präventivmassregel gegen den Anstieg der Arbeiterbewegung anwenden soll, umsomehr als eine Paralysierung der politischen Organisation und eine Wirtschaftskrise manipuliert werden können. Das heisst natürlich nicht, dass der Faschismus zwangsläufig kommen müsse. Sein Sieg oder seine Niederlage hängen auch von der Kraft und der Entschlussfähigkeit antifaschistischer Kräfte ab. Dieser Frage wendet sich der Verf. zu. Er behandelt zunächst die Situation des Marxismus. Im Marxismus erblickt er die richtige Theorie der Gesellschaft, die alle Phasen der menschlichen Geschichte erfasse. In der Praxis des Marxismus entdeckt er jedoch sechs Fehler : Unterschätzung der Stärke des Kapitalismus, Überschätzung der revolutionären Kraft des Proletariats, Unterschätzung der Bedeutung des Mittelstandes und der

Stärke der nationalen Idee, Unzulänglichkeit der marxistischen Psychologie, und schliesslich die Fehlkalkulation in Bezug auf den Terror und die Dauer der Übergangsdiktatur (wie z. B. Sowjetrussland). Nach dem Verf. bleibt deshalb nur die Volksfront-Politik übrig, die aber die Fehler der europäischen, vor allem den reinen Defensivcharakter vermeiden müsse. Das Ziel dieser Front müsse eine geplante Wirtschaft sein, jedoch dürfe der Plan nicht losgelöst von dem politischen und soziologischen Zusammenhang betrachtet werden. Planen sei an sich eine reine Technologie und wie alle Technologien politisch neutral. Er glaubt, dass das Ziel des Planes die Verbreiterung des Massenkonsums sein müsse, und hält auch unter der Bedingung der Demokratie einen solchen Wirtschaftsplan für möglich, aber nur dann, wenn eine starke und militante Labor Party vorhanden ist.

Franz Neumann (New York).

The Constitution Reconsidered. Hrsg. v. Conyers Read. Columbia University Press. New York 1938. *(XVIII u.* 424 *S.;* $ 3.75*)*

Der Band, herausgegeben im Auftrag der American Historical Association, vereint in drei Abteilungen eine grössere Zahl von Aufsätzen zur intellektuellen Entstehungsgeschichte und zu Gegenwartsproblemen der Bundesverfassung mit solchen über die Einwirkung nordamerikanischer Verfassungsdoktrinen und Verfassungspraxis auf das Ausland. Der Mehrheit der Aufsätze, besonders aber Hamiltons Vorwort und dem Nachwort Carl Beckers, das trotz seiner Kürze zu den geistig abgerundetsten zählt, ist eine grosse Ernüchterung gegenüber der Verfassungsgläubigkeit vergangener Epochen gemeinsam.

Im historischen Teil wird der Leser mit Interesse eine kurze Darlegung McIlwains über das Verhältnis von Gesetz und politischer Gewalt im Mittelalter lesen. Stephensons Beitrag über die Anfänge der englischen Repräsentativverfassung weist unter Verwertung neuerer Forschungsergebnisse das Vorwiegen finanzpolitischer Motive beim Ausbau repräsentativer Einrichtungen auf. In den Beiträgen von Pargellis und MacIver steht die Entstehungsgeschichte der Gewaltenteilung im 17. und 18. Jahrhundert im Vordergrund. Was auch in diesen Aufsätzen die Frage der Gewaltenteilung zu einem ebenso anziehenden wie schwierigen Thema gestaltet, ist der Zusammenhang dieser Doktrin mit den Gleichgewichtsverhältnissen sozialer Gruppen, wie das klar in Harringtons „Oceana" zum Ausdruck kommt, auf der einen und der Funktionsteilung der staatlichen Gewalt auf der andern Seite. Beide Aufsätze enthalten reiches Material dazu, wenn auch die Zuordnung der Staatsfunktionen zu den verschiedenen sozialen Klassen weiterhin problematisch bleibt.

Die Aufsätze Baintons, Schneiders und Commagers beschäftigen sich mit naturrechtlichen Problemen. Diesen Aufsätzen gemeinsam ist die Selbstverständlichkeit, mit der termini wie „higher law", „the appeal to reason", die Massstäbe „just or arbitrary" als rein sozialgeschichtliches oder sozialpolitisches Phänomen behandelt werden, und damit eine durchgehende Relativierung naturrechtlicher Konzeptionen durchgeführt wird.

Unter den mehr politisch ausgerichteten Aufsätzen ragt durch die

Folgerichtigkeit seiner Argumentation derjenige Max Lerners hervor. Hier ist die Frage des Verhältnisses von privater Macht und demokratischem Mehrheitswillen als die Kernfrage der Verfassung erkannt. Daneben sei noch ein Aufsatz Gabriels erwähnt, der den Zusammenhang zwischen bürgerlichem Sekuritätsbewusstsein und amerikanischer Verfassungsgläubigkeit im 19. Jahrhundert anschaulich schildert.

Die dritte Abteilung enthält u. a. eine ganze Reihe von Einzeldarstellungen zum Problem des Föderalismus in den Dominions und in Süd-Amerika, die alle von einer erheblichen und immer weiter zunehmenden Machterweiterung der Zentralgewalt berichten. Besonders eindrucksvoll ist De Kiewists Darstellung der südafrikanischen Verhältnisse, wo die den Buren und Engländern gemeinsame Niederhaltungspolitik der farbigen Elemente von Anfang an eine klare Richtung auf Zentralisierung hin erforderte. Umgekehrt zeigt Wright, wie die Justizpolitik des Privy Council den zarten Anfängen einer zentralen kanadischen Sozialpolitik das Lebenslicht ausblies. Otto Kirchheimer (New York).

Greaves, H. R. G., *The British Constitution. George Allen & Unwin. London* 1938. *(*296 *S.; 7 s. 6 d.)*

Die seit Bagehot in England traditionell gewordene Darstellung des englischen Sozialsystems unter der etwas verengerten Form seiner Verfassungsstruktur hat auch der Verf. beibehalten, nur ist er gleichzeitig ein betonter Kritiker der englischen Gesellschaftszustände. Wenn er auch nicht mit solcher Entschiedenheit wie etwa Laski den Akzent auf die kaum mehr überbrückbaren sozialen Gegensätze legt, sondern an vielen Stellen Reformvorschläge macht, die ein besseres Funktionieren der Verfassung ermöglichen sollen, so liegt der Unterton doch auf der Herausarbeitung der Momente, die ein normales Funktionieren der liberal-parlamentarischen Institutionen mehr und mehr in Frage stellen. Besondere Beachtung verdient die wohl dokumentierte Aufzeigung der Monopolstellung, die die höhere Mittelklasse im Heer, im höheren Beamtentum, in der Kirche kraft ihres absoluten Bildungsmonopols hat. Willkommen wäre es gewesen, wenn der Verf. sich der bisher vernachlässigten Aufgabe unterzogen hätte, den Mechanismus ausführlicher darzustellen, mit dem in England (wie auch in Frankreich) die Disproportionalitäten, die sich aus dem Gleichbleiben der sozialen Machtverhältnisse bei veränderter politischer Gewichtsverteilung ergeben, beseitigt werden. Der Verf. deutet diese Verfahrensweisen gelegentlich der 1931er Krise nur sehr flüchtig an. Damals wie auch wieder in Frankreich 1937 war es der finanzielle Machtapparat in den Händen der Minderheitsgruppen, mit dessen Hilfe die Ergebnisse des allgemeinen Wahlrechts rektifiziert wurden. Nachdem aber diese Methoden allmählich zu dem eisernen Bestand der politischen Herrschaftstechnik in der parlamentarischen Demokratie geworden sind, würde sich eine eingehendere Beschreibung dieser Denaturierung der demokratisch-parlamentarischen Institutionen zu unverbrüchlichen Garanten des sozialen status quo wohl lohnen. Otto Kirchheimer (New York).

Laski, Harold J., *Parliamentary Government in England. A Commentary. George Allen & Unwin. London. The Viking Press. New York* 1938. (453 *S.*; 12 *s.* 6 *d.*, $ 3.50)

L.s Gedankengang ist etwa der : die beiden grossen überlieferten Parteien in England, die Konservativen und die Liberalen, waren beide überzeugt, dass „the private ownership of the means of production could not legitimately be called into question". Für L. ist Parlamentarismus im Grunde gleichbedeutend mit dem „Zweiparteiensystem". Er meint nun, da diese beiden Parteien unter sich über die letzte Grundlage der Wirtschaftsordnung einig seien, so könnte man sie sehr wohl als die „Flügel ein und derselben Partei" betrachten. Die Unterschiede zwischen den beiden Parteien wären eher „quantitativ" als „qualitativ". Und aus diesem Grunde eben, fährt er fort, war das berühmte parlamentarische Spiel bisher möglich : dass abwechslungsweise eine der beiden Parteien die Regierung bestellte, während die andere die kaum minder wichtige politische Aufgabe erfüllte, „Seiner Majestät höchstehrbare Opposition" zu sein. „The opposition requires almost exactly the qualities the Government itself requires". Der Grundgedanke des Buches ist in dem Satz enthalten : „The point I want to make here is the simple one that parliamentary government, built upon the assumption that the Cabinet controlled the House of Commons worked, because all the parties accepted the premises of the economic system."

Durch das Erstarken der englischen Arbeiterpartei (Labour Party) ist somit, nach L., die Zukunft des englischen Parlamentarismus einigermassen in Frage gestellt. Die Arbeiterpartei hat die „Verstaatlichung der Produktionsmittel" in ihrem Parteiprogramm. Aber L. muss zugeben, dass sie während ihrer zweimaligen Regierungsbildung seit 1918 nicht daran denken konnte, diese Forderung ihres Programms in die Wirklichkeit umzusetzen.

L.s Gedankengang ist in hohem Grade bemerkenswert. Durch das Erstarken der Arbeiterpartei mit ihrer grundsätzlichen Gegnerschaft gegen die kapitalistische Wirtschaftsordnung ist zweifellos eine ganz neue Note in den englischen Parlamentarismus hineingetragen worden. Dieser hat sich grundsätzlich gewandelt. Wenn auch durch das Hochkommen der Arbeiterpartei in England zuletzt der Regierungswechsel nur erschwert, nicht verhindert wird, ist immerhin das Parlament heute, wie L. sagt, mehr nur „ein Organ zur Kenntnisnahme des Willens der Regierung", und dadurch hat es an Macht und Ansehen verloren.

In dem langen Einleitungskapitel weist L. auf eine grundsätzlichere Gefahr des englischen Parlamentarismus hin. Er meint, Duldsamkeit (Toleranz) sei eine der wichtigsten Voraussetzungen des Parlamentarismus ; nur unter einer solchen Geistesverfassung sei ein sachlich-vernünftiges Erörtern von Problemen möglich. Lang andauernde politische und wirtschaftliche Krisenzeiten, wie wir sie heute erleben, gefährden das parlamentarische System. Immerhin lässt L. die Frage offen, wie sich die Dinge in England gestalten werden.

Die Hauptabschnitte des Buches sind betitelt : „Das Parteisystem", „Das Oberhaus" (the House of Lords), „Das Unterhaus" (the House of

Commons), „The Cabinet", „The Civil Service", „Parliament and Judiciary", „The Monarchy". Hier kann nicht auf den Inhalt dieser Abschnitte eingegangen werden. L.s Buch stellt eine wirkliche Bereicherung des staatspolitischen Schrifttums dar; denn eine Theorie des Parlamentarismus, zumal des englischen, fehlte schon lange.

Hans Honegger (Montagnola).

Annuaire de l'Institut International de Philosophie du Droit et de Sociologie Juridique. Tome III : Le but du Droit : Bien Commun, Justice, Sécurité. Librairie du Recueil Sirey. Paris 1938. *(*179 *p. ; fr. fr.* 55.—*)*

Leroy, Maxime, *Les Tendances du Pouvoir et de la Liberté en France au XX*e *siècle. Librairie du Recueil Sirey. Paris* 1937. *(*166 *p. ; fr. fr.* 26.—*)*

Légal, Alfred et **Jean Brethe de La Gressaye,** *Le Pouvoir Disciplinaire dans les Institutions Privées. Étude de Sociologie Juridique. Librairie du Recueil Sirey. Paris* 1938. *(*537 *p. ; fr. fr.* 72.—*)*

Lévy-Bruhl, Henri, *Histoire Juridique des Sociétés de Commerce en France aux XVII*e *et XVIII*e *siècles. Les Éditions Domat-Montchrestien. Paris* 1938. *(*281 *p. ; fr. fr.* 70.—*)*

De La Brière, Yves, *Le Droit de Juste Guerre. Tradition Théologique, Adaptations contemporaines. Éditions A. Pedone. Paris* 1938. *(*207 *p.; fr. fr.* 40.—*)*

Regout, Robert, *La Doctrine de la Guerre Juste de saint Augustin à nos jours d'après les Théologiens et les Canonistes Catholiques. Préface de Y. de La Brière. Éditions A. Pedone. Paris* 1935. *(*342 *p. ; fr. fr.* 50.—*)*

Cosentini, Francesco, *Code International de la Paix et de la Guerre. Essai d'une codification intégrale du Droit des Gens en* 2.029 *articles. Éditions A. Pedone. Paris* 1937. (353 *p. ; fr. fr.* 75.—*)*

Du Pasquier, Claude, *Introduction à la théorie générale et à la philosophie du Droit. Librairie du Recueil Sirey, Paris. Éditions Delachaux & Niestlé, Neuchâtel* 1937. *(XI et* 373 *p. ; fr. fr.* 35.—*)*

La publication de l'Institut International de Philosophie du Droit et de Sociologie Juridique présente un intérêt considérable aussi bien par l'éminence des juristes et des sociologues qui ont pris part aux travaux de la troisième session (MM. Le Fur, Radbruch, Carlyle, Tassitch et autres), que par l'importance des communications et des discussions qui y sont réunies. Nous renvoyons le lecteur surtout au discours inaugural de M. Le Fur sur „le but du droit : bien commun, justice, sécurité", au rapport de M. Radbruch sur le même sujet, aux communications de M. Ganeff sur „la finalité et le droit" et de M. Carlyle sur „le bien commun, la justice et la sécurité juridique dans la conception médiévale du droit".

M. Maxime Leroy qui, il y a quelque temps, succéda à Élie Halévy dans la chaire du „Socialisme en Europe" à l'École des Sciences Politiques, étudie, dans une première partie de son livre, „la coutume constitutionnelle". Il part du fait que la France n'a pas connu des bouleversements consti-

tutionnels tels que ceux de la Pologne, de l'Allemagne ou de l'Autriche, à l'époque d'après-guerre. D'autre part, la France a subi une transformation lente, à peine perceptible, qui s'accomplissait par la voie du parlementarisme. Cette évolution tend à un renforcement du pouvoir central. L'auteur montre le rôle important que jouent les partis (groupes), tenant surtout leur puissance de ce privilège : „à eux revient, statuairement, le droit de désigner les candidats aux commissions." Il y a actuellement à la Chambre vingt grandes commissions, au Sénat onze. „Le député désireux de travailler et de parvenir aux honneurs des charges ministérielles, est obligé statuairement d'adhérer à un groupe pour obtenir un siège dans les commissions, distributrices de l'influence et du pouvoir." D'une manière presque dramatique l'auteur révèle l'influence et l'importance grandissantes des commissions qui convoquent des ministres, gouverneurs, ambassadeurs et hauts commissaires de la République et qui finissent par influencer sensiblement l'ordre du jour des Chambres, „important privilège qui permet de faire sortir un projet ou de l'enterrer". D'autre part, les Chambres ont réussi, elles aussi, à consolider et amplifier leurs pouvoirs et M. L. montre qu'elles cherchent (sous forme d'un „droit de contrôle") à conquérir tout l'Exécutif. Nous regrettons que l'auteur n'ait pas davantage insisté sur les objections qu'on pourrait faire à sa théorie en raison de la pratique des décrets-lois. — Dans la deuxième partie de son livre, „l'État corporatif", moins compacte que la première (qui est une véritable histoire du parlementarisme en France au xxe siècle), M. L. s'occupe de la possibilité d'incorporer des forces professionnelles au fonctionnement de l'État. Il examine surtout le rôle qui, dans ce processus, revient au Conseil National Économique. D'après l'auteur „on ne peut pas ne pas remarquer que la tendance dans l'État et hors l'État fait pencher actuellement les prévisions vers l'institution d'un corporatisme à forme autoritaire dans les cadres d'un État renforcé". — Beaucoup de notes et plusieurs documents annexes complètent cet ouvrage intéressant.

Le livre de MM. Légal et Brethe de La Gressaye est très documenté et contient surtout une quantité considérable de décisions judiciaires, dont les principales sont réunies à la fin de l'ouvrage. L'étude se base sur le fait que — à quelque milieu qu'il appartienne — un groupe procède toujours de la même façon contre un membre indigne ou insubordonné, de même que, en dehors des associations, le chef d'entreprise en use contre le personnel de son établissement : „il le frappe d'une sorte de peine qui va, dans le cas de faute grave, jusqu'à l'exclusion". MM. L. et B. d. L. G. ont le mérite d'avoir examiné pour la première fois toute la variété des sanctions, en débordant ainsi largement le cadre des travaux précédents. Ils montrent que „ce qui caractérise le groupe, c'est l'existence d'un lien social" et que „ce lien est une réalité concrète, et non pas une simple abstraction" ; ils reviennent ainsi à l'ancienne „Organtheorie" de Gierke. Comme la législation française positive est „trop imprégnée des doctrines strictement individualistes et des notions contractuelles", il est évident que, à l'aide du principe institutionnel, on ne peut pas toujours dégager des solutions satisfaisantes et définitives. Mais les auteurs présentent une étude très approfondie aussi bien des principes fondamentaux du pouvoir disciplinaire (son domaine d'application, sa nature, ses sources, etc.), des incriminations (infraction au devoir

de subordination, de confraternité, de collaboration, etc.) et des sanctions (peines pécuniaires, exclusion, révocation, suspension, etc.), que de la procédure disciplinaire et du contrôle des tribunaux. C'est en particulier cette dernière partie de l'ouvrage que nous signalons au lecteur.

M. Lévy-Bruhl, dans ses recherches sur le développement des sociétés de commerce françaises aux XVIIe et XVIIIe siècles, n'était pas beaucoup aidé ni par les sources législatives (dont la principale, l'Ordonnance de 1673, est „loin de donner satisfaction aux besoins de la pratique"), ni par les théoriciens de l'époque (qui pour la plupart ne se sont même pas risqués à une définition générale de la société de commerce). Les documents — lettres, rapports, contrats, jugements — auxquels M. L.-B. a consacré de minutieuses études, ne donnent pas non plus cette définition. Mais lors d'un différend sur la création ou la fin d'une société, ou sur la question de savoir si quelqu'un est associé, salarié ou bailleur de fonds, ces documents nous renseignent sur le fonctionnement des sociétés de commerce. L'auteur classifie les sociétés de commerce en „sociétés de personnes" — ce sont celles que l'Ordonnance classe en sociétés générales, sociétés en commandite et sociétés anonymes — et „ sociétés de capitaux" — non connues par les textes législatifs et doctrinaux, mais dont l'importance commerciale est remarquable. La forme de société le plus généralement employée au début de la période étudiée, mais qui perd progressivement du terrain, est la société générale. Elle se présente „sous l'aspect de deux ou plusieurs commerçants mettant en commun un certain capital pour le faire fructifier pendant un temps déterminé et s'en partager les bénéfices et les pertes suivant une proportion fixée d'avance". La caractéristique juridique de la société générale, dont les associés sont bien souvent membres d'une même famille ou encore un patron et son employé, est la responsabilité solidaire et illimitée des associés (bien que ce trait lui-même puisse faire défaut). De même le concept de la société en commandite reste confus et „cette confusion répond à la réalité historique". Cette forme de société restreint toujours la responsabilité du commanditaire, mais cette restriction consiste tantôt dans sa limitation à un certain montant, tantôt dans la suppression totale d'un lien avec les créanciers, ce dernier point la rapprochant de la société anonyme. Celle-ci n'a d'ailleurs rien de commun avec les sociétés qu'on désigne aujourd'hui de ce nom ; elle correspond plutôt à la société en participation. Parmi les sociétés de capitaux (sociétés par actions) nous trouvons deux types : les „compagnies" de fondation royale, à l'imitation de ce qui existait en Angleterre et en Hollande, qui ont généralement pour objet la navigation et la colonisation, et — dès le milieu du XVIIIe siècle — des sociétés par actions purement privées. Ces dernières nécessitent parfois pour leur création un acte du roi, mais une fois formées elles échappent presque toujours au contrôle royal — sauf rares exceptions comme dans le cas des forges de Mont-Cenis où intervenaient des raisons militaires. M. L.-B. montre que ni la législation, ni le droit positif, ni la théorie de l'époque étudiée n'ont pris une part considérable au développement juridique de la société de commerce.

L'ouvrage de M. de La Brière — sorte de guide à travers les conceptions de guerre juste — montre le risque que l'on court en s'occupant de ce sujet : l'auteur arrive à conclure que dans la vie internationale la juste guerre est

„un moindre mal et même un droit véritable“ et que „le juste recours à la force des armes resterait toujours une possibilité de fait et de droit“. La valeur de l'ouvrage de M. Regout nous paraît sensiblement plus grande que celle du livre sus-indiqué : les textes réunis sont beaucoup plus nombreux et l'auteur, en citant maintes fois des passages originaux, facilite ainsi le contrôle de ses thèses. Des conclusions à la fin des chapitres ou des sections permettent au lecteur de se renseigner rapidement sur les doctrines d'une période limitée.

L'ouvrage de M. Cosentini, publication de l'Institut Américain de Droit et de Législation Comparée, fut proposé pour le Prix Nobel 1937. M. C. continue les essais de codification de grands savants tels que Bluntschli, Alvarez, Dudley Field, etc., et des Instituts de Droit International, surtout celui de l'Institut Américain de Droit Internatonial. Mais il les dépasse en trois points essentiels : 1° En écartant certaines conceptions, qui ne correspondent plus à la réalité, et en en modifiant d'autres ; 2° en écartant tout ce qui est simplement doctrinaire („un code ne doit... être un traité scientifique, et il ne doit pas prétendre en tenir lieu“ ; 3° en écartant „des principes abstraits et généraux “, cherchant à s'en tenir aux applications concrètes et „à ne pas isoler l'énonciation des principes de leurs conséquences pratiques“. En plus, l'ouvrage est remarquable par une terminologie claire et une langue précise ; en s'efforçant de rendre l'exposé „accessible aux masses“, l'auteur n'échappe pas toujours aux lieux communs (voir p. ex. sur le „gouvernement de fait“, art. 51 et 259 ; ou sur les „espions, agents secrets“, art. 1.726). —Le code de M. C., très documenté et pourvu d'un index fort systématique et détaillé, contient à la fin de chaque article des indications sur les passages correspondants dans d'autres ouvrages et sur la source où l'auteur a puisé. Les 2.029 articles de ce code tiennent donc lieu en même temps d'une vaste bibliographie.

Signalons enfin le livre de M. Du Pasquier, fruit de longues années d'enseignement. Destiné aux étudiants, il renseigne sur „l'aspect du droit dans la vie sociale“ (organisation sociale, différentes sources et catégories du droit) et la „notion du droit“ (histoire des doctrines). Cet ouvrage, bien pourvu de citations et d'exemples servira à l'étudiant par son organisation systématique. Nous ne croyons pas cependant qu'il soit susceptible d'intéresser beaucoup le praticien. Hansklaus Brill (Paris).

Waller, Willard, *The Family, A Dynamic Interpretation. The Cordon Company. New York. (621 S.; $ 3.25)*

Sait, Una Bernard, *New Horizons for the Family. The Macmillan Company. New York. (XIII u. 772 S.; $ 4.—)*

Beide Werke sind weniger mit der Darstellung originell gewonnenen Materials als mit der Aufzählung und systematischen Einordnung des vorhandenen befasst. Sie sind als Textbücher organisiert. Wallers Ausgangspunkt ist psychologisch : Im ersten Teil, der eine klare Darstellung der psychoanalytischen und vieler soziologischer Grundbegriffe enthält, wird die Entwicklung der Persönlichkeit im Rahmen der elterlichen Familie geschildert. Hier verdient die Darstellung der Gewohnheitsbildung (habit

formation) und die Rolle, die ihr für die Entwicklung der Persönlichkeit zugeschrieben wird, besonderes Interesse. Im zweiten Teil wird die Periode der Partnerwahl an Hand einer Fülle von interessantem Material über die vorehelichen Beziehungen der Geschlechter behandelt. Es ist allerdings nicht ganz klar, ob und mit welchem Recht W. die Formen der Werbung, wie er sie an College-studenten beobachtet hat, als generell für die amerikanische bürgerliche Familie betrachtet. Die ökonomische und die soziale Determination der Partnerwahl wird ausführlich behandelt. Als sozialpsychologisches Problem gesehen, stellt sich diese Periode als der Beginn jenes Prozesses dar, der das Leben der Familie entscheidend bestimmt : des Prozesses der Anpassung des gesamten Gewohnheitskomplexes einer Persönlichkeit an den einer anderen ; er ermöglicht nach Burgess „the family as a unity of interacting personalities". Dieser Prozess führt notwendigerweise zu Konflikten. W. zeigt ihre möglichen Lösungen ; die Normallösung scheint eine Stabilisierung der Beziehung zu sein, die ein Sich-Abfinden mit der Existenz ungelöster Anpassungskonflikte bedeutet. Daraus folgt dann gewöhnlich eine innere Leere in der Beziehung der beiden Partner zueinander ; aber die Gewohnheit an die Ehe als soziale und ökonomische Institution ist im Normalfall stärker als die Enttäuschung in der psychologischen Sphäre. W.s psychotherapeutische Bemerkungen zur Lösung solcher Konflikte zeigen grossen rationalistischen Optimismus. Mit den meisten Psychotherapeuten teilt er die Auffassung, dass das Bewusstmachen der Ursachen den Konflikt löst.

Der vierte Teil behandelt das Problem der Elternschaft. Das Material ist weniger reichlich als in den anderen Teilen. Bemerkenswert ist der Hinweis auf die Gefahren „moderner" Familienerziehung, die das Kind auf eine Kultur vorbereiten will, die es noch nicht gibt, und die daher oft zu dem Resultat führt, dass der junge Mensch an die Kultur, in der er sich schliesslich selbständig bewähren soll, ungenügend angepasst ist. — Der fünfte Teil handelt von der Auflösung der Familie durch den Tod eines Partners oder durch Ehescheidung. Psychologisch überaus interessantes Material ist besonders über die Erlebnisformen und Zeremonien der Trauer aus schöner Literatur und wissenschaftlichen Analysen zusammengetragen.

Una Bernard Sait betont seine pragmatische Absicht im Vorwort und Epilog : nicht die Darstellung der Situation um der Wissenschaft willen, sondern die praktische Nutzanwendung wird als Zweck des Werkes bezeichnet. Um das Resultat seiner Arbeit gleich hier vorweg zu nehmen : nach seiner Ansicht wird die Zukunft weder der patriarchalischen noch der matriarchalischen Familie gehören, sondern einem neuen Typus, der kooperativen Familie, die bisher noch nicht verwirklicht ist.

Diese Tendenz des Buches hat aber keineswegs die Objektivität der Darstellung beeinflusst. S. will einen Beitrag zu einer Philosophie der Familie geben, der gleichzeitig zu Erziehungszwecken und als Vorbereitung für Ehe- und Familienleben dienen soll. Für ein breiteres Publikum scheint allerdings die Organisation des grossen Stoffes etwas zu umständlich : 6 grosse Kapitel im ersten Teil behandeln Probleme wie „Familie und Religion", „Familie und Sexualität", „Familie und Wirtschaftsform" in historischer Darstellung ; jedes Kapitel beginnt mit primitiven Gesell-

schaftsformen und geht in grossen Zügen durch die Jahrtausende menschlicher Geschichte. Anthropologische Forschungen sind ausführlich besprochen ; das Buch beschränkt sich nicht auf eine Darstellung ihrer Ergebnisse, sondern stellt verschiedene Theorien einander gegenüber. Eine Menge kulturhistorisch interessanter Daten und nützliche Quellenhinweise sind in diesem ersten historischen Teil enthalten.

Etwa zwei Drittel des Werkes sind der modernen, vorwiegend der amerikanischen Familie gewidmet. Gelegentlich wird auf die Verhältnisse in England Bezug genommen. Der Autor erklärt sich in voller Übereinstimmung mit Dewey in dem Versuch, die sozialen Implikationen moderner Technik aufzuzeigen. Die Bedeutung des sozialen Milieus, die Rolle der Frau in der modernen Gesellschaft, bevölkerungsstatistische Probleme und Geburtenkontrolle werden unter ebenso reichlicher wie aufschlussreicher Verwendung von Zahlenmaterial dargestellt. Der mehr als zwanzig Seiten lange Index zu dem Werk wird es jedem, der sich über ein Teilgebiet der Familienforschung informieren will, ermöglichen, das Buch als hilfreiches Nachschlagewerk zu benützen. Marie Jahoda (London).

Brunot, Ferdinand, *Histoire de la langue française des origines à* 1900. *Bd. IX : La révolution et l'empire ;* 2. *Teil : les événements, les institutions et la langue. Librairie Armand Colin. Paris* 1937. *(*660 *S. ; fr. fr.* 110.—*)*

Von der Bedeutung der Sprachforschung für die Sozialwissenschaften gibt B.s Gesamtwerk eine Vorstellung, von dem der neunte Band „La révolution et l'empire" umfasst. Dieser Teil hat es in einem ersten Halbband „Le français langue nationale" mit dem Kampf zu tun, in dessen Verlauf die französische Revolution — die die „Sprachpolitik" inauguriert hat — das Französische auf Kosten des Latein und der Dialekte zu fast uneingeschränkter Geltung bei den Ständen und in den Provinzen brachte. Den folgenden Anmerkungen liegt der zweite Halbband zu Grunde „Les événements, les institutions et la langue". „Die Revolution", heisst es da, „hat in den Augen der Sprachforscher, die nur der Orthographie, den Formen und der Syntax nachgehen, so gut wie nichts geändert ; aber sie hat einen grossen Teil des Wortschatzes neu geschaffen." Kurz, es handelt sich in diesem Halbband um die Wörter und Sachen. „Wer deren Geschichte verfolgen will, für den kann keine Bewegung in der gesamten Geschichte unserer Sprache sich mit diesem wenige Jahre währenden Umsturz messen."

B.s Gesamtwerk hat Ausmasse, wie sie dem Werk eines Einzelnen nur noch selten erreichbar sind. Es umfasst bis zum vorliegenden Band neuntausend Seiten. Es stellt eine unerschöpfliche Fundgrube dar ; es wahrt zugleich durch die Lebendigkeit seiner Formulierung wie durch die schlagende Aufteilung in sehr kurze Abschnitte die Signatur seines Ursprungs in einem Einzelnen. Der vorliegende Band umfasst zehn Kapitel ; die drei umfangreichsten von je ungefähr hundert Seiten gelten dem Bürgerkrieg, dem Rechtswesen und dem Wirtschaftsleben. Laforge hatte in seinem Essay von 1894 „La langue française avant et après la Révolution"

darauf hingewiesen, dass die älteren Dictionnaires der Académie Française das Vokabular der Heraldik aufs sorgfältigste, das der Technik so gut wie gar nicht berücksichtigt haben. Im Beginn des Empire drängt die Technik mit einer stürmischen Nachfrage nach Prägungen gegen die Sprache an. B. behandelt am Schluss seiner Darstellung, der dem Einfluss des Wirtschaftslebens gewidmet ist, diesen Vorgang. Es handelt sich um eine Erscheinung von besonderer gesellschaftlicher Tragweite, nämlich um die Anfänge des sprachlichen Warenzeichens. So dürfte man B.s Ausdruck „L'enseigne verbal“ vielleicht wiedergeben.

Die Nachfrage nach sprachlichen Warenzeichen traf mit der modischen Begünstigung der Antike zusammen. Sprachlich bestimmend wurde das Griechische. „Les causes du triomphe du grec“ ist der letzte Abschnitt des Bandes betitelt. B. sieht diese Ursachen im Überraschungseffekt. Er spricht von dem „monstre grec qui attire en surprenant“. Vielleicht ist es erlaubt, an die eindrucksvolle Charakteristik zurückzudenken, die Alois Riegl vom Empire gegeben hat. „Beflissene Unterdrückung alles dessen “, so stellt er in „Möbel und Innendekoration des Empire“ fest, „was an die zweckliche Not und den Zwang der technischen Prozeduren gemahnt. Die Fugen... werden durch Zierleisten und Ornamente sorgfältig maskiert... Der Empirestil ist grundsätzlich ein Appliquestil. Am häufigsten wurde Goldbronze verwendet.“ (Alois Riegl, Gesammelte Aufsätze. Augsburg, Wien 1929, S. 23/24.) Solche vergoldeten Appliquen sprachlicher Art stellen die gräzisierenden Prägungen für die neuen Industrieerzeugnisse dar. Das „huile conagène“, das von Balzacs César Birotteau auf den Markt geworfen wird, bleibt ihr beständiges Muster. Sie haben das Überraschende, auf das B. hinweist ; sie haben, wie Riegls Bemerkung erkennen lässt, zugleich etwas Verklärendes. Sie scheinen den Fetischcharakter der Ware auf ihre eigene Art zu umspielen. Jedenfalls zeichnet sich die Struktur der Reklame in ihnen ab.

Die belebende Kraft, die in den Fragestellungen von B.s Werk waltet, kommt auch darin zum Ausdruck, wie es sich in die Tradition der französischen Sprachforschung einreiht. Sie bekundet sich nicht selten in den Zitaten. Der Gegenstand hat selbstverständlich lange vor B. die Blicke auf sich gezogen. Im Jahre 1798 weist, auffallend genug in der Ära der Reaktion, der Dictionnaire der Académie Française auf den Unterschied hin, der zwischen dem willkürlichen, oft bizarren Sprachgebrauch des beau monde und derjenigen Ausdrucksweise obwaltet, die durch die natürlichen Reaktionen der Wörter zu den Ideen gebildet werden. Mercier, der geistreiche Schilderer von Paris unter dem Empire, der bei B. vielfach zu Worte kommt, hat an diese Relationen gedacht, wenn er schrieb, die Sprache der Convention sei ebenso neu gewesen wie die damalige Position von Frankreich. Eine besonders prägnante Charakteristik der Revolutionsprache entnimmt der Autor dem Quellenwerk von Buchez et Roux : Histoire parlementaire de la Révolution française, 40 Bände, Paris 1834-38. Dort heisst es : „Die Geschichte der Revolten, der Aufstände und des Bürgerkrieges zu kennen, bedeutet nichts ; in alledem zeigt die Revolution nur, ... was sie Äusserliches und Natürliches hat ... Wer aber sein Gefühl so will von ihr durchdringen lassen, wie sie ihre Zeitgenossen durchdrungen

hat, der muss ihre Schrecken wo anders suchen. Sie sind in den Worten.“ Und Quinet schrieb, dass das Wort „conjuration“ die gleiche Wirkung habe wie das Wort „excommunication“ im Mittelalter.

Walter Benjamin (Paris).

Brandes, Georg, *Breve til Hjemmet* 1870-1871 *(Briefe nach Hause* 1870-1871*) Hrsg. v. Alf Hjorth-Moritsen. H. Hirschprung. Kopenhagen* 1938. *(*227 *S.; Kr.* 7.50*)*

Schnitzler, Arthur, *Nicht gehaltene Festrede für Georg Brandes. Aus dem Nachlass. Jahrbuch* 1937. *Berman-Fischer. Wien. (*112 *S.; Schw. Fr.* 1.20*)*

Elberling, C. G., *Georg Brandes. Kulturforlaget. Kopenhagen* 1937. *(*225 *S.; Kr.* 7.50*)*

Ahlström, Gunnar, *Georg Brandes' Hovedstrømninger (Georg Brandes' Hauptströmungen). Levin & Munksgaard. Kopenhagen-Lund* 1937. *(*248 *S.; Kr.* 8.10*)*

Brandes hat seine Lebenserinnerungen in drei Bänden „Levned“ veröffentlicht. Die Autobiographie wird nunmehr durch den ersten Band seiner „Briefe nach Hause“ ergänzt, der das Jahr 1870 umfasst. Die Jahre 1870/71 umschliessen die Reisen des jungen Dr. Georg Brandes nach Frankreich (Taine und Renan), England (Stuart Mill) und Italien. Es waren die Lehr- und Wanderjahre unmittelbar vor den Kopenhagener Vorlesungen über die Hauptströmungen. Die Briefe bringen nichts Neues. Sie sind in weitestem Umfang in den späteren Lebenserinnerungen aufgegangen, die entscheidenden Briefe sind fast wörtlich übernommen.

In Schnitzlers nicht gehaltener Festrede haben wir eines der Denkmäler, die Brandes' schöpferische Zeitgenossen dem Kritiker gesetzt haben. S. sieht in Brandes um des gemeinsamen Rationalismus, Skeptizismus und Liberalismus willen den Nachfolger Voltaires. Er sieht in den „Hauptströmungen“ keine spezifische Literatur, sondern eine Geschichte des sich in den Dichtern manifestierenden Geistes, was zutrifft, da Taines Ästhetik mindestens die ersten Teile der „Hauptströmungen“ beeinflusst hat. Dagegen verkleinert S. bezeichnenderweise den für die Geistesgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts belangreichen Sprung in der Entwicklung Brandes', wenn er auch in den späteren Biographien, z.B. im Shakespearebuch (vom Cäsar ganz zu schweigen) Geschichtsbücher im Geiste der „Hauptströmungen“ sieht. Die späteren Biographien sind nicht nur im ästhetischen Aufbau von den ersten Teilen der „Hauptströmungen“ verschieden, sie haben mit der Milieulehre und den Idealtypen Taines wenig zu schaffen, sondern sind psychologische Porträts im Stile St. Beuves, denen ideologisch ein sozial desinteressierter Individualismus entspricht, der zwar noch antiklerikal, rational und skeptisch, aber nicht mehr liberal ist.

Elberling bemüht sich um eine Einführung in das Leben und Werk G. Brandes'. Eine eigene Stellungnahme fehlt, das Buch enthält aber für spätere wissenschaftliche Arbeiten brauchbare Zusammenstellungen, namentlich in dem Brandesiana bezeichneten Schlussteil, wo unter anderem die Brandesfigur in der nicht wissenschaftlichen Literatur (etwa Dr. Stock-

mann in Ibsens Volksfeind, Dr. Nathan in Pontopiddans Lykke-Per) behandelt wird. Das Buch ist im Stile der vorbrandesianischen Biographie geschrieben, aber Georg Brandes und seine Nachfolger haben das breitere Publikum der wissenschaftlichen Biographie entwöhnt.

Ahlström gibt der Brandesforschung neue Impulse. Er nennt seine Arbeit eine ideologische Untersuchung; die historischen und sozialen Voraussetzungen der „Hauptströmungen" haben in ihr keinen Platz gefunden; im Vorwort sagt A., sie blieben einer späteren Studie vorbehalten. Das verarmt die Arbeit, gerade weil sie die „Hauptströmungen" wesentlich politischer sieht, als es die seitherige Brandesforschung tat. Die Einbeziehung der sozialen Voraussetzungen des Brandesschen Werkes hätte beispielsweisse A. auch davon abgehalten, den ausgetretenen Weg der Brandespsychologie zu gehen, die die Wurzel der „Hauptströmungen" beharrlich in seiner jüdischen Abstammung sieht.

A. schiebt die „Brillen", die Rubow Brandes auf die Nase gesetzt hat, zur Seite; er ersetzt Winkelmann und Kierkegaard im wesentlichen durch Hegel und die Linkshegelianer. Winkelmann mit vollem Recht. Bei Kierkegaard, dessen Bedeutung für Brandes Rubow nicht zuletzt auf Grund der Tagebücher nachgewiesen hat, ist die Kontroverse nur äusserlich. Da Kierkegaard zeitlebens gegen Hegel kämpfte und Brandes sich von Kierkegaard frei zu machen suchte und verstand, war Brandes' innere Auseinandersetzung mit Kierkegaard letztlich wieder Hegelianismus. Die „Hauptströmungen" wurden auch früher schon beiläufig als Glied in der Geschichte der liberalen Ideen Europas gewürdigt; A.s. bedeutendes Verdienst liegt in dem gründlichen Nachweis, dass und inwieweit die hegelianische und linkshegelianische Dialektik den „Hauptströmungen" ihr Gepräge geben, obwohl Brandes selbst hegelianische Einflüsse bestritten hat. Brandes hat die Formen der zeitgenössischen französischen Ästhetik mit hegelianischem Gehalt gefüllt. Während etwa für Taine die Grösse eines Dichters in seiner kongenialen Gestaltung des wie auch immer beschaffenen Geistes seiner Zeit bestand und jede Epoche unmittelbar zu Gott war, ist der Geist bei Brandes ein metaphysischer Begriff und identisch mit dem intellektuellen Freiheits- und Fortschrittsgedanken, der sich dialektisch in der Abfolge der Epochen verwirklicht. Die Grösse des Dichters bestimmt sich daher nach dem Mass seines Einsatzes für Freiheit und Fortschritt. A. macht aber zugleich deutlich, dass gerade die Übernahme des Hegelianismus Ruges, der im Gegensatz zu dem Linkshegelianismus von Marx politisierende Wissenschaft, aber keine wissenschaftliche Politik, idealistisch und nicht materialistisch, Bewusstseinsrevolution, aber keine soziale Revolution, Liberalismus und nicht Sozialismus war, den Keim für den späteren Zusammenbruch der liberalen Ideologie Brandes' in sich trug.

Fritz Bauer (Kopenhagen).

Lévy, Hanna, *Henri Wölfflin. Sa théorie, ses prédécesseurs. M. Rothschild. Rottweil a. N.* (237 *p.; fr. fr.* 25.—)

L. présente d'abord la théorie der Kunstgeschichtliche Grundbegriffe, pour remonter ensuite aux prédécesseurs : Burckhardt, Fiedler, Hildebrand,

dont Wölfflin, d'après L., synthétise les conceptions. Après une critique de Wölfflin, dans un dernier chapitre, l'auteur esquisse une interprétation sociologique : les insuffisances des théories, la dissociation des divers éléments ou facteurs de l'œuvre d'art s'expliqueraient par une dissociation réelle de la société. Quelque jugement que l'on porte sur cette interprétation ingénieuse, elle ne prendrait sa valeur que si elle avait été intégrée, soit à l'exposé antérieur, soit à un exposé positif d'une doctrine esthétique.

Les critiques de Mlle L. semblent souvent judicieuses, mais on se perd parfois dans des développements où l'essentiel tend à se confondre avec le secondaire. De plus, Mlle L. ne distingue pas toujours les difficultés inséparables de la dialectique naturelle de problème des difficultés imputables aux individus ou à l'époque. Disons enfin que la tentative faite pour élargir la philosophie matérialiste de manière que la spécificité du domaine esthétique y trouve place — nous paraît, si incomplète soit-elle, entièrement justifiée. Raymond Aron (Paris).

Ökonomie.

Marget, Arthur William, *Theory of Prices; a Re-examination of the Central Problems of Monetary Theory. Prentice-Hall. New York. P. S. King & Son. London* 1938. *(XXV u.* 624 *S.; $* 6.—, 18 *s.)*

Hamilton, Walton, *u. a., Price and Price Policies. (United States Cabinet Committee on Price Policy.) McGraw-Hill Book Company. New York u. London* 1938. *(XIII u.* 565 *S.; $* 4.—, 24 *s.)*

Nourse, E. G. und H. B. Drury, *Industrial Price Policies and Economic Progress. Brookings Institution. Washington, D. C.* 1938. *(XI u.* 314 *S.; $* 2.50*)*

Kemnitzer, William J., *Rebirth of Monopoly; a Critical Analysis of Economic Conduct in the Petroleum Industry of the United States. Harper & Brothers. New York* 1938. *(*261 *S.; $* 2.50*)*

Schultz, Henry, *Theory and Measurement of Demand. The University of Chicago Press. Chicago. Cambridge University Press. London* 1938. *(XXXI u.* 812 *S.; $* 7.50, 34 *s.)*

Die meisten amerikanischen Arbeiten, die in den letzten Jahren sich mit den Problemen des Preismechanismus auseinandergesetzt haben, haben eine eminent praktische Fragestellung zum Ausgangspunkt : sie knüpfen entweder in unmittelbarer Auseinandersetzung an die gegebene ökonomische Situation in den Vereinigten Staaten an, oder sie wollen mit den Mitteln der Preisanalyse einen Beitrag zur Beeinflussung und Kontrolle des ökonomischen Prozesses liefern. Auch solche mehr theoretisch orientierte Arbeiten wie die umfangreiche in der letzten Zeit erschienene Literatur über Monopolpreise, die ihrem ganzen begrifflichen Apparat nach aus der Atmosphäre der klassischen und nachklassischen theoretischen Ökonomik herzukommen scheint, sind nur von der unmittelbar praktischen Fragestellung her zu verstehen. Sogar die mathematische Literatur, die in den letzten

Jahren einen immer breiteren Raum eingenommen hat, nimmt von der praktischen Aufgabe her ihre Motivierung und Zielrichtung. Diese Ökonomie ist, wie es scheint, in der Hauptsache immer noch eine Lehre vom Wohlstand der Nationen und den Mitteln zu seiner Vermehrung — nur sind die Nachkommen von Adam Smith nicht mehr darüber eins, was unter Wohlstand zu verstehen sei. Denn der terminologische Streit um die Definition und den Inhalt des Begriffes Wohlstand in der ökonomischen Analyse ist immer mehr zum Zentralpunkt der Debatte geworden.

Die ökonomische Wissenschaft ist mit diesen Arbeiten, die sich das Problem des Preismechanismus zum Gegenstand nehmen, wie in den meisten Bezirken ihrer Bemühungen, auf ein eigentümliches Dilemma gestossen. Auf der einen Seite wollen die verschiedenen Autoren als Wissenschaft eine objektive, von dem Beobachtungsstandpunkt freie Darstellung und Analyse der Preisfakten geben, auf der anderen Seite soll die Analyse der Preisfakten in einer solchen Weise mit den gesellschaftlichen Gesamtverhältnissen in Verbindung gebracht werden, dass sie einer Erweiterung des gesellschaftlichen Reichtums und der gesellschaftlichen Wohlfahrt dient. Da diese gesellschaftliche Wohlfahrt aber nicht eine Grösse darstellt, die unabhängig von dem subjektiven Beobachtungsstandpunkt des ökonomischen Wissenschaftlers messbar ist, wenn sie überhaupt auf eine quantitative Grösse reduzierbar ist, führt der zweite Teil der Aufgabe einen Gesichtspunkt ein, der in unmittelbarem Gegensatz zum ersten zu stehen scheint.

Unter solchem Gesichtswinkel betrachtet, werden wir finden, dass die Literatur über Preise und Preismechanismus entweder von einer Theorie des gesellschaftlichen Wohlstandes und seiner Erweiterung ausgeht oder, solche Theorie vermeidend, sich auf bestimmte empirisch gegebene und demgemäss oft divergierende Preisfakten zu beschränken sucht. Im ersten Fall ergibt sich gewöhnlich eine Beschreibung und Analyse des Preismechanismus, die, wie die Anhänger der zweiten Haltung meinen, der komplizierten Verschlungenheit der Empirie Gewalt antun muss. Im zweiten Fall erhalten wir Beschreibungen, die, wie die Anhänger der ersten Richtung behaupten, dem Sinn der Beschreibung, nämlich ein Hilfsmittel der Kontrolle und Beeinflussung zu sein, zuwiderlaufen.

Ein dritter Fall ist möglich : man beschäftigt sich innerhalb eines abgegrenzten wissenschaftlichen Bezirks ausschliesslich mit der begrifflichen Struktur der verschiedenen zum Aufbau des Bezirks verwandten Begriffe und Hilfsbegriffe und verbleibt dann bei einer kritischen Dogmenanalyse. Ein solcher Versuch liegt in dem umfangreichen Buch von M a r g e t vor, das, wenigstens in dem zuerst veröffentlichten ersten Band, dogmengeschichtlich an Keynes und seine jüngsten Arbeiten zur Preistheorie anknüpft. Der Beitrag, der hier geliefert wird, besteht in einer Klärung, Sonderung, Schärfung und Festigung der für die Preistheorie von Keynes und anderen Autoren verwandten Begriffe. Das Buch enthält in einem ausserordentlich grossen und breiten gelehrten Apparat eine Darstellung und Kritik der Verkehrsgleichungen, die zweifellos für den akademischen Lehrer, der seine Hörer in dieses Gebiet einführen will, von Wert sein wird, wenn er auch vielleicht nicht in allen Punkten mit der an Wicksell orientierten Fragestellung übereinstimmen wird. So scharf auch der Autor seine kritischen

Gedankengänge formuliert, so eindrucksvoll viele der Streiflichter, die er über das von ihm behandelte Gebiet wirft, sein mögen, so bewegt er sich doch immer, wie es scheint, in weiter Entfernung von dem Gegenstand ökonomischer Betrachtung, der eine gegebene empirische Realität darstellt und nicht ein Netz von geistreichen Begriffskombinationen. Vielleicht wird der angekündigte zweite Band die Verbindung zu der Welt herstellen, in der die Verkehrsgleichung in den Akten von produzierenden und konsumierenden Menschen ihre Wahrheit erprobt.

Auf einer ganz anderen Ebene bewegen wir uns, wenn wir das von Walton Hamilton herausgegebene Buch über Preise und Preispolitik in die Hand nehmen. Wie der Titel andeutet und wie das Buch selbst immer wieder betont, ist die Analyse von einem unmittelbar praktischen Zweck her motiviert, nämlich dem gesellschaftlichen Wohlstand und seiner Erhöhung zu dienen. Die Haltung, die von H. und seinen Mitarbeitern eingenommen wird, entspricht dem zweiten Teil der von uns oben angedeuteten Alternative. H. und seine Mitarbeiter sind von der Vielfältigkeit, der Verschiedenartigkeit und Gegensätzlichkeit der ökonomischen Phänomene, die sie untersuchen, so beeindruckt, sie bezeugen eine solche Achtung vor den gegebenen ökonomischen Realitäten, dass sie sich in der Beschreibung verlieren und über der Analyse ihren Sinn vergessen. Hatte die ökonomische Literatur der letzten fünfzig oder sechzig Jahre sich darauf beschränkt, die zu analysierenden Preisphänomene auf den Generalnenner „reine Konkurrenz" und später ergänzend auf den der monopolistischen Konkurrenz zu bringen, um von hier aus einen Schlüssel und Zugang zu konkreten ökonomischen Abläufen zu finden, so schieben die Autoren dieser Untersuchung solche Begriffsapparaturen ungeduldig beiseite. Mit der Aufspürung konkreter Zusammenhänge zwischen Produktionsumfang und Preisen in der Automobilindustrie, in der Petroleumindustrie und in verschiedenen anderen industriellen Gebilden beschäftigt, finden sie die ökonomischen Begriffskonfigurationen der Theoretiker in den von ihnen untersuchten wirtschaftlichen Phänomenen nicht vor. Die Vielfältigkeit der ökonomischen Wirklichkeit spotte der theoretischen Begriffe, mit denen der ökonomische Theoretiker sie einzufangen suche. Die in diesem Band vereinigten Schriftsteller leugnen, dass sich in den Preisdaten Einheitlichkeiten und Übereinstimmungen finden, die man zu ökonomischen Gesetzmässigkeiten generalisieren könnte.

Folgt man der Beschreibung, die hier von einer Reihe industrieller Gebilde gegeben wird, mit einiger Aufmerksamkeit, so wird man zugeben müssen, dass die beschriebene ökonomische Preiswirklichkeit verwirrend und vielfältig genug ist. Für die Automobilindustrie z. B. wird geschildert, wie während einer bestimmten Periode die Politik der Industrie, den Markt durch planmässige Preissenkung zu erweitern, zu einem überraschenden Erfolg geführt und tatsächlich ein qualitativ höheres Produkt bei sinkendem Preis und fallenden Kosten für die Gesamtindustrie geschaffen hat. Eine progressive Expansion des Marktes hat sich parallel zur Verbesserung des Produkts und der planmässigen Senkung seines Preises vollzogen. In der Autoreifenindustrie dagegen hat ein ähnlicher Prozess, nämlich technische Verbesserung des Produkts bei sinkendem Preisniveau,

bald eine Situation herbeigeführt, in der sich der Markt als nicht mehr expansionsfähig erwies und die Grenze der Nachfrage, an die die Industrie stiess, einen Preiskampf verursachte, der zur völligen Anarchie der Produktion zu führen drohte. Ein ähnliches Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage, zwischen Preis und Umfang der Produktion berichtet der Beitrag über die Petroleumindustrie. Man kann sich kaum nach Lektüre der übrigen Beiträge, die sich auf so verschiedenartige Gebilde wie Leinsamen, Milch, Konfektion und Branntwein beziehen, des Eindrucks erwehren, dass es allerdings schwierig, ja fast unmöglich wäre, diese verwirrende empirische Vielfalt auf einen einheitlichen theoretischen Nenner zu bringen. Allerdings findet man, ein wenig weiterdenkend, dass die Autoren dieses Bandes ja alle diese von ihnen behandelten Phänomene in die Klammer Ökonomie einschliessen und dass sie daher nicht nur in allen behandelten Phänomenen Einheitlichkeiten auffinden, die es ihnen erlauben, diese als ökonomische Phänomene zu behandeln, sondern darüber hinaus Gemeinsamkeiten entdecken, die disparate ökonomische Prozesse zu einheitlichen Industrien verbinden.

Dem vielleicht nur scheinbaren ökonomischen Quietismus H.s und seiner Gefährten steht die von der Brookings Institution in Washington veröffentlichte Studie über den Zusammenhang von industrieller Preispolitik und ökonomischem Fortschritt ganz fern. Wenn H. und seine Mitarbeiter eine Haltung des behutsamen Lauschens auf die Stimmen der ökonomischen Realität einnehmen, so sind die Autoren der Brookings-Untersuchung dagegen überzeugt, dass ein einheitliches Prinzip die ökonomische Welt regiert, dass es in allen Erscheinungen aufspürbar ist, so sehr diese ihm auch auf den ersten Blick zu widersprechen scheinen, dass die ökonomische Wissenschaft es erkennen kann und dazu beitragen soll, die empirische Welt von den Widerständen zu befreien, die sich seiner Entfaltung entgegensetzen. In der Brookings-Untersuchung besteht ein Wesenszusammenhang zwischen industrieller Preispolitik und einer Tendenz des ökonomischen Systems zur Expansion oder Kontraktion. Unter modernen Bedingungen, das ist die Grundthese, erfordert die produktive Effizienz des Systems grosse ökonomische Einheiten, mit deren Existenz wieder eine unmittelbare Herrschaft und Kontrolle über den Markt verbunden ist. Die Politik und Strategie solcher Rieseneinheiten wird in der Struktur der von ihnen bestimmten Preise wirksam, die wiederum den Grad der Ausnutzung der Produktionsanlagen, den Umfang der Beschäftigung, die Erweiterung oder Verengung der Produktion wenigstens auf lange Sicht hin determinieren. Eine Senkung des Preisniveaus proportional zu der Steigerung der Produktivität wird daher von diesen Autoren befürwortet und propagiert. Während H. und seine Mitarbeiter einem allgemeinen ökonomischen Quietismus zu erliegen scheinen, ist die Brookings-These auf einen Partikular-Aktivismus der industriellen und kommerziellen Management-Bürokratie ausgerichtet, von deren wohlbesonnener Autokratie der Anstoss zur Erweiterung und Erhöhung der gesellschaftlichen Wohlfahrt erwartet wird.

Dass der gesellschaftliche Wohlstand unter den gegenwärtigen Umständen nicht dadurch gefördert wird, dass er einer autokratischen Bürokratie ausgeliefert ist, sondern gerade im Gegenteil, dass diese seiner Erhöhung

durch eine entsprechende Manipulierung des Preissystems entgegenwirkt, das ist die These, die von W. J. Kemnitzer vertreten wird, wenigstens was den unmittelbaren Gegenstand seiner Untersuchung, nämlich die Petroleumindustrie betrifft. Nur indem staatliche Aktivität sich dem Kontrollbereich der Trustbürokratie entgegenstellt und den von ihr instituierten Preismechanismus bricht, wird die gesellschaftliche Arbeit zu einer Vermehrung des gesellschaftlichen Reichtums führen. Der Autor fordert daher eine Verschärfung und unerbittliche Durchsetzung der Anti-Trust-Gesetze, eine Politik, die nach seiner Meinung allein die Heraufkunft eines totalitären Systems verhindern kann. Während die Brookings-Studie in der Management-Bürokratie den Hebel des Fortschrittes findet, sucht K. in seiner Analyse der Petroleumindustrie nachzuweisen, dass es gerade die in den Händen dieser Bürokratie zusammengefasste Macht ist, die sich dem Fortschritt entgegenstellt. Die Ausgangsthese seiner Untersuchung ist die Überzeugung, dass mit dem Wesen einer repräsentativen Demokratie die Existenz eines in Privathand sich befindenden Monopols in entscheidenden ökonomischen Bezirken unvereinbar ist. Dabei will der Autor unter Monopol die ökonomische Macht verstanden wissen, die erlaubt, über die Konkurrenzverhältnisse einer Industrie eine Kontrolle auszuüben. K. analysiert in seiner Arbeit die Methoden, mit Hilfe derer der Petroleumtrust nach seiner Zerschlagung im Jahre 1912 seine monopolistische Macht in der Petroleumindustrie wieder aufgebaut hat.

In einem völlig andern Bezirk wissenschaftlicher Nachforschung bewegt sich die umfangreiche, kurz vor seinem frühzeitigen Tode von Henry Schultz, dem geistreichen Schüler und Fortführer der Lehren von Henry L. Moore, veröffentlichte Untersuchung. Das Buch fasst die Arbeit und die Ergebnisse eines ganzen Jahrzehntes zusammen. Es hat sich zur Aufgabe gestellt, die Wissenschaft der „synthetischen Ökonomik", wie sie von H. L. Moore entwickelt wurde, auf einigen konkreten empirischen Gebieten fortzuführen. Die Methoden der Untersuchung sind abstrakter Natur und bedienen sich im wesentlichen all der Verfeinerungen, welche die mathematische Korrelationsanalyse sich zu eigen gemacht hat. Die Beschreibungen der untersuchten Preisphänomene sind im wesentlichen in einer Aufeinanderfolge von mathematischen Formeln zu finden, die auf den ersten Blick in grosser Entfernung von der empirischen Realität zu stehen scheinen. Die tatsächlichen Feststellungen, Folgerungen und Forderungen, zu denen der Autor gelangt, sind jedoch in einem unmittelbareren Sinne konkret und greifbar als etwa die Ergebnisse, die Hamilton bei einer scheinbar viel grösseren Nähe zu den ökonomischen Realitäten formuliert. Während H. und seine Mitarbeiter ihre Darstellung der untersuchten Preisphänomene in der Sprache des qualitativ Verschiedenen unternahmen, versucht Sch., die Preis- und Nachfrageverhältnisse, mit denen er sich beschäftigt, besonders diejenigen der zehn landwirtschaftlichen Produkte, die er für die monographische Darstellung herausgegriffen hat, auf das quantitativ mehr oder weniger Verschiedene zu reduzieren. H. will sich bewusst von jeder bestimmten vorgefassten theoretischen Konzeption fernhalten. Sch. geht von bestimmten theoretischen Voraussetzungen aus, die er konsequent in seiner gesamten umfangreichen Untersuchung und Darstellung

festhält. In seiner Vorrede stellt er fest, dass die „Gegebenheiten" der ökonomischen Wissenschaft, mathematisch gesprochen, Unbekannte sind und daher empirisch determiniert werden müssen, ehe der Theoretiker sie als Gegebenheiten in seine theoretisch zu konstruierenden Modellabläufe einsetzt. Er findet ebenso wie Moore und die mathematischen Ökonomen, die ihnen beiden vorausgingen, dass die Ökonomen im allgemeinen diese „empirischen Gegebenheiten" in ihrer theoretischen Konstruktion vorausgesetzt haben, ohne sich um die Feststellung zu bemühen, von welcher Grössenordnung die Entfernung der theoretisch angenommenen Gegebenheiten von den empirisch vorgefundenen ist. Dementsprechend sucht Sch. in diesem umfangreichen Band, der wahrscheinlich einmal zu den klassischen Werken der mathematischen Richtung in der Ökonomie gerechnet werden wird, eine Vereinheitlichung der theoretisch quantitativen, der empirisch quantitativen und der historischen Methode zu erreichen und diese so vereinheitlichte Methode auf eine Reihe von ökonomischen Fragen anzuwenden, die ihm für diese Methode besonders geeignet erscheinen. Was die konkreten Resultate betrifft, zu denen Sch. in seiner Untersuchung gelangt, so scheinen sie im wesentlichen auf eine kritische Ablehnung der Agrarpolitik der Vereinigten Staaten als einer Politik reduzierbar, die in aller Wahrscheinlichkeit nur einen zeitweiligen und vorübergehenden Erfolg haben wird, auf die Dauer aber zu einer Verschärfung der Krisenphänomene führen muss, die sie beseitigen sollte.

H. und seine Mitarbeiter neigen dazu, die Möglichkeit zu verneinen, ein theoretisches Gesetz zu formulieren, das die Preiserscheinungen in der empirisch gegebenen Realität beherrscht und in ihnen erkennbar ist. Die Brookings-Untersuchung basiert auf der Überzeugung, dass ein monistisches Prinzip existiert und auffindbar ist, welches allen gegensätzlichen und verwirrenden Phänomenen der Preiswirklichkeit zugrunde liegt. Sch. vertritt die Auffassung, dass in den empirisch gegebenen Realitäten von Preisen, Nachfragekurven und Produktionsgrössen in vielen Fällen, vielleicht jedoch nicht in allen, Regelmässigkeiten feststellbar sind, die der quantitativen Analyse zugänglich sind. Diese Regelmässigkeiten sind jedoch nicht wie die Gesetzmässigkeiten in der physikalischen Welt mit Sicherheit über einen gegebenen, empirisch vollzogenen Zustand hinaus zu extrapolieren. Ob die ökonomische Wissenschaft den einen oder den andern der hier vorgezeichneten Wege in der Zukunft bevorzugen wird, ist noch nicht ersichtlich. Julian Gumperz (New York).

Rogers, J. H., *Capitalism in Crisis. Yale University Press. New Haven, Conn.* 1938. *(X u.* 199 *S.;* $ 2.50*)*

Dieser neuste Beitrag zur Krise des Kapitalismus von einem bekannten amerikanischen Ökonomen, der früher der Roosevelt Regierung nahestand, ist deshalb beachtenswert, weil der Verf. nicht nur die ökonomische, sondern auch die politische Lage des modernen Kapitalismus berücksichtigt. R. ist sich darüber klar, dass der demokratische Kapitalismus nur aufrecht erhalten werden kann, wenn der Staat bereit ist und die Mittel erhält, eine aktive Wirtschafts- und Krisenbekämpfungspolitik zu führen.

Ohne eine derartige Wirtschaftspolitik des Staates müsse die kapitalistische Ordnung nicht nur wirtschaftlich zusammenbrechen, sondern auch zu sozialen Erschütterungen von solchen Ausmassen führen, dass der Bestand des Systems auch politisch gefährdet wird. Wenn es dem Kapitalismus nicht gelingt, eine grössere Stabilität in den Beschäftigungs- und Einkommensverhältnissen herzustellen, so werden immer grössere Massen in den Demokratien bereit sein, ihre wirtschaftlichen und politischen Freiheitsrechte zu Gunsten der von autoritären Regimen in Aussicht gestellten wirtschaftlichen Sicherheit und Stabilität zu opfern.

Die Ursache der anhaltenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten in den Vereinigten Staaten sieht R. in der zunehmenden Konzentration des Kapitals und den darauf zurückzuführenden monopolistischen Preisbindungen. Diese führen dazu, dass bei den geringsten Anzeichen von Absatzstockungen die Produktion und nicht die Preise herabgesetzt werden. Einschränkung der Produktion bedeutet Arbeitslosigkeit und ruft infolge der Verminderung der Kaufkraft weitere Einschränkung der Produktion und neue Arbeitslosigkeit hervor. Dieser Prozess sei nur durch eine Erhöhung der Staatsausgaben in Form von Unterstützungen und öffentlichen Aufträgen aufzuhalten.

Von ähnlicher Bedeutung für die allgemeine Lage der kapitalistischen Wirtschaft sei die Tatsache, dass Ersparnisse, d. h. Mittel, die nicht zum unmittelbaren Konsum verwandt werden, als Bankguthaben angesammelt und nicht investiert werden. Auch hier könne nur eine positive Ausgabenwirtschaft des Staates Abhilfe schaffen.

Voraussetzung für jede derartige aktive Wirtschaftspolitik sei eine realistische und den neuen Verhältnissen angepasste Budgetpolitik. An die Stelle der Angst vor dem jährlichen Defizit und der angeblich ständig drohenden Inflation müsse die Bereitschaft zu einer Budgetpolitik treten, mit deren Hilfe der Staat Ausgaben und Einnahmen über längere Zeiträume planen könnte. Nicht ein willkürliches, lediglich nach astronomischen Gesichtspunkten bestimmtes Rechnungsjahr, sondern eine die wirtschaftlichen Notwendigkeiten berücksichtigende längere Periode sollte der Budgetplanung in allen Staaten zu Grunde gelegt werden. Der Verf. glaubt, mit Hilfe einer derartigen aktiven Wirtschafts- und Budgetpolitik den demokratischen Kapitalismus retten zu können. Das Buch gehört zu den wenigen Veröffentlichungen, die die wirtschaftlichen Schwierigkeiten des Kapitalismus nicht mit den üblichen orthodoxen Vorschlägen überwinden wollen.

K. W. Kapp (New York).

Grandeau, F., *Théorie des crises. Éditions A. Pedone. Paris* 1937. *(*33 *S.; fr. fr.* 10.—*)*

Die Abfolge von Haussen und Krisen zeigt sich in der Abfolge von steigenden und fallenden Preisen. Die Ausschaltung dieser Preisoszillationen wäre somit auch die Abschaffung oder Milderung der Krisen. Daher die grosse Bedeutung der Spekulation (natürlich der „ehrlichen“ Spekulation). Indem sie die hohen Preise senkt und die gedrückten steigert, trägt sie dazu bei, die Krisen zu mildern. Die Spekulation ist somit

das grosse Gegengewicht der sozialen Trägheit der Massen, die die Gewohnheit zeigen, in der Hausse zu kaufen und während der Baisse zu verkaufen, was die Katastrophen hervorruft. Der intelligente Spekulant soll gerade dann kaufen, wenn die andern verkaufen.

Dem Verf. erscheint die Alltagssprache zu arm, um diese Gedanken auszudrücken. Deshalb gibt er eine Reihe mathematischer Gleichungen, die uns auf 33 Seiten „une solution complète" nicht nur des Krisenproblems geben, sondern auch das aus dem Gesetz der Nachfrage und des Angebots abgeleitete generelle Gesetz der sozialen Entwicklung, welches uns „klar zeigt, woher wir kommen und wohin wir gehen" und darüber hinaus noch eine historische und geographische Verifikation seit der französischen Revolution bis zur Gegenwart — (wenn wir von einigen Prophezeiungen absehen). Napoleon I. z. B. ist während einer Krise — 1805 — zur Macht gekommen (!) und hat zehn Jahre später durch eine andere Krise (und nicht durch militärische Niederlagen, wie gewöhnlich angenommen wird) die Macht verloren. Diese und ähnliche Spielereien werden mit Hilfe mathematischer Gleichungen demonstriert, wobei der Verf. seine eigene richtige Bemerkung vergisst : „les mathématiques ne sont qu'un langage commode et l'on ne trouve jamais à la fin d'une démonstration que ce qu'on y a mis au départ." Henryk Grossman (New York).

Lawley, F. E., *The Growth of Collective Economy. Vol. I. The Growth of National Collective Economy. Vol. II. The Growth of International Collective Economy. P. S. King & Sons. London* 1938. *(*544 *S.,* 501 *S.;* 35 *s.)*

L. spricht von Kollektivwirtschaft im Sinne von Interventionismus. Seine Studie wird damit zu einem Bericht über die Wirtschaftspolitik der letzten beiden Jahrzehnte und erfasst praktisch alle Länder. In dieser ausserordentlich umfangreichen Materialsammlung erschöpft sich der Wert der beiden Bände.

Im einzelnen berichtet der Verf. über die Organisation der Wirtschaft während des Weltkrieges, den Umfang der öffentlichen Wirtschaft und der Staatsbetriebe, die Methoden der staatlichen Eingriffe in das Wirtschaftsleben, die Rationalisierungsbewegung, die Existenz von Wirtschaftsräten usw. Der zweite Band beschäftigt sich insbesondere mit der Geschichte der internationalen Wirtschaftskonferenzen sowie den Methoden zwischenstaatlicher Zusammenarbeit auf wirtschaftlichem Gebiet nach dem Kriege und behandelt ausführlich die wirtschaftlichen Forderungen der Gewerkschaften.

Die praktischen Vorschläge des Verf. laufen auf eine Ausdehnung und Koordination der verschiedenen Formen des wirtschaftlichen Interventionismus hinaus und propagieren die Gründung eines internationalen Wirtschaftsrates, der in engster Zusammenarbeit mit Vertretern der Gewerkschaften und Konsumenteninteressen eine Regelung der zwischenstaatlichen Wirtschaftsbeziehungen anstreben soll.

K. W. Kapp (New York).

Maclaurin, W. R., *Economic Planning in Australia* 1929-1936. *P. S. King & Son. London* 1937. *(*319 *S.* ; 15 *s.)*

Diese Studie gibt einen ausführlichen Bericht über die verschiedenen Eingriffe in das Wirtschaftsleben Australiens zur Bekämpfung der Krise. Der Ausdruck „Economic Planning" wird dabei vom Verf. im weitesten Sinne gebraucht; er selbst führt aus, dass im Falle Australiens die verschiedenen Massnahmen zur Überwindung der Wirtschaftskrise nicht etwa Teile eines einheitlichen Programmes einer oder mehrerer miteinander verbundener Behörden gewesen sind, dass vielmehr zahlreiche Massnahmen zu verschiedenen Zeitpunkten von nicht koordinierten Stellen getroffen wurden.

M. schildert u. a. ausführlich, wie es der Regierung unter Benutzung des Mythus des Wortes „Wirtschaftsplan" gelingt, eine Konversion der Staatsanleihen erfolgreich durchzuführen. Er ist sich über die Schwierigkeiten einer erfolgreichen Krisenpolitik im Kapitalismus klar und kommt zu dem Ergebnis, dass das Beispiel Australiens kaum für die Möglichkeit einer kapitalistischen „Planwirtschaft" spricht. K. W. Kapp (New York).

Hansen, Alvin H., *Full Recovery or Stagnation? W. W. Norton & Company. New York. A. & C. Black. London* 1938. *(*350 *S.* ; $ 3.50, 15 *s.)*

H., früher Professor der Ökonomie an der Universität von Minneapolis, jetzt in Harvard, gilt mit Recht als einer der repräsentativen ökonomischen Denker der amerikanischen Gegenwart. Sein Anspruch, als solcher gewertet zu werden, wird durch die Veröffentlichung dieser Sammlung von Aufsätzen, welche in den Jahren von 1933 bis 1937 geschrieben oder publiziert worden sind, unter Beweis gestellt.

Die Sammlung von Aufsätzen ist in vier Abteilungen gegliedert. In der ersten Abteilung setzt sich H. kritisch mit einer Reihe von Autoren auseinander, die im Laufe der letzten Jahre Beiträge zur Krisen- und Konjunkturtheorie geliefert haben.

Der zweite Teil fasst Abhandlungen zusammen, die sich mit Fragen der Kaufkrafttheorie auseinandersetzen. Unter diesen ist der Wiederabdruck der ursprünglich für den Sammelband der Columbia University verfassten Arbeit gerade im Augenblick von besonderer Bedeutung. Der Autor sucht hier zu zeigen, dass in dem gegenwärtigen industriellen System ein Konjunkturaufschwung, der von der Konsumgüterindustrie her bestimmt wird, zu einem Zusammenbruch führen muss, sobald der Konsum selbst sich nicht mehr erweitert, sondern stabil bleibt.

Die Abhandlungen des dritten Teils beschäftigen sich mit der weltwirtschaftlichen Situation. Sie fassen Aufsätze über die monetären Beziehungen der wesentlichen weltwirtschaftlichen Länder, über das Verhältnis von Gold zu den Hauptwährungen und über die allgemeinen Fragen einer Stabilisierung auf internationalem Gebiet zusammen.

Im vierten Teil beschäftigt sich H. mit den ökonomischen Gegenwartsfragen in den Vereinigten Staaten, mit den Ursachen des Konjunkturrückgangs

im Jahre 1937, mit einer Reihe von ökonomischen Problemen, die durch den interventionistischen Eingriff des Staates in die Privatsphäre der Industrie und der Wirtschaft entstehen, und mit den allgemeinen Problemen des Verhältnisses von staatlicher und privater Initiative auf ökonomischem Gebiet in den Vereinigten Staaten.

Trotz der Verschiedenartigkeit der behandelten Fragen besitzt das Buch eine Einheitlichkeit, die die Herausgabe dieser verstreuten Aufsätze in einer Sammlung voll rechtfertigt. Es beschäftigt sich nämlich nicht hauptsächlich mit Problemen, die aus den zyklischen Schwankungen und Fluktuationen des Wirtschaftsprozesses entstehen, sondern es ist wesentlich um die eine Frage zentriert, ob die sekuläre Komponente in den Vereinigten Staaten noch eine aufwärts gerichtete Trendlinie aufweist und ob daher mit einer besseren Ausnutzung der menschlichen und materiellen Produktivkräfte des Landes in der Zukunft zu rechnen sein wird. Die in diesem Band vereinigten Aufsätze sind insgesamt auf einen skeptischen Ton gestimmt und vertreten die Auffassung, dass die Ökonomie der Vereinigten Staaten nicht mehr in der Lage ist wie in früheren Jahrzehnten, mit Hilfe des Marktmechanismus und der privaten Initiative allein sich aus einer Krise zu befreien, sondern der staatlichen Intervention bedarf, um ihre Lethargie zu überwinden. H. ist allerdings insofern optimistisch, als er glaubt, dass diese einschneidende Veränderung in den Grundvoraussetzungen wirtschaftlichen Handelns ohne eine Veränderung der Fundamente des Systems durchführbar ist. Es sei ein Fehler, anzunehmen, dass staatliches Investment und staatliche Intervention notwendig mit dem Niedergang des privatkapitalistischen Systems verbunden seien. Er glaubt vielmehr, die amerikanische Ökonomie solle sich der Tatsache adjustieren, dass die Fortexistenz des Privatkapitalismus durchaus mit einer breiten Investitionstätigkeit des Staates verträglich sei.

Dass solche staatliche Investitionstätigkeit für die Fortexistenz des privatkapitalistischen Systems schwerwiegende Gefahren involviert, ist von H. in den hier veröffentlichten Aufsätzen nicht unterstrichen worden. Offenbar handelte es sich damals für ihn darum, einen neuen oft scharf abgelehnten Gesichtspunkt durchzusetzen. Dagegen hat er in später veröffentlichten Aufsätzen und Äusserungen eine vorsichtigere Position bezogen. Zweifellos ist ein Zustand auf die Dauer unhaltbar, bei dem Millionen arbeitswilliger und arbeitsfähiger Menschen zur Untätigkeit verurteilt sind. Ein solcher Zustand werde früher oder später, das spricht H. in aller Bestimmtheit aus, zu einer totalitären Wirtschaftsform führen. Auf der andern Seite aber bedeute eine unvorsichtige und unbedachte Erweiterung eines staatlichen Investitionsprogrammes eine solche Schwächung des bestehenden privatkapitalistischen Systems, dass man auf diesem indirekten Wege vielleicht nur etwas langsamer zu demselben Ende komme.

Eine kritische Auseinandersetzung mit den von H. vorgetragenen Anschauungen, besonders in der Erweiterung und Qualifizierung, die er ihnen in späteren Äusserungen gegeben hat, ist an dieser Stelle nicht möglich.

Julian Gumperz (New York).

Laufenburger, H., *Le commerce et l'organisation des marchés. Recueil Sirey. Paris* 1938. *(658 S.; fr. fr.* 90.—*)*

Das vorliegende Buch stellt ein Standardwerk der Lehre vom Binnenhandel dar. Im Gegensatz zur Aussenhandelslehre fehlte ein modernes Werk, das einen systematischen Gesamtüberblick über die zum Teil recht komplizierten und seit Kriegsende in rascher Umbildung begriffenen Tatbestände und Probleme des Binnenhandels bietet. Diese Lücke wird durch die gründliche Arbeit L.s ausgefüllt, die, gestützt auf eine imponierende Literaturkenntnis, eine vergleichende Darstellung gibt und neben den allgemeinen theoretischen Fragen insbesondere die Sondererscheinungen der Binnenhandelsentwicklung in Frankreich, Deutschland, England, den Vereinigten Staaten und Russland behandelt.

Das erste Buch des Werkes gibt eine Darstellung der Theorie und Technik des Handels und der verschiedenen Märkte, wobei der Börse und den Kapital- und Geldmärkten eine besonders eingehende Erörterung zuteil wird. Die folgende Sonderuntersuchung des Binnenhandels i. e. S. unterscheidet zwischen „kapitalistischem" und „nicht kapitalistischem Handel", eine Unterscheidung, die an die Stelle der bisher üblichen Gegenüberstellung von Gross- und Kleinhandel tritt. In der Tat erweist sich diese neue, den gegenwärtigen Verhältnissen besser angepasste Unterscheidung als recht fruchtbar. Zur Veranschaulichung sei erwähnt, dass zum „nicht kapitalistischen Handel" der „kleine" Einzelhandel und das Genossenschaftswesen, ferner aber auch die vielfältigen neuartigen Organisationsformen gerechnet werden, die sich aus den Staatseingriffen ergeben, die in steigendem Masse und in den verschiedensten Formen auf diesem Gebiete seit einiger Zeit zu konstatieren sind (neben dem Staatshandel die Marktordnungen in Deutschland, USA. usw., die verschiedenen Handelsmonopole usw.).

Über gewisse Fragen der Methode und der Themenbegrenzung liesse sich streiten ; z. B. erscheint einerseits die Begründung der Nichteinbeziehung des Immobilienhandels nicht ganz überzeugend und andererseits die Untersuchung der Börsen- und Geldmarktsfragen (zumindest in solchem Umfange) problematisch, umso mehr, als eine systematische Behandlung der sozialen Fragen (Angestelltenverhältnisse) fehlt. Alles in allem aber hat L., ein Standardwerk vorgelegt.

F. Neumark (Istanbul).

Lewis, Cleona, *assisted by* **K. T. Schotterbeck,** *America's Stake in International Investments. The Brookings Institution. Washington, D. C. Faber and Faber. London* 1938. *(710 S.; $ 4.—, 18 s.)*

Das Problem des Kapitalexports beschäftigt immer mehr die öffentliche Meinung in den letzten zwei Jahren. Die Midland Bank hat die Möglichkeiten der internationalen Kapitalanlage bereits in dem Bericht für Mai-Juni 1936 behandelt. 1937 beschäftigte sich mit dieser Frage ein grösserer Bericht des Royal Institute of International Affairs, Oxford, The Problem of International Investment (373 S.) ebenso wie eine Publikation der Internationalen Handelskammer, The Function of Foreign Lending von Oscar R. Hobson (22 S.). Aber auch in Amerika hat man

sich mit dieser Frage wiederholt beschäftigt, so der Jahresbericht des „Foreign Bondholders Protective Council", der für das Ende 1937 ein exaktes Material über 589 verschiedene Auslandsanleihen — allerdings bloss Dollaranleihen ausländischer öffentlich- rechtlicher Schuldner liefert; von den privaten Auslandsanleihen werden bloss die sich im Verzug befindlichen berücksichtigt.

L. gibt nun für Amerika eine ausführliche und sorgfältige Zusammenstellung und kritische Prüfung des gesamten verfügbaren Tatsachenmaterials in Bezug auf die Kapitalwanderungen vom oder ins Ausland für die hundertsechzigjährige Periode seit dem Unabhängigkeitskrieg bis zur Gegenwart. Das Buch zerfällt in drei Teile, deren erster (S. 7-170) Amerikas Auslandsschulden, der zweite (S. 173-437) Amerikas Auslandsanlagen behandelt, während im dritten Teil (S. 439-509) die Erfahrungen analysiert werden, welche U. S. A. in ihrem Gläubiger-Schuldner-Charakter gemacht haben. Im Anhang endlich (S. 513-710) werden die detaillierten statistischen Tabellen und Schätzungen und sonstigen verfügbaren Materialien vorgelegt. Während die U. S. A. noch 1914 per saldo mit 3,6 Milliarden verschuldet waren, haben sie sich während des Krieges zum Gläubigerstaat entwickelt, dessen Auslandsanlagen per saldo ein Maximum von 8,07 Milliarden 1929 erreichten, um dann infolge der Weltkrise 1935 auf 7,36 Milliarden herunterzugehen (in welchen Ziffern allerdings die Regierungsschulden der europäischen Staaten an die U. S. A. Regierung im Betrage von 11,68 Milliarden nicht einbegriffen sind).

So wertvoll das Buch auf dem Gebiet der reinen Tatsachenfeststellung ist, so versagt es gänzlich dort, wo es sich um die Erforschung der Gesetzmässigkeiten handelt, welche den Kapitalexport regulieren. Das Buch ist ganz untheoretisch, obwohl die Verf. bei jedem Schritt auf Tatsachen stösst, die zur theoretischen Besinnung zwingen. Zeigt sie ja doch selbst für die Vorkrisenperiode 1925-29 in einem „The Scramble for Investment Opportunities" überschriebenen Abschnitt einige Beispiele der in U. S. A. herrschenden unerträglichen Kapitalübersättigung. Der Mangel an heimischen Anlagen führte dazu, dass die Vertreter von amerikanischen Bank- und Finanzhäusern dem Auslande Anleihen direkt aufzwangen. Einer bayerischen Kleinstadt, die mit einer Anleihe von $ 125 000 genügend versorgt wäre, haben die amerikanischen Finanzagenten drei Millionen Dollar aufgezwungen. Um eine Anleihe der Stadt Budapest haben sich 36 Bankhäuser beworben!

Aber die Verf. führt diese und andere ähnliche Tatsachen an, ohne daraus irgendwelche theoretischen Schlussfolgerungen zu ziehen. Ist es ein Zufall, dass eine Nation eine Schuldner-, eine andere eine Gläubigernation ist? Oder ist das Investment im Inland, resp. im Ausland willkürlich regulierbar, z. B. unter dem Gesichtspunkt der Verteilung des Investitionsrisikos auf möglichst viele Gebiete? Folgt etwa der Kapitalexport dem höheren Zinsgefälle im Ausland, oder aber ist der Kapitalexport eine notwendige Phase in der kapitalistischen Entwicklung eines jeden Landes, nämlich auf den höheren Stufen der Kapitalakkumulation, wenn für die angesammelte Kapitalmasse im Inland keine oder keine genügenden Anlagemöglichkeiten bestehen?

Und ebensowenig wie die Verf. das Investmentproblem für das Inland theoretisch zu klären suchte, ebensowenig tut sie das in Bezug auf die internationalen Kapitalanlagen. Bestehen für den Kapitalexport unbegrenzte Möglichkeiten, und sind die jetzigen Schwierigkeiten nur vorübergehende, mit der Weltdepression zusammenhängende Hindernisse, wie dies der oben erwähnte Bericht Hobsons annimmt ? Oder zeigt sich auch hier eine aus dem Wesen der kapitalistischen Akkumulation entspringende Schranke? Die Verf. beschränkt sich auf die empirische Feststellung, dass die Bedingungen auf dem Weltmarkt gegenwärtig für den Kapitalexport der U. S. A. ganz verschieden liegen, als vor einem Jahrhundert für den beginnenden englischen Kapitalexport. Sie sieht, dass profitable Anlagemöglichkeiten in der Zukunft viel geringer sein werden. Den Grund dafür erblickt sie in den ausländischen Zolltarifen, Autarkiebestrebungen, Arbeiterschutzgesetzgebung, Regierungskontrolle von Eisenbahn- und public utility-Tarifen, welche alle zur Verminderung der Profitabilität beitragen, statt umgekehrt alle diese Tatsachen selbst nur als Oberflächenerscheinungen der tieferliegenden Ursache — der sich aus der fortschreitenden Kapitalakkumulation ergebenden Sättigungsgrenze zu betrachten.

Henryk Grossman (New York).

Lampe, Adolf, *Allgemeine Wehrwirtschaftslehre. Gustav Fischer. Jena* 1938. *(XX u.* 196 *S.; RM.* 6.—, *RM.* 7.50*)*

Possony, Stefan Th., *Die Wehrwirtschaft des Totalen Krieges. Gerold & Co. Wien* 1938. *(*155 *S.; RM.* 6.—*)*

Sternberg, Fritz, *Die deutsche Kriegsstärke. Sebastian Brandt. Paris* 1938. *(*348 *S.; fr. fr.* 60.—*)*

Einzig, Paul, *Economic Problems of the Next War. The Macmillan Co. London u. New York* 1939. *(*156 *S.;* $ 2.50*)*

Drucker, Peter D., *The End of Economic Man. The John Day Co. New York* 1939. *(XVIII u.* 268 *S.;* $ 2.50*)*

Lampe unternimmt es, eine Kriegswirtschaft in einem rohstoffarmen Lande darzustellen, die unter möglichster Beibehaltung des Marktmechanismus vor sich geht, und sucht deren Überlegenheit über eine rein zwangsmässig aufgebaute kriegswirtschaftliche Organisation zu beweisen. Wenn er besonders in seiner ausführlichen Darstellung der finanzpolitischen Wege der Kriegswirtschaft die Notwendigkeit hoher Steuern für die Lohn- und Gehaltsempfänger zur Vermeidung der Ansammlung erhöhter Nachfrage an Konsumgütern empfiehlt und die notwendige Bevorzugung der Grossbetriebe im Aufbau der Kriegswirtschaft betont, so sind hier recht eigentlich Grundzüge der heutigen deutschen Wehrwirtschaft beschrieben. Der Verf. versucht zwar, eine Reihe von Vorzügen herauszuarbeiten, durch die sich seine Marktwirtschaft selbst im Kriegszustand vor einer Planwirtschaft empfiehlt. Betrachtet man aber die vielen Einschränkungen, denen diese „organisierte" marktliche Wirtschaftspolitik unterliegt, die man „nicht mit einer laissez-faire-Wirtschaft verwechseln darf," dann kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass des Verf. Wirtschaftssystem mit einer wirklichen Marktwirtschaft kaum noch etwas gemein hat und

dass er es eigentlich wohl in erster Linie nur deshalb vorschlägt, weil es ihm als ein besserer Garant des status quo der gegenwärtigen sozialen Schichtungsverhältnisse erscheint. Was dem Buch seine besondere Stellung gibt, ist die Tatsache, dass der Verf., wenn auch von dem beschränkten und unhaltbaren Gesichtspunkt einer marktwirtschaftlichen Kriegswirtschaft aus, viele damit verbundene Probleme in neuen Zusammenhang gerückt hat.

Der grösste Teil des Possonyschen Buches beschäftigt sich mit militärtechnischen Problemen, wie der Bedeutung der verschiedenen neuen Waffengattungen und dem Ausmass des Materialbedarfs je nach der Art der Kriegsführung, Erwägungen, die den Verf. zu dem nicht gerade neuartigen Schluss des Entscheidungsvorrangs der wirtschaftlichen vor den rein militärischen Faktoren führen. Nur auf den letzten 27 Seiten wird die Frage der Wirtschaftsorganisation zum Zweck der Sicherung einer ausreichenden Belieferung mit Kriegsmaterial untersucht. P. beschäftigt sich hier damit, die Banalität zu beweisen, dass, wenn das Rohstoffproblem nicht wäre, ein wirtschaftlicher Liberalismus für Kriegsvorbereitungsmassnahmen theoretisch besser wäre als „totalitäre" Staatseingriffe. P.s Buch ist typisch für eine neue „Richtung" in der nationalökonomischen Literatur : Volkswirtschaftler beschäftigen sich mit rein militärtechnischen Fragen, über die sie aber naturgemäss nur aus zweiter Hand urteilen können, und dabei kommt meistens etwa soviel heraus, wie wenn Generalstäbler sich über Wirtschaftsfragen äussern, wofür die von Major Hesse herausgegebenen „Kriegswirtschaftlichen Jahresberichte" (Berlin 1936, 1937, 1938) und viele andere deutsche Schriften ein abschreckendes Beispiel sind.

Zu dieser „Richtung" gehört auch das Buch von Sternberg, aber es unterscheidet sich sehr zu seinem Vorteil dadurch, dass es die Frage des „Kriegspotentials" der verschiedenen Länder nicht bloss mit Begriffen wie „Kriegstypen", „Vertikalartillerie" und „Bombenflugzeugs-Tragfähigkeit" behandelt, sondern sich auch dem Problem widmet, wie nun eigentlich in den verschiedenen Ländern an die Aufgabe der Umstellung der Friedens- auf die Kriegsproduktion herangegangen wird. Allerdings ist das Ziel seiner Untersuchungen nicht so sehr die Darstellung und Analyse der deutschen Wehrwirtschaft als der erneute Beweis der weitverbreiteten These, dass Hitler-Deutschland zwar einen „Blitzkrieg" führen könne, einen wirklichen Krieg aber „nicht lange genug, wie das der nächste Weltkrieg erfordert."

Das Büchlein Einzigs ist ein vernünftiges Plaidoyer eines Engländers an seine Landsleute und an andere etwa noch schwankende Mächte. Der Verf. setzt auseinander, dass England aus wirtschaftlichen Gründen heraus den Krieg gewinne, nachdem mit Bestimmtheit anzunehmen sei, dass der nächste Krieg kein „Blitzkrieg" sein werde und sich bei einer längeren Kriegsdauer die Rohstoffüberlegenheit des englischen Empire durchsetzen müsse. E. setzt die einzelnen Phasen der wirtschaftlichen Mobilmachung und die bisherige Entwicklung des gegenwärtig im vollen Schwunge befindlichen Wirtschaftskriegs zwischen den einzelnen Ländern auseinander und untersucht jene finanz- und wirtschaftspolitischen Massnahmen, die bei einem formellen Kriegsausbruch notwendig werden, auf ihre Ergiebigkeit und Durchführbarkeit. Dass der liberale Staatsapparat die damit gestellten

Aufgaben nicht bewältigen kann, leuchtet auch in den Ausführungen des Verf. auf Schritt und Tritt auf, ohne dass er freilich Gelegenheit genommen hätte, sich systematisch mit den sich daraus ergebenden Konsequenzen für das Sozial- und Wirtschaftssystem zu beschäftigen.

Druckers Gedanke, dass Kapitalismus und Sozialismus Zweige vom selben Stamm sind, und die Schlussfolgerung, dass der Untergang des einen gleichzeitig das zu Grabe Tragen des anderen bedeutet, ist nicht so neu, wie es die Zusammenfassung der beiden unter dem Bild des aussterbenden homo oeconomicus vielleicht vermuten lässt. Die faschistische Ordnung, die nach der Meinung des Verf. eine echte Revolution ist, hat über die bisherige Gesellschaftsordnung gesiegt, weil diese das Vertrauen der Massen verloren hat. Im Zuge einer solchen Geschichtsdarstellung sucht der Verf. dann auch, umwälzende Strukturänderungen im Gesellschaftsaufbau nachzuweisen, besonders sollen (übrigens neben allen anderen Schichten) die oberen Klassen weitgehende Einbussen erlitten haben und ein deutlicher egalitärer Zug wahrnehmbar sein. Soweit der Verf. diese Behauptung damit zu erhärten sucht, dass diese Unternehmereinbusse an selbständiger Handlungsfreiheit nicht begleitet sei von einem etwa korrespondierenden Aufhören des Unternehmerrisikos, befindet er sich im Widerspruch mit der sich immer mehr durchsetzenden Ansicht, dass einer der Wesenszüge des Faschismus gerade die Risikolosigkeit von Investitionen und die sichere Garantie von Profiten ist (siehe etwa die Ausführungen von Balogh in „Economic Journal", Vol. XLVIII, London 1938, S. 487 u. 494).

Das Buch schliesst mit dem etwas metaphysischen Bekenntnis zu einem „positive noneconomic concept of Free and Equal Man". Hätte der Verf. seine oft dunklen Ausführungen über das Zusammenspiel von sozial- und wirtschaftspolitischen Motivationen etwas weiter durchgedacht, so wäre ihm sicher bewusst geworden, dass seine romantische Konzeption doch nichts weiter ist als etwa eine Rathenausche Paraphrase des von ihm ad acta gelegten Sozialismus. Felix Weil (Buenos Aires).

Guillebaud, C. W., *The Economic Recovery of Germany from* 1933 *to March* 1938. *The Macmillan Co. London und New York* 1939. *(*303 *S.;* 10 *s.* 6 *d.;* $ 3.25*)*

Der Verf. begründet eingangs, warum er sich hauptsächlich auf die amtliche deutsche Statistik stützen will, die ihm erstaunlicherweise „as accurate as that of any other country" (S. VI) erscheint. Als Hauptargument dafür bringt er vor, „deliberate manipulation of official statistics" sei eine „administrative impossibility" (a. a. O.) in einer Wirtschaftsordnung, die zum grössten Teil auf der Korrektheit statistischer Unterlagen beruhe. Der naheliegende Einwand, dass man eben zwei Zahlenreihen herstellt, die eine für den Dienstgebrauch und die andere für den Allgemeinkonsum, wird von G. mit dem unhaltbaren Argument „not practicable" abgetan. Und was sein zweites Argument anbetrifft, dass niemand längere Zeit hindurch mit statistischem Material arbeiten könne, ohne einen Eindruck von dessen Zuverlässigkeit und Stichhaltigkeit zu bekommen, so

schlägt der Verf. seine eigene Aussage, wenn er gleich darauf selbst zugibt, dass eben unliebsame Tatsachen nicht veröffentlicht werden.

Man braucht übrigens auch gar nicht der Meinung zu sein, dass die deutsche Statistik mit direkt gefälschten Ziffern arbeitet, um die Behauptung aufrecht zu erhalten, dass viele ihrer Angaben dennoch darauf angelegt sind, dem Benutzer etwas vorzutäuschen. Wenn z. B. Erhebungseinheiten und Methoden öfters geändert und dadurch die Resultate faktisch unvergleichbar gemacht werden, ohne dass der Durchschnittsleser davon etwas bemerkt, wenn an Stelle absoluter Zahlen sehr häufig nur Relativzahlen gegeben werden, wenn in der Konstruktion der Lebenshaltung- und Preisniveau-Indices offensichtlich keine Anstrengungen gemacht werden, die durchgreifenden Veränderungen in Zusammensetzung der Ernährung und Qualität der Produkte zu berücksichtigen, wenn zur Statistik der Verteilung des Volkseinkommens nirgendwo gefunden werden kann, wie gross das Einkommen der Reichs- und Parteiorgane (Reichs-Beamte und -Angestellte, Wehrmacht, S. A., S. S., usw.) ist, wenn Statistiken, die als Kontrolle für andere Zahlenreihen verwendet werden können, unterdrückt werden, sobald eine solche Verwendung bekannt wird (Wechselstempelsteuer), wenn in der Lohnstatistik ungerechtfertigte Methodenänderungen vorgenommen werden, und wenn sogar das Durchschnittseinkommen einer Auswahl der Industriearbeiter als das Einkommen „der deutschen Arbeiterschaft" überhaupt ausgegeben wird, dann wird man kaum von einer zuverlässigen, nicht manipulierten Statistik sprechen können.

Nachdem inzwischen bereits die offizielle Zeitschrift des Statistischen Reichsamts, „Wirtschaft und Statistik", G.s Buch lobend angezeigt (1939, Heft 9, 3. Umschlagseite) und sich da auf das gute Zeugnis berufen hat, das der deutschen Statistik in diesem Buch ausgestellt worden ist, so wollen wir der eigentlichen Rezension unsere Kritik an der Methode der Darstellung des Arbeitereinkommens vorausschicken, wie sie in den vom Verf. seinen Arbeiten zugrundegelegten offiziellen deutschen Statistiken angetroffen wird. Es ist erstaunlich, dass G. die Behauptung der deutschen Propaganda kritiklos übernimmt, dass der Lebenstandard der deutschen Arbeiter und Angestellten sich gegenüber 1932 „very materially" (S. 211) gesteigert habe[1]), und dass er sagt, die Differenz gegenüber der Lage vor der Krise sei „certainly not large" (S. 211), wenn man die veränderte Kaufkraft der Reichsmark und das Aufhören des Kapitalimports aus dem Ausland berücksichtige. Letzteres Argument ist übrigens recht seltsam, denn die Kausalreihe, die zur Verschlechterung des Lebensstandards führt, hat doch nichts mit der Messung dieses Standards zu tun !

Ausserdem muss an der deutschen Statistik beanstandet werden, dass sie (siehe z. B. W. u. S. 1939, S. 294 und 300) neuerdings zu der Methode übergegangen ist, in die Gesamtlohnsumme die „Sozialleistungen" der Betriebe miteinzubeziehen. Nun ist es richtig, dass, wie es im „Vierjahres-

---

[1]) Dass er im Durchschnitt etwas gestiegen ist, soll nicht bestrittenw erden, wohl aber, dass er für andere Bevölkerungsschichten als die Arbeitslosen „stark" gestiegen ist ; G. weist sogar selbst darauf hin, dass es auch jetzt noch ganze „sections of the population" gebe, deren Lebenshaltungsniveau nicht gestiegen oder gar gefallen sei.

plan" (Jg. 1939, Heft 10, S. 656) heisst, „das soziale Herz mancher Unternehmer proportional der Verknappung an Arbeitskräften gewachsen" ist und daher die Sozialleistungen der Betriebe erheblich im Steigen begriffen sind. Trotzdem ist dies kein Grund, nun auf einmal die Sozialleistungen in die Lohnsummen, die herkömmlicherweise Massstäbe für individuelles Wohlergeben liefern sollen, miteinzubeziehen. Nimmt man Kollektivleistungen als Lohnbestandteile an, so ist nicht ersichtlich, wo die Grenze zu ziehen ist zwischen den Leistungen, die als Lohnbestandteil gelten können, und solchen, die nicht zum Lohn zu rechnen sind. Ausserdem müsste ja, um zu einwandfreien Resultaten zu gelangen, in solchen Fällen auch das jeweilige Minus an Sozialleistungen berücksichtigt werden ; im vorliegenden Falle müssten also nicht nur die vom Unternehmen gebauten Schwimmbäder dem Lohne zugerechnet, sondern auch die weniger gebauten städtischen Parks vom Lohne abgesetzt werden.

Die deutsche Arbeitseinkommenstatistik operiert fortwährend mit zwei völlig verschiedenen Zahlenreihen durcheinander : einmal mit dem Arbeitsverdienst, wie er sich aus der sogenannten Industrieberichterstattung ergibt, die auf Grund von an einige tausend ausgesuchte Industrieunternehmen gesandten Fragebogen gefertigt wird, und zweitens mit der alle Arbeiterkategorien umfassenden Sozialversicherungsstatistik. Von dieser sagt das Statistische Reichsamt selbst („Vierteljahreshefte" 1937, III, S. 95), dass nur sie eine genaue Analyse der Einkommensschichtung ermögliche. Aber in ihren Resultaten — Brutto-Wochenverdienst im Jahresdurchschnitt von 1937 : RM. 26,52 (W. u. S. 1939, S. 299) — sind sämtliche Arbeiter berücksichtigt, somit nicht nur die Industriearbeiter, sondern auch die „sonstigen gewerblichen Arbeiter", also etwa die aus Handel und Verkehr, und die „verhältnismässig niedrig entlohnten Landarbeiter, Lehrlinge, Hausgehilfinnen usw." (W. u. S. 1938, S. 158, und 1939, S. 299). Die Werte der „Industrieberichterstattung" gelten dagegen vorwiegend nur für Industriearbeiter und sogar nicht einmal für alle, sondern nur für solche „in allen wichtigen Industrien und für einen grossen Teil des Handwerks" (W. u. S. 1938, S. 160). Kein Wunder, dass sich für diese Arbeiterschichten ein höherer Brutto-Wochenverdienst im Jahresdurchschnitt von 1937 ergibt : RM. 36,10 (nach W. u. S. 1938, S. 159, und Bericht der Reichskreditgesellschaft für das erste Halbjahr 1938, S. 44). Trotzdem benutzt nun die deutsche Statistik zu letzterer Tabelle ungeniert die Überschrift „Durchschnittliche Arbeiterverdienste" (Reichskreditgesellschaft, a. a. O.) und „Die Entwicklung der Arbeitsverdienste" (W. u. S., a. a. O.), und nur nach sorgfältiger Prüfung aller Angaben kann der Benutzer dahinterkommen, dass es nicht eine Tabelle „der" Arbeitsverdienste, sondern einer Auswahl der Industriearbeiter ist. Es handelt sich hier um eine grobe Irreführung, die offenbar erfolgreich ist : sie wird z. B. von G. nicht beanstandet.[1]) Dabei lässt sich nicht einmal

[1]) auch nicht von Balogh in seinem sonst so ausgezeichneten Artikel im „Economic Journal" (London 1938), Vol. XLVIII, wo er auf S. 473 die erwähnte Tabelle zitiert, obwohl ihm im Bericht der Reichskreditgesellschaft (a. a. O.) hätte auffallen müssen, dass das auf der gleichen Seite angegebene „jährliche Arbeitseinkommen der ver-

einwenden, dass die deutsche Statistik aus Mangel an Unterlagen zu der Methode greifen musste, die Angaben der Industrieberichterstattung für die Lohnstatistik zu verwenden : die Invalidenversicherungsstatistik lässt sich genügend aufgliedern, um separate Durchschnitte für Industriearbeiter zu berechnen. Aber dann wäre es auch für den oberflächlichen Benutzer klar, dass ein Durchschnitt für gewisse Industriearbeiterschichten nicht für den Durchschnitt aller Arbeiter überhaupt repräsentativ sein kann.[1])

Der Verf. beginnt sein Buch zunächst mit einem historischen Überblick über die Wirtschaftsentwicklung unter der Weimarer Republik, wobei er den Hauptnachdruck auf die Künstlichkeit der deutschen Konjunktur von 1928 legt.[2])

Dann folgt eine im allgemeinen korrekte Darstellung der deutschen Finanz- und Wirtschaftspolitik im Zeichen des ersten und zweiten Vierjahresplans, bei der man aber vermisst, dass der Verf. ebenso eingehend

---

sicherungspflichtigen Arbeitskräfte" für 1937 mit RM. 1356.— pro Arbeiter im Widerspruch zu einem angeblichen Wochenlohn von RM. 36.10 steht.

[1]) In manchen Fällen allerdings ist die deutsche Statistik gar nicht für das Ergebnis des Verf. verantwortlich, sondern offensichtliche Ungereimtheiten sind darauf zurückzuführen, dass G. bei der Benutzung der statistischen Ziffern fahrlässig vorgegangen ist. Er gibt z. B. (S. 191) als „average gross wages of all workers" für das Jahr 1937 den Betrag von RM. 36.30 an, ohne zu merken oder darauf hinzuweisen, dass es sich nur um einen Monatsdurchschnitt (September 1937 ; lt. W. u. S. 1938, S. 160) und einen Durchschnitt nur gemäss der Industrieberichterstattung handelt. Ausserdem stimmen verschiedentlich seine Ziffern nicht mit den angeblich benutzten deutschen Quellen, und manchmal nicht einmal mit anderen Angaben G. s für dieselben Faktoren überein : Auf S. 191 gibt er für die Abzüge im Jahre 1937 (ohne DAF-Beitrag und „Spenden") 13,5 % (gem. W. u. S. 1938, S. 161), zwei Seiten weiter aber 14,5 % an, was ein blosser Schreibfehler sein mag. Aber wenn er auf S. 189 die durchschnittliche Tagesarbeitszeit der Textilarbeiter für 1937 mit 7,52 Stunden angibt, welche Ziffer er den natürlich nur vorläufigen Feststellungen eines Wochenberichts des Instituts für Konjunkturforschung (No. 7 vom 16.2.38 ; S. 41) entnahm, obwohl er auf S. 113 bereits die definitive Ziffer aus W. u. S. (1938, S. 187) mit 7,18 Stunden gebracht hatte, so ist das eine Methode, die in einem wissenschaftlichen Buch nicht angewandt werden dürfte, umsoweniger als die Ziffer aus dem Wochenbericht gar nicht einen Jahresdurchschnitt darstellt, sondern ausdrücklich als Monatsdurchschnitt bezeichnet ist, und noch dazu als niedrigster des Jahres 1937. Und wenn man dann noch feststellen muss, dass in der Tabelle auf S. 113 z. B. die Angaben für Lederarbeiter nicht mit denen der offiziellen deutschen Statistik übereinstimmen, ohne dass eine andere Quelle angegeben wird (auf unsere Anfrage antwortete der Verf., er habe die Angaben von verschiedenen Seiten in Deutschland erhalten, erinnere sich aber der Quellen nicht mehr), und wenn es sich herausstellt, dass die 8,49 Stunden, die auf S. 189 als Tagesarbeitszeit im Jahresdurchschnitt 1937 für „metal workers" erscheinen und nach privater Mitteilung des Verf. ebenfalls dem Wochenbericht (a. a. O.) entnommen sind, dort ausdrücklich als Monatsdurchschnitt „im Monat mit der höchsten Arbeitszeit" gekennzeichnet werden und auch gar nicht die Arbeitszeit von „metal workers" darstellen (welche zu allgemeine Kategorie in der deutschen Statistik nicht existiert), sondern die der Arbeiter in der Metallwaren-Industrie, so muss man gegen G. s Methode die ernstesten Beanstandungen erheben.

[2]) Auch hier findet sich übrigens wieder eine Ungenauigkeit : nach G. (S. 33) hatte unter der Papenschen Steuergutschein-Verordnung vom September 1932 der Steuerzahler Anspruch auf eine Rückvergütung von 75 bis 100 % der von ihm gezahlten Steuern in Gutscheinen, während es in Wirklichkeit nach der Verordnung vom 5. September 1932 und der Durchführungsverordnung vom 29. September 1932 nur 40 % waren.

auf die Frage eingehe, zu wessen Lasten eigentlich die Entwicklung vor sich gegangen ist, wie er sich mit den Zielen dieser Politik und dem Umfang des Erreichten beschäftigt.

Bei der Darstellung der landwirtschaftlichen Verhältnisse wird der Leser jede Erörterung der sozialen Schichtungs- und Besitzverhältnisse vermissen. Von der Osthilfe, über deren Fortführung seit 1933 und deren Erfolglosigkeit als Hilfsaktion für die Erhaltung des Bauerntums G. nichts zu wissen scheint (worüber übrigens der Jahresbericht zum 31. März 1938 der Bank für deutsche Industrie-Obligationen interessante Feststellungen macht), erfährt der Leser genau so wenig wie über das Fiasko der Siedlungspolitik als Mittel der Landarbeiteransiedlung. Über die Osthilfe sagt der Bericht der Bank, dass über die Hälfte der zwischen 1931/32 und 1937/38 ausgegebenen 461,7 Millionen RM. — bis 31.3.33 waren davon nur 114,8 Millionen RM. ausgezahlt gewesen — an Grossbetriebe („Betriebe über Erbhofgrösse") gegeben wurde, 187,3 Millionen RM. davon allein in Form von 932 Darlehen von einer Durchschnittsgrösse von je über 187.000 RM. Und bei der Siedlung wäre es, — nachdem dem landlosen Bauern ja nicht damit geholfen ist, dass ein Landlieferungsverband Land für eventuelle Siedlungszwecke ankauft, sondern nur damit, dass solches Siedlungsland nun auch wirklich für Ansiedlung benutzt wird, — aufschlussreicher gewesen, wenn der Verf. statt oder neben Angaben über die von den Landlieferungsverbänden angekauften Flächen, die der wirklich neu angesiedelten Bauern erwähnt hätte : 1937 wurden 1894 neue Bauernhöfe mit zusammen 37596 ha Fläche geschaffen (W. u. S. 1938, S. 365) und 1938 gar nur 1407 mit 26649 ha (W. u. S. 1939, S. 414) gegen 9046 mit 101,926 ha noch 1932 und 4001 mit 43,008 ha im Durchschnitt der Jahre 1919-1932. Die vom Verf. unbenutzt gebliebenen Angaben der „Vierteljahrshefte zur Statistik des deutschen Reiches" hätten ihn über diesen Punkt reichlich aufklären können.

Es ist bedauerlich, dass G. nicht Gelegenheit genommen hat, das Problem der Abwanderung vom Land hier unter dem Gesichtspunkt der Sesshaftmachung der unselbständigen Landwirte zu untersuchen. Er beschränkt sich, trotzdem ihm die deutsche Literatur über die Bekämpfung der Landflucht offenbar bekannt war, darauf, in diesem Zusammenhang festzustellen (S. 116), dass den nachgeborenen Söhnen der Erbhofbauern Priorität bei Neusiedlungen gegeben werde. Ein Effekt dieser Priorität ist in der Statistik allerdings nicht festzustellen. Denn ein Vergleich der Anzahl der Erbhöfe (Mitte 1938 : 685.000 ; lt. W. u. S. 1939, S. 166) und der angesiedelten Bauernsöhne, der wenigstens bei der Siedlungsstatistik für 1936 möglich ist, lässt z. B. nichts von einer Wirkung der Priorität ersehen, selbst unter der Annahme, dass unter den 3.308 Neusiedlern des Jahres 1936 alle 630 in der Rubrik „Bauern- und Landwirtsöhne" nur nachgeborene Erbhofssöhne gewesen wären. Und wenn man die Ziffer der angesiedelten Neusiedler mit der der Bauern und Landarbeiter überhaupt vergleicht, so erweist sich, dass die Siedlung als soziales Ventil völlig bedeutungslos geworden ist.

Die Behauptung des Verf. (S. 145), dass das Fideikommiss-Auflösungsgesetz einen Sieg des gegen die Junker eingestellten Flügels der NSDAP

darstelle, erscheint uns, insbesondere jetzt, angesichts der Statistik der Osthilfe, als zumindest reichlich voreilig, und dass es siedlungsfördernd wirken werde, ist sehr in Zweifel zu ziehen, besonders nachdem der Verf. selbst die offizielle Angabe wiederholt, dass das Nachlassen der Siedlungstätigkeit u. a. auf Bodenpreiserhöhung zurückzuführen sei. G. bringt auch keinerlei Gründe vor, warum die landwirtschaftlichen Grundstückspreise jetzt heruntergehen sollten. Dies ist um so unwahrscheinlicher, wenn man bedenkt, dass § 31 des Gesetzes die Umwandlung der Fideikommisse in Erbhöfe zulässt, was ein grösseres Angebot auf dem Grundstücksmarkt überhaupt ausschliessen dürfte.

Im Kapitel über Wohnungswesen wird zunächst über die ländlichen Wohnungsverhältnisse überhaupt nichts gesagt. Hätte der Verf. nicht in seinem ganzen Buch alle soziale Problematik nur sozusagen als nebenher zu registrierende Störungen im Ablauf der Vierjahrespläne betrachtet, so hätte er sicher schon bei der Erörterung der Landflucht auf die ungeheure Vernachlässigung des ländlichen Wohnungsbaus kommen müssen, eine Vernachlässigung, wie sie ihm freilich aus seiner Tabelle auf S. 279 kaum klar werden konnte. Hätte er aber, sich insoweit ruhig den offiziellen Statistiken anvertrauend, auf die Diskrepanz in der Entwicklung der Zahlen für landwirtschaftliche Nutzbauten und für Wohnbauten geachtet, und wäre er gar noch von seiner Gewohnheit, das Jahr 1932 zum Vergleich heranzuziehen, abgewichen und hätte sich die Ziffern für 1928/29 angesehen, so hätte er bemerken müssen, wie sehr der ländliche Wohnungsbau unter der gegenwärtigen Regierung vernachlässigt worden ist. G. erörtert zwar die bevölkerungs- und standortpolitischen Motive, die als Hemmungen für den Wohnungsbau wirken, ebenso wie er auch auf die Schattenseiten der Werkwohnungspolitik kurz hinweist. Vergebens wird man aber, ausser der Feststellung (S. 211), dass trotz der 1.400.000 von 1933 bis Ende 1937 gebauten Wohnungen der Wohnungsbau „still far in arrears" sei — um 1 1/2 bis 2 Millionen Wohnungen (S. 256) — ein Wort darüber suchen, dass der Fehlbestand an Wohnungen heute sogar um eine halbe Million grösser ist als am Ende des Weimarer Regimes. Ebenso vermitteln die dürftigen Ziffern des Verf. keinerlei Bild darüber, in welch hohem Masse heute in Deutschland von dem sozial erwünschten Typ des Einfamilienhauses zum Mietskasernenbau übergegangen wurde, eine Tatsache, die freilich in direktem Widerspruch zu der von G. an mehreren Stellen hervorgehobenen Förderung des Arbeitersiedlungs- und Kleinhauswohnungsbaus steht. Ebensowenig findet man in dem Buch, ausser einer aphoristischen Bemerkung (S. 149), ein Eingehen auf die brennende Frage der Mieten, die (wie amtlich zugegeben wird), bei Neubauten heute Preise erreichen, die für die Arbeiter- und Angestellten-Schichten unerschwinglich sind.

Was das Einkommen der deutschen Arbeiterschaft anbelangt, so wird die Frage, ob in Deutschland (Altreich ohne Saar) die 16,15 Millionen durchschnittlich im Jahre 1938 beschäftigten Arbeiter mit 23,409 Milliarden RM Bruttoeinkommen, d. h. RM. 27,84 brutto oder RM. 23,52 netto (nach 15,5 % Abzügen) pro Kopf und Woche (nach der Statistik der Invalidenversicherung berechnet) ein ungefähr ebenso hohes Realeinkommen pro Kopf hatten, wie die 14,76 Millionen Arbeiter von 1929 mit ihrem Brut-

toeinkommen von 23,861 Milliarden RM., d. h. RM. 31,15 Brutto oder RM. 27,42 netto (nach 12 % Abzügen) pro Kopf und Woche, nur durch eine kritische Untersuchung der Lebensumstände der Jahre 1928/29 im Vergleich zu denen der Jahre 1937/38 ergründet werden können, die G. nicht angestellt hat; er hat es vorgezogen, die Angaben der deutschen Statistik zum „face value" zu übernehmen.

Der Verf. stützt seine These von der ungefähren Angleichung des Lebenshaltungsstandards 1937 an den der Jahre 1928/29 (S. 207) auf die offizielle Lebensmittelverbrauchsstatistik pro Kopf der Bevölkerung. Es ist aber nicht einzusehen, wieso diese Statistik die Behauptung G.s trägt, selbst wenn wir ihre Angaben als zuverlässig unterstellen und auch die Kritik Mackenrodts („Weltwirtschaftliches Archiv", 49. Band, Heft 3, S. 101) an dem Angriff des Londoner „Economist" (Heft 4988 vom 1.4.39, S. 4) gegen die deutsche Fleischverbrauchsstatistik akzeptieren: Butter- und Margarineverbrauch, die man komplementär zusammenrechnen muss, zeigen einen klaren Rückgang, ebenso der Eier-, Milch- und Südfrüchteverbrauch. Das auffällige Anwachsen des Fischverbrauchs und das Übergehen vom Weizen- zum Roggenverbrauch sind zwar, wie G. mit Recht bemerkt (S. 207), eine Folge der Regierungspolitik, aber die Tatsache einer Verbrauchslenkung dieser Art ist zwar ein Zeichen organisierter Knappheit, man kann jedoch darin nicht einen Beweis für die Gleichwertigkeit der Nahrungsmittelversorgung von 1937 mit der von 1929 finden. Neuere Ergebnisse über den Nahrungsmittelverbrauch pro Kopf, wie sie die „Vierteljahrshefte" (1938, Heft 4) enthalten, geben weitere Beispiele für diese organisierte Mangelwirtschaft, die sich hier besonders in einer beträchtlichen Zunahme von solchen typischen Substitutsnahrungsmitteln der unteren Klassen wie Graupen, Grütze und Haferflocken äussert. Nachdem G. mit Recht Schlüsse aus der Umsatzsteigerung von zum Verkauf gebrachten Gütern wegen mangelnder Kenntnis der Qualitätsveränderung ablehnt, ist nicht ersichtlich, worauf er seine Behauptungen über die Angleichung des Lebensstandards von 1937 an den von 1928/29 überhaupt gründen will.

Neben der Frage der Konsumgüterversorgung erscheint aber als mindestens so wichtig für eine vergleichende Beurteilung der Lebensverhältnisse der grossen Massen die Frage der Arbeitsintensität und Arbeitszeit. Hierüber, wie auch über den Differenzierungsprozess zwischen den einzelnen Arbeiterkategorien und zwischen Arbeitern und Angestellten, bringt G. so gut wie nichts. Diese Fragen scheinen ihm ausserhalb seiner Fragestellung nach dem Gelingen der Hitlerschen Wirtschaftspolitik zu liegen. Das Kapitel über Arbeitspolitik ist denn auch eines der dürftigsten des ganzen Buches. Unter Missachtung des vorhandenen Materials über Arbeitszeit, Unfallziffern, Akkordfestsetzungsmethoden u. dergl. kommt G. (S. 202) zu dem erstaunlichen Urteil, dass die Macht der DAF für die Arbeiterschaft innerhalb des Betriebes heute mehr ausrichte, als das früher die Gewerkschaften vermocht haben. Eine solche Darstellung verabsolutiert einige Folgeerscheinungen der Vollbeschäftigung unter völliger Ausserachtlassung der anderen Charakteristiken des heutigen Arbeitsregimes.

Wenig Aufmerksamkeit hat der Verf. auch dem Schicksal des selbständigen Mittelstandes geschenkt, wenngleich er an einigen Stellen die Methode

der Preisstabilisierung durch Schmälerung der Gewinnspanne, besonders in der Handelssphäre, beschreibt. Hier wäre Anlass gewesen, sich mit den ausführlichen Statistiken über die Betriebsstruktur in Handel und Handwerk von 1935/36 auseinanderzusetzen. Eine Auswertung dieser Statistik ebenso wie eine Erörterung der schon 1938 in vollem Zuge befindlichen „Auskämmungs"-Praxis, durch die bis 1938 bereits 104,000 ehemals selbständige Handwerker und Kleinhändler Fabrikarbeiter geworden sind, würde zwar nicht den vom Verf. an manchen Stellen betonten sozialistischen Unterton des nationalsozialistischen Regimes bestätigen, aber sie würde reichen Beweis für die Proletarisierungstendenzen der gegenwärtigen Wirtschaftspolitik bilden und beweisen, dass der Mittelstand das Opfer der gegenwärtigen Wirtschaftspolitik ist.

Was schliesslich die Darstellung der Industrieorganisation betrifft, so wird der Leser schwerlich daraus ein korrektes Bild des Verhältnisses zwischen Kartellen und „Wirtschaftsgruppen" erhalten. Die deutsche und ausländische Literatur, die sich mit dem ungebührlichen Einfluss der Kartelle auf die Leitung der Wirtschaftsgruppen beschäftigt und ebenso mit der veränderten Funktion der Kartelle überhaupt in der heutigen deutschen Wirtschaft, ist dem Verf. anscheinend unbekannt geblieben, wenn auch die sich daraus ergebende Problemstellung als solche, nämlich die der Güterverteilung „under conditions of imperfect competition and more or less uncontrolled monopolies" (S. 241) vom Verf. in seinen Schlussausführungen angeschnitten wird.

Das Buch G.s bedarf somit kräftiger Korrekturen, die sich weniger auf die recht geschickte Darstellung des Funktionierens der deutschen Wirtschaft und ihrer charakteristischen Abweichungen von anderen Wirtschaftsformen, sondern mehr auf die Frage des Lebensstandards und die soziale Umschichtung beziehen. Besonders die letztere Frage wird noch eingehenden Studiums bedürfen, wenn auch heute schon gesagt werden kann, dass die kräftigen Umschichtungsvorgänge innerhalb der herrschenden Klasse die Zuspitzung der Klassenantagonismen — wie ein Blick auf die Einkommenssteuerstatistik zeigt — eher verstärkt haben. Von der Einschätzung der Stärke dieser Klassenantagonismen hängt natürlich auch zu einem grossen Ausmasse die Beurteilung der deutschen wirtschaftlichen Entwicklung ab. G., der dieser Frage sein Schlusskapitel widmet, sieht mit Recht, dass eine Rückkehr zu einer liberalen Wirtschaftskonzeption ausserhalb des Bereichs der Wahrscheinlichkeit liegt. Er sucht aufzuzeigen, dass sowohl die wirtschaftspolitische Möglichkeit wie auch die politisch-psychologische Wahrscheinlichkeit besteht, dass das gegenwärtige Verhältnis von Investitionen in grossenteils unproduktiven Produktionsmitteln einerseits und Vernachlässigung der Konsumgütererzeugung andererseits unter Beibehaltung — möglicherweise sogar Verstärkung — der interventionistisch-bürokratischen staatlichen Wirtschaftslenkung zu Gunsten der Konsumgütererzeugung verschoben werden kann. Der Verf. sieht wohl auch die immer zunehmende Verlagerung des Schwergewichts auf einen aggressiven Imperialismus, wie sie sich aus der „close partnership and identification of interests between the heavy industry and those in control of the National Socialist State" (S. 263) ergibt. Er wendet aber gegen diese „fashionable

Marxist interpretation" ein, dass sie nicht genügend mit dem starken sozialistischen Einschlag des Regimes rechne.

G. hat der Beschreibung des organisatorischen Funktionierens zuliebe gerade die Darstellung derjenigen Faktoren zurückgedrängt, auf Grund deren es möglich gewesen wäre, den Einfluss und die Macht der verschiedenen „pressure groups" besser abzuschätzen — eine Methode, deren Mängel heute, nachdem die „fashionable marxist interpretation" sich als richtig erwiesen hat, offen zu Tage liegen. Felix Weil (Buenos Aires).

Holt, John Bradshaw, *German Agricultural Policy* 1918-1934. *University of North Carolina Press. Chapel Hill* 1936. *(X u.* 240 *S.; $* 2.50*)*

Bertrand, Raymond, *Le corporatisme agricole et l'organisation des marchés en Allemagne. Librairie générale de droit et de jurisprudence. Paris* 1937. *(*349 *S.; fr. fr.* 45.—*)*

Fenizio, Ferdinando de, *Politica agraria tedesca. Saggio sull'economia regolata in Germania. Arane. Milano* 1937. *(*191 *S.; L.* 50.—*)*

Holt schildert die deutsche Agrarpolitik der Nachkriegszeit gleichsam als eine Kreisbewegung. Ausgehend von der Agrarpolitik der Sozialdemokratie, welche in den 2 1/2 Monaten ihrer kurzen Diktatur 1918 die kaiserliche Lebensmittelkontrolle der Kriegszeit übernimmt und unter dem Druck der Verhältnisse „es vorzog, Veränderungen in der Nahrungspolitik allein durch den Mangel fordern zu lassen", über eine transitorische Phase der liberalen Wirtschaftsfreiheit hinweg, erstreckt sich die Untersuchung bis zu dem neuen System der kontrollierten und staatlich gebundenen Landwirtschaft, das der Nationalsozialismus schon von der letzten Weimarer Regierung Papen erbt und auf seine Weise weiter entwickelt.

H. fasst die Richtung der Agrarpolitik als das Ergebnis eines Wechselspieles der gesellschaftlichen Kräfte auf, welche in der demokratisch-parlamentarischen Periode in den Parteien ihre Vertretung und im Parlament ihren Kampfplatz hatten. Der wertvollste Teil des Buches besteht in einer Geschichte und Analyse der landwirtschaftlichen Parteiprogramme und Parlamentsdebatten, ohne dass die strukturellen Veränderungen der Landwirtschaft nach dem Kriege und die gesellschaftlichen Vorgänge näher untersucht werden.

Bertrand sieht in dem deutschen Experiment der landwirtschaftlichen Marktorganisation den Versuch einer besonderen Lösung eines allgemeinen Problems, das in allen Ländern der kapitalistischen Wirtschaft gestellt sei: das Problem der Verteilung der landwirtschaftlichen Produktion. Die neuen Systeme der landwirtschaftlichen Distribution, wie sie in den Vereinigten Staaten, in den sowjetrussischen Staatsmagazinen, in den deutschen und italienischen Korporationen und in dem französischen „Office du blé" geschaffen wurden, seien Manifestationen einer allgemeinen Tendenz, welche aus dem Scheitern oder dem Missbrauch des liberalen Systems geboren sei. Ohne die liberale Form der Verteilung absolut zu verurteilen, scheint B. für manche kapitalistischen Länder mit einer Unterproduktion an landwirtschaftlichen Erzeugnissen die dirigierte Wirtschaft als einen not-

wendigen Schritt anzusehen. „Die wirtschaftliche wie die politische Freiheit ist ein Luxus, der den reichen Ländern vorbehalten ist.“ Er stellt andererseits fest, dass unter dem agrarischen Gesichtspunkt alle Länder solidarisch sein müssten, weil ihre Erzeugnisse komplementär sind. Deshalb sei die Autarkie ein Nonsens für diejenigen Länder, welche nicht alles den militärischen Notwendigkeiten unterordnen.

B. untersucht dann an der deutschen Erfahrung die Bedingungen einer dirigierten Wirtschaft. Er zeigt an hervorragenden Beispielen die jeder staatlichen Intervention eigene Dynamik : Protektion rufe Protektion hervor, Intervention neue Intervention. Wenn die Zerstückelung der Märkte und ihre Isolierung im nationalen Rahmen immer schwierigere Probleme stellten, so sei man veranlasst, in einem gesteigerten Interventionismus die neuen Lösungen zu suchen. Trotz voller Entfaltung des politischen Zwangs sei die landwirtschaftliche Produktion in Deutschland nicht gewachsen.

Es bleibt in der Untersuchung B.s die Frage offen, warum im Rahmen einer kapitalistischen Wirtschaft die Verteilung der landwirtschaftlichen Produkte ein Problem besonderer Art bildet. B. sieht die Wurzeln des gegenwärtigen Umbaus in strukturellen Veränderungen der Landwirtschaft allein, in der Ausbildung eines landwirtschaftlichen inneren Marktes durch die städtische Konzentration. Die „gebundene Wirtschaft“ ist jedoch kein landwirtschaftliches Phänomen, sondern nur in dem Zusammenhang mit der Entwicklung des Monopolkapitalismus und dessen Ausdehnung auf den landwirtschaftlichen Sektor der Wirtschaft zu verstehen.

Fenizio begnügt sich weder mit der einfachen Beschreibung der einzelnen Massnahmen, noch verfällt er in den Fehler der B.schen Studie, die Problemstellung allein aus dem Gebiete der Landwirtschaft zu beziehen. In einer hervorragenden dialektischen Betrachtung stellt er die wesentlichen Elemente der neuen Agrarpolitik heraus und zeigt deren innere Logik. Er schildert andererseits die Beziehungen der Agrarpolitik zu den gesamtwirtschaftlichen Problemen des III. Reiches. Auf diese Weise gibt er dem Leser den Schlüssel zum Verständnis der nationalsozialistischen Politik in die Hand.

F. unterscheidet zwei Phasen zwischen 1933 und 1937. Die Machtergreifung des Nationalsozialismus ändert zunächst nichts an den Zielen der deutschen Agrarpolitik, welche schon seit 1928 darnach strebt, durch einen immer intensiveren Zollschutz die landwirtschaftlichen Produzenten zu begünstigen. Der Nationalsozialismus steigert nur die staatliche Intervention, welche schon unter Brüning und Papen die Trennung des inneren Marktes von dem internationalen herbeiführen sollte — und versucht durch die Organisation des inneren Marktes den „politischen Preis“ höher zu fixieren als den „ökonomischen“. Steigende Preise und sinkende Produktionskosten für die Landwirtschaft charakterisieren die erste Phase. Die steigenden Preise der Agrarprodukte erhöhten andererseits die industriellen Produktionskosten, während die Beschränkungen der landwirtschaftlichen Einfuhr durch die monopolistischen Organisationen der Landwirtschaft Gegenmassnahmen anderer Länder hervorriefen und dadurch die industrielle Ausfuhr stark geschädigt wurde.

Der Gegensatz der verschiedenen „Teilplanungen“ führte in dem ersten

Jahr der Regierung Hitler zu der Häufung derartiger Widersprüche, dass eine vollständige Neuorientierung und Vereinheitlichung der „Teilplanungen" notwendig wurde.

Von nun an muss der staatliche Zwangsapparat des Reichsnährstandes dazu dienen, um gegenüber den steigenden „ökonomischen" Preisen die „politischen" zu fixieren und auf einem niederen Niveau zu halten. Um dies zu erreichen, musste man auch auf das Produktionsvolumen der verschiedenen Agrarprodukte einwirken und eine einheitliche und totale Regulierung des Marktes vornehmen, die „lückenlose Marktregulierung". Aus dem Recht, die Produkte zu fixem Preise abzusetzen, wird die Pflicht, keine Produkte dem Markte zu entziehen. „Mit zwei Jahren Verspätung" erleiden die deutschen Bauern die Verschlechterung aller Lebensbedingungen.

Bestand in der ersten Phase der Widerspruch zwischen Agrarpolitik und allgemeiner ökonomischer Politik, während die Privilegierung der Bauern mit dem landwirtschaftlichen Gesamtziel der „Erringung der Nahrungsfreiheit" harmonisierte, so ist die zweite Phase durch die Widersprüche der Bestrebungen in dem isolierten Agrarsektor allein charakterisiert. In der ersten Phase waren hohe Preise und sinkende Produktionskosten ein Antrieb zur Steigerung der Produktion, obwohl trotz der ökonomischen Verbesserung „nicht viele Schritte zu jener Nahrungsfreiheit" gemacht wurden, die im Zentrum des nationalsozialistischen Programms war. In der zweiten Phase wirkt die künstliche Senkung der Preise dem angestrebten Ziele direkt entgegen, und die ökonomischen Antriebe zu einer Intensivierung der Produktion müssen durch den politischen Zwang und die Propaganda — Parole der „Erzeugungsschlacht" — ersetzt werden.

Die unveränderliche Aufrechterhaltung der eingeschlagenen Politik — so schliesst F. seine ausserordentlich interessante Untersuchung — hängt allein ab von der Opferfähigkeit der deutschen Konsumenten. Ist ihre Grenze erreicht, dann bleibt nur noch ein Weg offen : totale oder partielle Sozialisierung der Produktionsmittel !

Ein Mangel des Buches, der freilich bei der theoretischen Problemstellung wenig sichtbar wird, ist die fehlende Differenzierung der bäuerlichen Produzenten. Heinrich Emhardt (Basel).

Kuczynski, Jürgen, *Hunger and Work. International Publishers. New York. Lawrence & Wishart. London* 1938. *(XII u.* 132 *S.;* $ 1.50, 3 *s.* 6 *d.)*

Obwohl Grossbritannien das älteste Industrieland mit einer frühzeitig entstandenen Lohnstatistik gewesen ist, ist dort für die letzten Jahrzehnte eine staunenswerte Vernachlässigung auf diesem Gebiete eingetreten, und Grossbritannien ist bezüglich der Lohnstatistik nicht nur hinter Canada, U. S. A. und Deutschland, sondern auch hinter der Statistik mancher Kleinstaaten wie der Tschechoslowakei etc. zurückgeblieben. Die besondere Methode, deren sich der Verf. bedient, besteht darin, dass er von dem sogenannten Rowntree-Existenzminimum als Vergleichsbasis ausgeht und fragt, wie viele erwachsene Arbeiter (Männer von 21 und mehr Jahren, unverheiratete selbständige Frauen von 18 Jahren und darüber) einen Lohn

verdienen, der nicht einmal das Minimum erreicht. Dieses wurde von Rowntree für Oktober 1935 auf Grund detaillierter Lebenskostenbudgets für einen verheirateten Industriearbeiter mit 53 s., für einen Agrikulturarbeiter mit 41 s., endlich für eine selbständige Frau mit 31 s. 3 d. wöchentlich berechnet. Um keiner Übertreibung beschuldigt zu werden, benützt der Verf. — neben anderen Quellen — hauptsächlich die Ergebnisse der offiziellen Regierungsenquête vom Oktober 1935, die er bis auf das Jahr 1937 adjustierte, obwohl diese Enquête zu übertrieben hohen Durchschnitten gelangt, was sich daraus erklärt, dass die Regierungsuntersuchung zwar alle grösseren, höhere Löhne zahlenden Betriebe (mit 10 und mehr Arbeitern) erfasst, dagegen von den kleineren, niedrigere Löhne zahlenden Betrieben nur 20 % berücksichtigt. Auf Grund detaillierter Analyse der vorhandenen Angaben für fast alle grösseren Industriegruppen und für die Landwirtschaft berechnet der Verf., wie viele Arbeiter das Rowntree-Existenzminimum entweder überhaupt nicht erreichen oder nur dann erreichen, wenn Überstunden geleistet werden, oder nur „theoretisch", d. h. unter der Voraussetzung erreichen, dass sie volle „Normalbeschäftigung" haben, während sie faktisch infolge von Kurzarbeit unter das Existenzminimum herabsinken.

Wir übergehen hier manche interessanten Ergebnisse für die einzelnen Industrien und beschränken uns auf die Gesamtergebnisse. Sie stellen fest, dass in dem ältesten und einem der reichsten Industrieländer der Welt, während einer Periode des grössten industriellen booms der Nachkriegszeit 2 Millionen erwachsene Frauen und 4 Millionen erwachsene Männer, d. h. mit Einschluss ihrer Frauen und Kinder im Ganzen etwa 10 Millionen Menschen, also mehr als ein Fünftel der Gesamtbevölkerung Grossbritanniens, einen Lebenstandard unter dem Existenzminimum hatten.

Im letzten, etwas zu summarisch gehaltenen Teil der Arbeit versucht K., den Einblick in die Entwicklung der Löhne während des siebenjährigen Zyklus von 1931-1937 zu geben. In dieser Periode sind die Geldlöhne der beschäftigten Arbeiter um 13 %, die wöchentlichen Reallöhne bis 1936 bloss um 7 % gestiegen, begannen aber dann infolge der Steigerung der Lebensmittelpreise zu sinken, und 1937 betrug die Besserung gegenüber 1931 bloss 5 %, dies während eines Zyklus, in welchem die Dividenden und Realprofite um 2-300 % gestiegen sind. Stärker als die individuellen Verdienste des Arbeiters stieg das Gesamteinkommen der Arbeiterklasse, weil eben nicht bloss die Geldlöhne stiegen, sondern auch die Zahl der Beschäftigten um 21 % gewachsen ist, so dass das Geldeinkommen der Arbeiterklasse als Ganzes 1931-1937 um 37 %, d. h. von 1.365 Pfundmilliarden auf 1.871 Pfundmilliarden wuchs. Trotzdem ist der Anteil der Arbeiterklasse an dem Nationaleinkommen nicht gewachsen und war mit 36 % 1937 ebenso gross wie 1931. Dies erklärt sich daraus, dass die Zahl der Arbeiter nicht nur absolut, sondern auch relativ gewachsen ist, d. h. dass die Zahl der Arbeiter rascher als die Gesamtbevölkerung zugenommen hat. Berücksichtigt man diese Tatsache, dann ergibt sich, dass zwar die Reallöhne um 5 % gewachsen sind, dass aber der relative Anteil der Arbeiterklasse am Gesamteinkommen um 6-7 %, d. h. von 100 auf 94 % und der Anteil der beschäftigten Arbeiter noch stärker von 100 auf 85 % gesunken ist. In der industriellen Produktion ist diese Diskrepanz noch viel schärfer : während

die Produktion pro Beschäftigten um 21 % wuchs, ist der Anteil des Arbeiters am Sozialprodukt von 100 auf 75 % gefallen. Mit Recht bemerkt der Verf., dass diese Entwicklung durchaus nicht bloss für die letzten 7 Jahre charakteristisch ist, vielmehr während der letzten 150 Jahre stets feststellbar war. Henryk Grossman (New York).

The Problems of a Changing Population. Report of the Committee on Population Problems to the National Resources Committee. Washington, D. C. 1938. *(*306 *S.* ; $ —.75*)*

In einer gemeinsamen Erklärung des Committees wird hervorgehoben, dass nach einer langen Periode ununterbrochenen Bevölkerungszuwachses eine Periode relativer Stagnation eingetreten ist. Dies deute auf eine Verminderung der Bevölkerungszahl hin, es sei denn, dass die Tendenz des Geburtenrückgangs verschwände oder durch neue Einwanderung kompensiert werde. Die Abnahme der Geburtsrate besteht bereits seit Jahrzehnten; seit 1929 jedoch vermindert sich die Zahl der Geburten jährlich. Diese Situation wird in absehbarer Zeit zu einem Übergewicht an älteren Leuten führen und eine Reihe neuer sozialer Probleme aufwerfen, denen durch Altersversicherungen und Ausdehnungen der Altersgrenzen in den Beschäftigungsmöglichkeiten begegnet werden müsste. Da der Markt nicht mehr wesentlich durch Bevölkerungszuwachs vergrössert werden kann, sei eine bessere Verteilung der Produkte notwendig. Die Bevölkerungsbewegung in Amerika war in den letzten Jahrzehnten und auch heute noch im wesentlichen eine Bewegung vom Land in die Stadt. Die industrielle Stagnation der letzten Jahre erzeugte eine ländliche Überbevölkerung. Notwendig sei die organisierte Verteilung der Bevölkerung, entsprechend der verschiedenen Lebensmöglichkeiten der Landesteile, in Verbindung mit einem allgemeinen Aufschwung der Wirtschaft. Wie in anderen Ländern so erzeugen auch in Amerika die ärmsten Bevölkerungsschichten die meisten Kinder. Die qualitative Verbesserung der Bevölkerung hänge von der Verbesserung der allgemeinen Zustände ab, im besonderen jedoch von der körperlichen und geistigen Ertüchtigung der Individuen durch sozialreformerische Massnahmen.

Im Anhang des Buches wird auf die Wichtigkeit der Kenntnis der Bevölkerungszusammensetzung und -bewegung für Regierungszwecke hingewiesen und Vorschläge unterbreitet. Eine wertvolle ausgewählte Bibliographie über Regierungs- und andere dem Bevölkerungsproblem gewidmete Publikationen und vergleichende Untersuchungen von Bevölkerungserhebungen beschliessen den Bericht. Graphische Darstellungen und statistische Erhebungen bereichern den Inhalt des Buches.

Paul Mattick (Chicago).

Le gérant : R. Lisbonne.

Soziale Bewegung und Sozialpolitik :

Spezielle Soziologie :

Alle Sendungen redaktioneller Art sind mit dem Vermerk « **Zeitschrift für Sozialforschung** » zu richten an die **LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN**, 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e)

Die Zeitschrift erscheint dreimal jährlich.

Der Preis des Jahrgangs beträgt francs français 50.—, der des Einzelhefts francs français 20.—.

Tous les envois rédactionnels doivent être adressés avec la mention « **Zeitschrift für Sozialforschung** » à la **LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN**, 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e).

La Revue paraît 3 fois par an.
Le prix de l'année est de 50 francs français.
Le numéro : 20 francs français.

All correspondence of an editorial nature should be addressed to the « **Zeitschrift für Sozialforschung** », **LIBRAIRIE FÉLIX ALCAN**, 108, boulevard Saint-Germain, Paris (6e).

The review is published three times a year.

The subscription rate for the year is 50 French francs ; single copies are 20 French francs.

Das Heft 3 des Jahrgangs 1938 enthielt folgende Beiträge :

T. W. Adorno : **Über den Fetischcharakter in der Musik und die Regression des Hörens.**

Maurice Halbwachs : **La psychologie collective du raisonnement.**

Max Horkheimer : **Die Philosophie der absoluten Konzentration.**

Rudolf Schlesinger : **Neue sowjetrussische Literatur zur Sozialforschung II : Juristisch-ökonomische Diskussion.**

STUDIES IN PHILOSOPHY AND SOCIAL SCIENCE

PUBLISHED BY
THE INSTITUTE OF SOCIAL RESEARCH

MORNINGSIDE HEIGHTS
NEW YORK CITY

CONTENTS.

Articles.

Reviews.

Studies in Philosophy and Social Science are published three times a year by the Institute of Social Research, 429 West 117th Street, New York City, N. Y.

The price of a single issue is $1.00, and the annual subscription is $3.00.

Editorial communications should be addressed to the Institute of Social Research, 429 West 117th Street, New York City, N. Y.

Subscriptions and business communications should be sent to William Salloch, 344 East 17th Street, New York City, N. Y.

This Publication constitutes Number 3 of Volume VIII (1939) of the former *Zeitschrift für Sozialforschung*, published by the Librairie Félix Alcan, Paris (France).

INSTITUTE OF SOCIAL RESEARCH

429 West 117th Street, New York City

Director:
MAX HORKHEIMER

Assistant Director:
FREDERICK POLLOCK

Members:

THEODORE W. ADORNO
WALTER BENJAMIN
HENRYK GROSSMAN
JULIAN GUMPERZ
LEO LOWENTHAL
HERBERT MARCUSE
FRANZ NEUMANN
FELIX WEIL
KARL A. WITTFOGEL

Research Associates:

MAXIMILIAN BECK
HANS K. BRILL
HANS FRIED
FRITZ KARSEN
OTTO KIRCHHEIMER
OLGA LANG
PAUL F. LAZARSFELD
WILLIAM C. MACKAUER
KURT PINTHUS
JOSEPH SOUDEK
EDGAR ZILSEL

FOREWORD

Up to the present the journal of the Institute of Social Research has been published, three times a year, in Paris, by the *Librairie Félix Alcan*. The articles and reviews for both the third section of the 1939 volume and the first section of the 1940 volume are in the hands of the French printers who, in May, were still promising us that the journal would be published as usual. But because of what has happened since then, we must now assume that neither the *Librairie Félix Alcan* nor the printers—the *Presses Universitaires de France*—will be in a position to fulfil their promise in the near future.

We have, consequently, decided to publish the third section of the 1939 volume in America. In any case, most of the contributors made this country their new home some years ago. We did not previously publish the journal in America largely because for the last eight years most of our readers have been Europeans. As most of the contributions were printed in German, the journal fulfilled its own special purpose; philosophic and scientific traditions which could no longer be pursued in Germany were continued here in their native language. The actual language in which articles are published is not without influence on the contents of the thought. Both our Institute and the publishers hoped, therefore, to help science by enabling authors to write in their own tongue. But this consideration must now be secondary to our desire to devote our work—even in its external form—to American social life.

Philosophy, art and science have lost their home in most of Europe. England is now fighting desperately against the domination of the totalitarian states. America, especially the United States, is the only continent in which the continuation of scientific life is possible. Within the framework of this country's democratic institutions, culture still enjoys the freedom without which, we believe, it is unable to exist. In publishing our journal in its new form we wish to give this belief its concrete expression.

MAX HORKHEIMER.

New York City, July, 1940.

The Social Function of Philosophy.

By Max Horkheimer.

When the words physics, chemistry, medicine, or history are mentioned in a conversation, the participants usually have something very definite in mind. Should any difference of opinion arise, we could consult an encyclopaedia or accepted textbook or turn to one or more outstanding specialists in the field in question. The definition of any one of these sciences derives immediately from its place in present day society. Though these sciences may make the greatest advances in the future, though it is even conceivable that several of them, physics and chemistry for example, may some day be merged, no one is really interested in defining these concepts in any other way than by reference to the scientific activities now being carried on under such headings.

It is different with philosophy. Suppose we ask a professor of philosophy what philosophy is. If we are lucky and happen to find a specialist who is not averse to definitions in general, he will give us one. If we then adopt this definition, we should probably soon discover that it is by no means the universally accepted meaning of the word. We might then appeal to other authorities, and pore over textbooks, modern and old. The confusion would only increase. Many thinkers, accepting Plato and Kant as their authorities, regard philosophy as an exact science in its own right, with its own field and subject matter. In our epoch this conception is chiefly represented by the late Edmund Husserl. Other thinkers, like Ernst Mach, conceive philosophy as the critical elaboration and synthesis of the special sciences into a unified whole. Bertrand Russell, too, holds that the task of philosophy is "that of logical analysis, followed by logical synthesis."[1]) He thus fully agrees with L. T. Hobhouse, who declares that "Philosophy . . . has a synthesis of the sciences as its goal."[2]) This conception goes back to Auguste Comte and Herbert Spencer, for whom philosophy constituted the total system of human knowl-

[1]) Bertrand Russell, Logical atomism, in: *Contemporary British Philosophy*, ed. by J. H. Muirhead, I, 1925, p. 379.

[2]) L. T. Hobhouse, The philosophy of development, in: *Contemporary British Philosophy*, ed. by J. H. Muirhead, I, 1925, p. 152.

edge. Philosophy, therefore, is an independent science for some, a subsidiary or auxiliary discipline for others.

If most writers of philosophical works agree on the scientific character of philosophy, a few, but by no means the worst, have emphatically denied it. For the German poet Schiller, whose philosophical essays have had an influence perhaps even more profound than his dramas, the purpose of philosophy was to bring aesthetic order into our thoughts and actions. Beauty was the criterion of its results. Other poets, like Hölderlin and Novalis, held a similar position, and even pure philosophers, Schelling for instance, came very close to it in some of their formulations. Henri Bergson, at any rate, insists that philosophy is closely related to art, and is not a science.

As if the different views on the general character of philosophy were not enough, we also find the most diverse notions about its content and its methods. There are still some thinkers who hold that philosophy is concerned exclusively with the highest concepts and laws of Being, and ultimately with the cognition of God. This is true of the Aristotelian and Neo-Thomist schools. Then there is the related view that philosophy deals with the so-called *a priori*. Alexander describes philosophy as "the experiential or empirical study of the non-empirical or *a priori*, and of such questions as arise out of the relation of the empirical to the *a priori*" (space, time and deity).[1]) Others, who derive from the English sensualists and the German school of Fries and Apelt, conceive of it as the science of inner experience. According to logical empiricists like Carnap, philosophy is concerned essentially with scientific language; according to the school of Windelband and Rickert (another school with many American followers), it deals with universal values, above all with truth, beauty, goodness, and holiness.

Finally, everyone knows that there is no agreement in method. The neo-Kantians all believe that the procedure of philosophy must consist in the analysis of concepts and their reduction to the ultimate elements of cognition. Bergson and Max Scheler consider intuition *("Wesensschau, Wesenserschauung")* to be the decisive philosophical act. The phenomenological method of Husserl and Heidegger is flatly opposed to the empirio-criticism of Mach and Avenarius. The logistic of Bertrand Russell, Whitehead, and their followers, is the avowed enemy of the dialectic of Hegel. The kind of philosophizing one prefers depends, according to William James, on one's character and experience.

[1]) S. Alexander, *Space, Time and Deity*, vol. I, 1920, p. 4.

These definitions have been mentioned in order to indicate that the situation in philosophy is not the same as in other intellectual pursuits. No matter how many points of dispute there may be in those fields, at least the general line of their intellectual work is universally recognized. The prominent representatives more or less agree on subject matter and methods. In philosophy, however, refutation of one school by another usually involves complete rejection, the negation of the substance of its work as fundamentally false. This attitude is not shared by all schools, of course. A dialectical philosophy, for example, in keeping with its principles, will tend to extract the relative truths of the individual points of view and introduce them in its own comprehensive theory. Other philosophical doctrines, such as modern positivism, have less elastic principles, and they simply exclude from the realm of knowledge a very large part of the philosophical literature, especially the great systems of the past. In short, it cannot be taken for granted that anyone who uses the term "philosophy" shares with his audience more than a few very vague conceptions.

The individual sciences apply themselves to problems which must be treated because they arise out of the life process of present day society. Both the individual problems and their allotment to specific disciplines derive, in the last analysis, from the needs of mankind in its past and present forms of organization. This does not mean that every single scientific investigation satisfies some urgent need. Many scientific undertakings produced results that mankind could easily do without. Science is no exception to that misapplication of energy which we observe in every sphere of cultural life. The development of branches of science which have only a dubious practical value for the immediate present is, however, part of that expenditure of human labor which is one of the necessary conditions of scientific and technological progress. We should remember that certain branches of mathematics, which appeared to be mere playthings at first, later turned out to be extraordinarily useful. Thus, though there are scientific undertakings which can lead to no immediate use, all of them have some potential applicability within the given social reality, remote and vague as it may be. By its very nature, the work of the scientist is capable of enriching life in its present form. His fields of activity are therefore largely marked out for him, and the attempts to alter the boundaries between the several domains of science, to develop new disciplines, as well as continuously to differentiate and integrate them, are always guided by social need, whether consciously or not. This need is also operative, though indirectly, in the laboratories and lecture halls of the university, not to men-

tion the chemical laboratories and statistical departments of large industrial enterprises and in the hospitals.

Philosophy has no such guide. Naturally, many desires play upon it; it is expected to find solutions for problems which the sciences either do not deal with or treat unsatisfactorily. But the practice of social life offers no criterion for philosophy; philosophy can point to no successes. Insofar as individual philosophers occasionally do offer something in this respect, it is a matter of services which are not specifically philosophical. We have, for example, the mathematical discoveries of Descartes and Leibniz, the psychological researches of Hume, the physical theories of Ernst Mach, and so forth. The opponents of philosophy also say that insofar as it has value, it is not philosophy but positive science. Everything else in philosophical systems is mere talk, they claim, occasionally stimulating, but usually boring and always useless. Philosophers, on the other hand, show a certain obstinate disregard for the verdict of the outside world. Ever since the trial of Socrates, it has been clear that they have a strained relationship with reality as it is, and especially with the community in which they live. The tension sometimes takes the form of open persecution; at other times merely failure to understand their language. They must live in hiding, physically or intellectually. Scientists, too, have come into conflict with the societies of their time. But here we must resume the distinction between the philosophical and the scientific elements of which we have already spoken, and reverse the picture, because the reasons for the persecution usually lay in the philosophical views of these thinkers, not in their scientific theories. Galileo's bitter persecutors among the Jesuits admitted that he would have been free to publish his heliocentric theory if he had placed it in the proper philosophical and theological context. Albertus Magnus himself discussed the heliocentric theory in his *Summa*, and he was never attacked for it. Furthermore, the conflict between scientists and society, at least in modern times, is not concerned with fundamentals but only with individual doctrines, not tolerated by this or that authority in one country at one time, tolerated and even celebrated in some other country at the same time or soon afterwards.

The opposition of philosophy to reality arises from its principles. Philosophy insists that the actions and aims of man must not be the product of blind necessity. Neither the concepts of science nor the form of social life, neither the prevailing way of thinking nor the prevailing mores should be accepted by custom and practised uncritically. Philosophy has set itself against mere tradition and resignation in the decisive problems of existence, and it has shouldered

the unpleasant task of throwing the light of consciousness even upon those human relations and modes of reaction which have become so deeply rooted that they seem natural, immutable, and eternal. One could reply that the sciences, too, and particularly their inventions and technological changes, save mankind from the deep-worn grooves of habit. When we compare present day life with that thirty, fifty, or a hundred years ago, we cannot truthfully accept the notion that the sciences have not disturbed human habits and customs. Not only industry and transportation, but even art, has been rationalized. A single illustration will suffice. In former years a playwright would work out his individual conception of human problems in the seclusion of his personal life. When his work finally reached the public, he thereby exposed his world of ideas to conflict with the existing world and thus contributed to the development of his own mind and of the social mind as well. But today both the production and reception of works of art on the screen and the radio have been completely rationalized. Movies are not prepared in a quiet studio; a whole staff of experts is engaged. And from the outset the goal is not harmony with some idea, but harmony with the current views of the public, with the general taste, carefully examined and calculated beforehand by these experts. If, sometimes, the pattern of an artistic product does not harmonize with public opinion, the fault usually does not lie in an intrinsic disagreement, but in an incorrect estimate by the producers of the reaction of public and press. This much is certain: no sphere of industry, either material or intellectual, is ever in a state of complete stability; customs have no time in which to settle down. The foundations of present day society are constantly shifting through the intervention of science. There is hardly an activity in business or in government which thought is not constantly engaged in simplifying and improving.

But if we probe a little deeper, we discover that despite all these manifestations, man's way of thinking and acting is not progressing as much as one might be led to believe. On the contrary, the principles now underlying the actions of men, at least in a large portion of the world, are certainly more mechanical than in other periods when they were grounded in living consciousness and conviction. Technological progress has helped make it even easier to cement old illusions more firmly, and to introduce new ones into the minds of men without interference from reason. It is the very diffusion and industrialization of cultural institutions which cause significant factors of intellectual growth to decline and even disappear, because of shallowness of content, dullness of the intellectual organs, and elimination of some of man's individualistic creative powers. In

recent decades, this dual aspect of the triumphal procession of science and technology has been repeatedly noted by both romantic and progressive thinkers. The French writer Paul Valéry has recently formulated the situation with particular cogency. He relates how he was taken to the theater as a child to see a fantasy in which a young man was pursued by an evil spirit who used every sort of devilish device to frighten him and make him do his bidding. When he lay in bed at night, the evil spirit surrounded him with hellish fiends and flames; suddenly his room would become an ocean and the bedspread a sail. No sooner did one ghost disappear, than a new one arrived. After a while these horrors ceased to affect the little boy, and finally, when a new one began, he exclaimed: Voilà les bêtises qui recommencent! (Here comes some more of that nonsense!) Some day, Valéry concludes, mankind might react in the same way to the discoveries of science and the marvels of technology.

Not all philosophers, and we least of all, share Paul Valéry's pessimistic conception of scientific progress. But it is true that neither the achievements of science by themselves, nor the advance in industrial method, are immediately identical with the real progress of mankind. It is obvious that man may be materially, emotionally, and intellectually impoverished at decisive points despite the progress of science and industry. Science and technology are only elements in an existing social totality, and it is quite possible that, despite all their achievements, other factors, even the totality itself, could be moving backwards, that man could become increasingly stunted and unhappy, that the individual could be ruined and nations headed toward disaster. We are fortunate that we live in a country which has done away with national boundaries and war situations over half a continent. But in Europe, while the means of communication became more rapid and complete, while distances decreased, while the habits of life became more and more alike, tariff walls grew higher and higher, nations feverishly piled up armaments, and both foreign relations and internal political conditions approached and eventually arrived at a state of war. This antagonistic situation asserts itself in other parts of the world, too, and who knows whether, and for how long, the remainder of the world will be able to protect itself against the consequences in all their intensity. Rationalism in details can readily go with a general irrationalism. Actions of individuals, correctly regarded as reasonable and useful in daily life, may spell waste and even destruction for society. That is why in periods like ours, we must remember that the best will to create something useful may result in its opposite, simply because it is blind to what lies beyond the limits of its scientific specialty or pro-

fession, because it focuses on what is nearest at hand and misconstrues its true nature, for the latter can be revealed only in the larger context. In the New Testament, "They know not what they do" refers only to evildoers. If these words are not to apply to all mankind, thought must be not merely confined within the special sciences and to the practical learning of the professions, thought which investigates the material and intellectual presuppositions that are usually taken for granted, thought which impregnates with human purpose those relationships of daily life that are almost blindly created and maintained.

When it was said that the tension between philosophy and reality is fundamental, unlike the occasional difficulties against which science must struggle in social life, this referred to the tendency embodied in philosophy, not to put an end to thought, and to exercise particular control over all those factors of life which are generally held to be fixed, unconquerable forces or eternal laws. This was precisely the issue in the trial of Socrates. Against the demand for submission to the customs protected by the gods and unquestioning adaptation to the traditional forms of life, Socrates asserted the principle that man should know what he does, and shape his own destiny. His god dwells within him, that is to say, in his own reason and will. Today the conflicts in philosophy no longer appear as struggles over gods, but the situation of the world is no less critical. We should indeed be accepting the present situation if we were to maintain that reason and reality have been reconciled, and that man's autonomy was assured within this society. The original function of philosophy is still very relevant.

It may not be incorrect to suppose that these are the reasons why discussions within philosophy, and even discussions about the concept of philosophy, are so much more radical and unconciliatory than discussions in the sciences. Unlike any other pursuit, philosophy does not have a field of action marked out for it within the given order. This order of life, with its hierarchy of values, is itself a problem for philosophy. While science is still able to refer to given data which point the way for it, philosophy must fall back upon itself, upon its own theoretical activity. The determination of its object falls within its own program much more than is the case with the special sciences, even today when the latter are so deeply engrossed with problems of theory and methodology. Our analysis also gives us an insight into the reason why philosophy has received so much more attention in European life than in America. The geographical expansion and historical development have made it possible for certain social conflicts, which have flared up repeatedly and

sharply in Europe because of the existing relationships, to decline in significance in this continent under the strain of opening up the country and of performing the daily tasks. The basic problems of societal life found a temporary practical solution, and so the tensions which give rise to theoretical thought in specific historical situations, never became so important. In this country, theoretical thought usually lags far behind the determination and accumulation of facts. Whether that kind of activity still satisfies the demands which are justly made upon knowledge in this country too, is a problem which we do not have the time to discuss now.

It is true that the definitions of many modern authors, some of which have already been cited, hardly reveal that character of philosophy which distinguishes it from all the special sciences. Many philosophers throw envious glances at their colleagues in other faculties who are much better off because they have a well marked field of work, whose fruitfulness for society cannot be questioned. These authors struggle to "sell" philosophy as a particular kind of science, or at least, to prove that it is very useful for the special sciences. Presented in this way, philosophy is no longer the critic, but the servant of science and the social forms in general. Such an attitude is a confession that thought which transcends the prevailing forms of scientific activity, and thus transcends the horizon of contemporary society, is impossible. Thought should rather be content to accept the tasks set for it by the ever renewed needs of government and industry, and to deal with these tasks in the form in which they are received. The extent to which the form and content of these tasks are the correct ones for mankind at the present historical moment, the question whether the social organization in which they arise is still suitable for mankind—such problems are neither scientific nor philosophical in the eyes of those humble philosophers; they are matters for personal decision, for subjective evaluation by the individual who has surrendered to his taste and temper. The only philosophical position which can be recognized in such a conception is the negative doctrine that there really is no philosophy, that systematic thought must retire at the decisive moments of life, in short, philosophical skepticism and nihilism.

Before proceeding further, it is necessary to distinguish the conception of the social function of philosophy presented here from another view, best represented in several branches of modern sociology, which identifies philosophy with one general social function, namely ideology.[1]) This view maintains that philosophical thought, or more

[1]) Cf. Karl Mannheim, *Ideology and Utopia*, London 1937.

correctly, thought as such, is merely the expression of a specific social situation. Every social group—the German Junkers, for example—develops a conceptual apparatus, certain methods of thought and a specific style of thought adapted to its social position. For centuries the life of the Junkers has been associated with a specific order of succession; their relationship to the princely dynasty upon which they were dependent and to their own servants had patriarchal features. Consequently, they tended to base their whole thought on the forms of the organic, the ordered succession of generations, on biological growth. Everything appeared under the aspect of the organism and natural ties. The liberal bourgeoisie, on the other hand, whose happiness and unhappiness depend upon business success, whose experience has taught them that everything must be reduced to the common denominator of money, have developed a more abstract, more mechanistic way of thinking. Not hierarchical but levelling tendencies are characteristic of their intellectual style, of their philosophy. The same approach applies to other groups, past and present. With the philosophy of Descartes, for example, we must ask whether his notions corresponded to the aristocratic and Jesuit groups of the court, or to the noblesse de robe, or to the lower bourgeoisie and the masses. Every pattern of thought, every philosophical or other cultural work, belongs to a specific social group, with which it originates and with whose existence it is bound up. Every pattern of thought is "ideology."

There can be no doubt that there is some truth in this attitude. Many ideas prevalent today are revealed to be mere illusions when we consider them from the point of view of their social basis. But it is not enough merely to correlate these ideas with some one social group, as that sociological school does. We must penetrate deeper and develop them out of the decisive historical process from which the social groups themselves are to be explained. Let us take an example. In Descartes' philosophy, mechanistic thinking, particularly mathematics, plays an important part. We can even say that this whole philosophy is the universalization of mathematical thought. Of course, we can now try to find some group in society whose character is correlative with this viewpoint, and we shall probably find some such definite group in the society of Descartes' time. But a more complicated, yet more adequate, approach is to study the productive system of those days and to show how a member of the rising middle class, by force of his very activity in commerce and manufacture, was induced to make precise calculations if he wished to preserve and increase his power in the newly developed competitive market, and the same holds true of his agents, so to speak, in science and

technology whose inventions and other scientific work played so large a part in the constant struggle between individuals, cities, and nations in the modern era. For all these subjects, the given approach to the world was its consideration in mathematical terms. Because this class, through the development of society, became characteristic of the whole of society, that approach was widely diffused far beyond the middle class itself. Sociology is not sufficient. We must have a comprehensive theory of history if we wish to avoid serious errors. Otherwise we run the risk of relating important philosophical theories to accidental, or at any rate, not decisive groups, and of misconstruing the significance of the specific group in the whole of society, and, therefore, of misconstruing the culture pattern in question. But this is not the chief objection. The stereotyped application of the concept of ideology to every pattern of thought is, in the last analysis, based on the notion that there is no philosophical truth, in fact no truth at all for humanity, and that all thought is *seinsgebunden* (situationally determined). In its methods and results it belongs only to a specific stratum of mankind and is valid only for this stratum. The attitude to be taken to philosophical ideas does not comprise objective testing and practical application, but a more or less complicated correlation to a social group. And the claims of philosophy are thus satisfied. We easily recognize that this tendency, the final consequence of which is the resolution of philosophy into a special science, into sociology, merely repeats the skeptical view which we have already criticized. It is not calculated to explain the social function of philosophy, but rather to perform one itself, namely, to discourage thought from its practical tendency of pointing to the future.

The real social function of philosophy lies in its criticism of what is prevalent. That does not mean superficial fault-finding with individual ideas or conditions, as though a philosopher were a crank. Nor does it mean that the philosopher complains about this or that isolated condition and suggests remedies. The chief aim of such criticism is to prevent mankind from losing itself in those ideas and activities which the existing organization of society instills into its members. Man must be made to see the relationship between his activities and what is achieved thereby, between his particular existence and the general life of society, between his everyday projects and the great ideas which he acknowledges. Philosophy exposes the contradiction in which man is entangled insofar as he must attach himself to isolated ideas and concepts in everyday life. My point can easily be seen from the following. The aim of western philosophy in its first complete form, in Plato, was to cancel and negate one-sided-

ness in a more comprehensive system of thought, in a system more flexible and better adapted to reality. In the course of some of the dialogues, the teacher demonstrates how his interlocutor is inevitably involved in contradictions if he maintains his position too one-sidedly. The teacher shows that it is necessary to advance from this one idea to another, for each idea receives its proper meaning only within the whole system of ideas. Consider, for example, the discussion of the nature of courage in the *Laches*. When the interlocutor clings to his definition that courage means not running away from the battlefield, he is made to realize that in certain situations, such behavior would not be a virtue but foolhardiness, as when the whole army is retreating and a single individual attempts to win the battle all by himself. The same applies to the idea of *Sophrosyne*, inadequately translated as temperance or moderation. *Sophrosyne* is certainly a virtue, but it becomes dubious if it is made the sole end of action and is not grounded in knowledge of all the other virtues. *Sophrosyne* is conceivable only as a moment of correct conduct within the whole. Nor is the case less true for justice. Good will, the will to be just, is a beautiful thing. But this subjective striving is not enough. The title of justice does not accrue to actions which were good in intention but failed in execution. This applies to private life as well as to State activity. Every measure, regardless of the good intentions of its author, may become harmful unless it is based on comprehensive knowledge and is appropriate for the situation. *Summum jus*, says Hegel in a similar context, may become *summa injuria*. We may recall the comparison drawn in the *Gorgias*. The trades of the baker, the cook, and the tailor are in themselves very useful. But they may lead to injury unless hygienic considerations determine their place in the lives of the individual and of mankind. Harbors, shipyards, fortifications, and taxes are good in the same sense. But if the happiness of the community is forgotten, these factors of security and prosperity become instruments of destruction.

Thus, in Europe, in the last decades before the outbreak of the present war, we find the chaotic growth of individual elements of social life: giant economic enterprises, crushing taxes, an enormous increase in armies and armaments, coercive discipline, one-sided cultivation of the natural sciences, and so on. Instead of rational organization of domestic and international relations, there was the rapid spread of certain portions of civilization at the expense of the whole. One stood against the other, and mankind as a whole was destroyed thereby. Plato's demand that the state should be ruled by philosophers does not mean that these rulers should be selected from among the authors of textbooks on logic. In business life, the *Fachgeist*, the

spirit of the specialist, knows only profit, in military life power, and even in science only success in a special discipline. When this spirit is left unchecked, it typifies an anarchic state of society. For Plato, philosophy meant the tendency to bring and maintain the various energies and branches of knowledge in a unity which would transform these partially destructive elements into productive ones in the fullest sense. This is the meaning of his demand that the philosophers should rule. It means lack of faith in the prevailing popular thought. Unlike the latter, reason never loses itself in a single idea, though that idea might be the correct one at any given moment. Reason exists in the whole system of ideas, in the progression from one idea to another, so that every idea is understood and applied in its true meaning, that is to say, in its meaning within the whole of knowledge. Only such thought is rational thought.

This dialectical conception has been applied to the concrete problems of life by the great philosophers; indeed, the rational organization of human existence is the real goal of their philosophies. Dialectical clarification and refinement of the conceptual world which we meet in daily and scientific life, education of the individual for right thinking and acting, has as its goal the realization of the good, and, during the flourishing periods of philosophy at least, that meant the rational organization of human society. Though Aristotle, in his *Metaphysics*, regards the self-contemplation of the mind, theoretical activity, as the greatest happiness, he expressly states that this happiness is possible only on a specific material basis, that is, under certain social and economic conditions. Plato and Aristotle did not believe with Antisthenes and the Cynics that reason could forever continue to develop in people who literally led a dog's life, nor that wisdom could go hand in hand with misery. An equitable state of affairs was for them the necessary condition for the unfolding of man's intellectual powers, and this idea lies at the basis of all of Western humanism.

Anyone who studies modern philosophy, not merely in the standard compendia, but through his own historical researches, will perceive the social problem to be a very decisive motive. I need only mention Hobbes and Spinoza. The *Tractatus Theologico-Politicus* of Spinoza was the only major work which he published during his lifetime. With other thinkers, Leibniz and Kant for instance, a more penetrating analysis reveals the existence of social and historical categories in the foundations of the most abstract chapters of their works, their metaphysical and transcendental doctrines. Without those categories, it is impossible to understand or solve their problems. A basic analysis of the content of purely theoretical philo-

sophical doctrines is therefore one of the most interesting tasks of modern research in the history of philosophy. But this task has little in common with the superficial correlation to which reference has already been made. The historian of art or literature has corresponding tasks.

Despite the important part played in philosophy by the examination of social problems, expressed or unexpressed, conscious or unconscious, let us again emphasize that the social function of philosophy is not to be found just there, but rather in the development of critical and dialectical thought. Philosophy is the methodical and steadfast attempt to bring reasón into the world. Its precarious and controversial position results from this. Philosophy is inconvenient, obstinate, and with all that, of no immediate use—in fact it is a source of annoyance. Philosophy lacks criteria and compelling proofs. Investigation of facts is strenuous, too, but one at least knows what to go by. Man is naturally quite reluctant to occupy himself with the confusion and entanglements of his private and public life: he feels insecure and on dangerous ground. In our present division of labor, those problems are assigned to the philosopher or theologian. Or, man consoles himself with the thought that the discords are merely transient and that fundamentally everything is all right. In the past century of European history, it has been shown conclusively that, despite a semblance of security, man has not been able to arrange his life in accordance with his conceptions of humanity. There is a gulf between the ideas by which men judge themselves and the world on the one hand, and the social reality which they reproduce through their actions on the other hand. Because of this circumstance, all their conceptions and judgments are two-sided and falsified. Now man sees himself heading for disaster or already engulfed in it, and in many countries he is so paralyzed by approaching barbarism that he is almost completely unable to react and protect himself. He is the rabbit before the hungry stoat. There are times perhaps when one can get along without theory, but this deficiency lowers man and renders him helpless against force. The fact that theory may rise into the rarified atmosphere of a hollow and bloodless idealism or sink into tiresome and empty phrasemongering, does not mean that these forms are its true forms. As far as tedium and banality are concerned, philosophy often finds its match in the so-called investigation of facts. Today, at any event, the whole historical dynamic has placed philosophy in the center of social actuality, and social actuality in the center of philosophy.

Attention should be drawn to a particularly important change which has taken place along these lines since classical antiquity.

Plato held that Eros enables the sage to know the ideas. He linked knowledge with a moral or psychological state, Eros, which in principle may exist at every historical moment. For this reason, his proposed State appeared to him as an eternal ideal of reason, not bound up with any historical condition. The dialogue on the *Laws,* then, was a compromise, accepted as a preliminary step which did not affect the eternal ideal. Plato's State is an Utopia, like those projected at the beginning of the modern era and even in our own days. But Utopia is no longer the proper philosophic form for dealing with the problem of society. It has been recognized that the contradictions in thought cannot be resolved by purely theoretical reflection. That requires an historical development beyond which we cannot leap in thought. Knowledge is bound up not only with psychological and moral conditions, but also with social conditions. The enunciation and description of perfect political and social forms out of pure ideas is neither meaningful nor adequate.

Utopia as the crown of philosophical systems is therefore replaced by a scientific description of concrete relationships and tendencies, which can lead to an improvement of human life. This change has the most far-reaching consequences for the structure and meaning of philosophical theory. Modern philosophy shares with the ancients their high opinion of the potentialities of the human race, their optimism over man's potential achievements. The proposition that man is by nature incapable of living a good life or of achieving the highest levels of social organization, has been rejected by the greatest thinkers. Let us recall Kant's famous remarks about Plato's Utopia: "The Platonic Republic has been supposed to be a striking example of purely imaginary perfection. It has become a byword, as something that could exist in the brain of an idle thinker only, and Bruckner thinks it ridiculous that Plato could have said that no prince could ever govern well, unless he participated in the ideas. We should do better, however, to follow up this thought and endeavour (where that excellent philosopher leaves us without his guidance) to place it in a clearer light by our own efforts, rather than to throw it aside as useless, under the miserable and very dangerous pretext of its impracticability . . . For nothing can be more mischievous and more unworthy a philosopher than the vulgar appeal to what is called adverse experience, which possibly might never have existed, if at the proper time institutions had been framed according to those ideas, and not according to crude concepts, which, because they were derived from experience only, have marred all good intentions."[1])

---

[1]) I. Kant, *Critique of Pure Reason,* trans. by F. Max Müller. New York 1920, pp. 257-258.

Since Plato, philosophy has never deserted the true idealism that it is possible to introduce reason among individuals and among nations. It has only discarded the *false* idealism that it is sufficient to set up the picture of perfection with no regard for the way in which it is to be attained. In modern times, loyalty to the highest ideas has been linked, in a world opposed to them, with the sober desire to know how these ideas can be realized on earth.

Before concluding, let us return once more to a misunderstanding which has already been mentioned. In philosophy, unlike business and politics, criticism does not mean the condemnation of a thing, grumbling about some measure or other, or mere negation and repudiation. Under certain conditions, criticism may actually take this destructive turn; there are examples in the Hellenistic age. By criticism, we mean that intellectual, and eventually practical, effort which is not satisfied to accept the prevailing ideas, actions, and social conditions unthinkingly and from mere habit; effort which aims to coordinate the individual sides of social life with each other and with the general ideas and aims of the epoch, to deduce them genetically, to distinguish the appearance from the essence, to examine the foundations of things, in short, really to know them. Hegel, the philosopher to whom we are most indebted in many respects, was so far removed from any querulous repudiation of specific conditions, that the King of Prussia called him to Berlin to inculcate the students with the proper loyalty and to immunize them against political opposition. Hegel did his best in that direction, and declared the Prussian state to be the embodiment of the divine Idea on earth. But thought is a peculiar factor. To justify the Prussian state, Hegel had to teach man to overcome the onesidedness and limitations of ordinary human understanding and to see the interrelationship between all conceptual and real relations. Further, he had to teach man to construe human history in its complex and contradictory structure, to search out the ideas of freedom and justice in the lives of nations, to know how nations perish when their principle proves inadequate and the time is ripe for new social forms. The fact that Hegel thus had to train his students in theoretical thought, had highly equivocal consequences for the Prussian state. In the long run, Hegel's work did more serious harm to that reactionary institution than all the use the latter could derive from his formal glorification. Reason is a poor ally of reaction. A little less than ten years after Hegel's death (his chair remained unoccupied that long), the King appointed a successor to fight the "dragon's teeth of Hegelian pantheism," and the "arrogance and fanaticism of his school."

We cannot say that, in the history of philosophy, the thinkers who had the most progressive effect were those who found most to criticize or who were always on hand with so-called practical programs. Things are not that simple. A philosophical doctrine has many sides, and each side may have the most diverse historical effects. Only in exceptional historical periods, such as the French Enlightenment, does philosophy itself become politics. In that period, the word philosophy did not call to mind logic and epistemology so much as attacks on the Church hierarchy and on an inhuman judicial system. The removal of certain preconceptions was virtually equivalent to opening the gates of the new world. Tradition and faith were two of the most powerful bulwarks of the old regime, and the philosophical attacks constituted an immediate historical action. Today, however, it is not a matter of eliminating a creed, for in the totalitarian states, where the noisiest appeal is made to heroism and a lofty *Weltanschauung*, neither faith nor *Weltanschauung* rule, but only dull indifference and the apathy of the individual towards destiny and to what comes from above. Today our task is rather to ensure that, in the future, the capacity for theory and for action which derives from theory will never again disappear, even in some coming period of peace when the daily routine may tend to allow the whole problem to be forgotten once more. Our task is continually to struggle, lest mankind becomes completely disheartened by the frightful happenings of the present, lest man's belief in a worthy, peaceful and happy direction of society perishes from the earth.

Types of Natural Law.

By Franz L. Neumann.

Today we are faced with a revival of Natural Law. At the turn of this century, such a renaissance would have been inconceivable. Natural Law was dead. Karl Bergbohm's[1]) witchhunt against Natural Law in all its forms, and in all juridical disciplines, impressed the stamp of ridicule upon all its adherents. When, in 1904, George L. Scherger published *The Evolution of Modern Liberty,*[2]) he could rightly sum up the attitude of his period in the following way: "The theory of Natural Law is an exploded theory, no longer accepted by any scholar of repute." Legal positivism, with its thesis that law is nothing but the sovereign's will, had exterminated all attempts to measure the system of positive law on some normative standard.

But today it takes considerable courage to deny the scientific validity of Natural Law. It has again permeated political and legal thought, and forms almost a compulsory introduction to many political pamphlets. It takes the form of a revival of thomistic Natural Law or of the rationalistic doctrines. Even Fascist and National Socialist theories are beginning to use the propagandist potentialities of the postulates of Natural Law, often merely for foreign consumption. Equality, liberty, and justice still taste sweetly to many. It is thus good policy to cover reactionary, regressive, and anti-rational politics with the cloak of a more than 2000 year old tradition.

If we wish to preserve the heritage of Natural Law, we must restate it. Such an undertaking can only be successful if, by developing the historic types of Natural Law, we find common traits which can be spoken of as progressive elements of modern society.

I.

Natural Law doctrines begin by asserting the existence of a state of nature and thus of a specific nature of man. Man is either good or bad, a lamb or a wolf, social or isolated, peaceful or warlike, religious or pagan. From this state of nature the character of civil society is deduced. It is either liberal or absolutist, democratic or aristocratic, republican or monarchic, socialistic or based on private

[1]) *Jurisprudenz und Rechtsphilosophie,* Vol. I, Leipzig, 1892.
[2]) New York, 1904, p. 11.

property. The relation between law and the State is equally derived from the defined state of nature. The State may swallow up the law, or the law (the natural rights) may annihilate the State: The State may stand above, or below, or side by side with the law.

It is obvious that any such doctrine of Natural Law is philosophically deficient. It is exposed to the reproach of arbitrariness. Hume, in his *Treatise of Human Nature,* had prepared the first attack on the essence of Natural Law. There can be no rational principles of right and justice which are necessary and inescapable. They are conventions which are valid merely because man follows them. They cannot be shown to be necessary since it is always possible to conceive the opposite.[1]) From the general philosophical position of Hume it follows that his attack upon Natural Law is not restricted to this branch of moral philosophy but is rather contained in his denial of the universality and necessity of reason, and upon his insistence that general ideas are merely derived from the particular, merely represent the particular, and can never provide universal rules and principles.[2]) It is in fact in line with Helvetius' rejection of Natural Law, arising from the same mistrust of universal and innate ideas.

Hegel's criticism is far more decisive, for, from the very basis of his philosophical idealism, he disclosed the dogmatic and arbitrary character of the traditional Natural Law doctrines.[3]) Hegel condemns them because they subordinate the State to the antagonistic interests of an individualistic society. His criticism applies equally to both trends of Natural Law: the empirical and the critical. For the former he analyzes Rousseau and Hobbes; for the latter, Kant and Fichte. Hegel reproaches the empirical theory with isolating one side of human nature (p. 328). It eliminates "specific customs, history, education," and is left with "man" in "the naked state of nature" (p. 339), a mere abstract phenomenon. Hegel continues that such a procedure cannot provide a criterion enabling us to determine the boundary between chance and necessity, "what could thus remain in the chaos of the natural state or in the abstraction of man and what must be eliminated." "The guiding principle of the *a priori* is the *a posteriori*" (p. 339). The empirical doctrines thus destroy the unity of the whole of human relationships; they arbitrarily elevate one aspect of human nature, one impulse, one whole set of postulates for the ordering of human society. Neverthe-

---

[1]) The best exposition of Hume's position is to be found in George H. Sabine, *A History of Political Thought,* New York, 1937, pp. 598-616.

[2]) Cf. the article of Herbert Marcuse in this number.

[3]) "Über die wissenschaftlichen Behandlungsarten des Naturrechts" (not translated) contained in *Schriften zur Politik und Rechtsphilosophie,* ed. G. Lasson, Leipzig 1913, pp. 329-416.

less the empirical doctrines are rated more highly than the critical ones because they at least have recourse to experience (pp. 344-345). However, Kant's doctrine of practical reason appears to Hegel not drive, to the rank of the absolute (p. 342), and deduce from it a only tautological but immoral. Whether it is possible for a definite purpose to become the basis of a moral law, can only be answered if it has already been decided whether or not this purpose is worthy of being realized. This decision will vary according to historical circumstances. Kant illustrates his universal norm from the example of private property which, according to him, is accepted by everyone. But according to Hegel, everyone is at liberty to deny private property and to arrive at a different moral law. The Kantian principle of universality becomes an immoral principle if an immoral wish is powerful enough to be regarded as sufficiently important. It could then be "elevated to the rank of a principle and there is absolutely nothing that cannot in this way be made into an ethical law."

Hegel's criticism is not very different from Rousseau's famous statement in his *Discours sur l'Inégalité*[1]): "He (the Natural Law theorist) begins by casting about for the rules which, in their own interest, it would be well for man to agree upon; and then, without any further proof than the supposed advantage thus resulting, he proceeds to dignify this body of rules by the name of Natural Law. All the philosophers of his school have followed the same method. The result is that all the definitions of these learned men, in standing contradiction with each other, agree in this conclusion only: that it is impossible to understand, impossible therefore to obey, the law of nature without being a deep reasoner and a very great metaphysician. And that is only another way of saying that, for the establishment of society, man must have made use of the wisdom which is, in fact, only gradually acquired by a small minority of men and that with the utmost difficulty, in the bosom of society itself."

But in every Natural Law doctrine there is one element which Hegel, incorporating it in his Philosophy of Right, recognizes as progressive, as the emanation of reason possessing true universality. We must, therefore, be careful not to confuse the many criticisms of Natural Law. If Hume rejects it because there can be no rational justice, if George Sorel[2]) denounces it because of its arbitrariness, or if counter-revolutionists attack it because it contains revolutionary elements, they attack it because they deny the possibility of a

---

[1]) C. E. Vaughan, *The Political Writings of J. J. Rousseau*, vol. I, p. 137. The translation is taken from C. E. Vaughan, *Studies in the History of Political Philosophy before and after Rousseau*, vol. I, Manchester 1939, pp. 172, 173.

[2]) *Le Procès de Socrate*, Paris 1889.

rational theory of justice. That is quite different from a theory of law which (like Hegel's) asserts the possibility of constructing a rational theory of right and justice but which merely denies that the historic forms of Natural Law have fulfilled this possibility.

Yet it is just the varying historic types of Natural Law, far more than an epistomological discussion which reveal the content of truth contained in them. For it is the truth of the Natural Law doctrines with which we are primarily concerned. Our discussion can thus not be merely a sociological one, putting into the forefront the connection between thought and social condition, between the genesis of a doctrine and its meaning. Such analysis will undoubtedly help us to reveal the amount of truth contained in Natural Law doctrines. But in itself it cannot furnish the criterion. In searching for the criterion we must avoid the pitfalls of both dogmatism and relativism. The maxims of right cannot be deduced from mere formal concepts which are in turn wholly arbitrary and dogmatic. That is a mistake which Kantian legal philosophy shares with the Natural Law doctrine. On the other hand, we must not be driven to the extreme of positivism, pragmatism, and perhaps still further to a nihilistic relativism. The truth of a doctrine does not depend solely upon its utility. Many propositions of Natural Law are progressive, though they may appear futile in certain historical situations. Others may serve in one historical stage and may be worthless in another one. The truth of a doctrine will depend upon the extent to which it embodies concrete liberty and human dignity, upon its ability to provide for the fullest development of all human potentialities. It is thus in the historic development and the concrete setting of the Natural Law doctrines that their truth must be determined.

II.

What is the basis of a Natural Law theory?[1]) The answer must necessarily be: nature. That means, in the first place, the nature of law. Every Natural Law doctrine tries to answer such questions as the character of the law, its validity, the relation between State, law, morals and so on. If this alone were the task of Natural Law doctrines, they would be nothing but a philosophy of law, or rather,

---

[1]) Benjamin Fletcher Wright, in *American Interpretations of Natural Law*, Cambridge, U. S. 1931, pp. 333-8, distinguishes eight meanings of the concept "natural."

Divine—Reasonable (Discovered by human reason)—In accord with the constitution of man—In keeping with custom firmly established—Just and equitable—Ideal, contrasted with the actual—Appropriate and useful—Original, as contrasted with the conventional.

Although these categories are exhaustive, this does not necessarily mean that they answer the philosophical question.

philosophy of law would be Natural Law, which is obviously not the case. The solution of this dilemma can only be that Natural Law tries to solve the philosophical problems of law by some specific method, by some special approach,—that is, by deriving the principles of law from the lawfulness of nature.

What do we mean by nature in this connection? Do we mean the nature of man, that is, the psychic, internal nature, or do we understand by it physical, external nature? Do we mean man himself, or the objects around him? Can a Natural Law doctrine deduce its propositions from the laws governing physical nature? Apparently only if there is an intrinsic connection between man and external nature, so that the laws governing the latter are also valid for the psychic structure of man. If such an intrinsic connection is not claimed and if the principles of law are nevertheless deduced from external nature, then we have a mere analogy betwen human and external nature. The order of nature becomes then a mere symbol for the order of society, as in the apologetic writings of the Middle Ages, which justify the division between rulers and ruled, between *sui iuris* and *iuris alterius*, by referring to the hierarchic order of external nature or even to the structure of a cathedral building.[1]) If, however, man is a part of external nature, subject to its laws and determined by the iron necessity from which external nature cannot escape, then we have—as in the stoic, to some extent in the thomistic, and in the pantheistic and deistic philosophies—specific theories of Natural Law.

It may be assumed that man, outside his socio-political existence, does not exist or is, at least, not considered as relevant. Man has rights and duties not as an isolated individual, not prior to civil society, but only in and through it. Such doctrines are, in consequence, not theories of Natural Law. That is especially true of Aristotle, for whom there is neither an antagonism between the individual and the State nor between society and the State. The power of the Polis is no external one confronting individual rights of the citizens. The rights of the citizens are rather rights of the *status activus*, expressing the identity between man and the State of which he is a member. The Solonian legislation even went so far as to make it the duty of every Athenian to take up arms in the factional struggles on penalty of losing his citizen rights.[2]) It is true that, throughout his *Ethics*, Aristotle contrasts laws with natural justice,

[1]) Wilhelm Schwer, *Stand und Ständeordnung im Weltbild des Mittelalters.* (Schriften der Görresgesellschaft No. 7), Paderborn, 1934, pp. 32-50.

[2]) Aristotle, *Atheniensum Respublica*, transl. Kenyon (Oxford ed.) Vol. X (1911) ch. VIII, 1.

or human with natural justice, or even laws with nature.[1]) But these statements do not give the slightest suggestion that the individual has rights outside of and even against the Polis. Nor does the introduction of the concept of equity alter our view. Equity is, in Aristotle's definition, a correction of the abstractness of universal rules. But, in his own words, law and equity are "not opposed to one another." "They appear to be neither absolutely the same nor generically different."[2]) The standards of equity in Aristotle's philosophy of law are—it seems—not determined solely by the specific characteristics of the citizens concerned, but derive from the "nature of things," from the concrete configuration of the specific case in which the claim of the individual may be but one of the determining factors.

It follows from the previous discussion that any legal philosophy which refuses to consider man as an isolated individual endowed with specific drives, cravings, instincts (or whatever word we may choose), or driven by the forces of objective nature, prior to the creation or independent of civil society, cannot be a Natural Law philosophy. It may have an idea of justice. It may develop the standards of right from the structure of civil society and its needs. But it cannot be said to represent a doctrine of Natural Law. Any other definition would make the term Natural Law even more protean than it actually is within the so defined limits.

If we limit Natural Law doctrines to those which assume (either as a fact or as a hypothesis) the existence of an isolated individual prior to the establishment of civil society, the content and the structure of the Natural Law theory will obviously be determined by a philosophy of man. Man may be considered as essentially good, as essentially wicked, or as neither good nor bad. The first view is held by the more liberal, the second by the more absolutistic, the third by the purely democratic theorists.

Accepting the optimistic view of man's character (e.g. as with Hooker and Locke), Natural Law must reach the conclusion that no civil society can deprive man of his original rights. Nor need it do so for man is essentially good. The pessimistic view (Epicurus, Spinoza, Hobbes) must be primarily interested in the preservation of order, peace and some kind of living together under common law without regard to man's inborn rights which, owing to man's essential wickedness, could only turn life into a war of all against all. The agnostic view (Rousseau) believes that only in civil society can man's original rights merge with those of his fellow citizens into one

[1]) *Ethica Nicomachea*, transl. Ross (Oxford ed.) Vol. IX (1923) 1134 b, 18; 1136 b, 32; 1133 a, 30.
[2]) op. cit. 1137 b, 7; 1137 a, 34.

collective right. According to Rousseau it is not man's character which is a cause of his corruption. It is society which makes man depraved, for in the state of nature, man is "*ni bon ni méchant.*"[1])

III.

It follows from our viewpoint that Natural Law doctrines must postulate the existence of a system of norms independent of the decision of the sovereign power, and even independent of God's decisions. In the words of Leibnitz, "justice were never an essential property of the Deity if law and justice would depend on its arbitrariness. It is thus that justice contains *laws of equality and equity which are founded not less in the nature of things and of the moral ideas than the principles of geometry and arithmetic.* . . . Some were foolish enough to maintain that God could lawfully condemn an innocent because the law is also his creation."[2])

How is it possible objectively to derive valid laws from the wills of the individuals? This is the crucial question with which Natural Law is concerned. Is it possible to construct universally valid rules, not arbitrarily imposed from above, but springing from the free consent of the individual? An affirmative answer can be given only if we assume that man is endowed with reason. We shall return to this problem later. The political form in which this free consent of man can be expressed is the social contract. And it is at this place that Natural Law doctrines and social contract theories come into contact. We mean here only genuine social contract theories and not doctrines of a governmental contract. We are concerned only with those theories which derive the very existence of civil society, and not merely its specific form of government, from the consent of man. It is fairly evident that Natural Law and social contract are not identical categories. If a right is derived from the nature of man, it cannot be conceived as the mere creation of the social contract.[3]) There is, therefore, even a certain contradiction between Natural Law and social contract. The latter justifies the use of coercive power, whereas the optimistic Natural Law doctrines profess to justify original rights against such coercive powers. No social contract theory necessarily follows from the optimistic Natural Law doctrine. Historically, the optimistic views have taken two forms. The theory of natural rights may be superimposed upon nearly every theory of

---

[1]) On Rousseau's theory of the natural state cf. C. E. Vaughan, *The Political Writings of J. J. Rousseau*, vol. I, pp. 158, 159.

[2]) From: E. G. Guhrauer, *Gottfried Wilhelm von Leibnitz*, 2 Vols. Breslau 1845, Vol. I, p. 233.

[3]) This point is made by Julius Kaerst, "Die Entstehung der Vertragstheorie im Altertum" in "*Zeitschrift für Politik,*" Vol. II (1909) p. 536.

civil society. If thus superimposed, it has a constitutional function: to limit, to restrict and to guide the activities of the State by the original rights to life, liberty and property.

Whereas a theory of Natural Law does not necessarily lead to a social contract doctrine, a social contract theory is logically impossible without a corresponding view of Natural Law, either explicit or implicit. Every social contract reduces the will of the state to the wills of the individuals and must thus have a definite view of man's character prior to the conclusion of the social contract.

If we analyse the relation between Natural Law theories and contractual theories we come to the conclusion that although both doctrines validly establish the normative element, they are logically incapable of developing the coercive element without which law is only a concept.

If a man is really good in the state of nature, why should he part with his freedom and form a civil society? If he is a lamb, why must he transfer his original rights to some common coercive agency? If he is truly good, his cravings can be harmonized without coercion. The anarchists are thus indeed the only consistent theorists of the optimistic Natural Law doctrines, while neither Locke nor Adam Smith can possibly develop a consistent theory of the State. If Locke describes the natural state as one of "peace, goodwill, mutual assistance and preservation,"[1]) why then is a State necessary? It is because, although Locke's treatise is written as an attack on Hobbes, and almost always with an eye on Hobbes, Locke could not but ultimately accept the propositions of Hobbes' theory, namely, that men are sometimes "grasping hucksters, quarrelsome tyrants, rebels."[2]) There is hardly any difference between Hobbes' construction and the following statement by Locke: "whosoever out of a state of nature unite into a community must be understood to give up all the power necessary to the ends for which they unite."[3]) Nor must we be deceived by the apparently deliberate omission of the word sovereignty. Locke's prerogative power "to act according to discretion for the public good, without the prescription of the law and sometimes even against it" fulfills, for all practical purposes, the needs of the sovereign power, especially in the field of foreign policy.

The inability of the pessimistic doctrines to secure the continuous existence of a coercive authority which is independent of the antagonisms of the individuals in society is brought out strikingly in the philosophies of Hobbes, Spinoza and Kant. At first sight, the differ-

[1]) *Treatise*, p. 19.
[2]) C. E. Vaughan, *Studies* vol. I, p. 169.
[3]) *Treatise*, p. 99.

ences between the three philosophies appear to be considerable. Hobbes still allows the individual important remnants of natural rights.[1]) Spinoza's doctrine makes the individual give up his rights in their entirety. No one retains even the shadow of such rights. Law is merely the command of the sovereign. There is no right to resist. The subject is merely *alterius iuris*, the State alone is *sui iuris*.[2]) Kant also rejects the right of resistance[3]) and constructs the most rigid theory of law yet devised, although it contains, at the same time, some of the most progressive elements of modern legal thought. All three philosophers, although establishing the absolute sovereignty of the State, bow to accomplished facts, and acknowledge the possibility of refusing obedience. Hobbes[4]) dissolves the bond between rulers and ruled when the former is no longer capable of performing his side of the bargain, namely to protect the subjects, to guarantee peace and order, and to secure their property. Spinoza[5]) corrects his political theory by his legal theory. Law is might. Each one has as much right as he has might. Each group may at any moment become *sui iuris*, seize power and demand obedience. Kant,[6]) in a modest note to his *Rechtslehre,* admits that after a successful revolution the subjects owe obedience to the new powers.

It follows from this short critical examination that every Natural Law doctrine is self-contradictory. None of the theories is capable of explaining the validity of a system of norms derived merely from individual consent. All of them are compelled to admit into their system a non-normative element, namely power, thus overthrowing their whole elaborate structure.

---

[1]) i.e. "Law of Nature obliges always in conscience (in foro interno), but not always in foro externo" *Leviathan* (Molesworth ed.) *Vol. III, ch. XV, p. 145* or "If the sovereign commands a man, though justly condemned, to kill, wound or maim himself; or not to resist those that assault him; or to abstain from the use of food, air, medicine or other things without which he cannot live, yet hath that man the liberty to disobey."—*op. cit. ch. XXI, p. 204.* Note the ambiguity of the words "not always" in the first, and "other things" in the second quotation.

[2]) *Tractatus Politicus* (Opera ed. van Vlooten and Land 3rd ed. 1913) ch. IV, 5.

[3]) *Metaphysik der Sitten.* Rechtslehre II, 1. Allgemeine Anmerkung A. (Transl. Hastie p. 175) "For, whoever would restrict the supreme power of the state must have more, or at least equal power, as compared with the power that is to be so restricted, and if competent to command the subjects to restrict, such a one would also have to be able to protect them; and if he is to be considered capable of judging what is right in every case, he may also publicly order resistance. But such a one, and not the actual authority, would then be the supreme power: which is contradictory." The reasoning is unassailable.

[4]) *Leviathan ch. XXI,* p. 208: "The obligation of subjects to the sovereign, is understood to last as long, and no longer than the power lasteth, by which he is able to protect them. . . . The sovereignty is the soul of the commonwealth; which once departed from the body, the members do no more perceive their motion from it. The end of obedience is protection."

[5]) *Tractatus Theologico-Politicus* ch. XVI; *Tractatus Politicus* ch. II, 4.

[6]) op. cit. p. 181.

It is true that our survey does not cover all forms of Natural Law. But our criticism applies equally to all known expressions of it. In some, the inner antagonism is even more apparent. In Bodin's doctrine the two elements, the normative and the power factors, stand completely unrelated to each other, and it is impossible to claim that Bodin's system is logically consistent.[1])

IV.

Only one form of Natural Law theory avoids the pitfalls of both —anarchy and arbitrary rule—the democratic doctrine given by Marsilius of Padua and even more so by Rousseau. It may be true that Marsilius did not develop a genuine democratic theory because he identified the people with its "*pars valentior*."[2]) But even taking this limitation into account, the accomplishment of Marsilius was never surpassed except by Hobbes and Rousseau. In Marsilius' system, Natural Law serves for the establishment of a completely self-sufficient secular state. From the nominalist position of a dual truth, a rational and revealed one,[3]) Marsilius succeeds in breaking away from political Augustinism and scholasticism. Compelled to seek a rational justification of the secular power, he had to have recourse to a social contract, erecting the State upon the free consent of the people, even if only a part of it was taken into consideration. With the establishment of the State, Natural Law disappears. It has merely an advisory character, lacking the "*vis coactiva*."[4]) The State becomes a unity. Its power is one and indivisible. There is but one law governing the State and but one central authority. So strong is the unity and secularity of the State that Marsilius, anticipating Hobbes and Spinoza, demands the control by the State of ecclesiastic education and of the religious cults.[5]) We must admit that Marsilius only develops the beginnings of a consistent theory in which natural

---

[1]) Bodin: *les six livres de la république*, Lyon 1588. I quote a few examples:
I, VIII: la souverainété est la puissance absolue et perpétuelle d'une république, *and*
I, 1: République est un droit gouvernement de plusieurs mênages . . . *or*
I, X: la loi n'est autre chose que le commendement du souverain, usant de sa puissance.
I, VIII: Si donc le Prince souverain est exempt des loix de ses prédécesseurs, beaucoup moins seroit il tenu aux loix et ordonnances qu'il fait; car on peut bien recevoir loi d'autroy, mais il est impossible par nature de se donner loy, *and*
I, VIII: mais quant aux loix divines et naturelles, tous les Princes de la terre y sont subjects, et n'est pas au leur puissance d'y contrevenir. Et par ainsi la puissance absolue des Princes et seigneuries souveraines ne s'étend aucunement aux loix de Dieu et de nature.

[2]) as has been pointed out by Charles H. McIlwain, *The Growth of Political Thought in the West*, London, 1932, p. 303 and Marsilius of Padua, *Defensor Pacis* ed. Previté-Orton, Cambridge (England) 1927, Dictio I, XII.

[3]) Georges de Lagarde, *La Naissance de l'Esprit Laique*, vol. II, Paris, p. 86.

[4]) *Defensor Pacis*, Dictio II, v. p. 147.

[5]) *Defensor Pacis*, Dictio II, xxi, p. 335.

rights are preserved even though they are at the same time surrendered to the State. This is attained through the arbitrary restriction of the consent of the people to its *pars valentior* where unity and harmony can be relatively easily established. Had he extended the democratic concept to embrace the whole populace, the internal contradictions of the theory would at once have become apparent.

The solution was accomplished by Rousseau. We presuppose a knowledge of his political theory: the establishment of the general will from the will of all, the claim that in spite of the surrender of all individual rights, they are nevertheless preserved in the general will. This may be taken to mean either a dogmatic and totally unproven assertion, or a mere ideology to justify the rule of majorities and of representative bodies.[1]) Only if we interpret Rousseau's political theory as based upon a definite social theory can we understand how a rational order of human life can really be developed from his principles. There appear to be two alternative social conditions underlying Rousseau's political theory. The one, well known, is his preference for small city states and his abhorrence of large cities.[2]) The other, little known, are his postulates with regard to the economic substructure deemed necessary for the realization of a rational—that is, natural—order. Rousseau had a deep insight into the fundamental economic antagonisms produced by private property. In *Émile* he makes the following remarkable statement: "This right (namely property) is inviolable and sacred for the State so long as it remains private and individual. But directly it is considered . . . as a right common to all citizens, it is subordinated to the general will, and the general will can annul it. The sovereign has no right to touch the possessions either of one individual or of several. But it has every right to appropriate the possessions of all."[3]) Property, in order to remain private and individual, must be equally distributed. Such equality is not only not dangerous but beneficial.[4]) If, however, such equality can no longer be established, then there is but one way out—communal property. "*Loin de vouloir que l'état soit pauvre, je voudrais au contraire, qu'il eût tout, et chacun n'eût sa part aux biens communs qu'en proportion de ses services.*"[5]) Only if accumulated property is no

---

[1]) For support of this view, see *Contrat Social* II, 2 (note of 1762); or the *Corsica Constitution* (Vaughan Vol. II, pp. 313, 351) where he recommends a mixed government and Estates General.

[2]) Une capitale est un gouffre . . . De la capitale s'exhale une peste continuelle . . . *Économie Politique* (Vaughan Vol. II, p. 253).

[3]) *Émile*, Book V, (Vaughan vol. II, p. 152).

[4]) *Lettres de la Montagne* (letter v.) (Vaughan vol. II, pp. 342, 343).

[5]) *Corsican Constitution* (Vaughan, vol. II, 337).

longer dangerous is the general will the true representation of the wills of all. The sovereign power then ceases to be sovereign, is no longer an external power confronting the subjects. It is rather society itself which governs and administers itself. *"Car la propriété particulière étant si faible et si dépendante, le Gouvernement n'a besoin que de peu de force et conduit, pour ainsi dire, les peuples avec un mouvement de doigt."*[1]) Rousseau's doctrine does not truly achieve the preservation of the rights of all in the general will, except in connection with the specific social theory. Without it, his doctrine is the ideology of representative democracy, and is thus exposed to the reproach that the majority does not necessarily represent the truth. Nevertheless democratic Natural Law does at least provide the formal framework within which it is possible to harmonize the wills of individuals.

V.

Must we, therefore, in spite of its inner consistency, discard the doctrine of Natural Law? The answer will depend upon the evaluation of the basic element underlying all the doctrines of Natural Law.

If every doctrine of Natural Law is based upon men as an individual, either autonomous or subject to the lawfulness of external nature, then man must be considered as a rational individual. That in turn implies the recognition of the essential equality of human beings. And this again leads to the universality of the Natural Law doctrine which is the central view common to all doctrines. It also follows that no theory of Natural Law can accept facts as they are and because they are. Natural Law doctrines are thus fundamentally opposed to traditionalism and historicism. Each human institution is open to critical reason, none is exempt from it. Finally, Natural Law doctrines cannot be reconciled with anti-rational doctrines, such as Vitalism, Universalism or the theory of Charismatic Leadership. If Life is an original datum, irreducible and not open to critical examination; if the Whole stands categorically before the individual; if obedience is owed because a leader is endowed with superhuman, God-like qualities; then reason is excluded. It is true that attempts have been and will be made to reconcile anti-rational political theories with Natural Law. Such attempts appear to be meaningless. The protagonists of anti-rationalism[2]) have themselves acknowledged the incompatibility of their position with Natural Law doctrines, whatever form they may take.

---

[1]) *Corsican Constitution,* (Vaughan vol. II, p. 355).
[2]) esp. Pareto.

For de Maistre and Bonald, Natural Law and social contract theories represented everything which was execrable in this world. They were responsible for the French revolution and they ran counter to the very principles upon which the world rests and must continue to rest. "Man . . . as an individual is too wicked to be free"[1]) "Reason is but a brute which must be destroyed by every means" (I, 357). No human institution originates from Reason, which would only prevent and destroy it (I, 367). True, he occasionally plays with the concept of "Nature." The "aristocracy is sovereign by nature and the French revolution offends the eternal laws of nature" (I, 357). But it is not more than a mere playing with words, for the justification of the authorities lies in faith and patriotism (I, 37). It is not the nature of man, it is "authority" which "has planted the seeds of civilization in society."[2])

Donoso Cortès in Spain, as a Catholic, and Friedrich Julius Stahl in Prussia, as a Protestant, expressed the same hatred of Natural Law as did de Maistre and Bonald. Donoso Cortès denounced the social contract as an absurdity.[3]) He foresaw the growth of European despotism and he believed that democracy prepared the way for a "gigantic, colossal, universal, and immense tyrant" (*l'Église et la Révolution* (1848) Vol. I, 332). Like de Maistre and Bonald he believed in the essential wickedness of man.[4])

Friedrich Julius Stahl, the founder of the conservative theocratic theory of the Prussian State, intended his whole work to be nothing but a refutation of Natural Law and the Hegelian theory of the State. For this purpose he divided all political parties into two kinds—revolutionary and conservative. By revolutionary this great demagogue not merely understood the socialist doctrines but all liberal, all democratic, in short, all those political parties in the Church and the State in which the Natural Law ideology was still alive. "It is a revolution to oppose civil society to the state of nature, and thereby to set man free from all traditions of law and custom, to reduce the well ordered society to an original chaos and to take from this chaos the standards by which the social order is measured. It is a revolution to destroy the whole public body of the State, the whole moral order of the nation, and to leave nothing except the rights and the mutual security of the individuals. It is, finally, the essence of revolution, to deny to the authority power in its own right, founding it on the will of the people.

[1]) de Maistre, *Oeuvres Complètes*, Lyon 1891-1892 Vol. II, 399.
[2]) Bonald, *Oeuvres Complètes*, Paris 1864, Vol. I, 121.
[3]) Pie IX, (1847), in *Oeuvres de Donoso Cortès, Marquis de Valdegamas*. Third ed. Lyon 1877, Vol. I, p. 217.
[4]) *Polémique avec divers journaux de Madrid* (1849) Vol. I, 359.

Natural Law from Grotius to Kant is the scientific foundation of revolution."[1])

Stahl's criticism is applicable, and with as much justification, not only to the rationalistic but also to the ancient and thomistic theories. This can be shown if we turn to the pragmatic character of Natural Law doctrine and attempt to develop a pragmatic typology. We may then roughly divide Natural Law doctrines into conservative, absolutistic, liberal, democratic and revolutionary.

VI.

The representative conservative doctrine is the thomistic one. Its structure is so well known that hardly anything need be added. God is the source of the *lex divina.* From the *lex aeterna* is derived the *lex naturalis.*[2]) All men, as rational creatures, participate equally in the *lex naturalis* (1, II, 91, 2). Its supreme principles are eternal and unchanging, though their recognition may be hindered by passion (1, II, 91, 6). Below the *lex naturalis* come the positive laws which must conform to three conditions. They must serve the common good (1, II, 90, 2); they must be just, that is, the burdens must be distributed according to proportional equality; and, finally, they must be issued by a legislator within the bounds of jurisdiction (1, II, 90, 4). Any norm which fulfils these three conditions is binding both in *foro conscientiae* and in *foro externo.* If the conditions are not fulfilled, passive resistence becomes a duty since even God cannot dispense with the prescriptions of the *lex naturalis* (1, II, 100, 8 ad 2). The hierarchy of the threefold norms has been carried out with meticulous care.

There is no doubt that thomistic Natural Law is, on the whole, a kind of codification of the feudal order, a completely authoritarian order.[3]) Saint Thomas accepts and justifies the distinction between *sui* and *alieni juris* (2, II, 183, 1), between the *optimates* at the top, the *populus honorabilis* in the middle, and the *vilis populus* at the bottom of the social pyramid (I, 108, 2). Even slavery, though a necessary evil, is legitimate, and property is by no means the product of original sin. The doctrine of original communism is therefore rejected.[4])

Insofar as thomism endows a profoundly antagonistic society with the sanctity of Divine and Natural Law, it is no more valid than any

---

[1]) *Über die gegenwärtigen Parteien in Staat und Kirche,* Berlin 1883, p. 23.

[2]) *Summa Theologia,* 1, II, 91, 2.

[3]) J. N. Figgis, *Studies in Political Thought from Gerson to Grotius,* Cambridge, England, 1931, p. 12; Schwer, op. cit., p. 9.

[4]) Bede Jarrett, *Social Theories of the Middle Ages,* Boston 1926, p. 104; Schwer, op. cit. p. 34.

other Natural Law theory. But to see thomism merely as a kind of ideology intended to cover feudal exploitation with the cloak of an eternally valid law is to present but one aspect of the system. The recognition of man as a rational creature means that "every individual is by virtue of his eternal destination at the core wholly and indestructible even in relation to the "Highest Power."[1]) The doctrine thus contains a psychological dynamism which completed itself in spite of the mere ideological character of parts of the thomistic theory. It is just this rational and fundamentally optimistic theory of man which sets the thomistic doctrine against political Augustinism and the adoration of thaumaturgic kings. Thomism is the response of the catholic church to the challenge of political Augustinism. Thomism also gave the church a weapon for attacking the superstitious adoration of kings who, through the unction, claimed charismatic powers. The belief in the *mana* of kings, particularly expressed in their alleged healing power, ran counter to the very foundations of the church. It placed the king above the church and made him God-like. The king is then not merely "God's deputy on earth," to use Bracton's phrase, but he becomes a little God himself. The idea, oriental in origin, was transplanted in the west through Alexander of Macedonia, who claimed and received veneration as God.[2]) It was in full swing under Augustus, who was acclaimed as the Messiah. It was accepted by the Germanic tribes, where the charisma were supposed to reside in the tribe.[3]) It was bitterly attacked by the church although, to a large extent, the church was responsible for the continuous life of this superstition. When the Carolingians overthrew the Merovingians by their famous *coup d'état*, it was the church which, through Pipin's unction, endowed him and his successors with supernatural justification. The Pope, as the oracle of Natural Law, even made the unction a sacrament, thus admitting that the king is God's vessel and that God's grace rests upon him: In doing so, the Church, for reasons of expediency, abandoned its old policy of fighting against the veneration of the Byzantine kings, especially the *Proskynesis*. It soon had to take up the fight against the increasing deification of kings. The French kings from Robert the Pious, and the English kings from the Plantagenets, claimed and practised the power to heal, especially to heal scrofula (the "King's Evil"). The Gregorian dispute was not merely a fight for power between the

---

[1]) Otto Gierke (transl. Maitland), *Political Theories of the Middle Ages*, Cambridge, England, 1927.

[2]) Julius Kaerst, *Studien zur Entwicklung und theoretischen Begründung der Monarchie im Altertum*, München, Leipzig 1898, pp. 40, 41.

[3]) Fritz Kern, *Gottesgnadentum und Widerstandsrecht im früheren Mittelalter*, Leipzig 1914, p. 20.

secular and spiritual authorities, but the fight of a rational doctrine of Natural Law and against the magic and supernatural powers of kings.[1]) In the course of the discussion, the unction ceased to be considered as a sacrament, the emperor became a layman like any other, and throughout the middle-ages and far into the 18th Century the church waged a tireless war against the superstitious practices.[2])

Only when seen in this dual polemical position is it possible to understand the essentially progressive trait of thomistic Natural Law, in spite of its ideological character.

VII.

It is exactly on this point that we can clearly see the incompatibility of Calvin's political theology and, to a lesser degree, of Luther's doctrine, with Natural Law. Calvin's political thought is directed against two opponents: medievalism on the one hand and the revolutionary Natural Law of the sects on the other. Thomas Aquinas is as much his enemy as are the anabaptists.[3]) Man is no "rational creature," for his "integrity of understanding has been destroyed"[4]) by his fall. Truth cannot be perceived for there is only a restricted capacity of perception. The ultimate truth can never be ascertained by reason but merely by God's grace.[5]) "Here we are led back to our birth in order to show us that the reason which we possess is a gift of God outside of our nature . . . when a child leaves the womb of his mother, what wisdom does it possess? . . . a child is less than the poorest beast . . . how is it that we possess the spirit of intelligence when we have come to age? It is necessary that God gives it to us."[6]) God's election is not a reward for a pious life or

---

[1]) Marc Bloch, *Les rois thaumaturges. Étude sur le caractère surnaturel attribué à la puissance royale particulièrement en France et en Angleterre.* Strasbourg, 1924, p. 123. Bloch reproduces a particularly important letter from Gregor VII to Archbishop Hermann of Metz. I give an English translation: "Where does one find among the emperors and kings a man who equals by his miracles St. Martin, St. Anton or St. Benoît, not to speak of the Apostles or martyrs; who is the emperor or king, who has resuscitated the dead, given health to the lepers and light to the blind? Consider the emperor Constantine, of pious memory, Theodore and Honorius, Charles and Louis, all friends of justice, propagators of the Christian religion, protectors of the church; the Holy Church praises and reveres them; it does not indicate that they have excelled by the glory of such miracles."

[2]) The great medieval English humanist, John of Salisbury, *Policraticus* ed. Webb (Oxford 1919) Vol. I, p. 202, denounced the thaumaturgic powers of the kings as a dangerous regression.

[3]) J. W. Allen, *A History of Political Thought in the Sixteenth Century*, London, 1928, pp. 35-48.

[4]) *Institution Chrétienne* II, 2, 14.

[5]) op. cit. II, 2, 12.

[6]) quoted and translated from Marc-Edouard Chenevrière, *La Pensée Politique de Calvin*, Geneva-Paris, 1937, p. 59. The quotation is from *Corpus Reformatorum*, Vol. 33, p. 542.

for good works, it is an arbitrary decision and may even be conferred upon a pagan. The ruler, the magistrate, the successful business man, the political leader, the foreman in the factory, all of them owe their position to God's election. They must, therefore, be obeyed. It is not the abstract authority relation which receives the sanctity, but, rather, the concrete holder of power who is endowed with charismatic qualities. There can thus be no trace of Natural Law. If the conscience of man is corrupt, so is Natural Law. The law of nature does not make it possible to perceive God's justice.[1]) Conscience and Natural Law are unable to teach us our behaviour. The State is neither a natural institution nor the product of man's needs and wants. It is God's institution. By establishing the "divine right of the established order,"[2]) Calvin demanded voluntary obedience to all the established powers.

Two objections may be raised. First, Calvin sometimes speaks of a mutual obligation between rulers and ruled. But he explicitly and implicitly denounces the mediaeval doctrine of the governmental contract, and there can be no doubt that the obligation which he has in mind is not a contractual one but unilateral towards God.[3])

Secondly, there is the famous proclamation of the right to resist conceded to those magistrates who have the constitutional right to do so.[4]) This statement, of which much has been made in the history of political thought, does not give the slightest indication that Calvin recognizes some kind of Natural Law.[5]) If the Protestant monarchomachs[6]) used Calvin's institution they falsified French history in order to fabricate a historic right of resistance against the monarchy. If Henry of Navarre encouraged Hotman to continue his "researches" into French history together with Duplessis-Mornay[7]) in order to solidify Henry's position, Natural Law plays no rôle. Here are *ad hoc* doctrines not based on original rights of man but on so-called historical rights of certain privileged groups. If John Knox in Scotland, in attacking his Catholic queen, arrogated to himself the right of resistance, he might have deviated from Calvin's Institution or he might have considered himself the "saviour of his people,"

[1]) *Institution Chrétienne*, II, 8, 1; IV, 20, 16.
[2]) Georges de Lagarde, *Recherches sur l'Esprit Politique de la Réforme*, Paris, 1926, p. 227.
[3]) *Institution Chrétienne*, IV, 20, 29; IV, 20, 27.
[4]) op. cit. IV, 14, 17.
[5]) Kurt Wolzendorff, *Staatsrecht und Naturrecht in der Lehre vom Widerstandsrecht gegen rechtswidrige Ausübung der Staatsgewalt*, Breslau, 1916, has shown that Calvin's right of resistance is a mere generalization from existing constitutions.
[6]) esp. Francois Hotman, *Francogallia*, 2nd ed. Colonia 1574, and the author of the *Vindiciae*.
[7]) Beatrice Reynolds, *Proponents of Limited Monarchy in Sixteenth Century France*. Columbia Dissertation, New York, 1931, p. 92.

the latter concept playing a decisive rôle in Calvin's system. The stress which has always been laid on the right of resistance by magistrates has tended to overshadow another means of overthrowing established government outside the framework of the constitution. Calvin maintained that God may send the people a providential saviour.[1]) He may appoint one of his servants and send him out to punish an unjust ruler and deliver the people from oppression. It is again characteristic that the deliverance of man from despotic rule is entrusted to a charismatic leader. The oppressed themselves are never allowed to revolt. The only freedom left to the oppressed is to obey either their ruler or their saviour. The anti-rational and anti-Natural Law is thus apparent not only in Calvin's doctrine of authoritarian rulership but equally in his doctrine of revolution.[2])

VIII.

There is a profound difference between the conservative Natural Law doctrine of thomism and the rationalistic—absolutistic doctrines of Hobbes, Spinoza and Pufendorf. At first sight the three systems appear to be profoundly retrogressive since they apparently sacrifice human rights to the all pervasive power of the state. Hobbes' theory must, however, be contrasted with the Tudor[3]) and Stuart[4]) theories of kingship. "The King is, in this world, without law, and may at his lust do right or wrong, and shall give accounts but to God only."[5]) This is no longer the medieval theory of kingship which placed the king under Natural Law and made him responsible not merely to his

---

[1]) *Institution Chrétienne,* IV, 14, 17.

[2]) I do not deal with Luther's political theory because he has none. His concept of Christian Freedom, although conceived entirely as inner freedom (*Of Christian Freedom,* 1520), where freedom of the soul and subjection to external authorities are merged, still allows the opposition of a bad world by a truer and better one. Luther, in contrast to Calvin, distinguishes between the office as such, which may and must demand unconditional obedience, and the office-holder. In spite of the authoritarian character of his political writings, Lutheranism could, because of the concept of inner freedom, become the ideological basis for the revolutionary Natural Law of the sects (i.e. *das Magdeburger Bekenntnis,* cf. Allen, op. cit. pp. 103-106) and the constitutional Natural Law of Melanchton. The relation of Luther to Natural Law is still the subject matter of much controversy.

The following are important:

Karl Holl, *Gesammelte Aufsätze zum Kirchengeschichte,* Vol. I, 4th and 5th ed. Tübingen, 1927, esp. pp. 155 seq. and 239 seq.

Eugène Ehrhardt, *La Notion du Droit Naturel chez Luther,* Paris 1911.

Franz Xaver Arnold, *Zur Frage des Naturrechts bei Martin Luther,* München 1937 (catholic, with imprimatur).

[3]) An excellent presentation of the Tudor theory of kingship is presented by Franklin van le Baumer, *The Early Tudor Theory of Kingship,* New Haven, 1940.

[4]) The best analysis of the theory of kingship of James I has been given by Charles H. McIlwain in his introduction to *The Political Works of James I,* Harvard, 1918.

[5]) W. Tyndale, "Obedience of a Christian Man" in "*Doctrinal Treatises by W. Tyndale*" ed. H. Walter (Parker Society) Cambridge, 1843, p. 178.

conscience but to man. Henry VIII is likened to the "Son of Man." One "dares not cast (his eyes) but sidewise upon the flaming beams (of the king's) bright sun which (he) in no wise can steadfastly behold."[1]) Obedience to Henry VIII was not merely a civil duty; it also became a religious duty. Lutheran and Calvinist doctrines, remnants of medieval Natural Law, and above all the adoration of the king's person, form the hodge-podge which constitutes the theoretical basis of the Divine right. Nor were the Stuart theories any better.

Yet the need for concentration of national power was indisputable. A secular state was needed, free from the supremacy of the Catholic church, capable of fighting foreign invasion, subordinating local and feudal autonomies. The rule of the king could, in the period of religious schism, no longer be justified by thomistic Natural Law. The adoration of the king may have been expedient so long as the king really seemed to emanate some kind of charisma. This is hard to conceive with Henry VIII and impossible to imagine with Charles I. There remained but one doctrine: the theory of the social contract, derived from the pessimistic view of man's nature. It provided the means for establishing authority and justifying any authority which could protect the frontiers, restore peace and order, and secure property. In spite of its absolutistic character, Hobbes' theory is, however, at its core democratic.[2]) The democratic starting point is clearly expressed by Hobbes himself. The "people rule in all governments," because every government, when first established, was necessarily a democracy.[3]) The democratic kernel and the inherent revolutionary dynamics were clearly perceived by the Court and rejected by the ruling classes, who were afraid and ashamed of that outspoken philosopher whose materialism allowed no veiling ideology. "I never read a book which contained so much sedition, treason and impiety" exclaimed Charles II. The contemporary political theory recognized this revolutionary tendency as clearly as Friedrich Julius Stahl did subsequently.[4])

The same holds true of Spinoza. The establishment of the secular and rationally justifiable authority in Holland was a much more progressive postulate than any of the political demands of other groups. The flirtation of William of Orange with the democratic movement is no more edifying than the pseudo-democratic theories.

[1]) from Baumer's book, p. 86.

[2]) A very careful analysis of the change in Hobbes' social contrast theory has been made by Frédéric Atger, *Essai sur l'Histoire des Doctrines du Contrat Social*, Paris 1906.

[3]) *Philosophical Rudiments*, Molesworth, ed. Vol. II, pp. 100, 160.

[4]) Gierke draws attention to the absolutist Johann Friedrich Horn who, in his *Politicorum pars architectonica de Civitate*, Traj. a. Rh. 1664, denounced Hobbes as a revolutionary. Gierke, *Althusius* (transl. as *The Development of Political Theory* by B. Freyd) New York 1938, pp. 76, 79, 177.

Pufendorf, in his rather flat rationalism, considers Natural Law as an imperfect obligation lacking the necessary sanctions. The fulfillment of Natural Law is "left solely to the divine judgment seat,"[1]) and "neither the fear of divinity nor the sting of conscience are sufficient."[2]) At the same time Pufendorf laid the basis of the *Rechtsstaat* theory. From the maxims of his Natural Law he developed a complete and self-sufficient system of rational law which, with almost mathematical precision, defined the rights and duties of the citizens, their contractual relations, the protection of their liberty and property. So complete was this system that, far into the period of liberalism, it could still serve as the textbook of jurisprudence.[3])

We may sum up: Although the absolutistic theories of Natural Law sacrifice human rights to the need for establishing a central coercive authority, they are predominantly rational because they base the authority upon the consent of man. They, too, must therefore recognize the essential and indestructible rationality and equality of man.

IX.

We do not need to add much about revolutionary Natural Law doctrines. It would be wrong to assume that they are always progressive. They are often merely devices to entice dissatisfied masses and to utilize them for narrow and completely egotistic aims. From the abundance of material, hardly ever discussed, we may choose, at random, some examples of this social phenomenon. There seem to be genuine revolutionary Natural Law doctrines in the heterodox theories of the middle-ages, especially in Latin Averroism. The most striking misuse of a genuine revolutionary Natural Law doctrine is that in the Albingensian movement. A movement, pledged to realize a perfect life on this earth, fighting against simony and Nicolaism—which had been resurrected in spite of the Gregorian reform—, a movement which attacked a vulgar and debauched clergy, challenged the right of property and rejected the right and duty to carry arms; which advocated, though obscurely and in a very contradictory way, some kind of socialism deduced from original rights of man,[4]) was misused by feudal aristocrats and finally exterminated.

Nor can we find any progressive Natural Law doctrine in the

---

[1]) *Elementorum Jurisprudentiae Universalis* (1660) (transl. Oldfather). Classics of International Law, Oxford, 1931, p. 160.

[2]) *De Officio Hominis et Civis Juxta Legem Naturalem*, 1623 (transl. Moore). Classics of International Law, Oxford, 1927, p. 104.

[3]) Pufendorf's position and influence are almost identical with that of Blackstone.

[4]) P. Alphandéry, *Les Idées Morales chez les Hétérodoxes Latins au XIIIe Siècle*. Paris, 1903.

disputes between Philip the Fair and Boniface VIII. The theories of the curialists (especially Aegidius Romanus) and of the Royal party (John of Paris, William Nogaret, Pierre Dubois) are opportunist theories of the very worst kind.[1]) We must not forget that the apologists of Philip the Fair (like William Nogaret) and of Ludwig of Bavaria (like William Ockham[2]) never hesitated to endow their masters with supernatural qualities,[3]) selecting their arguments from every available doctrine whether it be Augustine or St. Thomas, Aristotle or the Roman Lawyers, the Old or the New Testament.

The mere demagogic function of revolutionary Natural Law becomes very clear in the doctrines of the Catholic monarchomachs, Jean Boucher[4]) and Guillaume Rose.[5]) Boucher's and Rose's theories are apparently democratic and far more consistent than those of their calvinist opponents. It is important to ascertain the social function of these democratic theories, because they became historical realities in the struggle of the League and of the City of Paris against Henry III and Henry VI. The New League of 1585, organized for the fight against Protestantism, had a firm hold upon the lower classes, fortified by the mob which soon played an outstanding rôle.[6]) The new program of the League promised everything to everybody: the restoration of true religion; of the liberties of the nobles; to help the people; to defend the rights of the *Parlements* and to demand the regular convocation of the Estates General. This did not prevent the alliance of the League with the Duke of Guise and with Spain. The ensuing civil war follows a familiar pattern. In the name of original human rights and of Natural Law, the League exhorted its adherents to kill and murder opponents. The City of Paris sent emmissaries into the provinces in order to organize them on a strictly democratic basis. The demagogic character of Boucher's theory becomes still clearer after the accession of Henry IV. Paris was organized in 16 *Quartiers*. A municipal democracy was established with full concentration of legislative, administrative and judicial powers, which were finally transferred to a Council of Ten (1591). Emigrés were perse-

---

[1]) Richard Scholz, *Die Publizistik zur Zeit Philipp des Schönen und Bonifaz VIII*, Stuttgart, 1903.

[2]) Richard Scholz, *Unbekannte Kirchenpolitische Streitschriften aus der Zeit Ludwigs des Bayern*, Part I, Rome, 1911 §11; Part II, Rome, 1914 s. XII.

[3]) Bloch, op. cit., pp. 129, 142.

[4]) *De iusta Henrici Tertii Abdicatione e Francorum regno*, Paris, 1589, and *Sermons de la simulée Conversion et Nullité de la Prétendue Absolution de Henry de Bourbon.* Paris, 1594.

[5]) Rose has been identified by Charles H. McIlwain as the English refugee William Reynolds. cf. Charles H. McIlwain, *Constitutionalism and the Changing World*, N. Y. 1939 (Who was Rossaes?) Rose's work was *De Justa Reipublica Christianae in Rege Impius.* Paris 1590.

[6]) Lavisse-Mariéjol, *Histoire de France.* Vol. VI, 1, Paris, 1905, p. 243.

cuted, their property confiscated, and revolutionary tribunals instituted. We have here a specific revolutionary Natural Law, a forerunner of that of the French revolution and of the Paris Commune of 1870. The doctrine of the social contract was used to invest popular bodies with full and even terroristic powers, completely discarding the separation of powers for which the French *Parlements* and the Estates General had been fighting and continued to fight. Though the organizational forms of the religious wars were revolutionary, the social aims were in no way so. Boucher, Rose, Dorléans, and other Catholic leaders of the League were genuinely concerned with the restoration of the Catholic religion. But the decisive powers, the feudal leaders at the top and the mob at the bottom, cared little for religious disputes. Instead, they used religion and the social protest of the impoverished masses for so complete a perversion of these postulates that the outcome of the religious wars was merely the stabilization of the royal authority and the complete suppression of democratic and liberal natural law.

X.

Finally, we must mention the constitutionalist doctrines. Only a mere mention is necessary since they are very well known and, besides, have recently received admirable treatment from Charles Howard McIlwain.[1]) The constitutionalist doctrine may, as we already mentioned, be linked to any theory of the State except the charismatic one. It simply contains the demand for a restriction and limitation of the sovereign power by a system of norms which are regarded as being above the positive laws of the State. The line of development of the constitutionalist doctrine is clear. It runs from stoic natural law to the Roman jurists and Cicero. It pervades the legal and political thought of the middle ages. It becomes the theory of the French enlightenment.

That, of course, does not mean that modern constitutionalism is solely the product of liberal Natural Law. I have tried to show, in an earlier article in this journal[2]) that in continental Europe the influence of Descartes and mechanistic philosophy, especially on Montesquieu, must not be overlooked. Nor can restrictions imposed upon the sovereign power by tradition (such as the common law in England or the *Lois Fondamentales* in the *ancien régime*) be identified with Natural Law. Constitutionalism is thus made up of three

[1]) *Constitutionalism, Ancient and Modern, Ithaca,* 1940.

[2]) "Der Funktionswandel des Gesetzes im Recht der bürgerlichen Gesellschaft," *Zeitschrift für Sozialforschung,* VI (1937) pp. 542-596, esp. p. 556.

elements: optimistic Natural Law, mechanistic philosophy—that is, the belief in abstract general rules providing for calculable and predictable relations between the states and its citizens—, and common law embodying an old tradition. Constitutionalism likewise takes three forms: the German *Rechtsstaat,* where rights are preserved not by the participation of the citizens in the formation of the general will, but by the construction of an elaborate legal system providing for the highest amount of calculability; the English doctrine of the Sovereignty of Parliament and the Rule of Law where the protection of life, liberty, and property is primarily secured through the democratic origin of legislation and the tradition of common law; and the American form of judicial supremacy, which protects rights through judicial review of legislative acts, attempting to extend it over administrative decisions.

The one problem produced by the antagonism between the democratic conceptions and the liberal theories, cannot be exhaustively discussed here. I again refer to my earlier article. The doctrine of natural rights may very well be used for entirely reactionary aims, namely for the sabotage of democratic processes.[1]) The insistence upon the primacy of a liberal as compared with a democratic Natural Law is often the first step of a counter-revolution. To deal with these trends would involve a considerable enlargement of the present study. But though reactionary, even this perverted doctrine of Natural rights does at least contain elements of a rational theory of law. Though used for preserving antiquated positions, it still allows some discussion. The weakness of the constitutionalist doctrine is that it maintains its absolute and equal validity against any theory of the State, even against the democratic one. The democratic theory of Natural Law is, however, on the whole, a truer one than any other, since it provides for the rational justification of the State.

[1]) That is why it has been rejected by Linguet, the famous critic of the rationalistic-liberal natural law doctrines. (*Théorie des Lois Civiles.* London, 1767, 2 Vols.)

CONCLUSION.

We may sum up the results of our analysis.

1. Every Natural Law theory, whether optimistic, pessimistic or agnostic, whether conservative, absolutistic, revolutionary, democratic or liberal, is based on the view that man is a rational creature.

2. It follows that only man and not artificial persons, like corporations or states, can base his rights on the law of nature.

3. Natural Law thus insists on the universality of law and the impossibility of reducing any man to the status of a slave.

4. It implies the impossibility, rationally to justify any kind of tyranny and oppression.

5. The truest of all Natural Law doctrines is the democratic one. Wherever a democratic Natural Law theory exists, a liberal one can only have a subsidiary function.

6. Whenever Natural Law doctrines deduce elaborate systems with political and social postulates (whether it be private property or socialism) they are arbitrary and have no validity.

7. The principles which are still valid, although not solely derived from Natural Law, are the generality of the law, the equality of men, the prohibition of individual legislative decisions, the impossibility of retroactive legislation, especially in penal law, and an independent judiciary.

This may be little. But that little stands in complete contrast to authoritarian theory and practice.

Les origines sociales de l'incrédulité bourgeoise en France.

Par
Bernard Groethuysen.

Au cours de la seconde moitié du XVIII[e] siècle, on voit se développer en France le sentiment très net que les temps ont changé. Entre le présent et le passé, il semble que les liens soient rompus. Un homme nouveau a pris conscience de lui-même et renie les traditions. Mais il serait bien incapable de préciser en quoi exactement il se distingue de ses ancêtres et ce qu'il y a de réellement neuf. Il n'a pas trouvé sa formule. Une révolution s'est produite, mais elle s'est produite, pour ainsi dire, sans lui. Il n'y reconnaît pas encore son œuvre et se borne à la constater: il n'a pas encore fait sa révolution. Pour l'instant, il discute de tout, il met tout en question; il a le sentiment que ce qui est ne correspond pas à ce qui devrait être; il s'essaie à penser autre chose. Mais il sait encore mal ce qu'il veut. Il y a certainement une fermentation des esprits; mais on n'aperçoit pas encore une idée dominante, une "programme," et on ne se rend pas bien compte de ce qui fait l'unité du mouvement.

C'est aussi ce qui semble rendre particulièrement difficile la tâche de l'historien et du sociologue qui voudraient saisir les profonds changements dont parlent les contemporains. Si le sociologue s'en tient aux livres des philosophes du temps, il risque souvent de prendre des idées spéculatives ou de simples paradoxes pour des conceptions généralement admises, pour des manifestations de l' "opinion publique." Pourtant, il semble bien que quelles que soient les incertitudes de l'esprit nouveau et les différences entre ceux qui s'en réclament, il y ait quelque chose qui leur soit commun: l'incrédulité. L'homme nouveau a cessé de croire. Il renie son passé religieux et vit en dehors de la communion des fidèles. Et c'est à son incrédulité qu'il se reconnaît; c'est elle qui lui permet de s'affirmer lui-même comme homme de son temps en face du passé. C'est dans son opposition à la foi que la bourgeoisie nouvelle en France a pris conscience d'elle-même, avant de pouvoir encore s'affirmer comme classe et formuler ses revendications.

"Ceux qui nous ont précédés dans la carrière évangélique,"

dit l'abbé Poulle, "ont vu et déploré les mêmes égarements, mais ce qui n'appartient qu'à notre siècle, et ce qui était réservé à notre douleur, nous voyons tramer une conspiration contre le Seigneur, le Dieu d'Israël presque sans adorateurs."[1]) Quel est le pasteur qui n'ait vu avec étonnement la foi diminuer, s'éteindre, s'anéantir d'un jour à l'autre, disent les prédicateurs, et ce qui leur paraît particulièrement grave, c'est qu'il ne s'agit plus de tel article de foi que l'enfant du siècle mettrait en doute, mais de tout l'ensemble de la doctrine catholique. "Ce n'est plus un seul point de la religion que l'on attaque; c'est tout le corps de la religion que l'on renverse," disait déjà l'abbé Pacaud.[2]) "Ce ne sont plus de dogmes particuliers, c'est la religion entière que l'on attaque: ses ennemis ne s'arrêtent plus à abattre ses rameaux; ils ont porté la cognée à la racine"[3]), lit-on dans une Instruction pastorale.

Mais comment arrêter le mal? se demandent les représentants de l'Église. "Le scandale est si grand, l'aveuglement si général, l'insensibilité des cœurs si profonde, en un mot, les excès sont si multipliés et le mal s'accroît si visiblement qu'il semble que nous touchions à l'époque de l'extinction du flambeau de la foi dans cet Empire; il n'y répand qu'une lueur faible et languissante, à peine y voit-on quelque vestige de la religion de nos pères; si un petit nombre de fidèles, précieux restes de sa fécondité, ne s'est pas encore laissé entraîner dans le torrent, tiendront-ils longtemps contre les amorces de la séduction? Et ne devons-nous pas craindre que bientôt il n'y ait plus de foi parmi nous?"[4]), dit un évêque.

On pourrait donc croire, en écoutant certains prédicateurs, que la fin de l'Église est proche et que "seul un miracle divin pourrait encore la sauver." Car où pourrait-elle encore trouver des fidèles? "Le poison se répand à vue d'œil dans les familles, dans les cercles, dans les sociétés, dans les différents corps de l'État, et nous sommes menacés d'une défection générale. On a honte de paraître chrétiens"[5]), lit-on dans un écrit du temps. Ce sont de "vrais orages d'impiété," dit un prédicateur rouennais. "Déjà les leçons de l'impiété retentissent jusque dans les provinces les plus éloignées de la capitale"[6]), lit-on dans un Mémoire adressé au Roi par l'As-

[1]) L'abbé Poulle, cité dans: La Harpe, Lycée, 1829, t. XIV, p. 75.

[2]) L'abbé Pacaud, Discours de piété sur les plus importants objets de la religion , 1745.

[3]) Instruction Pastorale de Monseigneur l'Évêque de Langres sur l'excellence de la religion, 1786, p. 4 ss.

[4]) Instruction Pastorale de l'évêque de Lodève sur les sources de l'incrédulité du sièle, 1765.

[5]) Pelvert, Lettre d'un théologien à M.*** où l'on examine la doctrine de quelques écrivains modernes contre les Incrédules, 1776, p. 4.

[6]) Procès-verbal de l'Assemblée générale extraordinaire du Clergé de l'année 1782, 1783.

semblée générale du Clergé de 1782. En effet, comme nous le dit l'évêque de Langres, la contagion de l'incrédulité gagne de proche en proche, "son souffle empesté frémit déjà autour de la cabane du pauvre et des ateliers de l'artisan."[1])

Mais comment expliquer que l'incrédulité ait pu ainsi étendre son empire et qu'on assiste tous les jours à ses "effroyables progrès"? Que tel individu, épris de l'indépendance et préférant se fier à ses propres lumières, abandonne les traditions et s'isole de la communauté des croyants, cela s'était vu de tout temps et l'Église, forte de son autorité et sûre de l'appui de la masse des fidèles, n'était pas embarrassée pour répondre aux "esprits turbulents." Mais la communauté des fidèles voit maintenant se dresser devant elle une autre communauté, dont elle distingue mal les caractères. Ceux qui sont devenus incrédules ne parlent plus chacun en son propre nom; l'incrédulité n'est plus le propre de tel individu. On est incrédule comme autrefois on était croyant, on ne l'est pas par un esprit de singularité; on l'est parce qu'en restant le croyant d'autrefois on trahirait une cause commune, on s'excluerait de la nouvelle communauté qui s'est formée entre temps et qui se dresse contre l'Église. Mais comment l'incrédulité, qui d'abord n'avait été en France que le fait de l'individu affirmant son indépendance, est-elle devenue un des caractères distinctifs de toute une société?

"Oui, mes Frères," dit Massillon, "tous nos prétendus incrédules sont de faux braves, qui se donnent pour ce qu'ils ne sont pas: ils regardent l'incrédulité comme un bon air; ils se vantent sans cesse de ne rien croire; et à force de s'en vanter, ils se le persuadent à eux-mêmes: semblables à certains hommes nouveaux que nous voyons parmi nous, lesquels touchent presque encore à l'obscurité et à la roture de leurs ancêtres, et veulent pourtant qu'on les croie d'une naissance illustre et descendus des plus grands noms; à force de le dire, de l'assurer, de le publier, ils parviennent presque à se le persuader à eux-mêmes. Il en est ainsi de nos prétendus incrédules: ils touchent encore, pour ainsi dire, à la foi qu'ils ont reçue en naissant, qui coule encore avec leur sang, et qui n'est pas effacée de leur cœur; mais c'est pour eux une manière de roture et de bassesse dont ils rougissent; à force de dire qu'ils ne croient rien, de l'assurer, de s'en vanter, ils croient ne rien croire, et en ont bien meilleure opinion d'eux-mêmes."[2])

Ce roturier de l'incrédulité du début est encore "peuple," il

---

[1]) Instruction Pastorale de Monseigneur l'Évêque de Langres, p. 5.
[2]) Massillon, Œuvres. Ed. Lefèvre, 1938, t. I, p. 397.

s'essaie à ne pas croire, mais souvent il y réussit mal; il est encore mal guéri de la foi; les croyances d'antan le guettent; des peurs secrètes le menacent; il n'est pas sûr de lui-même, il lutte contre la coutume de la foi qu'il n'est pas encore parvenu à déraciner en lui. "Que de combats, l'impie est-il obligé de soutenir contre les principes de l'éducation, contre les maximes de la vie commune, contre les exemples de ceux avec lesquels il lui faut vivre et agir? . . . Tout cela peut-il se détruire, s'anéantir si absolument dans un esprit qu'il n'y reste plus aucune épine capable de le piquer, de le rendre au moins inquiet sur son état?"[1]) Ainsi le cœur du libertin sera-t-il souvent resté chrétien, tandis que son intelligence traite de préjugés ce que parfois, sans le savoir, il croit encore. "C'est que nos incrédules ne sont point fermes dans l'incrédulité," dit Massillon. "Ils blasphèment la religion qu'ils conservent encore dans le cœur; ils résistent à la conscience qui prend en secret le parti de la foi contre eux-mêmes." C'est pourquoi "la plupart de ces hommes qui se donnent pour incrédules, vivent pourtant dans des variations perpétuelles sur le point même de l'incrédulité. En certains moments, les vérités de la religion les touchent; ils se sentent agités de vifs remords . . . en d'autres, ils se moquent de ces vérités; ils traitent les serviteurs de Dieu avec dérison, et la piété elle-même de chimère. . . ." C'est ainsi que l'esprit fort, tout en prêchant l'impriété, ne peut "réussir à devenir lui-même totalement impie."[2])

Si les profanes ne savent plus croire d'une foi simple, ils ne sont pas sûrs de pouvoir ne pas croire. On les entendra dire, en s'adressant aux prédicateurs, "qu'ils se convertiraient, s'ils étaient bien sûrs que tout ce que nous leur disons de la religion fût véritable; que peut-être il n'y a rien après cette vie; qu'ils ont des doutes et difficultés sur nos mystères, auxquels ils ne trouvent pas de réponse qui les satisfasse; qu'au fond, tout paraît assez incertain. . . ." Mais essayant alors de l'incrédulité, ils ne savent non plus être fermes et assurés dans leur irréligion, et "voudraient pour se rassurer rencontrer quelqu'un qui leur parût véritablement affermi dans ce parti affreux." Il y a lutte en eux entre une âme qui a encore conservé bien des traces du christianisme et une intelligence qui craint "d'en trop croire." S'ils croient encore, ils ne peuvent plus avouer leur foi, et quand ils désavouent la foi, ils ne peuvent s'empêcher de croire encore.

L'Église, pour lutter contre "ces faux héros de l'impiété,"

[1]) Migne, Collection des orateurs chrétiens. Première série, t. 28, col. 549 ss.: De la Rue, Sermons.
[2]) Massillon, l. c., t. I, p. 396, 398, 392; t. II, p. 653.

prend, pour ainsi dire, chacun des impies à part. Elle guette ses moments de faiblesse; elle en appelle à ses dires, à ses sentiments, de ses raisonnements à son cœur. "Écoutez-vous, vous-mêmes," dit Massillon, "et vous serez fidèles." C'est aussi pourquoi ceux qui se disent ne pas croire ne sont souvent que des "hypocrites de l'impiété et du libertinage." "La plupart de ceux qui se disent incrédules, ne le sont pas," dit Massillon; ils se "donnent sans cesse le change à eux-mêmes, et ne paraissent ce qu'ils ne sont pas que parce qu'ils souhaitent de l'être." Ils jouent un "personnage emprunté." Pour leur arracher le masque, les prédicateurs invoqueront, non sans malice, la fin du libertin qui au dernier moment se convertit. "D'où vous viennent dans ce dernier moment, ces sentiments de crainte, de respect pour l'Être suprême? N'est-ce pas parce que vous les aviez toujours eus, parce que vous aviez imposé au public par une fausse ostentation d'impiété, et que la mort ne fait que développer les dispositions de foi et de religion que vous aviez toujours conservées pendant votre vie?"[1])

Il n'y aurait donc encore, comme le prétend l'abbé Trublet, que "peu d'incrédules bien affermis dans leur incrédulité."[2]) Pour se rassurer, ceux qui s'essaient à ne pas croire, demanderont aux autres qui se disent chrétiens, si eux y croient réellement. Ils leur démontreront que leurs actions ne sont guère d'accord avec la prétendue foi qu'ils confessent, ou bien ils railleront ceux qui croient, les traitant d'esprits faibles qui ne savent pas raisonner. Mais pour se prouver alors à lui-même et aux autres qu'il est réellement au-dessus des "terreurs du vulgaire," l'incrédule dépassera facilement, dans ses affirmations, la mesure de ce qu'il est en vérité en état de ne pas croire, son "désir de l'incrédulité"[3]) le poussant parfois à dire ce qu'il ne pense pas. Aussi, recherchant le paradoxe, l'esprit fort se laissera-t-il souvent entraîner à prendre le contre-pied de tout ce qui est admis, et voulant trop prouver, se mettra-t-il dans son tort. Les prédicateurs, le prenant au mot, démontrerant par son exemple à quelles conséquences dangereuses l'incrédulité doit mener.

Ce qui manque encore à ses incrédules du début—qui ne sont encore que des isolés et n'ont pas trouvé de nouvelles mèsures pour remplacer les anciennes—c'est le contrôle qu'exercera plus tard sur les idées et sur les sentiments une vie bourgeoise bien réglée qui déterminera ce qui est admissible et ce qui ne l'est pas. Pour l'instant, les incrédules la plupart du temps se complaisent dans

1) Ibidem, t. I, p. 388, 396, 143, 390, 56, 398, 393.
2) Trublet, Essai sur divers sujets de littérature et de morale, 2e édition, 1747, p. 425.
3) Massillon, l. c., t. I, p. 390.

leur rôle d'originaux, de personnages qui ne sont pas et ne pensent pas comme les autres. "Le libertin," dit Bourdaloue, "renonce à sa foi par un esprit de singularité, pour avoir le ridicule avantage de ne pas penser comme pensent les autres, de dire ce que personne n'a dit, et de contredire ce que tout le monde dit. . . ."[1]) Il affecte "d'avoir un langage à part; il traite avec dédain ce qu'il y a de plus auguste et de plus terrible dans la doctrine de Jésus-Christ, se piquant de force d'esprit et de supériorité de raison."[2])

Bayle, en parlant des libertins, dit qu'on les trouve parmi "les jeunes gens d'une condition plus relevée." Ou, dans un autre passage, "parmi les gens du monde, et surtout du grand monde."[3]) "L'impiété," dira Massillon, "est presque devenue un air de distinction et de gloire . . . c'est un mérite qui donne accès auprès des grands; qui relève, pour ainsi dire, la bassesse du nom et de la naissance."[4]) Aussi "cette plaie a-t-elle passé du palais des grands jusque dans le peuple," dit-il encore, en déplorant l'influence croissante des discours de l'irréligion et des "maximes du libertinage." Mais l'irréligion, en se répandant parmi ceux qui veulent imiter les grands, n'est souvent qu'une affaire de mode. La profession d'incrédulité devient "un bon air," et ceux qui emploient ainsi le "jargon de l'incrédulité" parlent sans vraie conviction. "Ils ne sont pas incrédules; ils ne sont que les échos de l'incrédulité; en un mot, ils savent ce qu'il faut dire pour douter, mais ils n'en savent pas assez pour douter eux-mêmes."[5])

La force de l'incrédulité dans ses débuts se trouve chez ceux qui, sans se soucier de l'opinion commune, courent le risque de ne plus croire et savent à quoi ils s'engagent. Ce sont en quelque sorte des individualistes, des aristocrates de la pensée qui cherchent à s'élever au-dessus des préjugés vulgaires. "Qui fait dans le monde tant de libertins en matière de créance?," demande Bourdaloue, et il répond: "l'affectation d'une vaine et orgueilleuse singularité, dont les libertins se piquent; ils croient qu'il leur suffit d'être singuliers, pour avoir plus de lumière et plus de raison que les autres: ne pas penser comme les autres, et parler autrement que les autres . . . voilà tout le secret de leur libertinage."[6]) Ils se font de l'incrédulité, dit Massillon, "une supériorité de raison et une

---

1) Bourdaloue, Sermon sur la Religion chrétienne.
2) Massillon, l. c., t. II, p. 374.
3) Bayle, Réponse aux questions d'un provincial. Œuvres, t. III, p. 1054 et 1058.
4) Massillon, l. c., t. I, p. 571.
5) Massillon, l. c., t. II, p. 506; t. I, p. 398, 395.
6) Bourdaloue, Œuvres, t. II, p. 525.

distinction où ils ne croient pas la plupart des hommes capables d'atteindre." Mais c'est précisément l'esprit de singularité dont font preuve les incrédules, et leur manie de s'attaquer à toutes les opinions reçues sans distinction, qui permettront à l'Église de les condamner au nom de la communauté des honnêtes gens qui tiennent à la morale et aux bienséances. Si l'incrédule prépare la voie à la bourgeoisie éclairée en s'élevant au-dessus des "préjugés populaires"[1]), il est encore trop exclusivement "bel esprit"[2]) pour que la profession de l'incrédulité puisse convenir à toux ceux qui, bien que raisonnant sur la religion, ne sont nullement disposés à laisser enfreindre le bon ordre et les bienséances.

"Car vous qui vous faites honneur de ne pas croire, savez-vous bien ce que c'est qu'un incrédule?," demande Massillon. "C'est un homme sans caractère, sans mœurs, sans probité. . . "[3]) Celui qui abjure la foi tombe nécessairement dans la débauche. "C'est un personnage sans crainte de Dieu et des hommes, capable de tout excepté de vertu et d'innocence"; et ce qui le prouve bien, c'est l' "ostentation de licence et de débauche," le "mépris public de la vertu" qu'on rencontre chez le libertin et qui semble inséparable des "railleries" et des "discours impies." C'est "une singularité de débauche encore plus affreuse que celle de leur doctrine" que Massillon leur reproche. Et c'est "ce fonds de mœurs abominables" qui fait douter de la sincérité de leurs convictions, quand ils s'attaquent à la religion. "Ils protestent d'abord que c'est sans intérêt qu'ils ont secoué le joug de la religion, et que la vérité seule les a forcés de se défaire des erreurs communes; mais leurs mœurs, ô mon Dieu, découvrent l'artifice et la fausseté de leurs discours." Les prédicateurs concluent de là que c'est "la débauche" qui "avait été la première source de leur irréligion." C'est la "volupté" qui "a presque fait tous les incrédules." Leur "cœur était corrompu, avant que leur foi fît naufrage." C'est le "dérèglement" qui conduit au "désir de l'incrédulité." Ainsi les "passions" auraient "toujours été le seul berceau de l'incrédulité: on ne secoue le joug de la foi que pour secouer le joug des devoirs."

Aux reproches que leur adresse l'Église, les incrédules que peuvent-ils répondre? Ils n'ont pas, pour ainsi dire, fait leurs preuves dans la vie. Ils n'ont fait encore que commencer l'expérience de l'incrédulité, sans pouvoir démontrer qu'elle réussit. En face d'eux se dresse la communauté des fidèles. Que peuvent-ils lui opposer qui vaille? Cet incrédule ne mérite donc aucune confiance.

---

1) Massillon, l. c., t. II, p. 506; t. I, p. 395.
2) La Bruyère, Caractères.
3) Massillon, l. c., t. I, p. 398.

Qui est-il? De quel droit s'élève-t-il contre les manières de vivre et de penser qui sont celles de tout le monde?

Les libertins, pour répondre aux attaques de l'Église, accuseront ses ministres d'être des hypocrites et railleront les dévots. Ils se croiront ainsi justifiés de qualifier "toute piété d'artifice et d'hypocrisie." Mais en prétendant ainsi condamner l'hypocrisie, n'est-ce pas la vertu même qu'ils visent dans leurs attaques? Ce sont les "gens de bien qui sont aujourd'hui le plus en butte à la malignité des discours publics; et l'on peut dire que la vertu fait dans le monde plus de censeurs que le vice," dit Massillon. Ainsi "la tentation la plus ordinaire n'est pas de se glorifier d'une fausse vertu; c'est de rougir de la véritable."[1]) C'est pourquoi les libertins aiment à confondre "l'homme de bien avec l'hypocrite, afin de rendre toute vertu suspecte." Et mettant en doute la foi, ils ne tendent qu'à justifier les vices.

Les libertins confondent donc avec la cause de la foi celle de la vertu. Et c'est ce qui permet à l'Église de les attaquer au nom des "gens de bien." Ils semblent prouver par leurs discours et leurs exemples qu'en cessant de croire on abandonne toute règle de vie. Et l'Église, en prenant la défense de la morale, pourra alors en appeler contre les libertins au témoignage de tous les gens de bien. "Mais quand les gens de bien ne seraient pas si utiles à la terre; quand ce ne serait pas eux qui maintiennent encore parmi nous les restes de la sûreté publique, la bonne foi dans le commerce, le secret dans les conseils, la fidélité dans les affaires, la religion dans les promesses, l'intégrité dans les soins publics, l'amour des peuples dans l'autorité, qu'y a-t-il de plus grand et de plus respectable dans le monde que la vertu?"[2]) Pour réfuter les incrédules, il semble qu'il suffise de dénoncer leurs vices. "L'incrédulité de l'impie et du libertin s'accorde avec le désordre et la corruption de sa vie: donc elle ne vaut rien. En deux mots, voilà sa condamnation."[3])

Ce sera au bourgeois de prouver qu'on peut être incrédule, tout en menant une vie parfaitement réglée, qu'on peut être "honnête homme sans être chrétien." On le disait, il est vrai, déjà du temps de Massillon, et les enfants du siècle citeront bien des exemples d'hommes vertueux sans religion. Mais les prédicateurs leur répliqueront qu'il ne s'agit que d'un "fantôme d'honneur et de probité," que "sans la crainte de Dieu toute probité humaine est ou fausse ou du moins elle n'est pas sûre"[4]), et si même cela pouvait être et que ce fût avéré qu'on peut être homme de bien en renoncant

[1]) Massillon, l. c., t. I, p. 398; t. II, p. 506; t. I, p. 170 ss., 643, 390, 394, 382, 251.
[2]) Massillon, l. c., t. I, p. 401, 317.
[3]) Bourdaloue, Œuvres, t. II, p. 361.
[4]) Massillon, l. c., t. I, p. 588.

à la foi, ne suffit-il pas de citer l'exemple des libertins pour démontrer les dangers de l'incrédulité?

Pour pouvoir résister à toutes ces attaques, il faudrait que les libertins eussent une conviction bien affermie qu'ils pussent opposer aux certitudes de la foi. Mais c'est précisément à quoi généralement ils ne sauraient atteindre. Souvent ils doutent, ils hésitent. "Ce qui rend encore le libertin plus inexcusable", dit le prédicateur de La Rue, c'est de se jeter "dans le doute et jamais dans une pleine et paisible conviction." Évidemment, avec le temps, quand le nombre des libertins augmentera, l'individu pourra de plus en plus se croire justifié à mettre en doute ce que l'Église enseigne. Seulement, qui sont donc ceux qu'il rencontre sur la voie de l'incrédulité? "Mais avec qui doutez-vous dans ce malheureux état? Avec tout ce qu'il y a de corrompu et de scélérat dans ce monde"[1]), lui dira le P. de La Rue. Ainsi le libertin semble toujours en fort mauvaise position du moment qu'on porte la question sur le terrain moral et que, abandonnant le domaine de la spéculation, on se tourne vers les réalités sociales.

"Il y a une incrédulité de cœur, aussi dangereuse pour le salut que celle de l'esprit," dit Massillon. Les mondains, "n'ont pas encore secoué le joug" de la foi "comme tant d'autres; ils ne se font pas une gloire affreuse de ne pas croire en Dieu; ils ne blasphèment pas ce qu'ils ignorent; ils ne regardent pas la religion comme un jeu et une invention humaine; ils veulent y tenir encore par quelques dehors; mais ils n'y tiennent point par le cœur, mais ils la déshonorent par leurs désordres, mais ils ne sont chrétiens que de nom."[2]) Ils ne sont pas de ces impies qui "se révoltent ouvertement contre Dieu et la religion."[3]) Ils continuent à croire, mais ils ne font pas usage de leur foi; ils vivent comme s'ils ne croyaient pas. Ils croient même assez facilement "les mystères qui paraissent être le plus au-dessus de notre intelligence et qui semblent choquer davantage notre raison, comme sont les mystères de la Trinité, de l'Incarnation, etc." Mais il en est autrement quand il s'agit de la morale de l'Évangile. Tout en croyant aux mystères, ils ne semblent pas croire aux "autres vérités de l'Évangile sur le renoncement à soi-même, sur le mépris du monde . . . sur le mérite de la pauvreté. . . ."[4])

Il arrive souvent au libertin que dans le fond de son cœur, il continue à croire quand son esprit estime s'être détaché de toute

---

[1]) Migne, l. c., t. 28, col. 879: de La Rue, Sermon sur l'Aveuglement.
[2]) Massillon, l. c., t. I, p. 146, 81.
[3]) Migne, l. c., t. 29, col. 71: Le Père André Terrasson.
[4]) Le P. Jean Croiset, Réflexions chrétiennes sur divers sujets de morale, 1752, t. I, p. 395.

croyance. Chez le mondain, ce sera souvent le contraire. La raison admet les vérités de la foi; le cœur s'en détache. Ainsi la foi dépérit. "Combien de gens dans le monde n'ont presque plus qu'une foi d'éducation, qu'une foi de bienséance, qu'une ombre de foi?"[1]), dit le P. Croiset. De là cette contradiction "monstrueuse de créance et de mœurs"[2]) chez le mondain. Les mondains vivent comme si la foi n'existait pas. Ils "vivent dans le monde comme si l'Évangile n'y avait rien changé." En vain chercherait-on quelque trace de la foi dans la vie qu'ils mènent. "Entre-t-il le moindre rayon de la foi dans le détail universel de notre conduite?"[3]), demande le P. Rapin. Les considérations religieuses cesseront alors de plus en plus de compter parmi les motifs dont on s'inspire dans la vie de tous les jours. On vit comme s'il n'y avait pas de religion; on n'en fait "aucun usage." Et ceux qui oublient ainsi la religion, n'oseraient pas "s'en dispenser tout à fait: vivre comme des impies sans aucune profession de culte, sans en remplir du moins quelques devoirs publics, on se regarderait comme des anathèmes dignes des foudres du ciel."[4]) Il ne s'agit pas des libertins qui, ouvertement renient leur foi. Ils ne vont point, dit Bayle, "jusque la rejection formelle de leur catéchisme, ni même, jusqu'au doute formel. La plupart de ces gens-là conservent dans leur esprit la théorie de la religion. Il est vrai qu'ils l'y conservent comme un meuble très inutile, puisqu'ils ne la consultent point comme règle de leurs actions. On ne peut même pas toujours assurer qu'elle soit toujours oiseuse dans leur âme. Ils font quelquefois de grandes aumônes pour le rachat de leurs péchés."[5])

Le mondain, bien plus docile que le libertin, ne veut pas abandonner la foi et tient à rester chrétien; il ne brave pas Dieu, comme le fait le libertin; il ne se "fait point gloire de son impiété et de ses excès."[6]) Tout en se livrant "aux plaisirs, aux vanités, à tous les abus du siècle," il vivra "dans une régularité que le monde approuve." Pourvu que les "âmes mondaines" vivent "exemptes des grands désordres", que leur conscience n'ait pas de "vice grossier et criant" à se reprocher, il vivra "au milieu de tous les plaisirs, de tous les abus, de toutes les sensualités, de toutes les dissipations que le monde autorise" et se croira "en sûreté dans cet état"[7]), il sera "vicieux pour ainsi dire avec bienséance." Le

---

[1]) Ibidem, p. 401.
[2]) Le P. Jean Croiset, Parallèle des Mœurs de ce siècle et de la Morale de Jésus-Christ, 1743, t. I, p. 354.
[3]) Le P. Rapin, Œuvres diverses, 1695, p. 319.
[4]) Massillon, l. c., t. I, p. 81.
[5]) Bayle, Œuvres, t. III, p. 1058.
[6]) Bourdaloue, cité dans E. Byrne, Bourdaloue moraliste, p. 367.
[7]) Massillon, l. c., t. I, p. 112, 274, 447.

mondain évitera donc les excès. Ce n'est plus un libertin qu'on puisse livrer à l'horreur du public, un isolé qui, de par ses paradoxes, s'excluait lui-même de la communauté des honnêtes gens. Le mondain est en règle avec la société. Il parle au nom des bienséances; il a le monde de son côté. Et qu'est-ce que le monde? "Le monde . . . c'est le grand nombre."[1]) Il règne aujourd'hui absolument dans toutes les conditions. "On peut dire que ce monde est une secte aujourd'hui presque universelle de gens."[2]) Et loin de débiter des paradoxes, comme le fait le libertin, le mondain ne fait état que des "maximes les plus universellement reçues dans tous les états, et sur lesquelles roulent les mœurs de la multitude."

Les prédicateurs croyaient pouvoir traiter le libertin avec mépris. Le libertin n'avait rien à opposer à la communauté des fidèles que des sentiments souvent mal affermis ou des paradoxes. Le mondain par contre, a pour lui l'opinion de la "multitude." Il n'exprime que ce que "tout le monde" pense. Il oppose, pour ainsi dire, les sentiments de la communauté des profanes à ceux de l'Église. Ses opinions n'ont rien de hasardé. Il parle au nom du monde; et c'est cette autre puissance qui est en lutte avec celle de l'Église qu'il faudrait pouvoir détruire pour faire du mondain un chrétien. "Vous êtes du monde, mon cher Auditeur? mais c'est là votre crime, et vous en faites votre excuse? un chrétien n'est plus de ce monde; c'est un citoyen du ciel; c'est un homme du siècle à venir; c'est le juge et l'ennemi du monde."

Comment les mondains se justifieront-ils en face de l'Église qui lance l'anathème contre le monde, "terre de malédiction"? Qu'est-ce que le monde pour les mondains eux-mêmes qui l'aiment, qui paraissent enivrés de ses plaisirs et qui ne peuvent se passer de lui?", demande Massillon. N'avouent-ils pas eux-mêmes "que les hommes sont bien insensés de tant s'agiter, et que le monde est bien peu de choses." Et quelle meilleure preuve à donner que l'exemple des grands? "Plus les grands sont élevés, plus ils sont malheureux." En vain chercherait-on le bonheur dans le monde. "Le monde étale des prospérités; le monde ne fait point d'heureux. Les grands nous montrent le bonheur, et ils ne l'ont pas." C'est que "si les plaisirs occupent les dehors, le dedans est toujours vide."[3])

Ainsi l'illusion du monde se dissipe. Le mondain lui-même se rend compte de la vanité des plaisirs. Au fond de lui-même, il est d'accord avec l'Église, et ce sera son propre aveu qui fournira

[1]) Ibidem, p. 308.
[2]) Croiset, Parallèle..., t. I, p. 269.
[3]) Massillon, l. c., t. I, p. 304, 355; t. II, p. 619; t. I, p. 3, 259; t. II, p. 48, 650.

la preuve pour "la faiblesse et la fausseté des plaisirs du monde." "Nous sentons tout le vide du plaisir; il est des moments de réflexion qui nous tuent." Et c'est dans ces moments de réflexion que le mondain avoue que les prédicateurs ont raison quand ils condamnent le monde. Mais que peuvent-ils avancer pour justifier sa séduction? Le mondain ne prend pas fait et cause pour le monde. Il n'oppose pas les valeurs de son "monde" ou monde que représente l'Église. Il ne se justifie pas. Il cherche des excuses. Il ne demande pas que l'Église l'approuve; il voudrait qu'elle se montrât plus indulgente à son égard. Il dira aux prédicateurs qu'il ne saurait trouver "le monde si noir et si pernicieux" qu'ils le disent, "qu'au fond on peut l'aimer innocemment." Car enfin, n'y a-t-il pas des délassements innocents dans la vie?"

Les prédicateurs répondront "qu'une vie de jeu, de plaisir, de spectacle, d'amusement, quand même il ne s'y mêlerait rien de grossier et de criminel, est un parti fort douteux pour l'éternité." "Voudriez-vous aller paraître devant Dieu, et n'avoir rien à lui présenter que ces plaisirs, ces amusements que vous appelez innocents, et qui composent presque tout le fond de votre vie? Je vous le demande."[1])

Les mondains ne paraissent jamais tout à fait certains que les prédicateurs aient tort. Aussi les enfants du siècle, tout en ayant grande envie de se mettre un peu à l'aise et de suivre leurs inclinations mondaines, seront-ils encore craintifs et mal assurés, ne sachant si cela peut se faire sans courir de trop grands risques pour leur salut. Ce qu'ils voudraient se réduirait en somme pour beaucoup d'entre eux à obtenir une plus grande tolérance de la part de l'Église et à se voir concéder qu'il peut y avoir des plaisirs innocents. Or, ils trouveront des prédicateurs qui, jusqu'à un certain point, sauront condescendre à leurs plaisirs. "Je ne veux rien exagérer," dit le P. Bourdaloue, "et ce n'est point mon dessein de condamner sans exception tous les divertissements de la vie." Il veut bien reconnaître qu'il y a "des récréations innocentes, des récréations honnêtes," mais, ajoute-t-il, "ces divertissements du monde permis et innocents sont bien rares."[2]) Ainsi en gardant même "toute la modération nécessaire,", en ne passant point "les bornes d'une bienséance raisonnable, d'une amitié honnête" et si l'on veut "d'une réjouissance modeste et chrétienne"[3]), le chrétien fera bien de veiller sur lui-même. Mais ce qui est parfaitement condamnable, c'est "cette habitude de vous divertir beaucoup et

---

[1]) Massillon, l. c., t. II, p. 649 ss.; t. I, p. 307, 466, 481.
[2]) Bourdaloue, Sermon sur les Divertissements du Monde.
[3]) Bourdaloue, Sermon sur l'éloignement et la fuite du Monde.

de vous appliquer peu au lieu de suivre l'ordre de Dieu qui serait de vous divertir peu, pour vous appliquer beaucoup."[1]) Les enfants du siècle rechercheront alors des arrangements avec Dieu et son Église et ne manqueront pas de se servir des "expédients que les casuistes leur présentent."[2]) Ils voudront trouver des excuses devant Dieu et devant leur propre conscience, qui est encore mal libérée de ce que, à certains moments, ils appellent des "préjugés de l'enfance." Une de ces excuses consistera à dire qu'ils ne font que des "choses bien naturelles," et ils se rapprocheront alors du libertin. Mais en parlant de la sorte, ils ne prétendent pas substituer aux devoirs du christianisme d'autres devoirs, mais augmenter seulement le nombre des choses permises. L'Église a une morale sévère. Le mondain semble demander simplement s'il faut toujours être moral et si Dieu ne permet pas quelque relâche ou quelque délassement.

Ainsi le mondain s'adressera aux confesseurs pour savoir si l'on peut faire telle chose, si l'on peut se permettre tel plaisir sans risquer d'aller en enfer. En effet, les mondains n'hésiteraient pas à se livrer "à toutes sortes de dérèglements s'il n'y avait pas un enfer pour les punir"[3]), et la question qu'ils se posent et qu'ils posent à leurs confesseurs consiste à savoir jusqu'où l'on peut s'adonner aux plaisirs sans risquer d'être damné éternellement, c'est-à-dire comment il faut faire pour pouvoir en toute sécurité s'abandonner à ses penchants, en ne s'interdisante que ce qui nous "éloigne visiblement de Dieu." Ou, autrement dit, on voudrait savoir le plus exactement possible "s'il est permis d'assister aux spectacles, si la morale de l'Évangile peut s'accommoder de ces différents amusements que vous vous permettez."[4]) Le monde cherchera donc à avoir des précisions pour pouvoir, tout en s'amusant à sa manière, ne pas risquer son salut. Mais il devra bientôt constater que dans ce domaine tout est en somme bien incertain du moment qu'il s'agit de déterminer la nature et l'étendue des plaisirs permis. "D'où vient, mes Frères, qu'entre vous, les uns croient qu'une telle chose est permise, et les autres qu'elle ne l'est pas, sinon parce que ceux-ci ont épousé les sentiments des uns et ceux-là des autres . . .? Jésus-Christ est donc divisé? Divisus est Christus. Tantôt son évangile est austère et mortifiant; tantôt il est doux et favorable à la nature; et sans doute il faut bien que vous en jugiez ainsi, puisque vous marchez les uns et les autres dans

[1]) Panégyrique de Saint Paul; cité dans: Maury, Essai sur l'Éloquence de la Chaire.
[2]) Bayle, Pensées diverses à l'occasion de la Comète. Œuvres diverses, t. III, p. 102.
[3]) Migne, l. c., t. 29, col. 571: André Terrasson, sur le Chrétien.
[4]) Ibidem, col. 1255: Gaspard Terrasson, Sermon sur la conscience.

des chemins contraires: avec une égale sécurité sur la foi des différents maîtres auxquels vous vous êtes livrés. . . ."[1])

Devant cette multiplicité d'opinions le mondain se trouve nécessairement troublé. Pourtant il semble bien que toute sa sympathie doive aller à ceux qui lui apportent ce qu'il demande, c'est-à-dire qui se montrent indulgents à son égard et lui concèdent qu'on peut s'amuser dans le monde sans déplaire à Dieu. Mais souvent il n'en est rien, et il en veut aux prédicateurs qui lui font trop de concessions. "Vu le penchant que nous avons à satisfaire la nature, nous devrions courir après ceux qui nous prêcheraient que tout est permis: cependant nous les détesterions"[2]), écrit Bayle. Si "un ministre de l'Évangile," dit Massillon "venait vous annoncer ici les mêmes maximes que vous débitez tous les jours dans le monde; s'il venait vous prêcher dans ce lieu de vérité que l'Évangile n'est pas si sévère qu'on le publie, qu'on peut aimer le monde et servir Dieu . . . quelle idée auriez-vous de ce nouvel apôtre? . . . Vous ririez de son ignorance ou de sa folie: vous auriez peut-être horreur de la profanation qu'il ferait de son ministère."[3]) On peut même aller plus loin: non seulement le mondain ne voudrait pas que les prédicateurs adoptassent les maximes du monde, mais encore il se fait "le panégyriste de la plus étroite morale."[4]) "Peut-être ne vit-on jamais plus d'empressement," dit l'abbé André Terrasson, "à écouter la parole de Dieu: les bons et les méchants viennent en foule à nos discours; plus le prédicateur est exact dans sa doctrine, plus il persuade, plus il touche, plus il étonne et plus trouve-t-on de plaisir à l'entendre."[5]) Les prédicateurs s'en étonnent. En effet, quelle étrange contradiction entre les maximes que prêchent les prédicateurs dans la chaire et la conduite des mondains?

"Jamais, dans le monde prétendu chrétien, tant de zèle pour la voie étroite, jamais tant de démonstrations de réforme, jamais, en apparence, tant d'ardeur pour la sévérité de la morale et pour la pureté de l'ancienne discipline; mais au milieu de tout cela, jamais tant d'amour-propre, jamais tant de recherche de soi-même, jamais, à proportion des conditions, tant de mollesse, ou du moins tant d'attention à être abondamment pourvu de tout et à ne manquer de rien"[6]), dit Bourdaloue. C'est que les enfants du siècle

---

[1]) Migne, l. c., col. 151: André Terrasson. Sermon sur l'obligation de n'écouter que Jésus-Christ.
[2]) Bayle, Pensées diverses..., l. c., t. II, p. 155.
[3]) Massillon, l. c., t. I, p. 448.
[4]) Bourdaloue, Œuvres, t. III, p. 363.
[5]) Migne, l. c., col. 438: André Terrasson, Sermon sur la Parole de Dieu.
[6]) Bourdaloue, Sermon sur le trésor caché de la religion.

semblent faire une différence essentielle entre ce qui est vrai dans la chaire et ce qui est vrai dans le monde. "Les maximes que nous annonçons dans la chaire, vous les avouez dès qu'elles partent de là." On aime voir développer la morale dans la chaire, "nos invectives ne vous irritent point, et le meilleur discours, à votre avis, est presque toujours celui qui vous a le mieux combattus."[1]) "Accordez-vous donc enfin avec vous-mêmes!"[2]), s'exclame l'abbé André Terrasson. Bayle avait déjà signalé "comme une bizarrerie de l'esprit humain"[3]) le fait que les gens dépravés n'aiment pas qu'on leur prêche une morale relâchée. "La morale douce et relâchée," écrit La Bruyère, "tombe avec celui qui la prêche; elle n'a rien qui réveille et qui pique la curiosité d'un monde qui craint moins qu'on ne pense une doctrine sévère, et qui l'aime même dans celui qui fait son devoir en l'annonçant."[4]) Et plus tard, le prédicateur Pacaud constatera, tout en se plaignant de la corruption des mœurs de son temps, qu'on aime voir la parole de Dieu "annoncée dans toute sa force et que l'on sait mauvais gré à qui la supprime."[5]) Les enfants du siècle peuvent parfaitement admettre qu'il y ait une morale sévère et convenir qu'il est bon qu'on puisse la retrouver dans l'Église. Ils veulent voir ainsi conserver à l'Église son prestige et s'élèvent contre les Jésuites qui leur semblent y porter atteinte. Mais s'ils jugent ainsi, c'est précisément parce qu'il s'agit de l'idéal d'un autre monde qu'ils veulent voir conservé comme tel, bien qu'il ne puisse s'appliquer à leur cas particulier. Ils sont des mondains, et non des saints; inutile de vouloir rabaisser les saints à leur niveau. Ce qu'ils veulent, c'est qu'on ne leur en veuille pas d'être pour leur part des mondains, et de s'inspirer dans la vie de tous les jours de motifs qui n'ont rien de chrétien. En agissant comme ils le font, en vivant d'une vie profane, ils ne s'attribuent aucun mérite. La vie qu'ils mènent en dehors des conceptions de la morale traditionnelle, se réduit à un ensemble d'actions qui pour n'être pas entièrement mauvaises, ainsi que le prétendent de rigides théologiens, n'ont rien dont on puisse se glorifier. "Je veux bien ne pas commettre de crime; du moins ne me refusez pas l'usage des plaisirs permis"[6]), dira le mondain en parlant à son confesseur. Tout ce que les mondains demandent aux ministres de l'Église se réduirait donc en somme à demander qu'on les laissât faire et à bien

[1]) Migne, l. c., col. 1254: Gaspard Terrasson, Sermon sur la Conscience.
[2]) Ibidem, col. 441: André Terrasson, Sermon sur la Parole de Dieu.
[3]) Bayle, Pensées diverses..., l. c., t. III, p. 102.
[4]) La Bruyère, Caractères. De la Chaire.
[5]) Pacaud, Discours de Piété, t. III, p. 317.
[6]) Migne, l. c., col. 1115: Gaspard Terrasson, Sermon sur les œuvres de pénitence.

vouloir admettre que, s'il y a des actions qui comptent pour le salut, il y en a d'autres qui ne seront pas enregistrées et qui par conséquent, au jugement dernier, n'entraîneront pas de conséquence grave.

Ainsi dans les débuts de l'emancipation moderne, il y a souvent plutôt séparation de la vie et de la foi qu'incrédulité avérée. La vie a cessé d'être chrétienne, pour devenir de plus en plus profane, sans que l'individu ait encore entièrement rompu avec les anciennes conceptions, qui sont parfois restés pour lui des vérités d'un ordre supérieur, des visions d'un autre monde qu'il peut conserver comme telles, tout en leur infligeant un continuel démenti dans ses manières d'agir.

La foi pourra encore subsister sous différentes formes. Le mondain craint pour son salut. Il questionne les prédicateurs, il voudrait avoir des certitudes. Bien que suivant une voie qui n'est pas celle que lui a tracée l'Église, il n'est pas tout à fait sûr de pouvoir la poursuivre jusqu'au bout. Car il y a autre chose que la vie: les prédicateurs ne cessent de le lui répéter; et lui, bien que ne sachant pas trop si ce qu'ils en disent est vrai, ne demanderait pas mieux que d'être rassuré de ce côté, pour pouvoir continuer sa route en toute sécurité de conscience. Aussi cherche-t-il un arrangement avec Dieu et son Église. Seulement, l'arrangement que lui proposent les esprits conciliants ne saurait toujours le satisfaire; car il est parfois encore trop croyant ou du moins il a encore trop conservé l'idée de ce que c'est que croire, pour ne pas se méfier des Jésuites qui veulent lui rendre l'accès du paradis trop facile. Que fera-t-il alors? Du moment qu'il s'agit de traduire les conceptions d'un autre monde en maximes pouvant s'appliquer à celui-ci, d'en faire des réalités morales et sociales, il s'aperçoit fatalement que s'il peut encore croire, il ne sait pas vivre de la foi. Ainsi, ne sachant plus trouver comment concilier les deux mondes, il hésitera encore, tout en vivant d'une vie profane à s'y abandonner entièrement. Au fond, n'ayant pas su trouver la formule de sa vie ni les mesures nouvelles qu'il pourra opposer aux anciennes, il ne peut encore s'affirmer tel qu'il est, justifier ses manières d'être.

"Oui, mon Dieu, que les petits sauvent les grands . . . que la foi du peuple supplée au manquement de la foi des gens de cour," écrit un Père Jésuite. L'incrédulité semble être avant tout une affaire de courtisans, de grands et enfin de tous ceux qui croiraient "se confondre" avec le "bas peuple"[1]), s'ils abandonnaient leur vie oisive. Et cela est également vrai pour le libertin qui s'attaque

[1]) Croiset, Parallèle des Mœurs..., t. I, p. 94.

à la foi, et pour le mondain qui n'en fait que peu d'usage. Les prédicateurs ne manqueront d'ailleurs pas de répéter que l'incrédulité est une affaire des gens oisifs et que les classes médiocres, pourvu qu'elles n'imitent pas les gens du monde, en sont préservées.

Ainsi on pourrait s'attendre à ce que le bourgeois, en prenant conscience de lui-même, et en accentuant ses caractères propres, se refuserait à jouer le rôle d'incrédule. Pourtant, il n'en sera rien. Le bourgeois sera à son tour un incrédule, d'une incrédulité à lui, d'une incrédulité d'honnête homme. Ce n'est pas que lui aussi ne veuille se distinguer du peuple, et pour bien marquer la différence qui le sépare des simples croyants, il prendra cet air de supériorité qu'affecte le monde et tirera vanité de son "opposition avec le peuple."[1]) Il contraîtra le "plaisir de s'ériger en esprit fort," la "joie de se voir au-dessus de l'opinion populaire," la "crainte d'être confondu avec le vulgaire." Il laissera au "simple peuple" une soumission qui l'humilie, il devra, pour prendre conscience de lui-même en tant que bourgeois, se "frayer une route qui le sépare du peuple." Les incrédules sont des hommes qui pensent, "voilà le signal auquel ils veulent qu'on les reconnaisse."[2]) Comment ne pas se sentir attiré vers ceux qui pensent, pour se distinguer du peuple qui ne pense pas?

Mais, d'autre part, le bourgeois a bien des raisons de se méfier du libertin du moment qu'il s'attaque aux mœurs. Déjà Bourdaloue mettait en garde les fidèles contre "ces livres contagieux . . . où la vertu est traduite en ridicule, où la crainte de l'enfer et des jugements en Dieu est représentée comme une faiblesse."[3]) Les mondains déconsidèrent la vertu et n'aiment pas les gens vertueux. "Mais à combien de railleries n'est-on pas exposé dès qu'on pratique la vertu et n'en coûte-t-il rien d'essuyer sans cesse cent fades plaisanteries?"[4]) Le bourgeois sera incrédule, mais il se méfiera en même temps de "ces livres licencieux," de ces "sarcasmes," d'une "philosophie qui autorise sans doute ce luxe, cette galanterie et tous les travers dont les mondains font gloire."[5]) Il veut, tout en étant incrédule, rester honnête homme. Aussi se détournera-t-il avec le temps de ceux qui, s'attaquant à la fois à la religion et à la morale, compromettent la cause de l'incrédulité.

L'incrédulité bourgeoise aura cela de particulier qu'elle n'est

---

[1]) Bordier de Villermont: L'irréligion dévoilée ou la philosophie de l'honnête homme, 1779, p. 6.

[2]) Migne, l. c., t. 28, col. 548: de La Rue, Sermon sur la vérité de la religion chrétienne.

[3]) Bourdaloue, Sermon sur le zèle pour l'honneur de la Religion.

[4]) Croiset, Réflexions chrétiennes, t. I, p. 139....

[5]) Bordier de Villermont, l. c., p. 7 ss.

pas une affaire du monde où l'on s'amuse, mais qu'elle fait partie d'une vie laborieuse et bien ordonnée. Ce n'est pas le "bel esprit" qui s'y divertît; c'est la raison pratique, le bon sens qui se dresse contre la foi. Ainsi tout sera changé. Ce que le libertin avait en vue, c'était "l'idée d'une liberté fort heureuse selon le monde, dans laquelle on satisfait tous ses désirs sans aucune crainte, sans aucun remords."[1]) Et c'est de cette idée que s'inspiraient les grands quand ils reniaient la foi. "Voilà le péché capital des grands du siècle, qui, de leur état, se font un principe d'indépendance, comme si la loi de Dieu n'était pas faite pour eux, comme si Dieu en la portant, avait dû les excepter."[2])

Le bourgeois voudra régler et ordonner sa vie sans le secours de la religion. Le mondain défendait les faiblesses humaines et demandait qu'on ne lui tînt pas trop rigueur des péchés qu'il pouvait commettre. "Quel mal est-ce que je fais? Je ne commets point d'excès"[3]), répondait-il au confesseur qui lui reprochait sa conduite peu chrétienne. Le bourgeois, lui, mettra en avant son honnêteté et se croira parfaitement justifié d'agir en dehors de la foi. Il est ce qu'il doit être. Il est honnête homme sans être chrétien. Aussi ne connaîtra-t-il pas les inquiétudes d'autrefois, et fera-t-il preuve dans son incrédulité d'une sécurité que ne connaissaient pas les incrédules du début, qui, n'ayant pas encore fait leurs preuves, n'étaient pas certains de pouvoir régler la vie en dehors de la foi, et surtout de pouvoir mourir en soutenant "la gageure jusqu'au bout."[4])

"Sans nécessité comme sans assurance, sans autre guide que la faiblesse de vos lumières . . . vous bravez les menaces formidables de la religion, les feux qu'elle vous a dit être allumés sous vos pas, les périls de l'éternité. . . . N'oubliez pas qu'on a vu trembler à la vue de la mort ceux dont l'incrédulité avait paru la plus intrépide"[5]), dit un prédicateur. Le libertin s'était isolé de la communauté des fidèles, il avait mené sa vie à lui. Mais saura-t-il mourir seul? De son vivant, il voulait se distinguer des autres, sortir du commun. Mais en face de la mort, voudra-t-il continuer à jouer son rôle? Il arrivera donc que le libertin en face de la mort se convertisse et les prédicateurs ne manqueront pas de le citer en exemple. Il avait trop argué de ses forces; il s'était trop fié à lui-même. Après s'être isolé de la communauté des fidèles, il rentre,

---

[1]) Bayle, Dictionnaire, article: Épicure, t. II, p. 1082.
[2]) Bourdaloue, Sermon sur la purication de la Vierge.
[3]) Migne, l. c., t. 29, col. 965 ss.: Gaspard Terrasson.
[4]) Migne, l. c., t. 28, col. 551: de La Rue, Sermon sur la vérité de la religion chrétienne.
[5]) Migne, l. c., t. 70, col. 1928 ss.: Lenfant, Sermon sur l'Incrédulité.

maintenant qu'il se trouve en face de la mort, dans la grande communauté des mourants. Il voudra mourir comme les autres. Rien ne le distinguera plus du commun qu'il croyait pouvoir mépriser. Il veut "aller au plus sûr," et la probabilité est pour ceux qui croient: ils forment le nombre.

"Quand un malade est impie, il le faut manier avec force et adresse . . . il faut prendre le malade du côté de la prudence, lui représentant . . . que dans l'état où il est, il n'y a point à délibérer quel parti il doit prendre, qu'il risque tout suivant son sens, qu'il ne risque rien suivant celui de l'Église." Ainsi le malade mourra "dans la communion des fidèles."[1]) Un profond changement alors se sera fait dans l'esprit de l'incrédule. Il sort de son isolement. Si autrefois il disait: moi, je ne crois pas, il dira maintenant: nous croyons. Il avait dit: moi, tant qu'il était incrédule; il avait fait confiance à lui-même et se croyait assez fort pour braver les opinions reçues, mais maintenant qu'il croit, ce "moi" n'existe plus. La communauté aura repris possession de lui, et en reprenant ce qu'elle estimait lui appartenir de droit, elle lui enlevait ce qu'il croyait lui appartenir en propre. Il croira comme tout le monde; il participera au patrimoine commun, il vivra de la foi de tous.

Mais les doutes de l'incrédule ne pourront-ils pas renaître? Dans les avis que le P. Croiset donne aux confesseurs sur la manière dont il faut se comporter avec les impies qui se trouvent en danger de mort, s'il recommande de proposer au malade "des raisons qui emportent son esprit, et qui lui persuadent efficacement la nécessité de la foi, et la vérité de nos mystères," il a soin d'ajouter que cela doit se faire "de telle manière néanmoins qu'il ne semble pas qu'on veuille disputer avec lui; car l'autorité que ces sortes de gens se sont donnée de juger de tout, les empêche de se soumettre au jugement des autres, et pour peu qu'on les choque, ils se cabrent et se révoltent contre la vérité." Et c'est précisément pourquoi il faut avant tout représenter au malade "qu'en matière de salut, il n'est ni de la sagesse ni de la conscience de s'exposer à un danger évident d'être damné."[2]) Ainsi l'impie se sera décidé à prendre le parti le plus sûr, sans vouloir en savoir plus. Il aura réprimé ses doutes, en se posant la question de son salut. Mais n'est-ce pas là simplement déplacer le problème? L'impie qui se sera converti ne s'est pas dit que ce que la foi enseigne est vrai, parce que toutes les réflexions qu'on peut soulever à son sujet peuvent être réfutées. Il a tout simplement constaté qu'ill était plus sûr de croire, et l'ayant établi, il s'est mis à vouloir croire. Mais si les doutes renais-

[1]) Crasset, La douce et sainte Mort, 1681, p. 266.
[2]) Crasset, ibidem.

sent, est-il bien sûr qu'il saura leur résister?

"C'est le cœur qu'il faut gagner ou effrayer"[1]), dit l'auteur du Dictionnaire apostolique. Ce cœur qui, comme le disent les prédicateurs, était resté croyant, et continuait à vivre de la foi commune, tandis que l'individu, se fiant à sa raison, s'était isolé et s'était refusé à croire comme les autres. Le cœur serait donc resté catholique, et c'est aussi pourquoi l'incrédule, quand il se convertissait, n'hésitait pas entre plusieurs religions, mais tout naturellement se tournait vers la foi catholique. "L'argument de M. Pascal: vous gagnez tout à croire et ne gagnez rien à ne pas croire, est très bon contre les athées, mais il n'établit pas une religion plutôt qu'une autre"[2]), écrit Montesquieu. En effet, ne peut-on pas dire que l'argument tel que le présentait Pascal et ceux qui l'adoptaient après lui "ne prouve autre chose sinon qu'il est plus sûr d'avoir une religion quelconque que de n'en avoir du tout?"[3])

Mais ce n'est certainement pas le fait que l'on peut formuler le même argument en faveur "du judaïsme et du mahométanisme" qui troublera le cœur de l'incrédule mourant. C'est pour sa religion qu'il pariera et non pour une autre. Mais quand, avec le temps, le cœur aura cessé d'être chrétien, qu'en sera-t-il de l'argument de Pascal? Le libertin avait voulu se distinguer du commun; mais dans son cœur, il était resté "peuple." Il était plus intelligent que les autres, et il s'en faisait gloire. Mais son intelligence n'était pas parvenue à l'élever lui-même au-dessus des autres. Il était resté au fond de lui-même un fidèle inconscient. Mais qu'en sera-t-il une fois que se seront formées des traditions d'"incrédulité"? Ce qui parlait en lui, c'était la voix de la communauté, et tout son effort avait consisté à vouloir la faire taire. Mais ses raisonnements n'étaient pas assez forts pour lui faire supporter son isolement au moment du "danger." En rentrant dans son cœur, il retrouvait une "patrie" à laquelle il était resté attaché sans le savoir. Il était revenu de loin, et la communauté des fidèles accueillait l'enfant prodigue. Mais avec le temps, il trouvera une autre patrie: des habitudes de penser et de sentir qui, elles aussi, seront celles d'une "communauté." Il ne mourra plus en "libertin," c'est-à-dire en homme qui n'est pas comme les autres, mais en bourgeois, en homme conscient de représenter un type moyen. Son "cœur"

---

[1]) Dictionnaire apostolique, p. 184.

[2]) Montesquieu, Pensées et fragments inédits, t. 2, p. 498.—Voyez aussi Diderot, Pensées philosophiques, LIX: "Pascal a dit: Si votre religion est fausse, vous ne risquez rien à la croire vraie; si elle est vraie, vous risquez tout à la croire fausse. Un iman eût pu dire autant que Pascal."

[3]) Bergier, La Certitude des preuves du Christianisme, 1768, 2[e] partie, p. 203.

sera devenu "raisonnable," et il faudra un certain effort pour se rappeler le temps où il ne le fut pas.

L'incrédulité du libertin reposait sur une expérience individuelle et elle reflétait un état d'esprit qui s'opposait au sentiment collectif. Les fidèles disaient: nous croyons, le libertin répliquait: moi, je ne crois pas. Avec le temps, le nombre des libertins aura augmenté. Mais en face de la communauté des fidèles, chacun de ces libertins ne représentera toujours que lui-même. Il parlera en son nom propre, et pour bien faire ressortir ce qui le sépare de la foi commune, il accentuera l'opposition. L'incrédulité au XVIII[e] siècle, par contre, aura de plus en plus un caractère collectif. Comme la foi n'avait pas été l'affaire de tel individu en particulier, mais celle d'une collectivité, l'incrédulité n'aura plus rien de "singulier." Ce n'est pas l'individu qui sera incrédule, mais le bourgeois qui parle au nom de sa classe. Le libertin aimait à débiter des paradoxes; le bourgeois ne dira plus que des choses "très normales." Et pourquoi aurait-il peur de dire ce que tout le monde pense, pourquoi se verrait-il damné pour avoir eu des opinions que tous les honnêtes gens partageaient? Le parti le plus sûr sera alors celui que prend tout le monde. Les prédicateurs, il est, vrai, répliqueront qu'il n'y a que peu d'élus et qu'il ne faut pas être comme le grand nombre. Mais le bourgeois ne tient pas à se singulariser. Il ne sera pas un original à la façon du libertin, ni voudra-t-il être un de ces dévots "qui se sont écartés de la voie commune." Il tient à vivre et à mourir dans la communauté des honnêtes gens.

L'argument de Pascal aura alors perdu de son poids. Il était risqué, dans une affaire qui concernait le salut éternel de l'homme, de ne pas croire comme les autres. Le risque diminue à mesure que ceux, avec lesquels nous avons vécu et dont le jugement compte, ne croient plus. Ce n'est pas quand tel ou tel individu s'efforçait de ne pas croire que la foi fut en danger; c'est quand tout le monde cessa de croire et qu'on put être incrédule en toute sécurité. Les données du problème religieux se seront alors profondément modifiés. Le bourgeois, lui aussi, comme autrefois le libertin, peut avoir quelque intérêt à ne pas croire. Lui aussi, pour se justifier devra s'attaquer aux conceptions catholiques. Mais ce qu'il voudra justifier n'est pas le péché, c'est le bon sens et la raison. Il veut pouvoir être raisonnable et demande qu'on le laisse vaquer à ses affaires. Il veut pouvoir oublier l'au-delà, non pour être à même de s'adonner aux voluptés de cette terre, mais pour y prospérer et y accomplir sa tâche. Le bourgeois n'est donc pas un pécheur qui cherche à se justifier. Aussi, quand il doute, quand il conteste les dogmes, faudra-t-il l'écouter, sans pouvoir évincer la question en

recommandant au questionneur de réformer ses mœurs. Ses objections sont celles d'un honnête homme; il faut y répondre, sans pouvoir mettre en doute sa bonne foi. Il discutera donc avec son curé sur Dieu, sur l'immortalité de l'âme, sur la durée des peines de l'enfer, etc. Ces discussions ne le concernent pas, pour ainsi dire, personnellement. Son adversaire serait mal venu de l'apostropher et de vouloir scruter sa vie. Il s'agit d'un ensemble d'objections qu'on devra discuter comme telles et qui peuvent parfaitement être détachées de celui qui les soulève. Ou autrement dit: il faudra discuter en philosophe. Il n'y a pas le saint d'une part, et de l'autre, le pécheur; il y a deux honnêtes gens qui raisonnent sur des problèmes que l'on pose comme tels.

Il faudra donc savoir discuter avec le bourgeois sur Dieu et sur ses attributs sans pouvoir échapper aux questions de doctrine et déplacer le problème. Le bourgeois en voudra aux prêtres qui, quittant l'ordre général de la discussion, le prennent personnellement à part, pour lui faire voir qu'il aurait tout à craindre d'un Dieu qui le jugerait. Dieu devra demeurer dans l'ordre des généralités où le cœur n'est pour rien. C'est la raison qui décide. Il s'agit de raisonner et non de faire peur. Il s'agit pour le bourgeois de la vérité et non de "son intérêt." Non seulement "l'impie est insensé parce que, dans une égalité même de raison, son cœur et sa gloire devraient le décider en faveur de la foi, mais encore son propre intérêt"[1]), dit Massillon. Et c'est précisément à rappeler à l'homme son véritable intérêt que devait servir l'argument de Pascal. "Il oppose le véritable intérêt de croire au faux intérêt de ne croire pas."[2]) Mais c'est là ce qui répugne au bourgeois. Il ne voudra pas croire par intérêt, il ne veut pas être un croyant craintif. "Quand il est question de croire," dira-t-il, "notre intérêt ne décide ni pour la vérité ni pour la fausseté des choses; il ne dépend pas de la volonté d'obliger l'esprit de croire, précisément parce qu'il y aurait de l'avantage à n'être point incrédule: la vérité seule peut nous persuader."[3]) Aussi les apologistes auront-ils soin de ne pas trop poser la question de "l'intérêt," mais d'essayer de démontrer que ce que l'Église enseigne est bien prouvé. "Ce n'est donc point notre intérêt qui nous décide, ce sont les preuves"[4]), dit l'abbé Bergier.

Dieu deviendra ainsi de plus en plus matière à raisonnement. Cela ne veut pas dire que dans l'importance que le bourgeois attache

---

[1]) Massillon, l. c., t. I, p. 171.
[2]) Journal Chrétien, 1760, août.
[3]) Bergier, l. c., p. 203.
[4]) Ibidem, p. 207.

à ces sortes de questions, l'intérêt du chrétien n'y soit pour rien. Mais celui qui voudra discuter en philosophe tâchera de plus en plus de cacher l'apport personnel. Il ne voudra plus avoir peur et se sentira quelque peu humilié, quand les prédicateurs le menacent de l'enfer. Plus le bourgeois se sentira honnête homme, plus il saura éliminer de ces sortes de discussions tout ce qui pourrait rappeler son intérêt propre. Il dégage son cœur et s'en tient à la raison. Il dépersonnalise la question religieuse et lui enlèvera finalement son caractère religieux. En effet, la question religieuse ne saurait être posée d'une manière détachée. Ce n'est pas un problème qu'on discute entre savants. C'est l'homme qui pose la question et non le penseur. Et c'est une question qu'il pose pour lui-même et qu'on ne saurait faire entrer dans le domaine public. Le pari de Pascal devait précisément servir à ramener en quelque sorte la question à son point de départ. Il fait d'un problème de doctrine une question religieuse. Ce n'est plus de Dieu qu'on discute, d'un Dieu qui pourrait parfaitement se concevoir comme une donnée métaphysique en dehors de toute préoccupation d'un caractère personnel, c'est de Dieu par rapport à une âme humaine, du Dieu tout court du métaphysicien redevenu "mon Dieu," du Dieu que je crains, moi, qui suis un pécheur. C'est moi qui parie et l'enjeu du pari c'est moi-même. J'évalue mes risques à moi. C'est une affaire à régler entre Dieu et moi. Aussi ne s'agit-il pas pour moi d'avoir raison en me mesurant à un adversaire; ce que je veux, c'est d'éviter les dangers qui me menacent personnellement. Or, il me suffit de savoir que l'Église peut avoir raison, pour que je fasse tout le nécessaire afin de parer au danger qui me menace. Il ne s'agit pas de me convaincre, il s'agit de me convertir. Et pour me convertir, la probabilité que ce Dieu existe, si minime qu'elle soit, suffit. Le pari de Pascal suppose donc que l'infidèle, tout incrédule qu'il est, soit personnellement intéressé à la question. Or, cela était vrai pour le libertin. Il ne niait pas que la question le concernait, lui, et que lui-même y était engagé.

Le bourgeois, par contre, apprendra de mieux en mieux à poser la question d'une façon tout à fait impersonnelle. Il la posera pour tout le monde, et non pas pour lui-même en particulier. Le libertin pariait; le bourgeois argumente. Pour le libertin, c'est une question de conscience — de mauvaise conscience — pour le bourgeois honnête, les problèmes qu'il soulève devant son curé, relèvent du domaine de l'intelligence. Le libertin parlait à son confesseur; le bourgeois s'adresse au théologien. La question religieuse avait été une question de salut. Pour le bourgeois, elle deviendra un problème de doctrine. Aussi le bourgeois, s'oublie-t-il en quelque sorte lui-

même, quand il discute avec son curé. Ce n'est pas de lui qu'il s'agit, mais d'une prétendue vérité, d'un point de doctrine qu'il faut prouver comme tel. Le curé a raison ou il a tort, il n'y a pas d'autre éventualité. Il n'y a plus de "conditionnel," comme dans le pari de Pascal. "Le parti le plus sûr sera toujours de n'admettre aucun système de religion qu'après s'être convaincu qu'il est fondé sur des preuves évidentes."[1]) Examinons le pour et le contre sans nous laisser déterminer par des questions d'ordre personnel.

Ainsi commenceront ces disputes interminables entre le bourgeois et son curé. Le bourgeois se mesurera avec le prêtre, comme plus tard, il se mesurera avec le noble et le roi. L'incrédulité bourgeoise a en effet un caractère éminemment social. La foi pour le bourgeois n'est pas une simple doctrine qu'il aurait d'abord acceptée et plus tard rejetée. Elle est vue à travers les prêtres. C'est l'Église qui détient la doctrine, ce sont les prêtres qui l'enseignent. Elle n'existe pas en soi; elle n'est jamais, pour ainsi dire, anonyme. On ne peut pas séparer le prêtre et les doctrines. Aussi ne s'agit-il pas d'un monologue sur ce qu'il faut croire ou ne pas croire, d'un examen de conscience, de méditations d'un solitaire. L'incrédulité bourgeoise se développe dans les formes d'un dialogue, dans lequel un des personnages n'a pour lui que son intelligence, tandis que l'autre prétend lui imposer des certitudes et faire état de son autorité. Le bourgeois fait le procès de la foi. Il fait subir un interrogatoire aux prêtres. En attaquant la foi, il se sent parfaitement dans son rôle, tandis que c'est le devoir de l'autre de la défendre. Il y a deux partis, le parti de l'incrédulité et celui de la foi. Et le bourgeois, qui dans ce procès fait nécessairement fonction de plaignant, formule des objections contre la foi. Son rôle lui est prescrit. L'homme peut rester plus ou moins croyant, mais le bourgeois en face du prêtre ne peut faire autrement que de lui lancer le défi et d'émettre des doutes. "Pour peu qu'on ait des lumières, pour peu qu'on soit d'une condition qui laisse quelques loisirs et quelque liberté, on veut, dit-on, savoir pourquoi l'on croit"[2]), dit l'abbé Clément. Et pour le savoir, on s'adresse aux prêtres. C'est à eux, qui sont des théologiens, de se justifier. Mais avec le temps, le bourgeois se désintéressera de plus en plus de ces discussions. Au fond la théologie n'est pas son affaire. Il méprisera les théologiens et se confinera dans son monde à lui, le domaine profane auquel, à son tour, l'accès sera interdit aux prêtres.

"Le plaisir, ce premier écueil de la vie humaine, devient comme l'écueil privilégié de la vie des grands," dit Massillon. "Dans les

---

[1]) Bergier, l. c., p. 203.
[2]) Migne, l. c., t. 54, col. 1778: Clément.

autres hommes," continue-t-il, "cette passion déplorable n'exerce jamais qu'à demi son empire."[1]) Mais le citoyen obscur aime à imiter la licence des grands. "Combien de simples bourgeois sont aujourd'hui, pour ainsi parler, en fait de délicatesse et de somptuosité, les singes des plus grands seigneurs, des princes mêmes. Les meubles les plus précieux, les plus riches étoffes ne vont pas toutes à la cour: le luxe le plus fastueux ne brille guère moins dans les provinces."[2]) Pourtant, s'il n'y a point d'état que le vice ne puisse corrompre, "il faut convenir que ces conditions médiocres et laborieuses, où les facultés ne permettent pas d'accorder si libéralement à la chair ce qu'elle demande, sont plus à couvert de la contagion, et qu'elle y fait moins de ravages."[3]) Le problème des plaisirs permis aura donc bien moins d'importance pour le "citoyen obscur" qui "vit content dans la médiocrité de sa destinée."[4]) On peut même ajouter que ce problème est mal posé quand on se réfère à la vie bourgeoise, et plus le bourgeois prendra conscience de lui-même, mieux il reconnaîtra que ce qu'il recherche en fait de morale ne se réduit guère à savoir ce qu'il peut se permettre en fait de plaisir.

Le mondain menait une vie douce, molle, oiseuse qu'il estimait "innocente," et il consultait les confesseurs pour le choix de ses plaisirs. Le bourgeois, lui, travaille. Le mondain vit "sans règle et au hasard"; il mène "une vie incertaine, inégale, oiseuse dans son agitation."[5]) Il voudrait savoir des prédicateurs jusqu'où il peut pousser la liberté. Dans la vie bien réglée du bourgeois, il ne s'agira pas de savoir ce qu'on se permet de faire, mais ce qu'il faut qu'on fasse.

Ainsi disparaîtra avec le temps tout un ordre de problèmes qui avait préoccupé à la fois le mondain et le casuiste. Tous ces recueils compliqués de défenses et de permissions dans lesquels on répondait aux questions des mondains perdront leur raison d'être. La vie bourgeoise semble bien plus simple, comporter beaucoup moins de problèmes que celle du mondain. On disputait "sur tout," on trouvait "le secret de donner à tout un air de vraisemblance et de probabilité."[6]) On était parvenu à "introduire un pyrrhonisme général dans toute la morale chrétienne."[7]) Le monde bourgeois

[1]) Massillon, l. c., t. II, p. 616.
[2]) Jean Croiset, Parallèle des Mœurs..., t. I, p. 98.
[3]) Bourdaloue, Sermon sur la Tempérance chrétienne.
[4]) Massillon, l. c., t. II, p. 616.
[5]) Ibidem, p. 205.
[6]) Mémoire concernant l'institution, la doctrine et l'établissement des Jésuites en France, par le P. Griffet, 1762, p. 277 ss.
[7]) Lettre d'un théologien à un évêque sur cette question importante: S'il est permis d'approuver les Jésuites pour prêcher et pour confesser..., 1715, p. 37 ss.

ne connaîtra plus de pyrrhonisme. Dans cette vie bourgeoise, tout ce qui dans la vie mondaine paraissait fort embrouillé, deviendra souple et clair. Le mondain avait fait la preuve qu'on pouvait du moins jusqu'à un certain degré se passer de la religion. Mais cette preuve, il ne l'avait faite que pour la vie mondaine. En s'amusant, en se conformant aux bienséances, il vivait comme si Dieu n'existait pas. Le bourgeois devra faire la preuve qu'on peut se passer de la religion, tout en agissant en homme honnête et laborieux. Le mondain abandonnait la morale de l'Église; le bourgeois aura sa morale à lui. Le mondain avait distingué "l'homme chrétien d'avec l'homme du monde"; le bourgeois séparera l'honnête homme du chrétien. Il ne s'agira plus de savoir si, sans trop de remords, on peut s'abandonner aux penchants du plaisir, mais s'il peut y avoir de la probité sans religion. "Je l'ai dit, chrétiens, et il faut que le monde malgré lui le reconnaisse, que sans la vertu de la religion qui nous assujettit à Dieu et à son culte, il n'y a point de véritable probité parmi les hommes."[1]) Au bourgeois de prouver le contraire.

Une fois qu'il aura fait ses preuves, pourquoi le bourgeois se verrait-il privé des jouissances qui sont à sa portée? Il considère "les anathèmes prononcés contre la vie sensuelle . . . comme des exagérations du zèle" et il répondra, en disant que "l'essentiel est de conserver la probité et la droiture. . . ."[2]) Tout se réduira à être probe et honnête, étant d'ailleurs avéré, comme le prétend un écrivain du temps, que s'il y a encore des "voluptueux," il n'y a plus de "cyniques."[3]) Le bourgeois n'aura donc plus une mauvaise conscience quand il s'adonne aux jouissances qui lui offre cette terre. Il a droit au repos et aux délassements. "Si vous voulez jouir, craignez le malheur de n'avoir rien à faire. C'est à la suite du travail que le repos est un bien."[4]) "Si l'on nous laisse dans une indolence paresseuse où notre action n'ait rien à saisir, nous ne pouvons être heureux . . ."[5]), lit-on dans l'Encyclopédie. La question des plaisirs, sur laquelle discutaient le mondain et le casuiste, était importante dans "une vie qui ne ressemble jamais à elle-même; où chaque jour amène de nouveaux goûts et de nouvelles occupations; où presque jamais rien n'est à sa place."[6]) Mais elle perd son intérêt dans la vie d'un homme réglé qui tient compte de sa

[1]) Bourdaloue, Sermon sur la Religion et la Probité.
[2]) Élisée, Sermon sur l'Évangile du Mauvais Riche. Voir: l'Avocat des Pauvres, t. I, p. 134.
[3]) Desserres de la Tour, Du Bonheur, 1767, p. 166.
[4]) Levesque, L'homme moral ou l'homme considéré tant dans l'état de pure nature que dans la société, 1775, p. 269.
[5]) Encyclopédie, article: Bonheur.
[6]) Massillon, l. c., t. II, p. 205.

"réputation," de sa "fortune," de sa "santé," qui est attentif "à payer ses dettes, à remplir les devoirs de son état," à ne point se "livrer à des passions brutales."[1]) Ainsi le bourgeois pourra vivre d'une vie profane sans avoir mauvaise conscience et sans craindre l'enfer. Aussi n'éprouvera-t-il plus le besoin de se retirer du monde pour se préparer à la mort, comme le faisaient fréquemment les grands seigneurs du siècle de Louis XIV.[2])

Ainsi il est naturel au mondain qui cherche le salut de son âme de se convertir. Mais pourquoi le bourgeois se convertirait-il? il vit et meurt en honnête homme. Il connaît "le secret d'allier les plaisirs innocents, le mérite, l'honneur et la vertu." Il n'a pas de reproche à se faire; il aura de plus su tout arranger d'avance en précision de sa dernière heure. Il est "de décision pour votre salut," dit le Maître de Claville, "d'arranger par avance toutes vos affaires temporelles de n'y laisser ni embarras ni confusion, de ne point recevoir sans quittance, de ne point emprunter sans billet, de compter très régulièrement avec tout le monde, et de ne point laisser de matière à procès." Ainsi le bourgeois aura agi pendant sa vie; il a eu soin d'acquitter ses dettes et de mettre bon ordre dans ses affaires. Mais c'est seulement maintenant, en face de la mort, qu'il se rendra compte "combien ces précautions sont nécessaires pour pouvoir obtenir d'en haut la grâce de bien mourir."[3]) "Un honnête homme qui n'a rien à se reprocher, ne craint rien et n'est jamais peureux," lit-on dans l'Alambic Moral. Le bourgeois aura certainement bien des reproches à s'adresser, mais ses reproches ne se tourneront pas contre la vie qu'il a menée, contre la vie bourgeoise. "Rassemblez tous vos jours passés jusqu'ici: quel vide! quel abîme! quel cours non interrompu d'excès, d'impiétés, de dissolutions!," disait Massillon, en s'adressant aux gens du monde. Et ce n'est pas tel individu en particulier que Massillon attaquait, ce sont les manières de vivre de toute une société, c'est le monde comme tel qui était visé. Le bourgeois, lui, a pour ainsi dire, changé de monde; il connaîtra encore le monde et ses plaisirs, mais ce n'est pas son monde à lui. "Ce qui fait comme le corps de toute notre vie," disait Massillon en s'adressant aux mondains, "c'est l'esprit du monde."[4]) C'est le corps de la vie que devra changer le mondain pour être chrétien. Le bourgeois corrigera ses défauts. Il ne changera pas de vie. La vie bourgeoise est bonne.

---

[1]) Le Maître de Claville, Traité du vrai mérite de l'Homme, t. II, p. 155.
[2]) Voir: Saint-Simon, Mémoires. Ed. Chéruel et Régnier, 1718 ss., t. XIV, p. 361; t. XVII, p. 273; t. XIX, p. 189.
[3]) Le Maître de Claville, l. c., p. 238 ss.
[4]) Massillon, l. c., t. I, p. 128; t. II, p. 60.

C'était un crime d'être mondain, ce n'est pas un crime d'être bourgeois.

"Eh quoi, mes très chers Frères!," dira l'abbé Poulle. "Jamais de conversion, jamais de conversion! Devons-nous renoncer à cette douce espérance, la seule récompense digne du ministère que nous exerçons?"[1]) Mais si les profanes sont moins disposés à se convertir que ne l'étaient les chrétiens d'autrefois, cela ne tient pas seulement au fait qu'on est moins croyant. Le problème de la foi ne se pose plus en fonction d'un changement de vie, d'une conversion. L'honnête homme n'a pas à désavouer sa vie; il affirme les valeurs humaines et profanes et les oppose à celles de l'Église.

"On ne parle pas toujours de religion," dit le Maître de Claville. Aussi tracera-t-il le "plan d'une destinée heureuse," dans lequel il établira "une correspondance parfaite entre la droite raison et les plaisirs des sens," dont il conseille l'usage, mais "l'usage toujours modéré, toujours délicat." Cela évidemment choquera "les sectateurs d'une sagesse sombre et mélancolique" qui, "comme ennemis de tout le genre humain," se sont scandalisés de voir le Maître de Claville "allier la sagesse avec les plaisirs."[2]) Mais les "plaisirs innocents" ne sont-ils pas "la félicité de la vie?" "Je conseille l'usage des plaisirs; mais je ne veux pas qu'on s'enivre." Aussi recommande-t-il de prendre bien garde "que ce qui ne doit être que plaisir et amusement, ne prenne pas sur nous l'autorité des passions."[3])

Le mondain, pour s'excuser de mener une vie de plaisirs, demandait à son confesseur quel mal il y avait "à s'habiller, à chanter, à danser, à aller au cours, au bal, à l'Opéra, à la comédie," et le confesseur répondait que le Fils de Dieu n'a certainement pas enduré la mort "pour nous mériter la grâce de jouer, de chanter, de danser, de chercher tous le jours de nouveaux plaisirs."[4]) Mais ces plaisirs dont il est question ici, ce sont les plaisirs du monde, non ceux de la nature, ce ne sont pas ces plaisirs simples, "tels que la tranquillité de la vie, la société, la chasse, la lecture," comme les décrit Fontenelle, et que "les gens accoutumés aux mouvements violents des passions trouvent sans doute fort insipides."

Il ne s'agit plus alors de mondains; mais de ceux que la fortune "a placés dans une condition médiocre."[5]) Pour ceux-ci, il ne

[1]) L'abbé Poulle, Sermon sur la Parole de Dieu, cité dans: P. L. Lacretelle, Œuvres. Ed. Bossange, t. I, 1823.

[2]) Le Maître de Claville, l. c., t. II, p. 14 ss.

[3]) Ibidem, t. I, p. 181 ss.

[4]) Le Vallois S. J., Œuvres spirituelles. Nouv. éd., 1758, t. I, p. 260.

[5]) Fontenelle, Du Bonheur. Œuvres, 1790, t. V, p. 345 ss. et t. II, p. 387.

s'agira plus de savoir, en interrogeant les casuistes, si tel ou tel plaisir peut être toléré. "Soumettez la chair à l'esprit: mais ne l'anéantissez pas; soyez chastes: mais ne vous abstenez pas d'un commerce licite; gardez-vous de l'amour des richesses: mais ne négligez pas de pourvoir à vos besoins."[1]) Voilà comment Toussaint exprimera le sentiment de ceux qui savent "jouir d'un patrimoine honnête" et "se mesurer"[2]) sur leur état. Et que pourrait-on donc trouver à y redire? Ce n'est plus le monde où l'on s'amuse, c'est le monde où l'on veut être heureux. Et pour être heureux, il faut aimer la médiocrité. "Ce n'est point au faîte des grandeurs et de l'opulence qu'on jouit du bonheur le plus assuré; c'est dans un état mitoyen"[3]), écrit Toussaint. Le bourgeois qui sait se tenir dans cet état mitoyen se gardera bien d'un "amour désordonné des richesses," mais il ne doutera pas non plus que, "corrigé par une sage modération," cet amour ne redevienne "une affection innocente." En effet, "l'or comme l'argent étant une conséquence d'une convention générale; la clef du commerce et l'instrument de nos besoins, il n'est pas plus criminel d'en désirer que de souhaiter les choses mêmes qu'on acquière avec ces métaux."[4]) L'homme a droit au bonheur. Comment Dieu pourrait-il se refuser à le reconnaître? Le mondain, quand il s'adonnait aux plaisirs, le faisait avec une mauvaise conscience et il cherchait des excuses. Il n'oubliait donc pas Dieu, puisque même en agissant à l'encontre des lois de l'Évangile, il tenait à ce que Dieu ne lui en tienne pas rigueur. Le bourgeois, quand il recherche des plaisirs modestes, le fera en parfaite bonne conscience. Le plaisir pour lui n'est pas une concession, c'est un droit. Le mondain, quand il invoquait la nature, prétendait par là excuser ses faiblesses; le bourgeois verra dans la nature un titre qui l'autorise à chercher le bonheur.

Tracer le développement de l'incrédulité moderne, est, à partir d'une certaine époque, écrire l'histoire de la bourgeoisie. Cela ne veut pas dire que les origines de l'incrédulité se confondent avec celles de la bourgeoisie même. Il fut un temps où les grands se faisaient libertins, tandis que le bourgeois restait fidèle à la foi. Pourtant ce n'est que lorsque le bourgeois eut, pour ainsi dire, intégré dans le type social qu'il représente l'incrédulité que celle-ci est devenue une puissance qui puisse se dresser contre l'Église.

Mais qu'en est-il du peuple? Si le bourgeois, pour prendre conscience de lui-même, a abandonné la foi, c'est précisément pour

---

[1]) Toussaint, Les Mœurs, p. 37 ss.
[2]) Le Maître de Claville, l. c., t. II, p. 11.
[3]) Toussaint, l. c., p. 82.
[4]) Toussaint, l. c., p. 52.

se distinguer de la masse, qui, elle, est restée "superstitieuse." Toutefois on pourrait se demander s'il est bien vrai que le peuple soit resté croyant, tandis que le bourgeois seul serait devenu incrédule. Le curé Girard, dont les "Petits Prônes" s'adressent tout particulièrement aux "peuples de la campagne," nous donne quelques exemples de ce qu'on pourrait appeler l'incrédulité populaire. Il ne s'agit pas de "ces discours affreux et pleins de blasphèmes, qui attaquent directement le Créateur et le culte qu'on lui doit." "Il est peu de gens assez abandonnés," ajoute notre prédicateur, "pour en venir à un tel excès." Bien plus fréquents sont par contre "ces mots imprudents et téméraires," "ces termes peu mesurés," "ces paroles libertines qui attaquent, ou directement ou indirectement, la piété et la religion." Le curé Girard nous cite des exemples: ". . . On n'attaquera pas directement la parole de Dieu; mais on décriera le prédicateur qui l'a débitée; on en fera des railleries insolentes." Ou bien encore: "On ne s'en prend pas absolument à la dévotion, mais on déclame contre ceux qui en font profession: on les traite d'hypocrites et de bigots." D'autres fois les gens de la campagne tiennent des propos qui s'attaquent à l'idéal de l'Évangile qu'on leur prêche. "Rien de plus commun que d'entendre dire: que les bienheureux sont les riches et tous ceux qui ont le moyen de passer la vie agréablement; que la pauvreté, au contraire, est le plus grand mal qui puisse nous arriver, et que les pauvres sont extrêmement malheureux . . . que les honneurs, les charges, les dignités et les grandeurs du siècle sont ce qui rend une personne recommandable, et que les humiliations ne servent qu'à rendre méprisable et faire ramper dans la poussière." Comment alors s'étonner d'entendre les gens de la campagne dire "que les uns ont tout, tandis que les autres n'ont rien; et que les biens sont très mal partagés." Les gens de la campagne sont donc loin d'être toujours les ouailles dociles et soumises qu'on aimerait pouvoir opposer aux bourgeois incrédules.

Mais quelle est au juste la vraie portée des propos que le curé leur reproche? Il y a les discours "contre la piété," il y a les paroles "contraires à la pureté." Pour le curé Girard, ils sont nés d'un même esprit. Il se peut qu'il sous-estimait le poids de certains arguments qui pourront se développer plus tard et devenir des objections auxquelles on tient et qui, mieux raisonnées, pourront paraître irréfutables. Il reste néanmoins vrai qu'il serait faux d'y voir une expression de convictions arrêtées. " . . . On regarde tous ces discours, toutes ces paroles, et contre la piété et contre la charité, contre la pureté, comme des bagatelles; on s'en divertit, on ne daigne pas s'en confesser; on y applaudit; on loue, et on

admire ceux qui les profèrent avec plus d'esprit et de bonne grâce; on les recherche comme des gens d'une agréable conversation," dit le curé Girard qui n'est pas de cet avis et qui prédit à ses auditeurs "une étrange surprise à l'heure de la mort et au jour du redoutable jugement," "lorsqu'on se verra condamné aux peines éternelles pour ces abominables paroles qu'on avait toujours compté pour peu de choses, ou tout à fait pour rien."[1])

Pourtant, en un certain sens, ce sont bien des bagatelles, des bons mots, des saillies, des plaisanteries, des railleries, des blasphèmes, parfois des cris de révolte ou simplement des bravades, peut-être aussi des contestations plus sérieuses qui font douter de tout ce qui est généralement admis et de ce qu'on croit d'ordinaire, sans toutefois pouvoir s'y arrêter et échapper pour toujours aux habitudes. Mais tout cela ne fait pas encore de vrais incrédules. Aussi le curé ne se donnera-t-il pas la peine d'entrer en discussion avec les gens de la campagne. Il lui suffira de les avertir que les propos qu'ils tiennent sont dangereux pour le salut de leur âme et qu'ils est toujours risqué de vouloir s'élever contre les autorités établies.

Il y aurait un curieux rapprochement à faire en matière d'incrédulité entre les grands et le peuple. Chez le peuple et chez les grands l'incrédulité n'est pas une donnée sociale qui pourrait caractériser un type collectif. Elle ne s'appuie pas sur une conscience de classe. Si les grands, d'une part, et les gens du peuple, de l'autre, s'élèvent contre la foi, ils le font, pour ainsi dire, à leurs propres risques et périls. Aussi l'incrédulité, quand elle apparaît chez eux, conserve-t-elle la plupart du temps quelque chose d'incertain et de fluctuant. Ou bien ce sont des paradoxes qui n'engagent toujours qu'incomplètement ceux qui les débitent, des railleries qui ne comportent pas de conviction bien arrêtée. On tient à embarrasser les curés; on s'essaie ainsi à ne plus croire. Mais pour que la foi soit vraiment atteinte et qu'on puisse un jour regarder les croyances comme appartenant à un passé déjà lointain, il faut autre chose. Il fallait que, de même qu'autrefois, la foi se confondît avec l'existence de l'être social, l'incrédulité à son tour relevât non des idées particulières et changeantes des individus, mais d'un ensemble de valeurs et de représentations auxquelles se rattache la vie du groupe. Ni chez les grands, ni chez les paysans on ne trouve les conditions qui permettraient à l'incrédulité de s'identifier à l'esprit même d'une classe. Mais, entre les deux, il y a le bourgeois.

[1]) Girard, ancien curé de Saint-Loup, Les Petits Prônes ou Instructions familières principalement pour les peuples de la campagne. Lyon 1756, t. II (Sur les conversations), p. 177-181; 189 et 190.

Tel qu'il est, il est incrédule. Point n'est besoin que son incrédulité soit un état bien défini. A-t-il, oui ou non, abjuré la foi? Ce n'est pas ainsi qu'il faut poser la question. Il peut avoir des convictions opposées à celles de l'Église, ou bien il dira simplement que ce que les théologiens disent ne l'intéresse pas et qu'il n'en a que faire. Il peut être un homme sans préjugés ou éprouver encore de ces peurs secrètes dont parlent les prédicateurs. Ce sont des variations individuelles qui ne modifient pas essentiellement la donnée sociale. Le bourgeois est, pour ainsi dire, incrédule par état, il l'est parce que bourgeois. Son incrédulité fait partie de sa vie même. Les autres, on peut espérer les ramener à la foi, en les faisant rentrer dans la communauté des fidèles dont ils se sont éloignés. Mais pour que le bourgeois redevienne le fidèle d'autrefois, il eût fallu qu'il cessât, du moins pour cette époque, d'être bourgeois.

Ainsi donc, il y a un rapport étroit, entre la formation de l'esprit bourgeois et le développement de l'incrédulité moderne. Il y avait bien eu, antérieurement à l'avènement de la bourgeoisie, des tentatives de ne pas croire, mais elles ne pouvaient aboutir qu'incomplètement. La vraie lutte contre l'Église ne devait s'engager que lorsque la bourgeoisie, devenue consciente d'elle-même et ayant développé une idéologie propre, sut donner à l'incrédulité un aspect bourgeois et honnête.

An Introduction to Hegel's Philosophy.[1])

By Herbert Marcuse.

I

German idealism has been called the theory of the French Revolution. This does not imply that Kant, Fichte, Schelling and Hegel furnished a theoretical interpretation of the French Revolution, but that their philosophy was largely the German response to the challenge from France: to reorganize the State and Society on a rational basis so that social and political institutions might accord with the freedom and interest of the individual. Despite their bitter criticism of the Terror, the German idealists unanimously welcomed the French Revolution as the dawn of a new era, and linked their basic philosophical principles to the ideals advanced by that revolution.

The ideas of the French Revolution enter the very content of the idealistic concepts and, to a great extent, determine the philosophical structure of the idealistic systems. To the German idealists, the French Revolution not only abolished feudal absolutism and replaced it with the economic and political system of the middle class, but completed what the German Reformation had begun, emancipating the individual as a self-reliant master of his life. Man's position in the world, the mode of his labor and enjoyment, was no longer to depend on some external authority, but on his own free rational activity. Man had passed the long period of immaturity during which he was the victim of overwhelming natural and social forces, and had become the autonomous subject of his own development. From now on, the struggle with nature and with social organization was to be guided by his own progress in knowledge. The world was to be an order of reason.

The ideals of the French Revolution were materialized in the processes of industrial capitalism. Napoleon's empire, while consolidating its economic achievements, liquidated the radical tendencies of the revolution. To the French philosophers of this time

[1]) The author wishes to thank the Oxford University Press, New York, for permission to print this introduction to his forthcoming book "Hegel and the Rise of Social Theory."

the realization of reason came to mean the liberation of industry. Expanding industrial production seemed capable of providing all the necessary means to gratify human wants. Thus, at the same time that Hegel was elaborating his system, Saint-Simon in France was exalting the industry as the sole power which could lead mankind to a free and rational society. The economic process appeared as the foundation of all progress.

Economic development in Germany lagged far behind that in France and England. The German middle class, weak and scattered over numerous territories with divergent interests, could hardly contemplate a revolution. The few industrial enterprises that existed were but small islands within a protracted feudal economy. A strong and centralized State power, such as was exemplified in the Prussian monarchy, seemed the only guarantor of rationality in the midst of disunity and arbitrariness. The individual in his social existence was either the enslaved or the enslaver of his fellow individuals. As a thinking being, however, he could at least comprehend the contrast between the miserable reality and the human potentialities which the new epoch had emancipated, and as a moral person, he could in his private life at least preserve human dignity and autonomy. Thus, while the French Revolution had already begun to assert the reality of freedom, German idealism was first occupying itself with the idea of it. The concrete historical efforts to establish a rational form of society were here transposed to the philosophical plane and appeared in the efforts to elaborate the notion of Reason.

The concept of Reason is central to Hegel's philosophy. For Hegel, philosophical thinking presupposes nothing beyond it. History deals with Reason and with Reason alone, and the State is the realization of Reason. These statements will not be understandable, however, so long as Reason is interpreted as a pure philosophical concept. Hegel's idea of Reason preserves, in an idealistic form, the revolutionary attempts to attain a free and rational order of life. Robespierre's deification of Reason as the "Etre Suprème" is the counterpart to the glorification of Reason in Hegel's system. The core of Hegel's philosophy is a structure the concepts of which, Freedom, Subject, Mind, Notion are derived from the idea of Reason. All of them contain elements of that ideology with which the French middle class justified its action. Unless we succeed in unfolding the concrete content of these concepts and their intrinsic interconnections, Hegel's system will seem to be obscure metaphysics, which it in fact never was.

Hegel himself related his concept of reason to the French Revolution, and did so with the greatest of emphasis. That revolution had demanded that "nothing should be recognized as valid in the orga-

zation of the State (in the constitution) except what has to be recognized according to reason's right."[1])

Hegel further elaborates this idea in his lectures on the philosophy of history: "Never since the sun had stood in the firmament and the planets revolved around it had it been perceived that man's existence centres in his head, i.e. in Thought, inspired by which he builds up the world of reality. Anaxagoras was the first to say that Nous governs the World; but not until now has man advanced to the recognition of the principle that Thought ought to govern spiritual reality. This was accordingly a glorious mental dawn. All thinking beings shared in the jubilation of this epoch."[2])

In Hegel's view, the decisive turn which history took with the French Revolution was that man came to rely on his mind, and dared to submit the given reality to the standards of reason. "Nothing is reason that is not the result of thinking." Man has set out to organize reality according to the demands of his free rational thinking, instead of simply accommodating his thoughts to the given reality and living according to prevailing empirical values. Man is a thinking being. His reason enables him to recognize his own potentialities and those of his world. He is thus not at the mercy of the facts which surround him, but capable of subjecting them to his reason. If he follows its lead, he arrives at certain concepts which comprehend reality as antagonistic to the actual state of affairs. For example, reason finds that freedom belongs to the essence of man, that his individuality requires a sphere of private property as the medium of his fulfillment, and that all men have an equal right to develop their human faculties. Actually, however, bondage and inequality prevail, most men have no liberty at all and are deprived of their last scrap of property. Consequently the "unreasonable" reality has to be altered until it comes into conformity with reason. In the given case, the existing social order has to be reorganized, absolutism and the remainders of feudalism have to be abolished, free competition has to be established, everyone has to be made equal before the law, and so on.

According to Hegel, the French Revolution enunciated reason's ultimate power over reality. He sums this up by saying that the principle of the French Revolution asserted that thought ought to govern reality. The implications involved in this statement lead into the very center of his philosophy. Thought ought to govern reality. What men think to be true, right and good ought to be realized in the actual organization of their societal and individual life. Thinking,

---

[1]) *Ueber die Verhandlung der wuerttembergischen Landstaende, Saemtliche Werke*, ed. H. Glockner, Stuttgart 1927, vol. VI, p. 395.

[2]) *Philosophy of History*, transl. by J. Silbree; London 1899, p. 447.

however, varies among individuals, and the resulting diversity of individual opinions cannot provide a guiding principle for the common organization of life. Unless man possesses concepts and principles of thought which denote universally valid conditions and norms, his thought cannot claim to govern reality. In line with the tradition of Western philosophy, Hegel calls the totality of these concepts and principles Reason. The philosophies of the French enlightenment and their revolutionary successors, all posited reason as an objective historical force which, once freed from the fetters of despotism, would make the world a place of progress and happiness for all. By virtue of its own power, reason would triumph over social irrationality, and overthrow the oppressors of mankind. "All fictions disappear before truth, and all follies fall before reason."[1]) The implication, however, that reason will immediately reveal itself in practice is a dogma unsupported by the course of history. Hegel believed in the invincible power of reason as much as Robespierre did. "That faculty which man can call his own, elevated above death and decay, . . . is able to make decisions of itself. It announces itself as reason. Its law-making depends on nothing else, nor can it take its standards from any other authority on earth or in heaven."[2]) To Hegel, however, reason cannot govern reality unless reality is in itself rational. He consequently sets out to demonstrate that reality is adaptable to reason by virtue of the fact that the very structure of the universe is rational. His entire philosophy is an attempt to prove and to verify this assumption. It is founded on a dynamic conception of reality. Reality is a process in which everything passes from one form or stage of existence to another one and constitutes itself as a unity in this movement. It is this conception which Hegel summarizes in his statement that Being is, in its substance, a "subject."[3]) This idea of the "substance as subject," fundamental in Hegel's ontology, is implied in his notion of reason. "Subject" denotes not the epistemological ego or consciousness, but a mode of existence, to wit, that of a developing unity in a process of continuous change. Everything that exists is a real thing only insofar as it operates as a "self" through all its contingent conditions of being. It must thus be considered a kind of "subject" which wields power over its own existence. Its reality lies in the fact that it carries forward its existence in the different states and stages that it attains. For example, the stone is a stone only insofar as it remains the same thing, a stone, throughout

---

[1]) Robespierre in his report on the cult of the Être suprême, quoted by A. Mathiez, *Autour de Robespierre*, Paris 1926, p. 112.
[2]) Hegel, *Theologische Jugendschriften*, ed. H. Nohl, Tübingen 1907, p. 89.
[3]) *Phenomenology of Mind*, transl. by J. B. Baillie, London 1910, p. 15.

its action and reaction upon the things and processes that interact with it. It gets wet in the rain; it resists the axe; it withstands a certain load before it gives way. Being-a-stone is a continuous holding out against everything that acts on the stone; it is a continuous process of becoming and being a stone. To be sure, the "becoming" is not consummated by the stone as a conscious subject. The stone is changed in its interactions with rain, axe, and load; it does not change itself. A plant, on the other hand, unfolds and develops itself. It is not now a bud, then a blossom, but rather the whole movement from bud through blossom to decay. The plant constitutes and preserves itself in this movement. It comes much nearer to being an actual "subject" than does the stone, for the various stages of the plant's development grow out of the plant itself; they are its "life" and are not brought about from the outside.

The plant, however, does not "comprehend" this development. It does not "realize" it as its own and, therefore, cannot reason its own potentialities into being. Such "realization" is the process of the true subject and is reached only with the existence of man. Man alone has the power of self-realization, the power to be a self-determining subject in all processes of becoming, for he alone has an understanding of potentialities and a knowledge of "notions." His very existence is the process of actualizing his potentialities, of molding his life according to the notions of reason. We encounter here the most important category of reason, namely, freedom. Reason presupposes freedom, the power to act in accordance with the knowledge of the truth, the power to shape reality in line with its potentialities. The fulfillment of these ends belongs only to the subject who is master of his own development and who understands his own potentialities as well as those of the things around him. Freedom, in turn, presupposes reason, for it is comprehending knowledge alone which enables the subject to gain and to wield this power. The stone does not possess it; neither does the plant. Both lack comprehending knowledge and hence real subjectivity. "Man, however, knows what he is,—only thus is he real—Reason and freedom are nothing without this knowledge."[1])

Reason terminates in freedom, and freedom is the very existence of the subject. On the other hand, reason itself exists only through its realization, the process of its being made real. Reality answers to reason only because there is subjectivity in the world, in other words, that which by its very existence carries reason into the world. Reason is an objective force, and an objective reality only because all modes

[1]) *Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie*, ed. J. Hoffmeister, Leipzig 1938, p. 104.

of being are more or less modes of subjectivity, modes of realization. Subject and object are not sundered by an unbridgeable gap, because the object is in itself a kind of subject and because all types of being culminate in the free "comprehensive" being of man who is able to realize reason. Nature becomes a medium for the development of freedom in the history of mankind.

The life of reason constitutes man's continuous struggle to comprehend what exists and to transform it in accordance with the truth comprehended. Reason, then, is essentially a historical force. Its fulfillment takes place as a process in the spatio-temporal world, and is, in the last analysis, the whole history of mankind. The term that designates reason as history is Mind (*Geist*). Mind denotes the historical world viewed in relation to the rational progress of humanity,—the historical world not as a chain of acts and events but as a ceaseless struggle to adapt the world to the growing potentialities of mankind.

History is organized into different periods, each marking a separate level of development, each representing a definite stage in the realization of reason. Each stage is to be grasped and understood through the prevailing ways of thinking and living which characterize it, through its political and social institutions, its science, or religion and philosophy. Different stages occur in the realization of reason, but there is only one reason, just as there is only one whole and one truth: the reality of freedom. "This final goal it is, at which the process of the world's history has been continually aiming, and to which the sacrifices that have ever and anon been laid on the vast altar of the earth, through the long lapse of ages, have been offered. This is the only final aim that realizes and fulfills itself; the only pole of repose amid the ceaseless chain of events and conditions, and the sole true reality in them."[1]) An immediate unity of reason and reality never exists. The unity comes only after a lengthy process, which begins at the lowest level of nature and reaches up to the highest historical existence, that of a free and rational mankind, living and acting in the selfconsciousness of its potentialities. As long as there is any gap between real and potential, the former must be acted upon and changed until it is brought into line with reason. As long as reality is not shaped by reason, it remains no reality at all, in the emphatic sense of the word. Thus reality changes its meaning within the conceptual structure of Hegel's system. "Real" comes to mean not everything that actually exists (this should rather be called appearance) but that which exists in a form concordant with the

---

[1]) *Philosophy of History*, loc. cit., pp. 19-20.

standards of reason. "Real" is the reasonable (rational), and that alone. For example, the State becomes a reality only when it corresponds to the given potentialities of men and permits their full development. Any preliminary form of the State is not yet reasonable, and, therefore, not yet real.

Hegel's concept of reason thus has a distinctly critical and polemic character. It is opposed to all ready acceptance of the given state of affairs. It contradicts every prevailing form of existence, destroys its claim to be true, and overrules it by passing to a higher form. We shall attempt to show that the "spirit of contradicting" is the driving motive of Hegel's dialectical method.[1])

In 1793, Hegel wrote to Schelling: "Reason and freedom remain our principles." In his early writings, no gap exists between the philosophical and the social meaning of these principles; which are expressed in the same revolutionary language the French Jacobins used. For example, Hegel says the significance of his time lies in the fact that "the halo which has surrounded the leading oppressors and gods of the earth has disappeared. Philosophers demonstrate the dignity of man; the people will learn to feel it and will not merely demand their rights, which have been trampled in the dust, but will themselves take them,—make them their own. Religion and politics have played the same game. The former has taught what despotism wanted to teach, contempt for humanity and the incapacity of man to achieve the good and to fulfill his essence through his own efforts."[2]) We even encounter more extreme statements which urge that the realization of reason requires a social scheme that countervenes the given order. In the *Erstes Systemprogramm des Deutschen Idealismus*, written in 1796, we find the following: "I shall demonstrate that, just as there is no idea of a machine, there is no idea of the State, for the State is something mechanical. Only that which is an object of freedom may be called an idea. We must, therefore, transcend the State. For every State is bound to treat free men as cogs in a machine. And this is precisely what it should not do; hence, the State must perish."[3])

However, the radical purport of the basic idealistic concepts is slowly relinquished and they are to an ever increasing extent made to fit in with the prevailing societal form. This process is, as we shall see, necessitated by the conceptual structure of idealism, which retains the decisive principles of liberalistic society and prevents any

[1]) Hegel himself once characterized the essence of his dialectic as the "spirit of contradicting" (Eckermann, *Gespraeche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens*, October 18, 1827).

[2]) Hegel, Letter to Schelling, April 1795.

[3]) *Dokumente zu Hegels Entwicklung*, ed. J. Hoffmeister, Stuttgart 1936, p. 219f.

crossing beyond it. The particular form, however, which the reconciliation between philosophy and reality assumed in Hegel's system, is determined by the actual situation of Germany in the period when he elaborated his system. Hegel's early philosophical concepts were formulated amid a decaying German Reich. As Hegel declared at the opening of his pamphlet on the German Constitution (1802), the German State of the last decade of the XVIIIth century was "no longer a State." The remains of feudal despotism still held sway in Germany, the more oppressive because split into a multitude of petty despotisms, each competing with the other. The Reich "consisted of Austria and Prussia, the Prince-Electors, 94 ecclesiastical and secular princes, 103 barons, 40 prelates, and 51 Reich towns; in sum, it consisted of nearly 300 territories." The Reich itself "possessed not a single soldier, its yearly income amounting to only a few thousand florins." There was no centralized jurisdiction; the Supreme Court (*Reichskammergericht*) was a breeding ground "for graft, caprice, and bribery."[1]) Serfdom was still prevalent, the peasant was still a beast of burden. Some princes still hired out or sold their subjects as mercenary soldiers to foreign countries. Strong censorship operated to repress the slightest traces of enlightenment.[2]) A contemporary depicts the current scene in the following words. "Without law and justice, without protection from arbitrary taxation, uncertain of the lives of our sons, and of our freedom and our rights, the impotent prey of despotic power, our existence lacking unity and a national spirit . . .—this is the status quo of our nation."[3])

In sharp contrast to France, Germany had no strong, conscious, politically educated middle class to lead the struggle against this absolutism. "Hardly anyone in Germany," remarked Goethe, "thought of envying this tremendous privileged mass, or of begrudging them their happy advantages."[4]) The urban middle class, distributed among numerous townships, each with its own government and its own local interests, was impotent to crystallize and effectuate any serious opposition. To be sure, there were conflicts between the ruling patricians and the guilds and artisans. But these nowhere reached the proportions of a revolutionary movement. Burghers accompanied their petitions and complaints with a prayer that God protect the Fatherland from "the terror of revolution."[5])

---

[1]) Th. Perthes, *Das Deutsche Staatsleben vor der Revolution*, Hamburg 1845, pp. 19, 34, 41.—See also W. Wenck, *Deutschland vor hundert Jahren*, Leipzig 1887.

[2]) K. T. v.Heigel, *Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Grossen bis zur Auflösung des alten Reichs*. Stuttgart 1899 ff., vol. 1, p. 77.

[3]) J. Müller, in v. Heigel, l. c., p. 115.

[4]) *Dichtung und Wahrheit*, in: *Werke, Cottasche Jubiläumsausgabe*, vol. 22, p. 51.

[5]) v. Heigel, loc. cit., pp. 305-6.

Since the German Reformation, the masses had become used to the fact that, for them, liberty was an "inner value" which was compatible with every form of bondage, that due obedience to existing authority was a prerequisite to everlasting salvation, and that toil and poverty were a blessing in the eyes of the Lord. A long process of disciplinary training had introverted the demands for freedom and reason in Germany. One of the decisive functions of Protestantism had been to induce the emancipated individuals to accept the new social system that arose with it by diverting their claims and demands from the external world into their inner life. Luther established Christian liberty as an internal value to be realized independently of any and all external conditions. Social reality became indifferent as far as the true essence of man was concerned. Man learned to "turn within" his demand for the satisfaction of his potentialities and "to seek within" himself, not in the outer world, his life's fulfillment.[1]) The rise of German *culture* is inseparable from its origin in Protestantism. There arose a realm of beauty, freedom, and morality, which was not to be shaken by external realities and struggles; it was detached from the miserable social world and anchored in the "soul" of the individual. This development is the source of a widely visible tendency in German idealism: its character of resignation to and reconciliation with social reality. We have already mentioned its critical rationalism; this tendency and its reconciliatory introversion constantly conflict with each other. Ultimately, the ideal with its critical aspects set forth, a rational political and social reorganization of the world, becomes frustrated and is incorporated into the existing order. The world of culture is the sphere through which this renunciation is fully exercised. Cultural values triumph over material circumstances.

The "educated" classes isolated themselves from practical affairs and, thus rendering themselves impotent to apply their reason to the reshaping of society, fulfilled themselves in a realm of science, art, philosophy and religion. That realm became for them the "true reality" transcending the wretchedness of existing social conditions; it was alike the refuge for truth, goodness, beauty, happiness and, most important, for a critical temper which could not be turned into social channels. Culture was, then, essentially idealistic, occupied with the *idea* of things rather than with the things themselves. It set freedom *of thought* before freedom *of action*, morality before practical justice, the inner life before the social life of man. This ideal-

[1]) See *Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung*, Paris 1936, p. 136 ff. and *Zeitschrift für Sozialforschung*, vol. V, Paris 1936, p. 188 et seq.

istic culture, however, just because it stood aloof from an intolerable reality and thereby maintained itself intact and unsullied, served, despite its false consolations and glorifications, as the repository for truths which had not been realized in the history of mankind.

Hegel's system is the last great expression of this cultural idealism, the last great attempt to render thought a refuge for reason and liberty. The original critical impulse of his thinking, however, was strong enough to induce him to abandon the traditional aloofness of idealism from history. He made philosophy a concrete historical factor and drew history into philosophy. History, however, when comprehended, shatters the idealistic framework. Hegel's system is necessarily associated with a definite political philosophy, and with a definite social and political order. The dialectic of Civil Society and the state of the Restoration are not incidental in Hegel's philosophy, nor are they just a part of his Philosophy of Right; their principles already operate in the basic conceptual structure of Hegel's system. His basic concepts are, on the other hand, but the culmination of the entire tradition of Western thought. They become understandable only when interpreted within this tradition.

We have thus far attempted in brief compass to place the Hegelian concepts in their concrete historical setting. It remains for us to trace the starting point of Hegel's system to its sources in the philosophical situation of his time.

II

German idealism rescued philosophy from the attack of British empiricism, and the struggle between the two became not merely a clash of different philosophical schools, but a struggle for philosophy as such. Philosophy had never ceased to claim the right to guide man's efforts toward a rational mastery of nature and society, nor to base this claim upon the fact that philosophy elaborated the highest and most general concepts for knowing the world. With Descartes, the practical bearing of philosophy assumed a new form. He announced a "practical philosophy by means of which, knowing the force and the action of fire, water, air, the stars, heavens and all other bodies that environ us . . . we can employ them in all those uses to which they are adapted, and thus render ourselves the masters and possessors of nature."[1]) The achievement of this task was, to an ever increasing extent, bound up with the establishment of universally valid laws and concepts in knowledge. Rational mastery of

[1]) Discourse on Method, part VI, in: *Philosophical Works*, ed. by E. S. Haldane and G. R. T. Ross, Cambridge 1931, vol. I, p. 119.

nature and society presupposes knowledge of the truth, and the truth is a universal as contrasted to the multifold appearance of things or to their immediate form in the perception of individuals. The same conviction motivated the earliest attempts of Greek epistemology. The truth is universal and necessary, and thus contradicts the ordinary experience of change and accidence. This conception that the truth is antagonistic to the matters of fact of existence and independent of contingent individuals, has run through the entire historical epoch in which man's social existence has been characterized by the antagonisms of conflicting individuals and groups. The universal has been "hypostatized" as a philosophical reaction to the historical fact that, in society, the common interest is asserted only "behind the back of" the individual. When, in modern society, the demand was raised that an appropriate social order must be brought about through the knowledge and activity of emancipated individuals, the contrast between universal and individual took on an aggravated form. It was supposed that all men were free and equal, but in acting according to their knowledge and in the pursuit of their interest, they created and experienced an order of oppression, injustice and recurring crises. The general competition between free economic subjects did not permit a rational community which might safeguard and gratify the wants and desires of all men. The life of society was surrendered to the economic mechanisms of commodity production which opposed individuals to one another as isolated buyers and sellers of labor-power. This actual lack of a rational community was responsible for the philosophical quest for the unity (*Einheit*) and universality (*Allgemeinheit*) of reason.

Does the structure of individual reasoning (the subjectivity) yield any general laws and concepts which might constitute universal standards of rationality? Can a universal rational order be built upon the autonomy of the individual? In expanding on an affirmative answer to these questions, the epistemology of German idealism aimed at a unifying principle that would preserve the basic ideals of individualistic society without falling victim to its antagonism. The English empiricists had demonstrated that not a single concept or law in knowledge could lay claim to universality, that the unity of reason is but the unity of custom or habit, adhering to the facts but never governing them. According to the German idealists, this attack jeopardized all efforts to impose an order on the prevailing forms of life. Unity and universality were not to be found in empirical reality; they were not given facts. Moreover, the very structure of this reality seemed to warrant the assumption that they could never be derived from the given facts. If men did

not succeed, however, in creating unity and universality through their autonomous reason and even in contradiction to the facts, not only theoretical truth but man's concrete existence itself would have to be surrendered to the blind pressures and processes of the prevailing empirical order of life, and the implications of this were not simply philosophical but concerned the historical destiny of humanity. Within German idealism, the latter implication of epistemology appears in the connection between theoretical and practical reason, a connection shared by all the systems of German idealism. There is a necessary transition from Kant's analysis of the transcendental consciousness to his demand for the community of a *Weltbürgerreich*, from Fichte's concept of the pure Ego to his construction of a totally unified and regulated society (*der geschlossene Handelsstaat*), and from Hegel's Idea of Reason to his designation of the State as the union of the common and the individual interest, and thus as the realization of Reason.

The idealistic counter-attack was provoked not by the empiricist approaches of Locke and Hume, but by their destruction of the principle that reason is universal and necessary. Philosophy was threatened not by the empiricist insistence that "observation and experiment" was the sole basis of science and philosophy, but by its refutation of general ideas. We have attempted to show that reason's right to shape reality depended upon man's ability to hold generally valid truths. Reason could lead beyond the brute fact of what is, to the realization of what ought to be only by virtue of the universality and necessity of its concepts (which in turn are the criteria of its truth). These concepts the empiricists denied. General ideas, said Locke, are "the inventions and creatures of the understanding, made by it for its own use, and concern only signs. . . . When therefore we quit particulars, the generals that rest are only the creatures of our own making. . . ."[1]) For Hume, general ideas are abstracted from the particular, and "represent" the particular and the particular only.[2]) They can never provide universal rules or principles. If we do possess such principles, they derive from other sources. If Hume was to be accepted, the claim of reason to organize reality had to be rejected. For as we have seen, this claim was based upon reason's faculty to attain truths, the validity of which was not derived from experience and which could in fact stand against experience.

---

[1]) "Essay Concerning Human Understanding" Book III, ch. 3, sec. ii., in: *Philosophical Works*, ed. J. A. St. John, London 1903, vol. II, p. 14.

[2]) *A Treatise of Human Nature*, Book I, Part I, Section VII. ed. L. A. Selby-Bigge, Oxford 1928, p. 17 ff.

"'Tis not . . . reason, which is the guide of life, but custom."[1]) This conclusion of the empiricist investigations did more than undermine metaphysics. It confined men within the limits of "the given," within the existing order of things and events. Whence could man obtain the right to go beyond not some particular within this order, but beyond the entire order itself? Whence could he obtain the right to submit this order to the judgment of reason? If experience and custom were to be the sole source of his knowledge and belief, how could he act against custom, how act in accordance with ideas and principles as yet not accepted and established? Truth could not oppose the given order nor reason speak against it. The result was not only skepticism but conformism. The empiricist restriction of human nature to knowledge of "the given" removed the desire both to transcend the given and to despair about it. "For nothing is more certain, than that despair has almost the same effect upon us as enjoyment, and that we are no sooner acquainted with the impossibility of satisfying any desire, than the desire itself vanishes. When we see, that we have arrived at the utmost extent of human reason, we sit down contented."[2])

The German idealists regarded this philosophy as expressing the abdication of reason. Attributing the existence of general ideas to the force of custom, and the principles by which reality is understood, to psychological mechanisms, was, to them, tantamount to a denial of truth and reason. Human psychology, they saw, is subject to change, is, in fact, a domain of uncertainty and chance from which no necessity and universality could be derived. And yet, such necessity and universality were the sole guarantee of reason. Unless, the idealists declared, the general concepts which claimed such necessity and universality could be shown to be more than the product of imagination, could be shown to draw their validity neither from experience nor from individual psychology, unless, in other words, they were shown applicable to experience without arising from experience, reason would have to bow to the dictates of the empirical teaching. And if cognition by reason, that is, by concepts that are not derived from experience, means metaphysics, then the attack upon metaphysics was at the same time an attack upon the conditions of human freedom, for the right of reason to guide experience was a proper part of these conditions.

Furthermore, Hume's doctrine threatened to destroy the very

---

[1]) Hume, *An Abstract of A Treatise of Human Nature*, published for the first time in 1938, Cambridge University Press, p. 16.

[2]) Hume, *Treatise*, loc. cit., Introduction, p. XXII.

basis of science. According to him, experience yields no facts or connexities which might justify necessary and universal judgments. But the fact remains that such judgments are formed and that they do yield real knowledge. At least two sciences, the idealists contended, are predicated on the possibility of universal necessary judgments: mathematics and physics. Unless these are unsound in their foundations, they must derive the validity of their judgments from a source other than experience. Hume had thus attacked not only metaphysics but the entire structure of the exact sciences.

Kant adopted the view of the empiricist that all human knowledge begins with and terminates in experience, that experience alone provides *the material* for the concepts of reason. There is no stronger empiricist statement than that which opens his Critique of Pure Reason. "All thought must, directly or indirectly, . . . relate ultimately to intuitions, and therefore, with us, to sensibility, because in no other way can an object be given to us." Kant maintains, however, that the empiricists had failed to demonstrate that experience also furnishes the means and modes by which this empirical material is organized. If it could be shown that these principles of organization were the genuine possession of the human mind and did not arise from experience, then the independence and freedom of reason would be saved. Experience itself would become the product of reason, for it would then not be the disordered manifold of sensations and impressions but the comprehensive organization of these. Kant set out to prove that the human mind possessed the universal "forms" which organized the manifold of data furnished to it by the senses. The forms of "intuition" (space and time) and the forms of "understanding" (the categories) are the universals through which the mind orders the sense manifold into the continuum of experience. They are *a priori* to each and every sensation and impression, so that we "get" and arrange impressions under these forms. Experience presents a necessary and universal order only by virtue of the *a priori* activity of the human mind which perceives all things and events in the form of space and time and comprehends them under the categories of unity, reality, substantiality, causality, and so on. These forms and categories are not derived from experience, for, as Hume had pointed out, no impression or sensation can be found which corresponds to them; yet experience, as an organized continuum, originates in them. They are universally valid and applicable because they constitute the very structure of the human mind. The world of objects, as a universal and necessary order, is produced by the subject,—not by the individual, but by those acts of intuition and understanding that are common to all individuals since

they constitute the very conditions of experience.

This common structure of the mind Kant designates as "transcendental consciousness." It consists of the forms of intuition and of understanding, which, in Kant's analysis, are not static frames but forms of operation that exist only in the act of apprehending and comprehending. They are the *a priori* principles which organize the data of sense into universal connections, yielding the synthetic unity of experience. The transcendental forms of intuition or outer sense synthesize the manifold of sense data into a spatio-temporal order. By virtue of the categories, the results of this are brought into the universal and necessary relations of cause and effect, substance, reciprocity, and so on. And this entire complex is unified in the "transcendental apperception" which relates all experience to the thinking ego, thereby giving experience the continuity of being "my" experience. These processes of synthesis, *a priori* and common to all minds, hence universal, are interdependent and are brought to bear in toto in every act of knowledge.

What Kant calls the "highest" synthesis, that of transcendental apperception, is the experience of an "I think" which accompanies every experience. Through it, the thinking ego knows itself as continuous, present, and active throughout the series of its experiences. The transcendental apperception therefore, is the ultimate basis for the unity of the subject and, hence, for the universality and necessity of all the objective relations.

Transcendental consciousness depends on the material received through the senses. The multitude of these impressions, however, becomes an organized world of coherent objects and relations only through the operations of transcendental consciousness. Since, then, we know the impressions only in the context of the a priori forms of the mind, we cannot know how or what the "things-in-themselves" are that give rise to the impressions. These things-in-themselves, presumed to exist outside of the forms of the mind, remain completely unknowable.

Hegel regarded this skeptical element of Kant's philosophy as vitiating to his attempt to rescue reason from the empiricist onslaught. As long as the things-in-themselves were beyond the capacity of reason, reason remained a mere subjective principle without power over the objective structure of reality. And the world thus fell into two separate parts, subjectivity and objectivity, understanding and sense, thought and existence. This separation was not primarily an epistemological problem for Hegel. Time and again he stressed that the relation between subject and object, their opposition, denoted a concrete conflict in existence, and that its solution, the union of the

opposites, was a matter of practice as well as of theory. Later, he described the historical form of the conflict as the "alienation" (*Entfremdung*) of Mind, signifying that the world of objects, originally the product of man's labor and knowledge, becomes independent of man and comes to be governed by uncontrolled forces and laws in which man no longer recognizes his own self. At the same time, thought becomes estranged from reality and the truth becomes an impotent ideal preserved in thought while the actual world is calmly left outside its influence. Unless man succeeds in reuniting the separated parts of his world and in bringing nature and society under the scope of his reason, he is forever doomed to frustration. The task of philosophy in this period of general disintegration is to demonstrate the principle of the missing unity and totality.

Hegel sets forth this principle in the concept of reason. We have attempted to sketch the socio-historical and philosophical origins of this notion. Both these roots terminate in his concept of reason effecting a juncture of the progressive ideas of the French Revolution with the given level of development of the problems of traditional philosophy. Reason is the veritable form of reality in which all antagonisms of subject and object are integrated to form a genuine unity and universality. Hegel's philosophy is thus necessarily a system, subsuming all realms of being under the all-embracing idea of reason. The inorganic as well as the organic world, nature as well as society, are here brought under the sway of Mind.

Hegel considered philosophy's systematic character to be a product of the historical situation. History had reached a stage at which the possibilities for realizing human freedom were at hand. Freedom, however, presupposes the reality of reason. Man can be free, can develop all his potentialities, only if his entire world is dominated by an integrating rational will and by knowledge. And the Hegelian system anticipates a state in which this possibility has been achieved. The historical optimism that is patent here provided the basis for Hegel's so-called "pan-logism" which treats every form of being as a form of reason. The transitions from the Logic to the Philosophy of Nature, and from the latter to the Philosophy of Mind are made on the assumption that the laws of nature spring from the rational structure of being and lead in a continuum to the laws of the Mind. The realm of Mind achieves in freedom what the realm of nature achieves in blind necessity,—the fulfillment of the potentialities inherent in reality. It is this state of reality which Hegel refers to as "the truth." Truth is not only attached to propositions and judgments, it is, in short, not only an attribute of thought but of

reality in process. Something is true if it is what it can be, fulfilling all its objective possibilities. In Hegel's language, it is then identical with its "notion." The notion has a dual use. It comprehends the nature or essence of a subject-matter, and thus represents the true thought of it. At the same time, it refers to the actual realization of that nature or essence, its concrete existence. All fundamental concepts of the Hegelian system are characterized by the same ambiguity. They never denote mere concepts (as in formal logic), but forms or modes of being comprehended by thought. Hegel does not presuppose a mystical identity of thought and reality but he holds that the right thought represents reality because the latter, in its development, has reached the stage at which it exists in conformity with the truth. His so-called "pan-logism" comes close to being its opposite: one could say that he takes the principles and forms of thought from the principles and forms of reality. The logical laws reproduce those governing the movement of reality. For example, the unification of opposites is a process Hegel demonstrates in the case of every single existent. "Judgment" is an occurrence in reality. Take, for example, the judgment: man is a slave. According to Hegel, it means that the subject, man, has become a predicate, enslaved, and remains himself in this process of change. Although he is a slave, he is still man, thus essentially free and hence opposed to his actual condition. The judgment does not simply attribute a predicate to a stable subject but denotes a dynamic process of the subject. Consequently, when in Hegel's logic concepts pass from one form to another, this refers to the fact that, to true thinking, one form of being passes to another. Reality appears as a process in which all characterizations of it in fixed forms reveal themselves to be mere abstractions, and only the totality of all forms determines the content of every particular.

We have emphasized the fact that, to Hegel, reality has reached a stage at which it exists in truth. This statement now needs a correction. Hegel does not mean that everything that exists does so in conformity with its potentialities but that the Mind has attained the self-consciousness of its freedom, and become capable of freeing nature and society. The realization of reason is not a fact but a task. The form in which the objects immediately appear is not yet their true form. What is simply given is at first negative, other than its real potentialities. It becomes true only in the process of overcoming this negativity, so that the birth of the truth requires the death of the given state of being. Hegel's optimism is based upon a destructive conception of the given. All forms are seized by the dissolving movement of reason which cancels and alters them until they are adequate to their notion. It is this movement which thought reflects in the process

of "mediation" (*Vermittlung*). If we follow the true content of our perceptions and concepts, all delimitation of stable objects collapses. They are dissolved into a multitude of relations which exhaust the developed content of these objects, and terminate in the comprehending activity of man. This activity eventually achieves the truth. The final process of mediation is the conscious historical practice of mankind. When this practice has attained the level of free rationality, there no longer exists any unmediated fact (*unvermittelt*), nor anything that stands as a mere object over against the conscious subject. Everything is then mastered by the comprehending power of reason. The objective world loses its character of blind necessity and becomes the lucid medium for the freely developing subject. Nature is united with history, and the union of subject with object is materialized in a social form.

Hegel's philosophy is indeed what the subsequent reaction termed it, a negative philosophy. It is originally motivated by the conviction that the given facts which appear to common sense as the positive index of truth are in reality the negation of truth, so that truth can only be established by their destruction. The driving force of the dialectical method lies in this critical conviction. Dialectic in its entirety is linked to the conception that all forms of being are permeated by an essential negativity, and that this negativity determines their content and movement. The dialectic represents the counter-thrust to any form of positivism. From Hume to the present-day logical positivists, the principle of this latter philosophy has been the ultimate authority of the fact, and observing the immediate given has been the ultimate method of verification. In the middle of the XIXth century, and primarily in response to the destructive tendencies of rationalism, positivism assumed the peculiar form of an all-embracing "positive philosophy," that took up the torch of traditional metaphysics. The protagonists of this positivism took great pains to stress the conservative and affirmative attitude of their philosophy: it induces thought to be satisfied with the facts, to renounce any transgression beyond them, and to bow to the given state of affairs. To Hegel, the facts in themselves possess no authority. They are "posited" (*gesetzt*) by the subject which has mediated them with the comprehensive process of its development. Verification rests, in the last analysis, with this process to which all facts are related and which determines their content. Everything that is given has to be justified before reason which is not a metaphysical substance but the historical totality of nature's and man's capacities.

Hegel's philosophy, however, which begins with the negation of

the given and retains this negativity throughout, concludes with the declaration that history has achieved the reality of reason. Hegel thought that mankind had become capable of attaining freedom without making the leap to a new form of society. Hegel's basic concepts were still bound up with the social structure of the prevailing system, and in this respect, too, German idealism may be said to have preserved the heritage of the French Revolution.

However, the "reconciliation of idea and reality," proclaimed in Hegel's "Philosophy of Right," contains a decisive element that points beyond mere reconciliation. This is the doctrine that announces the negation of philosophy. Philosophy reaches its end when it has formulated its view of a world in which reason is realized. If at that point reality contains the conditions necessary to materialize reason in fact, thought can cease to concern itself with the ideal and undertake to comprehend what is. The truth now would require actual historical practice to fulfill it. With the relinquishment of the ideal, philosophy relinquishes its critical task and passes it to another agency. The final culmination of philosophy is thus at the same time its abdication. Released from its pre-occupation with the ideal, philosophy is also released from its opposition to reality. This means that it ceases to be philosophy.[1]) It does not follow, however, that thought must then comply with the existing order. Critical thinking does not cease, but assumes a new form. The efforts of reason devolve upon social theory and social practice.

[1]) See Max Horkheimer's article, "The Social Function of Philosophy," in this issue.

On Kierkegaard's Doctrine of Love.

By T. W. Adorno.

The observations presented in this study are intended to be philosophical rather than historical. They attempt to throw some light on a text of Sören Kierkegaard, concerning the position of basic concepts of religious ethics in the present situation. At the same time I should like to go beyond a mere critical analysis of the text. There may also be some historical interest involved in the analysis, since the work to be discussed is one of Kierkegaard's lesser known writings. As far as I know, it is not accessible in English. It is the book *Leben und Walten der Liebe* (Works of Love), published in 1847, a collection of so-called edifying discourses linked to each other by the concept of Christian love.

Kierkegaard's literary production falls into two distinctly separate parts, the philosophical writings and the religious sermons. This rough and schematic division is justified in Kierkegaard's case: justified by himself. Whereas all his philosophical writings were published anonymously—even those with the open theological tendencies of his later period, such as the *Krankheit zum Tode* (Sickness unto Death) and the *Einübung im Christentum* (Training in Christianity) —he published the religious sermons under his own name. This distinction was made most methodically. He alternated between these two methods of publication from the very beginning of his literary career, since *Entweder/Oder* (Either/Or). He was guided in this procedure by the basic idea that one ought to lure man into Truth. That is to say, truth, according to Kierkegaard, is no "result," no objectivity independent of the process of its subjective appropriation, but really consists in the process of subjective appropriation itself. In his philosophical writings, Kierkegaard goes so far as to say that subjectivity is the truth. This sentence is not, of course, to be understood in the sense of philosophical subjectivism, such as Fichte's, of whose language it reminds one. Its intrinsic meaning is that Truth exists in the living process of Faith, theologically speaking, in the imitation of Christ. Kierkegaard's philosophical writings attempt to express this process of existential appropriation through its different stages—which he calls aesthetic, ethical and religious—and to guide

the reader by the dialectics of these stages to the theological truth. But he deemed it necessary to contrast as the "corrective" to this process the positive Christianity which one should achieve, though Kierkegaard never pretended to have achieved it himself. This contrast is provided by religious sermons. One may safely assume that Kierkegaard, who did not share philosophy's optimism of being able to produce the Absolute from itself, rebuffed this optimism even where his own philosophy was involved. In other words, he did not believe that a pure movement of thought could possibly lead up to Christianity, but only, in Kierkegaard's language, to the border of Christianity. He regards that Christian standpoint as being based on revelation. Hence, it maintains a transcendence of the movement of thought which does not permit philosophy to reach Christianity by a procedure of gradual transitions. According to this conviction, the Christian, from the very beginning, must face philosophy independently and distinctly. With Kierkegaard philosophy assumes the paradoxical task of regaining the lost position of an *Ancilla theologiae* and, in the last analysis, must abdicate. One may just as easily formulate the relation in the reverse way. The idea of a reason which attains the Absolute not by maintaining itself in complete consistency of thinking, but by sacrificing itself, indicates not so much the expropriation of philosophy by theology as the transplantation of theology into the philosophical realm. Indeed, the Christian, as a stage, fits perfectly into the hierarchy of Kierkegaard's philosophy, and all the categories which Kierkegaard regards as specifically Christian appear within the context of his philosophical deductions. They are, as it were, invested only post festum with the insignia of Christian revelation. This is particularly true of the doctrine of the radically different, of the qualitative jump, and of the paradox. These questions, however, can be settled only in connection with an actual text of Kierkegaard's.

The text to be discussed here has a particular bearing upon these questions. What is introduced here as an exegesis of Christian Love, is revealed, through a more intimate knowledge of Kierkegaard's philosophy, as supplementing his negative theology with a positive one, his criticism with something edifying in the literal sense, his dialectics with simplicity. It is this very aim which makes Kierkegaard's sermons such tiresome and unpleasant reading. At every point, they bear the hallmarks of his trend of thought. Yet at the same time, they deny this strain and affect a sort of preaching naiveté. This naiveté, being produced dialectically and by no means primarily, threatens to slip into loquacious boredom at any moment. Verbosity is the danger of all Kierkegaard's writings. It is the ver-

bosity of an interminable monologue which, so to speak, does not tolerate any protest and continually repeats itself, without any real articulation. This loquaciousness is intensified in his religious writings to the point of being painful. A Hegelian philosopher deliberately talks circumstantially, imagining himself a Socrates conducting his conversations in the streets of Athens. There is reason to suspect that even the pain and the boredom are planned by the cunning theologian, as Kierkegaard repeatedly styled himself. If the philosophical writings wish to "cheat" the reader into truth, the theological ones, in turn, wish to make it as difficult, as uninteresting, as insipid to him as possible. In one passage of the *Works of Love,* Kierkegaard says that he actually intends to warn us against Christianity. It is one of the basic aims of all his writings to rejuvenate Christianity into what it was supposed to have been during St. Paul's times: a scandal to the Jews and a folly to the Greeks. The scandal is Kierkegaard's Christian paradox. The folly to the Greeks, however, is the laborious simplicity which Kierkegaard stubbornly upholds throughout the religious sermons.

A brief summary of the book on Love is pertinent at this point. Kierkegaard speaks of Christian Love for man, but in pointed contrast to natural love. He defines love as Christian, if it is not "immediate" or "natural," or as Kierkegaard puts it, if one loves each man for God's sake and in a "God-relationship." Kierkegaard never concretely states what this love means. He comments upon it only by means of analogy. Negatively, however, his concept of love is distinct enough. He regards love as a matter of pure inwardness. He starts from the Christian command "Thou shalt love." He interprets this command by emphasizing its abstract generality. Speaking exaggeratedly, in Kierkegaard's doctrine of Love the object of love is, in a way, irrelevant. According to Kierkegaard, the differences between individual men and one's attitude towards men are, in the Christian sense, of no importance whatever. The only element of "this man" which is of interest to the Christian is "the human," as revealed in this person. In love, the other person becomes a mere "stumbling block" to subjective inwardness. This has no object in the proper sense, and the substantial quality of love is "object-less." In Kierkegaard's doctrine the "Christian" content of love, its justification in eternity, is determined only by the subjective qualities of the loving one, such as disinterestedness, unlimited confidence, unobtrusiveness, mercifulness, even if one is helpless oneself, self-denial and fidelity. In Kierkegaard's doctrine of love, the individual is important only with respect to the universal human. But the universal consists in the very fact of individualization. Hence love can

grasp the universal only in love for the individual, but without yielding to the differences between individuals. In other words, the loving one is supposed to love the individual particularities of each man, but regardless of the differences between men. Any "preference" is excluded with a rigor comparable only to the Kantian Ethics of Duty. Love, for Kierkegaard, is Christian only as a "breaking down" of nature. It is, first of all, a breaking down of one's own immediate inclination which is supposed to be replaced by the God-relationship. Hence the Kierkegaardian love applies to the farthest as well as to the nearest. The concept of the neighbor which Kierkegaard makes the measure of love is, in a certain sense, that of the farthest: whomever one happens to meet is contrasted, in the very abstractness of such a possibility, with the "preference" for the friend or for the beloved one. Kierkegaard's love is a breaking down of nature, moreover, as a breaking down of any individual interest of the lover, however sublimated it may be. The idea of happiness is kept aloof from this love as its worst disfigurement. Kierkegaard even speaks of the happiness of eternity in such gloomy tones that it appears to consist of nothing but the giving away of any real claim to happiness. Finally, this doctrine of love is a breaking down of nature by demanding from the simple lover the same characteristics Kierkegaard's doctrine of Faith demands from the summit of consciousness. The *credo quia absurdum* is translated into the *amo quia absurdum.* Thus Kierkegaard admonishes the loving person to maintain faith in a once beloved person, even if this faith has lost any rational justification. He ought to believe in the person in spite of any psychological experience which is taboo, according to Kierkegaard, as being "secular." Here, the transformation of love into mere inwardness is striking. This Christian love cannot be disappointed, because it is practiced for the sake of God's command to Love. The rigorousness of the love advocated by Kierkegaard partially devaluates the beloved person. There is a line of Goethe: *Wenn ich dich liebe, was geht's dich an*—if I love you, what concern is it of yours? Kierkegaard would certainly have rejected this dictum as "aesthetic": one may say that it is the implicit theme of the *Tagebuch des Verführers* (Diary of the Seducer). This "erotic immediacy," however, reproduces itself, as it were, in Kierkegaard's religious doctrine of love. It is of no concern, to the Christian beloved one, whether or not he is loved. He has no power over this love. Incidentally, the reproduction of Kierkegaard's "aesthetic" standpoint in his religious stage, for which this example has been given, recurs throughout his work. It is unnecessary to point out how close this love comes to callousness. Perhaps one may most accurately sum-

marize Kierkegaard's doctrine of love by saying that he demands that love behave towards all men as if they were dead. Indeed, the book culminates in the speech *Wie wir in Liebe Verstorbener gedenken* (How to think with love of those who passed away). There is good reason to regard this speech as one of the most important pieces he ever wrote. I should like to emphasize, even at this point, that the death-like aspect of Kierkegaard's love comprises the best and the worst of his philosophy. The attempt to explain this will be made later.

Theologians will not overlook the close connection of this doctrine of love with the wording of the Gospel and also with certain Christian traditions such as the distinction between Eros and Agape. But nor will they overlook the transformation of these motives, which it is difficult to call anything but demonic. The overstraining of the transcendence of love threatens, at any given moment, to become transformed into the darkest hatred of man. Similarly, the humiliation of the human spirit before God comes close to the naked hybris of the same spirit. By means of its radical inwardness, it is prone to conceive itself as the sole ground of the world. In spite of all the talk of the neighbor, the latter is nothing but the stumbling-block to prove one's own creative omnipotence as one of love. The forces of annihilation are scarcely tamed by this doctrine of love. The relapse into mythology and the lordly demonology of asceticism is enhanced by Kierkegaard's reckless spiritualization of love. He sets out to expel nature with a pitchfork, only to become Nature's prey himself. Let us take Kierkegaard's interpretation of the command "Thou shalt love." In its proper place, this command means the suspension of universal "justice." It "sublates" the concept of moral life as a closed interrelation of guilt and punishment insofar as they are regarded as equivalents which can be exchanged for one another. Christian love takes a stand against the mythological notion of destiny as one of an infinite relationship of guilt. It protests against the justice—an eye for an eye, a tooth for a tooth—in the name of Grace. The Christian "Thou shalt love" puts a stop to the mythical law of atonement. Kierkegaard, too, attacks the principle of "an eye for an eye, a tooth for a tooth." But he hardly ever mentions the idea of grace. He "mythifies" the "Thou shalt love" itself. I have previously stated that it means, in its Christian sense, the barrier against the universal relationship of atonement. Kierkegaard does not understand it as such a barrier. He makes it dialectical in itself. The Hegelian in Kierkegaard dwells on the contradiction of the "Thou shalt" of the command and its content: love cannot be commanded.

This very impossibility becomes to him the core of the command. "Thou shalt love" just because the "Shalt" cannot be applied to love. This is the absurd, the wreckage of the finite by the infinite which Kierkegaard hypostatizes. The command to love is commanded because of its impossibility. This, however, amounts to nothing less than the annihilation of love and the installment of sinister domination. The command to love degenerates into a mythical taboo against preference and natural love. The protest of love against law is dropped. Love itself becomes a matter of mere law, even if it may be cloaked as the law of God. Kierkegaard's super-Christianity tilts over into paganism.

By so doing, Kierkegaard's doctrine of love offers itself to the smuggest sort of criticism. It is one single provocation, folly in reality and scandal. As far as my knowledge of the literature goes, only Christoph Schrempf has dealt with the doctrine of love in detail. As a matter of fact, he honorably stumbles at every stone Kierkegaard throws in his way. He objects to Kierkegaard on the ground that he neglects the preceding internal relationship between two persons, which he regards the necessary condition of love. He further objects in that love cannot be commanded, whereas this very impossibility makes the paradoxical center or perhaps the blind spot in Kierkegaard's doctrine. Opposing Kierkegaard, he defends preference as something beautiful; he attacks the theory of self-denial, maintaining that no lover ever denies himself but just "realizes" himself in love. At this point, I do not wish to judge the truth or falsity of this criticism. The points made by Schrempf are necessary consequences of that demonic "mythification" of Christianity which I have tried to make clear. It is senseless to discuss the theses on the basis of common sense since, according to Kierkegaard, they presuppose the suspension of common sense. But I would go beyond that. In a way, Schrempf's objections are too cursory. Closer examination shows that Kierkegaard's rigorousness which Schrempf naively takes for granted is not quite rigorous. One might almost say: that it is not rigorous enough. Kierkegaard's doctrine of love remains totally abstract. Of course, he repeatedly gives examples such as that of the obedient child. But he always remains on the level of the metaphorical, of illustrations from the treasure of his autobiographical experience, such as the motive of the "poet," or his relation to Regina Olsen. And he never goes into any real, non-symbolical, non-metaphorical case of human love in order to apply his doctrine to it. On the other hand, he always insists on the "practice of real life." His failure to reach this practice by his concepts, and the unyielding abstractness of

his doctrine, are symptoms that it is not quite as substantial as it pretends to be. Hence Schrempf's objections bear so little fruit, and it is therefore important critically to analyze the actual presuppositions of Kierkegaard's doctrine. Then I shall try to show the critical elements of Kierkegaard's rigorousness which goes far beyond the limits of that narrowness which it deliberately exhibits.

The main presupposition is the category of the neighbor and the historical changes it has undergone. Let us discuss this more closely. Kierkegaard asks: who is man's neighbor? He answers, according to his idea of absolute inwardness: "The neighbor, strictly speaking, is the reduplication of one's own ego. It is what philosophers would call 'the otherness,' that is, where the selfish element in one's love for oneself is to be revealed. As far as the abstract idea is concerned, the neighbor must not even be here" (23).[1]) The abstractness of the neighbor, which has been mentioned earlier, is explicitly acknowledged by Kierkegaard. He even makes it a postulate, as an expression of the equality of men in the eyes of God: "The neighbor is everybody . . . He is your neighbor by being your equal before God, but this equality is due unconditionally to every man, and everybody has it unconditionally" (65). Thus the neighbor is reduced to the general principle of the otherness or of the universal human. Therewith, the individual neighbor, despite Kierkegaard's incessant talk of "that particular individual" (hiin Enkelte, dieser Einzelne) definitely assumes the character of contingency. "When you open the door behind which you have prayed to God and walk out, the first man whom you see is the neighbor whom thou shalt love" (56). The particular reality which I encounter in my neighbor is thus rendered totally accidental. This implies one thing from the very beginning: that I must accept the neighbor whom I happened to meet as something *given* which ought not to be questioned: "To love thy neighbor means to be essentially and unconditionally present to each person according to the particular position in time given to him" (90)—given to him externally, independent of oneself. In other words, Kierkegaard's doctrine of the neighbor presupposes a providence or, as Kierkegaard states, a "governance" which regulates human relationships and gives one a certain person and no other as a neighbor. In one passage, he frankly demands that one should "put oneself in the place where one may be used by governance" (91). This necessarily gives rise to the objection of how one can maintain the concept of the practice of real life as a measuring rod

---

[1]) The references are to the page numbers in Kierkegaard's *Leben und Walten der Liebe*, Jena 1924.

of the love for the neighbor, if one excludes from this practice the specific being of the world? How is practice possible without the acting person's initiative in the very sphere that Kierkegaard takes for granted as a matter of Providence? It is of particular interest to observe how Kierkegaard surreptitiously raises this objection against himself and how he compromises with it. This happens in the discourse on mercifulness. Here he puts the question to himself of how the love to the neighbor is possible, if the loving person is powerless; that is to say, if this love cannot alter reality given by "Providence." The method he makes use of is exceedingly characteristic. For he is struck by the fact that this possibility of powerless love of the neighbor is actually not thought of in the Gospels. Hence he employs a device hardly compatible with his orthodox dogmatism. He modifies, as it were, biblical parables, in order to make them fit present reality. He tells the story of the Samaritan with the alteration that the Samaritan is incapable of saving the unfortunate man. Or he assumes that the sacrifice of the poor widow, which is supposed to be worth more than that of the rich, has been stolen without her being aware of it. Of course he maintains that her behavior is still that of true love. I should like to emphasize the configuration of the motives at hand. Pure inwardness is made the only criterion of action at the very moment at which the world no longer permits an immediate realization of love. Kierkegaard is unaware of the demonic consequence that his insistence on inwardness actually leaves the world to the devil. For what can loving one's neighbor mean, if one can neither help him nor interfere with a setting of the world which makes such help impossible? Kierkegaard's doctrine of impotent mercifulness brings to the fore the deadlock which the concept of the neighbor necessarily meets today. The neighbor no longer exists. In modern society, the relations of men have been "reified" to such an extent that the neighbor cannot behave spontaneously to the neighbor for longer than an instant. Nor does the mere disposition of love suffice to help the neighbor. Nothing is left to "that particular individual" but to cope with the very presuppositions which Kierkegaard excludes from practice as a product of providence. Kierkegaard denies reification. As a matter of fact the whole personalism of his philosophy aims at this denial, for a thing, "an object is always something dangerous, if one has to move forward. An object, being a fixed point in a finite world, is a barrier and break and therewith a dangerous thing for infinity. For love can become an 'object' to itself only by becoming something finite" (190). In other words, it becomes impossible, if, on the basis of the material presuppositions of their relations, men

have become objects, as is the case in our epoch. One could even go further. The form in which the concept of the neighbor is used by Kierkegaard is a reification itself compared with the Gospels. The neighbor of the Gospels implies fishermen and peasants, herdsmen and publicans, people whom one knows and who have their established locus in a life of simple production which can be realized adequately by immediate experience. One cannot imagine the Gospels taking the step from this concrete, unproblematic neighbor to the abstract, universal idea of neighborhood. Kierkegaard has the abstract concept of man of his own period and substitutes it for the Christian neighbor who belongs to a different society. Hence, he deprives both of their sense. The Christian neighbor loses the concreteness which alone made it possible to behave concretely towards him. Modern man is deprived of the last chance of love by moulding love after the pattern of frugal conditions which are not valid any longer. This contradiction is mastered only by Kierkegaard's stubborn maintenance of the "givenness" of social order. The maintenance is socially conformist and ready to lend its arm to oppression and misanthropy. Kierkegaard demands that one should "find the given or chosen object worthy of one's love" (174). Such a demand is not only impossible to fulfill; by its acceptance of the given, it acknowledges the very same reification of man against which Kierkegaard's doctrine of love is directed. It is evident that Kierkegaard here follows the Lutheran doctrine of absolute obedience to the authority of the State. In the face of Kierkegaard's radical theological subjectivism, however, this spiteful orthodoxy leads to absurd inconsistencies and even to insincerity. The presuppositions of this doctrine of the neighbor and, at the same time, of love itself, are untenable.

A doctrine of love which calls itself practical cannot be severed from social insight. Such an insight is denied to Kierkegaard. Instead of any real criticism of inequality in society, he has a fictitious, merely inward doctrine of equality: "Christianity . . . has deeply and eternally impressed the kinship between man and man. Christianity establishes it by teaching that in Christ each particular individual is equally akin to God and stands in the same relation to God. For Christianity teaches each individual without any difference that he is created by God and redeemed by Christ" (74f.). Sometimes Kierkegaard's way of speaking of the equality of men before God assumes the character of involuntary irony: "The times are gone when only the powerful and noble ones were men and the other people slaves and serfs" (79). The irony cannot escape Kierkegaard's attention. He uses it as a medium of his religious paradox. With some haughti-

ness, he says: "Christianity simply does not enter into such things. It applies eternity and is at once at its goal. It leaves all differences in existence, yet teaches eternal equality" (77). The more liberty and equality are interiorized, the more they are denounced in the external world: "Externally everything, so to speak, remains as it was before. The man is to be the wife's lord and she is to be subservient to him. Within the inwardness, however, everything is changed, changed by this little question to the wife, if she consulted her conscience whether she wants this man as her lord . . . What Christ said of this realm, that it is not of this world, applies to everything Christian. Foolish people have tried foolishly, in the name of Christianity, to make it secularly manifest that the wife is empowered with the same rights as the man. Christian religion never demanded or wished anything of that sort. It has done everything for the woman, if she is ready to content herself in a Christian way with the Christian. If she does not want that, the mean external position she might obtain in the world is nothing but a poor substitute for what she loses" (145). Such theorems bring to the fore what was hinted at earlier, namely, that in a certain sense Kierkegaard's religious rigorousness is not seriously meant and that it is better to analyze its presuppositions than sentimentally to criticize it. Kierkegaard raises the objection against himself which is due in a state of universal injustice: "Is it not a fundamental demand that there should be every possible help for the needy and that, if possible, want itself should be abolished?" (335). Kierkegaard dismisses this question all too easily: "Eternity says however: there is only one danger: the danger that mercifulness is not practiced. Even if every want had disappeared, it must not have necessarily disappeared through mercifulness. In such a case, the misery that no mercifulness has been practiced would be a greater misery than any other secular one" (ibd). The following is symptomatic of the flippancy of a rigorousness which is ready to leave everything in its status quo. Kierkegaard is insatiable in condemning the world, worldliness, and its limited worldly aims. He does not hesitate, however, to qualify his own rigorousness as soon as he speaks, as it were, as a social pedagogue. "Indeed, we do not intend to make an adolescent conceited, and to excite him to condemn the world in a quick, busy way" (202). Kierkegaard's ascetic rigorousness is carried through only abstractly. It is soft-pedaled as soon as it could lead to serious conflicts with the "existing" condemned by Kierkegaard in abstracto. At such a moment, wordliness must not be condemned under any circumstances.

Kierkegaard's doctrine of love keeps itself within the existent.

Its content is oppression: the oppression of the drive which is not to be fulfilled and the oppression of the mind which is not allowed to question. Kierkegaard's love is a love that takes away instead of giving. Such he formulates himself: "Then the woman was taken from the man's flank and given to him as company; for love and community first takes something away from man before giving anything" (161). But, at the same time, this oppression of the individual implies a criticism of what could be called, in Hegelian language, bad individuality. The individual, in his self-assertion and isolation, is visualized as something contingent and even as a mere veneer. The thesis underlying the present study, the thesis which I should like to put forward for discussion, may be expressed as follows: Kierkegaard's misanthropy, the paradoxical callousness of his doctrine of love enables him, like few other writers, to perceive decisive character features of the typical individual of modern society. Even if one goes so far as to admit that Kierkegaard's love is actually demonic hatred, one may well imagine certain situations where hatred contains more of love than the latter's immediate manifestations. All Kierkegaard's gloomy motives have good critical sense as soon as they are interpreted in terms of social critique. Many of his positive assertions gain the concrete significance they otherwise lack as soon as one translates them into concepts of a right society.

Before going into further detail, I should like to comment on an objection which might be raised at this point. One might consider that the critical insight for which I give Kierkegaard credit is as abstract from the reality as his doctrine of the neighbor. It is possible, perhaps, to attribute this critical insight to his general idea of worldliness, instead of to a specific coinage of it for the present situation. This however, would oversimplify matters. The abstract generality of his doctrine of the neighbor is not altogether voluntary. It is due to a position of constraint: to the incompatibility of the Christian command to love in its pure form with present society. Kierkegaard's philosophy, however, aims in all its stages—even in the aesthetic one—at the "instant," which is supposed to be the paradoxical unity of the historical and the eternal. It is probably uncertain whether Kierkegaard was ever capable of "filling out" this paradox or whether it merely remained a program. This much, however, is certain: as a critic, he actually grasped the instant, that is to say, his own historical situation. It is highly significant that his polemic chef d'oeuvre bears the title *Der Augenblick* (The Instant). Kierkegaard was Hegelian enough to have a clean-cut idea of history. He is not satisfied by simply contrasting the eternal with an abstract

contemporariness which, at any given moment, is supposedly equally far and near to the eternal. He conceives history to be related to Christianity. His concept of this relation, however, turns the Hegelian idea of the self-realization of the world-spirit upside down. To him the history of Christianity is, roughly speaking, the history of an apostasy from Christianity. He contrasts the conviction of the loss of all human substance to the current conviction of progress, or rather, he conceives progress itself as the history of advancing decay. It is at this point that critics of modern culture such as Karl Kraus followed Kierkegaard most closely. Kierkegaard regards the criticism of progress and civilization: as the criticism of the reification of man. He belongs to the very few thinkers of his epoch (apart from him I know only Edgar Allan Poe and Baudelaire) who were aware of the truly chthonian changes undergone by men, as it were, anthropologically, at the beginning of the modern industrial age: by human behavior and the total setting of human experience. It is this awareness which invests Kierkegaard's critical motives with their genuine earnestness and dignity. His *Works of Love* contains an extraordinary testimony to that awareness. For here Kierkegaard gives an account of a tendency in today's mass society which, during his time, must have been very latent: the substitution of spontaneous thinking by "reflectory" adaptation taking place in connection with modern forms of mass information. Kierkegaard's hatred of the mass, however conservatively it styles itself, contains something of an inkling of the mutilation of men by the very mechanisms of domination which actually change men into a mass. "It is as if the time of thinkers had gone" (377). The following quotation most clearly shows Kierkegaard's realization of the abolition of thinking by information and "conditioned reflexes": "All communication is supposed to assume the comfortable tone of the easy pamphlet or to be supported by falsehood after falsehood. Indeed, it is as if, in the last instance, every communication ought to be manipulated in such a way as to make it possible to promulgate it in an hour's time at a public meeting. Half an hour is spent in noisy expressions of applause and opposition, and during the other half hour one is so dizzy that one is incapable of collecting one's own thoughts" (ibd). Kierkegaard, in speaking of the mass meetings of the 1848 period, seems to have heard those loudspeakers which filled the Berlin Sportspalast one hundred years later.

To return to the social aspect of Kierkegaard's doctrine of love, let me give the following examples. Kierkegaard, to be certain, does not touch on secular injustice and inequality. But the misanthrop

Kierkegaard has a very sharp eye for discovering them—the eye of love, one should say. He suspects, for example, that the doctrine of civic equality has an ideological element. He is familiar with the fact that members of different classes who behave towards each other in the name of Christianity as if they were nothing but men, do so, generally, only in order to maintain the fiction of civic equality and thus better to reserve civic inequality. Kierkegaard is full of mockery for what he calls "welfare"—a mockery which easily can be understood as plainly reactionary. But by denouncing the worldly happiness which is aimed at through welfare as something poor compared with eternity, he does not merely mean a postponement ad Kalendas Graecas. He knows something of the wretchedness of that very happiness welfare provides to men. This becomes particularly evident in a demand that Kierkegaard raises again and again: "In order to get into a relation with the Christian, one must first become sober" (61). Of course, the demand of soberness first takes something away: the happiness gained through drunken ecstasy. But does not this happiness only cheat us of another happiness which is absolutely denied to us in the world as it is? Kierkegaard's demand for sobriety is not that of the Philistine. It attacks the shams of mere individuality, the making absolute of accidental "differences," and all the false happiness connected with them. Behind this sobriety lies the profound knowledge that in the last analysis the differences between men are not decisive. For all the features of individualization and specification owe their very existence to the universal injustice which makes this man thus and not otherwise—whereas he could be different.

The significance of "could be different" is the measure of the "taking away" of Kierkegaard's love. The counter-concept that he contrasts to the worldly which he intends taking away is that of possibility. The possibility, according to Kierkegaard, is to be maintained against mere existence. He means by that the paradox Eternal, the Christian *absurdum.* But it is directed at the same time against the typical character I mentioned previously: the character which is no longer capable of the experience of possibility. The theory of possibility is, first of all, directed against knowledge, particularly against empirical knowledge. This, however, is not to be taken as "anti-intellectual." The knowledge against which Kierkegaard struggles is the knowledge of the man who is positive as regards what has taken place since the beginning of the world and what will take place for all the future. It is the knowledge of mere after-construction, the principle of which excludes anything radically new. This is the point attacked by Kierkegaard's criticism of psychology and,

as one would call it today, of positivism. To him, psychology is distrust of the possibility. He formulates his attitude towards it as follows: "What is the enticing secret of distrust? It is an abuse of knowledge: by a resolute ergo, that one transforms knowledge[1]) into faith. As if this ergo were nothing! As if it ought not to be noticed at all, for everyone has the same knowledge and necessarily draws the same conclusion from it, as if it were eternally certain and settled that preexisting knowledge necessarily determines the act of inference" (234). Against this knowledge there is possibility which he interprets as hope. Hope is, according to Kierkegaard, the "sense for the possibility" (257). "But the hope that remained did so only with the loving one" (276). "The man who knows mankind, who knows its past and future, has a secret affinity to Evil. To believe nothing at all is the very border where the belief in evil begins. For the good is the object of the belief and therefore whoever believes nothing is ready to believe the bad" (241). Kierkegaard goes even beyond that. Fundamentally (and this reveals an Utopian tendency aided even by his conservatism which denies it) he cannot even imagine that one could breathe for one moment without the consciousness of possibility, that is to say, without hope of the transfiguration of the world. "Truly, anyone who does not wish to understand that man's entire life-time is the time of hope, is in despair" (259). The worldliness that Kierkegaard wants to "remove" is actually the stage of despair. Kierkegaard has introduced the concept of the existential seriousness into philosophy. In the name of hope, he becomes the foe of seriousness itself, of the absorption by practical aims which is not suspended by the thought of what is possible. The following passage could very well be used against Kierkegaard's present successors, the German existential philosophers, particularly against Heidegger. Nothing serves to better differentiate between Kierkegaard and his heirs than his turning against "seriousness." "Alas, how often reconciliation has failed, because one handled the matter too seriously and also because one did not learn from God the art (which one must learn from God) of achieving something with deep inner seriousness and yet as easily and playfully as truth permits. Never believe that seriousness is peevishness; never believe that the distorted face which makes you sick is seriousness. No one can know seriousness unless he has learnt from seriousness that one can be too serious" (348f). The seriousness rejected by Kierkegaard is the bourgeois seriousness of business and competition: "They judge that such a man"—that is, one who hopes—"is not serious. Making money, however, is serious. To

[1]) in the sense of past experience, TWA.

make a great deal of money, even through the slave-trade, is serious. To promulgate some truth, if one makes ample money by doing so, (since this and not the truth matters): is serious" (329). Kierkegaard's doctrine of hope protests against the seriousness of a mere reproduction of life which mutilates man. It protests against a world which is determined by barter and gives nothing without an equivalent.

Kierkegaard's view of our love for the dead derives from this protest. I have already mentioned that it is both the worst and the best part of his doctrine of love. Perhaps an explanation can now be attempted. The bad side is obvious: love for the dead is the one which most rigidly excludes the reciprocity of love that necessarily takes the beloved one as living himself. Thus it appears to be the reified and fetish love kat'exochen. But, at the same time, it is love absolutely void of any barter, of any "requital," and, therefore, the only unmutilated love permitted by our society. The paradox that the only true love is love for the dead is the perfect expression of our situation. Let me try to interpret the real experience behind Kierkegaard's theology of love for the dead in the words of a secular philosopher of our own time: "On the death bed, when death is certainty, the rich and the poor are alike in many regards. For with death a man loses his 'relationships': he becomes nothing. The proudest kings of France had to have this experience. The enlightened and humane physician who tries to help the lonely dying man in the hour of his last ordeal, not for the sake of economic or technical interest but out of pity—this physician represents the citizen of a future society. His situation is the present image of a true humanity." What Kierkegaard says of God as the last one who remains with the dying man is in deepest accordance with the "present image" of a true humanity, however little Kierkegaard might have interpreted his idea of the Eternal as such an image.

I should like to conclude with a selection of passages from that sermon *Wie wir in Liebe Verstorbener gedenken* (How to think in love of those who passed away). After the above remarks, they hardly need any interpretation. Kierkegaard calls death the "powerful thinker who does not only think through any sense illusion down to the bottom, but actually thinks to the bottom" (353). This reminds one of that poem of Baudelaire's which invokes Death as *vieux capitaine.* The relation to the dead is characterized as one free of aims: "Truly, if you thoroughly wish to ascertain, how much love is in you or in another person: watch only the behavior to a dead one . . . For the dead man is cunning. He has really drawn himself

totally out of any entanglements. He has not the slightest influence which could aid or hinder his opposite neighbor, the loving one . . . That we think lovingly of those who passed away is a deed of truly unselfish love" (355f). Kierkegaard describes mourning as follows: "We must not disturb the dead by wailing and crying. We must treat a dead person as a sleeper whom we do not dare to awaken, because we hope he will awake voluntarily . . . No, we ought to think of him who passed away, we ought to weep softly but weep for a long, long time" (356). Kierkegaard realizes the enigmatic interweaving of death and childhood: "It is true that he does not cause any troubles, as the child sometimes does. He is not the cause of any sleepless nights, at least not by the troubles he causes. For, oddly enough, the good child causes no sleepless nights; the better the dead man was, however, the more sleepless nights he causes" (358f). To Kierkegaard's contemplation, even death assumes the expression of paradox. The thesis is: Yes, the loving memory must . . . defend itself against reality, lest reality should become too powerful by ever new impressions and blot out the memory. It also has to struggle against time. In brief, it must not allow itself to be induced to forget and must fight for the liberty of maintaining memory in love. . . . Certainly, no one is as helpless as the dead man" (362f). Now the opposite: "For a dead man is very strong though he does not seem so. It is his strength that does not change. And the dead man is very proud. Did you not notice that the proud man tries to show nothing to him whom he holds in most profound contempt; that he does everything to appear absolutely unchanged as if nothing had happened, just in order the more deeply to let down the one held in contempt?" (365). And, finally, the lofty bridge between Kierkegaard's criticism of seriousness and the love for those who have died: "If it would not sound so merry (as it can sound only to him who does not know what seriousness is) I should say one could put this inscription over the door of the cemetery: 'Here no one is urged' or: 'We do not urge anybody.' And yet I shall say so and shall firmly stick to what I have said. For I have thought so much about death that I know well: no one can talk seriously about death who is incapable of utilizing the cunning lying in death, the whole deep-thinking roguishness of death —the roguishness to resurrection. The seriousness of death is not the seriousness of the eternal. To the seriousness of death belongs this particular awakening, this deep-thinking jesting overtone. Of course, apart from the thought of eternity, it is often an empty, often cheeky jest, but in connection with the thought of eternity, it is what it ought to be; and then, indeed, something radically different from that in-

sipid seriousness. The latter is least of all capable of conceiving and maintaining something of the tension and bearing of the thought of death" (361). The hope that Kierkegaard puts against the "seriousness of the eternal" is nothing but the hope of the reality of redemption.

The Relation between Psychology and Sociology in the Work of Wilhelm Dilthey.

By Max Horkheimer.

To embark upon a discussion of Dilthey is at best an audacious undertaking. The subject-matter which interests us in this study is not to be found in any single definitive work. The great biographies of Schleiermacher or of the young Hegel take up specific themes which do not bear upon the problem with which we are here concerned. German philosophers are traditionally blamed for dealing with comprehensive abstract problems which are difficult to understand. Dilthey not only has this fault, but an added one: the decisive parts of his work are incomplete. His writings, in spite of their impressive range, are composed of fragments, drafts and notes, most of which were published posthumously. Personally, I do not consider this lack of system for which Scheler, for instance, reproached him, as something merely negative. The fact that Dilthey never found a final solution for the decisive problems with which he dealt, that, instead, he started over and over again, and that he spurned, through the formulation of a system, to pretend to a clarity which does not exist in these matters, gives to the study of Dilthey, even today, a stimulating character and at the same time a certain diffuse quality.

It is difficult to place Dilthey in any of the branches of the traditional sciences.

He would have rejected the title of "philosopher of history" in any metaphysical sense. He always felt himself to be a disciple of the Enlightenment which identified knowledge with science and opposed it to speculation. Science, according to Dilthey, is based on analysis. The aim of the analysis is "to find the real factors through the dissection of the reality" (V. 174),[1]) and the analytical tools are induction and experiment. Though, like Windelband and Rickert, he stresses the methodological distinction between the natural and the cultural sciences, he takes great care to preserve the cultural sciences from dogmatism. The propositions which theoretical thought arrives at are, according to him, not unconditionally true, but are only hy-

[1]) The roman numerals refer to the volumes and the arabic numerals to the page numbers of Dilthey's *Gesammelte Schriften*, Leipzig and Berlin, 1922/36.

potheses. His problems, however much they derive from the Hegelian sphere of thinking, are in a somewhat anxious way assimilated to the positivist methodology. Ranke's desire to see things as they really have been is supplemented by Dilthey's insistence that mere observation and verification is not sufficient, but that knowledge of "historical-social reality" (I, 95) must be based on the application of all the special theories of man and of science which are at our disposal. It is true that these are only auxiliary theories. The aim is universal history as the culmination of the whole of the cultural sciences (humanities). Dilthey, in spite of all his polemics against Comte, nevertheless patterned this progress from the "simple" to the "more complex" (I, 94) too much after the model of the natural sciences.

Dilthey repeatedly fought against any transcending of experience. For instance, the question whether the aim of the individual lies in himself, whether the value of life is realized in the existence of the individual, or rather in the development of a nation or of mankind in general, is for him a question of mere metaphysics (VII, 284). He shows himself to be a genuine member of Max Weber's generation and, moreover, a follower of the philosophy of recent centuries, by stressing the importance of clearly separating knowledge from purpose, practice from theory, thought from conviction. To be sure, in the last years of his life, under the influence of phenomenology, he seems to have freed himself from this more narrowing than liberating attitude. In his later fragments we find discussions of the objectivity of values. Dilthey did not, however, draw the conclusions which would have brought into clear view his inherent opposition to a science free from value judgments *(wertfreie Wissenschaft)* (VI, 317, VII, 63 sq.).

Dilthey did not want to be a philosopher of history, neither did he want to be a sociologist. The attack on sociology in the "*Einleitung in die Geisteswissenschaften*" (Introduction to the cultural sciences) is perhaps the best known part of his theoretical writing. By sociology, he understands mainly the school of Comte. If the philosophy of history takes upon itself the impossible task of furnishing a unified theory of the whole of historical reality (that is to say a theory derived from a principle rather than from the gathering together of manifold results of scientific analysis), sociology goes even beyond this program in its attempt to use so pompous a theory for the future practical construction of society. Dilthey criticizes Comte and his school especially for their assumption of a universal law of human development, and for the grandiose way in which Comte's sociology would generalize more or less vague analogies between the historical

periods. Dilthey thoroughly detested the practice of "subsuming the method of studying cultural facts under the methods of the natural sciences" (I, 105).

That Dilthey does not discriminate between the philosophy of history and sociology is not quite so arbitrary as it may appear. He rejects in both of them the concept of a unified theory of history. This idea originates in the work of St. Simon. St. Simon discovered in the French Revolution that the forms of government and constitutions may change without any basic change taking place in social life. (Cf. *Oeuvres*, Paris 1865/78, Vol. XIX, pp. 81-83). The laws which regulate political relations are based, according to St. Simon, on the particular form of production and of property. Society is the ever changing relation of men, conditioned by production and property relations. What Dilthey is attacking is the notion that one can relate everything in the history of mankind in such a unity that the whole development in the economic, political, legal, artistic, and religious spheres can be composed into one science. Dilthey attacked the idea that sociology is a unified theory of history, an idea which runs through the nineteenth century ever since St. Simon gave expression to it. He pronounces it metaphysical. A science of the manifold relations and associations of men, like subordination, imitation, division of labor, competition, the perpetuation of social groups, the formation of hierarchies, of parties, and so on (see I, 421), a science of relations which in the historical change of their content and aims remain constant, that is, a formal general sociology, such a science Dilthey recognized. He turns against St. Simon, Hegel and Marx, but not against Simmel.

Society is for Dilthey no inner unity but the sum total of external forms of organization. But this sum total must be deduced from psychic factors. Thus Dilthey thinks of all the conscious and unconscious tendencies of domination and dependence, freedom, compulsion, etc. Society is therefore not to be conceived as an independent entity of its own; it can be understood only by reference to psychic phenomena. Any given society exists only insofar as the various sides of human nature find expression in it. Approaching culture from an exclusively psychological point of view, Dilthey can be called an extreme individualist. "If one could imagine a single individual wandering about the earth, he would develop for himself, in complete isolation, all these functions (philosophy, religion, art) if he lived long enough." The only realities are the individuals who make up society and the integrating forms which they exhibit. The individual and his powers,—that is to say, man—are not to be ex-

plained in terms of society. On the contrary, society is to be explained in terms of man and his eternal gifts. But in every period of history man presents himself in a new aspect, instilling his specific soul into each of the great epochs of humanity.

The reader will have undoubtedly realized by now that, despite the increasing emphasis on his positivistic position, despite his underscoring of facts and his denunciation of metaphysics, Dilthey has at least as much in common with Hegel as with Gibbon or Buckle. One might say that it was his historical task to try to realize, with the tools of the most advanced scientivism and modern positivism, the great tradition of classical German idealism, the idea that psychic structures express themselves in history, that cultures are divided and separated from one another yet possess an inner connection, that history is to be understood (Hegel would have said grasped) and not merely narrated. Dilthey shared Hegel's urge never to remain on the level of the external and superficial. He strove to draw a distinction between appearance and reality, secretly, so to speak, and without being able to reconcile it with his theory of knowledge which was so closely allied with positivism. Dilthey's numerous historical and methodological works constitute an effort to see history in its various provinces as an expression of man's essence. Just as Kant saw the activity of the knowing subject operate with his transcendental factors in the system of mathematical natural sciences, Dilthey sees man presenting himself in actual history, in the manifestations of politics, art, and religion. He aimed at a critique of historical reason. However, it is not when we examine ourselves, it is not by introspection, nor, as Dilthey once said, by brooding, that we arrive at what we are, but by an analysis of historical reality. Dilthey would have us study the social and historical world not for some assigned practical end, nor arbitrarily and without direction, but in order to experience what we ourselves are, in order to know ourselves. It is in this sense that he is the true follower of the idealists.

Let us consider, for a little longer, Dilthey's conception of the difference between natural and cultural sciences. The natural sciences are engaged in a systematic determination and classification of the facts given by sense perception in their space-time relationships. Cultural sciences have to deal with the same objects. Reality is not divided into nature on the one hand, and mind on the other. Cultural sciences have to deal with the same reality under another specific aspect. Certain objects in nature compel us to regard them as the expression of life past or present, and we are able to know their true character from an understanding of what we ourselves are. We

must go back from them to our own life. That does not mean that we can learn nothing new from a knowledge of other beings, for if we could not, mere introspection would enable us to get at ourselves, and the study of history would be unnecessary. The examination of other living beings, of other epochs and cultures, tends to illuminate certain structures and tendencies within ourselves which we should not have been aware of otherwise. An investigation of the historical world reveals structures which are working in us and which we see reflected in objective reality. This most complicated—and, in Dilthey's writings, very highly differentiated—process of an interplay between consideration of the external psychic reality and the experience of our own personal life is the process of "understanding" *(Verstehen)*, by which the cultural sciences are differentiated from the natural sciences.

The understanding does not consider objects according to the relationship between cause and effect (as in the natural sciences), but between external and internal, whole and part. The objects of understanding are grasped only when they are conceived as the expression of human existence and placed in the context of the existence living in and with them. As Dilthey phrases it, the object must be "re-translated" in the life-relationships of the subject; it must be understood as an "objectivization of life" (historical documents, social institutions, works of art, and so forth, are explicable only through such re-translations).

The life relationship in turn can only be experienced *(erlebt)*. It must be immediately present to the subject in its totality. Only then is it possible to comprehend the parts from the whole. That does not mean that this whole is to be arrived at only by mystical intuition. Dilthey insisted that a basic scientific analysis of all individual data and relationships must precede understanding. But this analysis must always have the whole before it, the totality which operates in every individual datum, and it must integrate every individual phenomenon in this whole, for there alone does it have its truth.

The arguments which are immediately raised against Dilthey's notion of the understanding are easy to see. They lie ready to hand. If Dilthey is right, a large part of our knowledge depends upon the inner richness of the individual, who strives for such knowledge. The act of knowing, in Dilthey's own words, comes close to the artistic process. In this case not a few modern methodologists would strike this whole section of knowledge from the realm of science and assign it to poetry, somewhat after the fashion of the logical empiricists. In economics they would like us to limit ourselves to mathematics, in

human psychology to experiments with the tachystoscope or similar apparatus. But if these critics are right, a sphere of decisive experience would thus fall outside the range of scientific activity.

Dilthey's conception of the understanding does not become clear until it is realized that he is dealing with the method of history. It is not so much a matter of how we understand men or animals in their everyday surroundings, but of how we understand history. And history does not speak to us so much through the living being as through the fragments of past cultures, through their philosophy, religion, poetry, and plastic arts. Dilthey's work is concerned primarily with the great philosophical and theological achievements of the Renaissance and Reformation, of classical German idealism, of the poets and musicians of that era. Understanding becomes hermeneutics, the interpretation of historical documents. Schleiermacher, with whom Dilthey was concerned again and again throughout his life and who was in many ways Dilthey's master, was the first to systematize the philosophical and other methods of historical understanding under the heading of hermeneutics. Heidegger then took the problem over from Dilthey. According to Heidegger, a true ontology is nothing but an understanding or interpretation of existence, in a sense, to be sure, which has nothing to do with universal history and which is limited to a monadologically conceived existence.

From what has been mentioned in previous sections, one might be tempted to bring Dilthey much too close to Bergson. Bergson, too, taught that we know ourselves by a proper understanding of reality. The "*durée,*" the "*élan vital,*" flows in us as in all beings. It is one and the same life which finds expression in all living beings, in nature as a whole. We know the universe when we know ourselves, and vice versa. But whereas Bergson described the omnipresent stream of life in the most general terms—one need only think of his continuity of a qualitative succession, of the presence of the whole in every moment, of the advance of the past into the future, of the creative becoming, and so forth—knowledge of man or of life is for Dilthey the product of a methodical application of all the available sciences to the historically given material. But for Bergson the stream of life is always accessible; it can be revealed in all its fullness at any moment by the act of metaphysical intuition. For Dilthey, on the other hand, the knowledge of historical life is the goal and end of all science. And here he presents his claims on psychology.

Traditional psychology has failed in historical analysis. Studies of human life in its various cultural products lose little if they are not intimately acquainted with the results of traditional psychology. It is, of course, very important to obtain valid insight into those

psychic structures which are to be found wherever psychic life itself exists. But the construction of the soul out of elements of consciousness, as was attempted in the textbooks on experimental psychology of Dilthey's day, cannot contribute to the process of understanding which really matters in the hermeneutics of history. According to Dilthey, psychology attempts "to develop a complete and transparent knowledge of psychic phenomena from a limited number of unequivocally defined elements" (V, 139). Among these elements we must count sensations, reflections, and feelings. Life appears as a mechanical combination of ultimate units. Dilthey calls such psychology explanatory or constructive psychology, the chief representatives being the associationalist psychologists, and Spencer and Taine. He attacks psychology not simply because it makes use of hypotheses but because it begins with them. Hence the cultural sciences which look to psychology for their foundation would depend on something uncertain, namely, on the weak assumption that the psyche is an accumulation of fixed elements held together by a tie of associations. Dilthey wants us to break away from a conception of the psyche which derives from a false analogy with the natural sciences. Psychology as the very basis of the cultural sciences must start from the concreteness of life, as presented to each of us in inner experience. The knowledge of ourselves has as its object not only the stream of perceptions, as psychic reality appeared to Hume or Berkeley, but the structural whole, "*Strukturzusammenhang*." This is the main concept of Dilthey's psychology and it needs some further consideration. He calls it "the articulated totality of the psychic life." (V, 176). The description and analysis of such a "*Strukturzusammenhang*" insofar as it is typical, that is, insofar as it occurs basically in every human being, was for Dilthey the task of the psychology of the future, of descriptive and analytical psychology *(beschreibende und zergliedernde Psychologie)*.

Let us omit the problems arising from the concepts of proper and alien experience, givenness, type, etc., and confine ourselves to a few examples of what is meant by structural totality. In every second of our conscious life, there is not merely one sensation or one desire present, but a psychic whole. For such structural totalities Dilthey offers the example of the contemplation of a beautiful landscape (V, 203/4). As soon as we reflect, we see that not only is the sensation "given" to us, but that its successive aspects are guided by our attention and will. The whole might be permeated by a feeling of happiness or sadness. There is, here, a meaningful interweaving between sense perceptions, attention and feeling. It is a matter of "different aspects" of one and the same act—the contemplation of a

landscape—which interpenetrate. This totality is experienced; it is not theoretically derived or constructed.

Another example is offered by the process of weighing various courses of action until one reaches a practical decision. Here it is a matter of an inner succession of conditions, in which images, feelings, and the will are interconnected. This totality, too, is experienced, not constructed.

Finally, we might cite the unified totality constituted by the perception of a sound, our consciousness of its source, and our communication of that knowledge to the persons with us.

These examples may seem somewhat strange: obscure and commonplace at the same time. It may be thought odd to construct elaborate epistemological makeshifts, striving for a "*Sinnzusammenhang*," while simply discussing a set of experiences whose unity is obvious—for instance the unity of the object in the case of the identical landscape to which all the sense perceptions, acts of attention and will, moods and feelings of the spectator are related as long as he is face to face with this specific object. But it is in analyses of that type, however poor they appear to us today, that Dilthey tried to overcome the sterility of experimental psychology which at his time had usurped the place of philosophy in European academic life. He felt that the interaction between man and nature, his activity, his tenacious effort to conserve and enrich his own life and the life of his fellowmen, as well as his efforts to destroy it (as we see it today), that our entire conscious and unconscious life could not be reduced to the, so to speak, blind, meaningless, qualitatively insufficient elements of traditional psychology.

He failed, however, to see that individual or social life cannot possibly be reconstructed by means of psychology alone, whatever the school of psychology. While criticizing the lag between our concrete knowledge of man and scientific psychology, he persisted in the latter's unfounded belief that valid insight must confine itself to the realm of the immediately given—the "*données immédiates de la conscience*" which also play so vast a role in Bergson's vitalism. His idea of "*Sinnzusammenhang*" is an attempt to determine, with insufficient means, the concrete being of man by a positivistic restriction to the "given," to the "data" of his so-called inner life, whereas this concrete unity can be understood only by transcending those limits and conceiving man as a real element of a real world. Expressing this in broader historical terms, we may say that Dilthey intended to "save" decisive insights of the great German idealism, particularly of Hegel, namely the objective, the so-to-speak worldly character of the human spirit, while abandoning at the same time the

doctrine of the supra-individual, the "absolute" character of that spirit, and replacing it by the empirical, individualistic, even monadological unity of the "sense" within the psyche of man. But the individual can never be built out of the individual himself. Dilthey's failure is the inevitable failure of reconciling the irreconcilable which is so immensely characteristic of all those German thinkers of his period who took philosophy seriously, particularly of Husserl and Lask. Hegel's philosophy of history and Berkeley's principles of human understanding cannot be combined. According to Dilthey, it is not only in human life, but in all life that we find structural totalities *(Strukturzusammenhänge)*, conditions in their differences from one another by the natural and social environment. On closer view it becomes evident that "life" adjusts itself to the environment by means of such totalities. The individual either changes the environment through practical activity, or learns to submit to it. Psychology must not detach itself from the fact that man's soul is determined by its aims, though this "purposeful" *(zweckbestimmt)* character is not "deduced from a concept of purpose outside of ourselves," but that, on the contrary, the conception of a purpose external to us stems from inner experience. (V, 215) "Purposiveness *(Zweckbestimmtheit)* is by no means an objective concept of nature, but denotes merely the structural totality experienced in the drives, the pleasure and pain of an animal or human being." (V, 210). The assumption that life is directed towards the satisfaction of impulses and towards happiness is not, for Dilthey a bare hypothesis. It can be discerned in and described by our inner experience. But it would be hypothetical, according to Dilthey, to interpret these drives in naturalistic terms of the Spencer-Darwin type, such as the law of the self-preservation of the individual and the species. (cf. V, 210).

Let us continue with the description of Dilthey's psychological doctrine. In the process of contending with his environment the individual acquires a rigid form (this, too, Dilthey calls a "structure") that is, relatively stable habits ("habitualities"), moods, values, and so on, which are not always directly given, but nevertheless play a part in every living structural totality (man and animal). On the basis of the interplay between spontaneous and acquired structures, between the character as an entity and the changing experiences, Dilthey attempts to reach a concept of "development" which is no longer restricted to the natural sciences. This concept is the psychological foundation from which Dilthey derives his method of historico-genetic presentation, as evidenced in his writings on Hegel and in his famous studies of German poets, of Lessing, Goethe, Novalis, Hölder-

lin, and Schiller.

On this interplay between man's mechanical and spontaneous psychic structures Dilthey builds his conception of man as an essentially historical being *(Geschichtlichkeit)*, a being whose essence cannot be defined in static terms. This doctrine has since become the principal ontological characteristic in German *Existenz philosophy* (Heidegger and Jaspers). As the individual grows older, the acquired structure (the character or the soul) attains an ever greater prominence over his immediate experiences. "The soul, which has created and objectivized many experiences, prevails over momentary states of mind and this independence from the changes of daily life gives the artistic productions of maturity their specially sublime character, such as Beethoven's Ninth symphony or the final act of Goethe's Faust." (V, 225).

Under the influence of Husserl's phenomenology, Dilthey strove to correct the still more or less naturalistic concept of acquired structure in terms of a more modern point of view. According to Dilthey, the acquired structure was in the last analysis connected with actual life only through the obscure mechanisms of association, reproduction, and such. Consequently, the present experience is not related to the earlier one through a mere external association, but the earlier experience is implied in the present as its "meaning" (Bedeutung or Bedeutsamkeit). The view that life is essentially historical is not made narrower by this changed formulation; it is made more precise. But the task of psychology, as the fundamental discipline of the cultural sciences, is still to derive the specific phenomenon which is the subject matter of each cultural science from the typical psychic structure in which it originates. Now the latter structure can be made visible to us at any time through "reflection" *(Selbstbesinnung)*. To quote Dilthey: "Every analysis of the phenomenon of religion necessarily meets concepts like feeling, will, dependence, liberty, motive-concepts which can be elucidated only within a psychological context. Such an analysis has to deal with structures of the psychic life, since it is in this life that the consciousness of God *(Gottesbewusstsein)* arises and gains power. . . . Similarly, Jurisprudence encounters in concepts like norm, law, responsibility, psychological structures which require a psychological analysis. It cannot possibly present the connections in which law-consciousness *(Rechtsgefühl)* arises or those in which purpose becomes effective in law without clearly understanding the typical structure of every psyche. The political sciences, which deal with the external organization of society, find in every group relation the psychic facts of community, dominance and dependence. . . . History and theory of literature and

art everywhere find themse[illegible] back to the basic yet compounded aesthetic feelings of the beautiful, sublime, witty or ridiculous. Without proper psychological analysis these words (religion, art, law, etc.) remain obscure and dead notions to the historian. . . . This is so, and no amount of specialization of the fields of knowledge can prevent it. Just as the systems of culture, of economy, law, religion, art and science as well as the external organization of society in the family, community, church, and state, originate from the living structure of the human psyche, so they can be understood only in terms of this structure. They contain structural totalities in themselves, because the psychic life is itself a structural totality. Throughout history the understanding of these internal psychic totalities determines the understanding of those social totalities." (V, 147-8).

The articulation of whole cultures and epochs of human history is also, according to Dilthey, understandable only if we reconstruct the way in which the individual spheres of culture are interconnected in the typical men of every epoch. We have to reconstruct the significance and the weight that religion or law or economy or science possessed for them. It is only on this basis that it is meaningful to speak of different cultures, it is only on this basis that we can establish essential historical periods, and finally sketch something like a history of mankind. The life spirit of an epoch obtains its typical expression in its great personalities, in its poets and philosophers, and for this reason, too, according to Dilthey, biography is "the most essentially philosophical form of history." (V, 225).

In conclusion it is appropriate to raise the question whether the plan of that psychology which Dilthey outlined in his "Ideas" of 1894 has attained fulfilment since that time. Let us pass over Dilthey's critique of traditional psychology which has since made headway. That critique was a general trend of the time. We need only recall Bergson and the *Gestalt* theories. Both agree that psychic life cannot be constructed from elements which are actually obtained as a result of mere abstraction. Let us also pass over the attempt to build a theory of history and society on a psychological foundation, as attempted by Pareto. Like Dilthey, Pareto built for himself a psychology which could help him in his study of society. To be sure, it is markedly different from that of Dilthey, in structure as well as in content. We shall here raise a different question, whether in spite of the opposition between the naturalistic principles of Freud and the historical principles of Dilthey, the theory of psychoanalysis does not meet some of Dilthey's requirements. For Freud, too, history is understandable only through a return to basic psychic tendencies. The same forces which determine the individual, rule the Universe.

History is a struggle between the forces that preserve and those that are hostile to human society, between the libidinous and destructive forces, between Eros and the death impulse. When Dilthey says that "Hunger, love, and war are the most powerful forces in the moral world," that "the most powerful impulses, the hunger drive, sex, and care for the young, operate in these forces" (V, 209), Freud would certainly make but slight corrections. The agreement, however, is rooted even deeper. It lies above all in the conception of a coherent totality of meaning *(Sinnzusammenhang)* in each individual existence, a totality which develops itself in the struggle between the individual being and his environment. Freud explicitly holds the view that each of our experiences has a meaning, a "sense" which derives from its interweaving with the whole structure of our life and can be correctly described only by an analysis of this totality. Freud's socio-historical studies,—for instance Totem and Taboo,—are paragons of the psychological interpretation of history. The character traits, preferences, and values of the individual develop out of the conditions and difficulties of early childhood. We abstain from passing judgment here upon the truth of Freud's various theses, the Oedipus complex, for example. In any case, these theories might be regarded as the fulfilment of Dilthey's demand that the individual life, in its typical structures, be presented as a coherent totality of meaning. The single phases of the development of impulses, namely, the oral, anal, and genital, as described in the "Three Essays on Sexual Theory" (V, 7 ff.) represent, in Freud's view, typical structures which can be found in every normal psychic life. It is not accidental that the acquired structure *(erworbener Zusammenhang)* which was established on the basis of earlier experience is, in Dilthey's view also, largely unconscious, and must be revealed only through "analysis." We do not know if Freud and Dilthey would explain the unconscious in quite different ways, but an example can be given to show that the agreement between them is not superficial. In his speech on "Poetical Fantasy and Madness," Dilthey has shown that in metaphysics, poetry and myth the same images always recur in the history of mankind. "In dream and madness, we find, with striking regularity, specific images which are always bound to sensations and internal states, pictures which interpret, explain and represent these states. They are a kind of poor, shrunken symbol, and the realm of these symbols can be scrutinized." (VI, 101). The symbols are "poor" in dream and madness, but they recur, richer and with more varied differentiations, in the great cultural achievements of mankind which are permeated by them. Dilthey's concept of the type appears here in connection with the doctrine of symbols which Freud de-

veloped in his theory of dreams and in his studies of cultural history. We note in passing that the most valuable side of Freud's theory stands in utter contradiction to his empiricist and naturalistic theory of knowledge, and, similarly, that Dilthey's doctrines contradict his positivistic opinions on the logic of science.

We should not exaggerate, however, the measure of agreement between them. At present this agreement is the more obvious because Dilthey's historic achievements, like those of his disciples and above all the biographical ones, are characterized by a tendency to a strongly individualistic psychology, a tendency which has been transformed into a caricature through the present fashion of popular biographies of great men. There is, however, another side to Dilthey's theory which recalls the Hegelian dialectic much more than it does psychoanalysis. That is his flair for what Hegel called the objective spirit *(objectiver Geist)*. There is no doubt that the categories of individual psychology are valuable for elucidating the works of the founders of religion, the achievements of statesmen, philosophers, and poets. But on the other hand it is true that an understanding of the problems of the inner laws of the cultural spheres, etc., with which they deal, will help, in no lesser degree, to clarify the psychology of these world-famous men. Without an exact knowledge of the political and religious situation of the fifteenth and sixteenth centuries, the characters of Luther and Calvin cannot be explained. The same holds good for the aesthetic problems. No one who has not reached the point where he can cope with most subtle technical details can say anything about Greco and Tintoretto even if he has a profound knowledge of neurotic symptoms visible in their work. For this reason Freud's essays—and still more those of his followers—on artists and politicians sometimes show a rather pedantic touch. Paradoxically enough, on the opposite side, the vagueness of Dilthey's psychological categories often leads to the same result. Freud's writings about art often sound like a doctor's, Dilthey's like a German high school teacher's. The difference between Freud and Dilthey may perhaps be summed up in the following way. If we compare an article by Dilthey on a poet or a musician with a study, let us say, of Freud on Leonardo da Vinci, Dilthey's psychological observations appear to us rather abstract and narrow. They appear, so to speak, more traditional than Freud's insights, which are saturated with a wider psychological experience. In Freud's analysis the connections between the work of an artist and his experiences in the decisive periods of his development are definitely established. He deals with very specific events, sexual experiences, threats and anxieties. Dilthey refers too often to abstract conceptions like expression, imagination,

impulse, will, and so forth, which he holds in common with the traditional psychology rejected by him. But Dilthey nevertheless has an inkling of what art or poetry or philosophy really is. He sees the artist in relation to the specific cultural tendencies of his time and of world history. If he speaks of a Roman he draws in Roman law and Roman imperialism as real forces in the soul of the Roman citizen. He does not speak only of his inner experience in the abstract sense of individual instincts, etc. If he discusses the old German Mythology he speaks of the life in wood and fields through thousands of years, of the lack of cities, the dependence on the seasons, etc.

If the two tendencies in his historical writing had penetrated each other as he postulated in his theory of interaction in the process of understanding, each of his studies would indeed be a section of concrete theory of history. Unfortunately, the reader of his methodological writings, (some of which we have discussed here), will be disappointed if he turns to the historical essays. We find that the historical writings largely present the history of the psychological development of a person in a manner not markedly distinguished from the biographies customary at the time. Dilthey's own postulate was that each particular investigation of a cultural subject must examine the phenomenon from three points of view which in turn are finally interdependent. First, in the "knowledge of the whole of the historical and social reality," second, in the typical structure of intellectual activity as such, and third, in the specific problematics of the respective cultural fields, whether poetry, art, or philosophy, which have their own laws of meaning *(Sinngesetze)*. (I, 88-89) This postulate, that the subjective mind can be rightly understood only in connection with the objective mind (using the Hegelian terminology), has not been fully worked out in his historical writings. In his study on Schiller, we find for instance that such problematical psychological concepts as natural gifts, will to greatness, inner purification, incessant striving, etc., play the main part. This inconsistency between tool and achievement need not, however, necessarily diminish the ingenuity of some of Dilthey's methodological investigations.

Criminal Law in National-Socialist Germany.

By Otto Kirchheimer.

The first period after the downfall of the Weimar Republic was marked by the rise of authoritarian ideology. An authoritarian criminal theory, mingled with elements of the old classical school, dominated the academic field. In the criminal courts the transition was immediately reflected by the imposition of harsher punishments and by a weakening of the status of the defendant.

In this early period, the genuine National Socialist contribution is to be found in the theory of the volitional character of penal law *(Willensstrafrecht)*. This theory, the ideological offspring of Dr. Freisler, Undersecretary of Justice, completely shifted the emphasis from the objective characteristics of the criminal act to its subjective elements. It asserted that the state is justified in demanding greater self-control from the individual and also in considering criminal intent as the main object of the offensive action of the authorities. The content and even the style of these ideas were copied from Nietzsche, who characterized penal law as war measures used to rid oneself of the enemy.[1])

The most important practical consequence of this more or less deliberately vague theory was a disappearance of the distinctions usually separating criminal attempt and the consummated criminal act.[2]) Neither doctrine, however, made much headway. When German theorists discovered that Germany is not an authoritarian state but a racial community, authoritarian criminal theory lost its theoretical foundation.[3]) The doctrine of the volitional character of the

[1]) Heinze, *Verbrechen und Strafe bei Friedrich Nietzsche*, Berlin, 1939.

[2]) cf. Freisler, in: *Grundzüge eines Allgemeinen Deutschen Strafrechts, Denkschrift des Zentralausschusses der Strafrechtsabteilung der Akademie für deutsches Recht*, Berlin, 1934, p. 13-14, and the same author in: "*Das kommende deutsche Strafrecht*" Allgemeiner Teil, 2nd edition, Berlin, 1935, p. 26. The National Socialist ideology of penal law and the proposed changes in the penal code, as well as the changes already introduced, are dealt with in more detail though without much regard for the actual administration of criminal justice by Donnedieu de Vabres, in: *La Crise Moderne Du Droit Pénal, La Politique des Etats Autoritaires*, Paris, 1938.

[3]) cf., for instance, Dahm, *Nationalsozialistisches und Faschistisches Strafrecht*, Berlin, 1935, p. 6 et seq. which speaks of the gulf separating the German people's community from the Italian ideology of State and Nation. This is especially interesting because of the fact that the same author was one of the initiators of the authoritarian school two years before in Dahm and Schaffstein: *Liberales oder Autoritäres Strafrecht*, Hamburg, 1933.

penal law, although never officially discarded and still considered as a clue to National-Socialist law,[1]) ran into a maze of contradictions and theoretical difficulties. At first it seemed to foreshadow the conversion of punishment of consummated acts into prohibitions against the commission of acts which would merely endanger the community. In effect, the new legislation of 1933, relating primarily to treason and the protection of the People and the Government, has made punishable a large number of mere preparatory acts which, although not having done any actual damage, might, had they been consummated, have endangered the community.[2]) The theory, although justifying the punishment of such preparatory undertakings in the case of high treason and related subjects, nevertheless fought with all available arguments against the unlimited extension of the penal sanctions.[3]) The measures of security—one of the corner stones of the National-Socialist penal legislation—introduced in 1933 are intended to protect society from future misdeeds and therefore aim also at wholly or partially irresponsible persons.[4]) These measures, too, defy classification under a system of volitional penal law. Moreover, the doctrine would not apply to the whole field of negligence.

The so-called *Kieler Schule* (Phenomenological School) gained some theoretical following and its doctrine superseded, at least to a limited extent, the volitional penal law doctrine. With the beginning of the present war its influence could even be noticed in the formulation of governmental decrees and court decisions, which were seeking a concept to minimize the legal requirements for punishableness. In its theoretical foundation, this doctrine shares Carl Schmitt's attack on general conceptions, on normativism and positivism, and stresses, instead, the concrete order of life. Intuition and essence are introduced as the true method of discovering the criminal agent. His innate character can never be educed by mere logical deduction from the statutory requisites. "A person who takes away a movable object not belonging to him does not necessarily classify himself as a burglar. Only the very nature of his personality can make him such."[5]) Vehement controversies rose around this doctrine. Its chief adversaries tried to prove that a penal code retaining ra-

---

[1]) cf. Graf Gleispach, "Willensstrafrecht" in *Handwörterbuch der Kriminologie*, volume 2, Berlin, 1936, pp. 1967-1979.

[2]) cf. the decree of February 28, 1933, *Reichsgesetzblatt (R.G.Bl.)* 1933, I, 83 §90 a-d and §92 a-f of the Penal Code.

[3]) Oetker, *Grundzüge* p. 48 among others, used the argument that such a policy would tend to weaken the reliance of the members of the community on their own ability to avert possible dangers.

[4]) *Strafgesetzbuch*, §43 a-n.

[5]) Dahm, *Verbrechen und Tatbestand*, 1936, p. 46.

tional and teleological elements was more in line with the aspirations and needs of National Socialism than was the *Kieler Schule.*[1])

For practical purposes it was sufficient to abandon the *nulla poena sine lege* rule and to substitute the postulate of material justice (legitimacy) for mere formal deduction from the law (legality). These devices and, more effectively, the constant stream of new and sometimes retroactive statutes and decrees, coupled with the increasing subordination of the judiciary to the orders of the central authorities, worked to fashion the new fabric of National-Socialist penal law. The postulate, always recurrent in the National-Socialist literature of penal law, that mere formal wrong-doing must be superseded by the motive of material justice, leads to the demand that the eternal tension between morality and law, dominant in the liberal philosophy of law, must disappear.[2]) The social order of the racial community postulates the identity of law and morality. With this identification the given order is theoretically accepted as unquestionable and just. On the practical side, however, German literature no longer holds that acts formally forbidden by statute but performed in the higher interest of the country are not punishable *per se*. As in any other established order, there is still the contradiction between legal and legitimate. If there is an urgent need to suspend the validity of criminal sanctions—and many such cases are found in the Germany of today—the reference to a legitimacy beyond the law does not seem to be sufficient. In 1934, in the case of Roehm and his followers, a special law was promulgated, retroactively covering murder in these cases with a cloak of legality.[3]) With regard to the recurrent criminal acts of overzealous Party followers, amnesty laws with *nolle prosequi* clauses intervene, thus maintaining the fiction of a coherent legal order. The main importance of the attempted unification of the moral and legal order lies, therefore, in the symptomatic desire to broaden the scope of the penal law, and to extend its activities to new fields. We abstain from remarking on mere changes of phraseology which, in order to justify more severe punishment, try to find a foundation for secondary social rules in the new mores of the country. Under the pre-Hitler penal code, a person who abused a position of special trust was punished for breach of trust; the new prescription retained the old definition but added to its scope the violation of the

---

[1]) The whole controversy is surveyed by E. Wolf, "Der Methodenstreit in der Strafrechtswissenschaft und seine Überwindung," in *Deutsche Rechtwissenschaft* IV, 1939, p. 168 seq.

[2]) see *National-Sozialistische Leitsätze für das deutsche Strafrecht*, edited by Frank, second edition, 1935, and *Das kommende deutsche Strafrecht*, Allgemeiner Teil, second edition, 1935, p. 17 and p. 45.

[3]) cf. Reichsgesetz über Massnahmen der Staatsnotwehr of July 3, 1934, *R.G.Bl.*, 1934, I, p. 529.

duty to take care of other people's financial interests. Corruption was to be attacked through this comprehensive definition.[1]) The mass of published decisions contains no hint of an intensified drive against corruption, but what quite naturally happened was that heavy pressure was brought to bear upon contract partners by initiating criminal prosecutions. The *Reichsgericht* was compelled to side against such attempts at enlarging the content of the penal law by explaining that mere violation of contractual relationships does not come under the modified prescription, and that the duty to protect other people's financial interests must be the essential content and not a circumstantial element of the contract in order to enjoy the protection of the modified §266.[2])

More far-reaching than this attempt to raise the standard of business ethics, was the extension of the category of crimes committed by omission. This extension was carried through by new legal rules as well as by judicial interpretation. §330 c of the Penal Code makes it a legal duty for all people to render assistance in cases of accident or common danger, and the neglect to do so may be punished by imprisonment for two years. But still more important is the way in which judicial interpretation has extended the legal necessity of action. Every conceivable statute, whether in the realm of civil or of criminal law, may create such duties. An attorney who does not prevent his client from lying to the court when under oath, may be punished for participation in perjury, as §138 of the modified Code of Civil Procedure requires the parties to give complete and true accounts.[3]) The wife of an hereditary farmer has the duty of extinguishing fires on the property because the hereditary farm law and the legislation in the field of agricultural production aim at raising production[4]) The *Reichsgericht's* interpretation creates special duties for people living in a family or in a domestic community. Here the *Reichsgericht* decides that the moral duty of Christian charity becomes a legal duty, the neglect of which results in punishment.[5]) There have been many objections to this method of converting moral into legal duties whenever the court likes to inflict punishment.[6]) The previously mentioned Kieler school has therefore tried to replace the moral-legal duty argument by increased emphasis on

[1]) Dahm in *Das kommende deutsche Strafrecht,* special section 1935, p. 339; Kohlrausch, *Strafgesetzbuch* 34th edition, 1938, §266, note 1.

[2]) Compare the *Reichsgericht* decisions in criminal cases (*RG.S.* vol. 71, p. 90), and the decision of the same court quoted in the Journal of the Academy of German Law (*Z.A.* 1940, 15) with commentary by Nagler.

[3]) *RG.S.* 70, 82.

[4]) *RG.S.* 71, 193.

[5]) *RG.S.* 69,321 and 72,373.

[6]) Helmuth Mayer, *Das Strafrecht des deutschen Volkes,* 1936, p. 178.

the nature of the criminal. Motives, general disposition, criminal antecedents and personal character here largely replace objective characteristics, making the uncertain boundaries between legal and illegal still more indeterminate.[1])

The "sound feelings of the people" occupy a special position among the attempts to enlarge the scope of criminal law. In some instances—as in the previously mentioned §330 c, and in the analogy prescription §2—they were explicitly inserted in the statutes. But in addition to that, they play an important part in the general reasoning of the courts. It may be doubtful, though, in particular instances, what the "sound feelings" of the people amount to. It is interesting to know that in such cases the individual judge is not supposed to act as an independent source of the "people's feelings." He is directed to find the authoritative expression of the "people's feelings" in two sources: first, in the pronouncements of the nation's leaders and secondly, in the homogeneity of conceptions developed by the similarity of educational and professional standards among members of the judiciary. That is to say, the people's feelings are crystallized by the authentic interpretation first, of the executive and secondly, of the judicial bureaucracy.[2]) Most important of all, because of its wide field of application, is the mention of the "people's sound feelings" in the analogy prescription. The application of §2 is allowed only when two conditions coincide: first, that the fundamental idea underlying the statute can be applied to the case in question and secondly, that "the people's sound feelings" require such application. If the fundamental idea of a statute is conceived as something fixed once and for all at the time of the statute's perfection, §2 serves only as a permissive clause for closing gaps unintentionally left open by the legislator. But it would not be permissible to extend this application to new facts which the legislator could not foresee.[3]) In Germany, criminal law theory embraces all shades of opinion. Representatives of a very conservative application[4]) are found side by side with advocates of an opinion which al-

[1]) On the whole problem there is an abundant though partially confused literature. Cf. Drost, "Der Aufbau der Unterlassungsdelikte" in *Gerichtssaal* vol. 109, 1937, p. 1-63; Dahm, "Bemerkungen zun Unterlassungsproblem" in *Z.f.d.ges.Strafrechtswiss.* vol. 59, 1939, pp. 133-183.

[2]) Peters, Das gesunde Volksempfinden in *Deutsches Strafrecht* vol. 3, 1937, pp. 337-350.

[3]) The view that the underlying idea of the statute could itself undergo changes was warmly recommended to the 1937 Congress of the International Association of Penal Law in Paris by Professor Donnedieu de Vabres, although he would never have admitted that this extensive interpretation contemplated the abandonment of the *nulla poena sine lege* rule. Cf. the report of Pierre Bouzat in *Revue Internationale de Droit Pénal*, 1937, p. 33 et seq.

[4]) Kohlrausch, op. cit., commentary to §2.

lows for changes in the fundamental idea[1]) and both are outdone by a number of extremists who start by emphasizing the "people's sound feelings." Of course, in the phraseology of the statutes, "sound popular feeling" only takes second place after the mention of the fundamental idea of the statute. But for these extremists the analogy has little meaning as they acknowledge the legal prescriptions only as signposts for the judge, to guide him in his creative endeavor to form the conception of material wrong doing.[2]) The numerous opinions delivered by the *Reichsgericht* on this question show a remarkable restraint in the use of §2 in contrast to the practice of the lower courts.[3]) It would be futile to pin down the *Reichsgericht* to a well defined doctrine, but it constantly refused to lend support to the more extremist views, and even recently it declared that no dispensation of the judge from obeying the statute follows from §2.[4]) The following are among the most important decisions: The application of §2 in order to punish false accusations of unknown persons is denied, since the legislator intentionally refrains from punishing such accusations.[5]) Merely immoral acts cannot be punished as incest because the legislator has deliberately demarcated the realm of punishable acts.[6]) The cases in which the abuse of the dependency-relationship is punishable are also explicitly limited and no extension into new fields may take place.[7]) Neither did the interesting attempt to extend rape into the field of matrimonial relations find favor.[8]) Manslaughter cannot be interpreted as murder simply because the accessory circumstances were especially atrocious.[9]) A wide domain was more or less completely closed to the application of §2 when the *Reichsgericht* argued that the analogous application of prescriptions given by the National Socialist legislator must be examined with the utmost care in order to make sure that the lawmaking authorities did not intend to erect a barrier against extension by analogy.[10]) Of the less frequent cases where the *Reichsgericht* approved of the application of §2, we mention only two significant ones. The first case is concerned with the receiving of stolen goods.

---

[1]) Mezger, "Der Grundgedanke des Strafgesetzes," *Deutsche Rechtwissenschaft* IV, 1939, pp. 259-266.

[2]) Boldt, "Bericht über Stand und Aufgaben des Strafrechts," *Deutsche Rechtswissenschaft* II, 1937 p. 47 et seq., who, however, is not very consistent; cf. his later much more moderate programmatic formulation of principles in *Gerichtssaal*, vol. 112, 1938, p. 93 et seq.

[3]) Cf. J. Hall, "Nulla poena sine lege," *Yale Law Journal* 40, 1937, p. 175.

[4]) *RG.S.* 72, 93 and RG in *Z.A.* 1940, p. 67.

[5]) *RG.S.* 70, 367.

[6]) *RG.S.* 71, 196; 71, 306 and RG in *ZA.* 1940, p. 180.

[7]) *RG.S.* 71, 94.

[8]) *RG.S.* 71, 109.

[9]) RG in *Juristische Wochenschrift (J. W.)*, 1937, p. 1328.

[10]) *RG.S.* 70, 218.

If a person, instead of receiving stolen goods, did receive the gains obtained by selling or exchanging them, he will nevertheless be punished. In this case, of course, the *Reichsgericht* admitted a change of the fundamental idea on which this prescription rests. The original prescription was directed against the hiding of stolen property, whereas in the new interpretation the idea of attacking participation in, and profiting through, crime prevails.[1]) Embezzlement by employees of the Party and related organizations is dealt with as embezzlement by public officials.[2]) But it is interesting to know that so far the *Reichsgericht* utilises only old tactics from the post-war revolutionary period (1918/19) when it convicted revolutionary organs of "malfeasance in office," as if they were public officials. Throughout the decisions of the *Reichsgericht* there is an evident tendency to maintain rationality in the realm of criminal law. This rationality requires that the statute is preserved as a main focus for the decisions of the individual cases. On the other hand it pays for its attempt to maintain a certain coherence in the legal system by complete submission when cherished ideas of the new régime are at stake. Thus, for instance, its decisions regarding race defilement fall in line with the interpretations of the most ardent adherents of the official dogma, and try to extend the range of this legislation as far as possible.[3])

It is especially interesting to note the willingness of the *Reichsgericht* to extend legislation on race defilement to include foreigners who have contravened this German legislation on foreign soil.[4]) It is just a preliminary stage of the realization of the ambitious plan to extend the limits of criminal jurisdiction over foreigners in foreign countries. This plan aims at extending the jurisdiction beyond the traditional limits of high treason, felony, etc. to embrace the punishment of all violations of German interests.[5]) This principle remained a mere postulate, without much actual importance, as long as Germany's rule was restricted to her own territory. But at the point at which she began successfully to invade other countries the retroactive extension of part of the German criminal legislation, as done by decree of May 20, 1940, to foreigners acting in foreign countries,

[1]) *RG.S.* 72, 146.

[2]) *RG.S.* 71, 390. The decisions on §2 are collected and systematized by Hans Bepler in *J.W.*, 1938, pp. 1553-1570 and 1939 pp. 257-266.

[3]) *RG.S.* 72, 91; 72, 149; 72, 245.

[4]) R.G. in *J.W.* 1940 p. 790. In this case one of the parties was a "non-Aryan" Czech, and the other was an "Aryan" German girl. The "crime" was committed in the sovereign Republic of Czecho-Slovakia, before Munich, and the act was not punishable under Czech law.

[5]) Reimer in *Das kommende deutsche Strafrecht*, pp. 223-24; Maurach: "Treupflicht- und Schutzgedanke," *Deutsches Strafrecht*, vol. 5, 1938, pp. 1-15.

served the double purpose of giving a cloak of legality to persecutions of foreign political enemies who fell in German hands, and then to frighten into submission the population of still unconquered territory by indicating the legal consequences involved in any move against Germany—a kind of legal counterpart to the *Blitzkrieg* movies shown to the upper classes in the countries about to be invaded.[1])

But it is questionable how far the influence of the *Reichsgericht* extends. The changes in appeal practice, no longer allowing many cases to come up to the *Reichsgericht* for review, limit the sphere of influence of the highest court. Where the influence of the *Reichsgericht* has diminished, the administration has stepped in with its much more effective weapons for coercing judges to fulfill its wishes not only as regards the general ideas but also as regards decisions in concrete cases. Whenever the government so desires, it can compel the judiciary to mete out sentences according to its wishes by means of retroactive statutes. This method was used in two types of cases. First, in the "cause celèbre" of van der Lubbe (*Reichstags* fire) the retroactivity served to obtain a desired sentence in an individual case. Secondly, retroactive statutes were later issued as, for instance, the statute against kidnapping and the statute against car-holdups with the help of traps, as well as in the more recent war legislation. Here the retroactive death penalty was introduced in order to achieve an immediate deterrent effect. The executive influence on the administration of criminal justice has been further increased by the gradual abandonment, since 1937, of judicial selfgovernment. The assignment of tasks within the court is no longer carried out by the president of the court in connection with the presidents of the various sections and the highest ranking associate judge, as independent organs of the court, but by the president of the court alone as representative of, and on orders from, the ministry of justice. The assignment may be changed during the year not only for specific reasons, e.g. illness, but also in the interests of the administration of justice.[2]) This development, which tends to lower the judiciary to the status of a mere administrative agency, finds its logical conclusion in new regulations issued at the beginning of the war. These regulations grant the ministry of justice the right to change and unify jurisdictions and to abolish the immovability of judges, by ordering them to accept all

[1]) Incidentally, the retroactivity here, as in the Roehm case, also serves the German yearning for legal correctness. This longing for a wholly worthless legality is a strange sign in a legal order which, officially at least, rests on "material justice."

[2]) *R.G. Bl.* 1937. I 1286. cf. E. Kern. "Die Selbstverwaltung der Gerichte", in *Z.A.*, 1939, pp. 47-50.

assignments within the jurisdiction of the ministry of justice.[1]) The dismissal and the compulsory retirement of judges, at first only planned as a transitional measure for the stabilisation of the regime, have become a permanent device. The judges are subjected to §71 of the civil service statute, which provides for the compulsory retirement or dismissal of officials if they do not give sufficient guarantees of adherence to the N.S. regime. The removal may, however, not be ordered by reason of the material contents of a judicial decision. But the boundaries are difficult to draw and a decision not punishable in itself may nevertheless reveal just that personal unreliability on which the removal may be based.[2]) The changed status of the judge is quite naturally reflected in the official ideology which, instead of formal independence, emphasizes the judge's incorporation in the racial community.[3]) The central administration also increasingly influences the decision of individual cases through the medium of the public prosecutor's office. Legally speaking the courts are at liberty to deviate from the punishment asked for by the public prosecutor, but in practice they are strongly discouraged from doing so.[4]) The effect is evident. The rate of acquittals fell from 15.06% in 1932 to 10% in 1938. Duration and severity of sentences have increased[5]), even if the share of fines in all punishments has not varied very much. From 56.6% in 1932 it went down slightly to 54.5 in 1938, an interesting sign that even the penal law of the racial community cannot dispense with such capitalist institutions as fines. There is also, so to speak, a certain type of public opinion which exerts heavy pressure on the courts from below. This public pressure is allowed to express itself in the more extremist organs of the National Socialist Party, which sometimes disagree violently with the judiciary, and publicly express their opinion in their newspapers.[6])

But there is another feature to which little attention has been paid and which seems, however, very seriously to have influenced the administration of criminal justice in Germany: that is the disappearance of a unified system of criminal law behind innumerable

---

[1]) *R.G. Bl.* 1939. I. p. 1658.

[2]) Cf. Brandt: *Das deutsche Beamtengesetz,* 1937. Note 2 to §71.

[3]) Jaeger, *Der Richter.* 1939, p. 69.

[4]) In a recent address given by Undersecretary of Justice Freisler before the presidents of the special courts, he draws their attention to the fact that the public does not understand unimportant differences between the punishment asked for by the public prosecutor and the sentence given by the court. Freisler: "Die Arbeit der Sondergerichte in der Kriegszeit." In: *Deutsche Justiz,* 1939. p. 1753.

[5]) cf. Rusche & Kirchheimer: *Punishment and Social Structure,* New York 1939, p. 186 table 23.

[6]) see e.g. the discussion between the *Schwarze Korps* and the ministry of justice, parts of which are reprinted, especially the arguments of the judicial bureaucracy, in: *Deutsche Justiz* 1939, pp. 58-59, and pp. 175-178.

special competences (departmentalisation). The ever increasing number of administrative agencies with independent penal power of their own has enormously diminished the scope of action of the regular criminal courts.[1]) This curtailment of the judiciary's activity is a phenomenon of deep social significance. Special administrative units like the S.S., the National-Socialist Party, the Labor Service and the Army have their members partially or totally exempted from the competence of the ordinary criminal courts. Under the special disciplinary rules of such organizations, the legal demarcation between permissible and illicit behavior may be fundamentally the same as in the ordinary law courts. But the primary object of such organizations is the unconditional maintenance of a strictly hierarchic order, and this colors and varies the application of the penal law. The reestablishment of special military courts, abolished under the Weimar Constitution, was one of the first fruits which Hitler's victory brought to the Army. Since then, the organization of the military courts has been carried out with great thoroughness. From a purely legal point of view the compulsory Labor Service has only a rather restricted disciplinary power over its members.[2]) But in practice two-thirds of all punishable acts committed by members of this service are handled by the Labor Service organs themselves.[3]) The same applies to more exclusive organizations like the S.S. The exercise of this disciplinary power makes it impossible for rival bureaucracies like the judiciary, and, to a certain extent, the public, to get too many glimpses of the conditions prevailing in such services, which are thus more or less hermetically sealed against outside influences. But at the same time the peculiar mixture of special disciplinary and regular penal power which prevails even if nominally special penal courts are set up in the particular administrative branch, appreciably increases the administrative pressure on the members of the service.

The facts that the demarcation lines between special disciplinary and general penal power[4]) are insignificant and that both these powers are combined in one bureaucracy, result in a guarantee of the complete subservience of the individual, and is of an immense advantage for the service. The separation of functions between the entrepreneur and the coercive machinery of the state is one of the main guarantees of liberty in a state of affairs where few people control their own

---

[1]) Dahm: "Wissenschaft und Praxis" in *J.W.* 1939, p. 829.
[2]) *Dienststrafordnung* of January 8, 1935, *R.G.Bl.* 1935. I, 5.
[3]) Brausse: "Zur Frage einer Strafgerichtsbarkeit für den Reichsarbeitsdienst," in *Z.A.* 1938, p. 228.
[4]) see for example: Hoder: "Erweiterte Disziplinarstrafgewalt im Krieg," in *Zeitschrift für Wehrrecht*, vol. 4, 1940. pp. 433-43.

means of production. This separation has often been threatened and rarely completely achieved. Now, however, it is completely eliminated under this combination of disciplinary and penal power in the same administrative service.

Whereas the exemption of the members of the Labor Service or of soldiers are personal and more or less complete exemptions, German practice also knows a considerable number of exemptions which are only attached to specific functions, while in other respects the competence of the ordinary criminal courts is upheld. We do not need to go into the treatment of political offenders by the *Volksgerichtshof*, which is one of these special agencies for a selected category of criminal cases. The importance of this agency, by the way, is diminished by the very fact that the *Gestapo* (Political Secret Police) are not obliged to abide by its decisions, but may keep in custody people acquitted by this court. The commercial part of the administrative penal law is only concerned with the professional activities of merchants, factory owners, their deputies and the affairs of taxpayers in general. The term "exemption" is, strictly speaking, incorrect, as the German legal system provides for a dualist procedure. The administration is at liberty to carry the case to the courts or to impose fines of varying amounts on its own authority. The German theorists try hard to find a demarcation line between ordinary criminal law and commercial-administrative criminal law. They refer to the degree of immorality involved or call upon the difference between proven and presumed culpability for the different procedures.[1]) In reality the completely discretionary power of the administrative agency as to whether it decides to initiate a criminal prosecution or prefers to deal with the offender by administrative methods, defies theoretical classification. Criminal prosecution carries with it loss of social and economic position through imprisonment, publicity and criminal records. The administrative procedure means a change in the basis of calculation, perhaps an alteration in the distribution of the social product between different participants in the process of production or distribution, perhaps only between entrepreneur and administration. This applies equally to tax evasion and to infringement of price, marketing, or production regulations. In many aspects such administrative procedure can be compared with the anti-trust prosecution by the

[1]) Part of the field is now regulated by the "Decree on punishments and procedures in regard to contraventions against price regulations" in *R.G.Bl.* 1939. I, p. 999. As regards the literature, see: Rauch: "Werdendes Wirtschaftsstrafrecht," in *Zeitschrift für die ges. Strafrechtswissenschaft*, vol. 58, 1938, pp. 75-98 and the same: "Umgestaltung des Preisstrafrechts," ibidem. vol. 59, 1939, pp. 360-70. Siegert: "Zum allgem. Teil des Wirtschaftsstrafrechts," in *J.W.* 1938, 2516-21.

U. S. Attorney General whose last report expressly states: "The defendants are usually not members of what is ordinarily called the criminal classes."[1]) But whereas the U. S. courts decide as sovereign bodies when they are willing to further and when to bar the industrial policies of the administration, the use of the administrative penal law in Germany represents an effective weapon of the administration's economic policy. It is applied, not to ascertain what the law of the land is in the question under dispute, but in order to coerce the merchant or industrialist to fall in line with the administrative regulations. In some cases private combinations as e.g. marketing organizations, were invested with disciplinary and penal power, and the official industrial associations *(Wirtschafts-Gruppen* and—*Kammern)* which had similar powers, were mostly dominated by the most powerful affiliated corporations.[2]) On the other hand the choice of the administrative penal procedure in the field of taxation, marketing or price fixing, represents a noticeable advantage to the commercial and industrial classes in their typical clashes with the public order. Its consequences are of a financial nature and do not prejudice the social status of the persons involved. For a long time the administration has even acknowledged that these penalties form a part of the ordinary business expenses to be deducted when establishing the net income of corporations for tax purposes.[3]) Behind these advantages which the administrative penal procedure grants to the business classes, there is always, of course, an evident danger that the administration may use the weapon of criminal prosecution against a recalcitrant or

[1]) *Annual report of the Attorney General of the U. S.* 1939 p. 37.

[2]) Cf. Drost: "Der Krieg und die Organisation der gewerblichen Wirtschaft," in *Z.A.* 1940, pp. 25-26.

[3]) The extent to which this administrative criminal procedure lacks any relationship with penal law, may be seen in an example which at the same time shows the ascendancy of the administration over judicial bodies. Up to the beginning of 1939 the revenue collectors, under the explicit rule of the highest judicial body in the field of taxation, the *Reichsfinanzhof*, maintained the practice of admitting the deduction of administrative penal fines from gross income when establishing the net corporation income. (See e.g. the decision of the *Reichsfinanzhof* of August 17, 1938, in *Reichssteuerblatt*, 1939, p. 229.) It was reasoned that these fines represented a typical case of normal business risk. As these fines sometimes attain considerable amounts—in one case the amount was over 1 million marks—the finance ministry ordered the revenue collectors to stop this practice (order of January 4, 1939, p. 257). The *Reichsfinanzhof*, legally a completely independent judicial body, hastened to fall in line with the order given to the revenue collectors, thus completely reversing the decision which it gave 9 months before. (Decision of March 8, 1939 in *Reichssteuerblatt*, 1939, p. 507.) It now argues that the administrative penal procedure also intends to punish guilt but with the difference that for reasons of mere convenience the guilt is often presumed and need not to be proved. Its main argument for the abandonment of its earlier line are the changing aims and significance of the administrative penal procedure which lead to a change in the people's conceptions of such procedures. As it is very unlikely that the people have a definite conception of such intricate problems as the legal nature of administrative fines, we can safely assume that the order of the finance ministry is the real explanation of the miraculous change in the people's opinion.

otherwise unpopular member of the business classes.

Administrative penal procedure does not necessarily imply that the offender fares badly in the individual case, as its foremost task is not one of punishing but of enforcing the obedience of the individual to the administrative policy with its rapidly changing needs. These administrative needs have also been responsible for a completely changed treatment of petty criminality (minor offenders in ordinary criminal cases). The increasing maze of regulations, economic hardships and fundamental processes of economic dislocation, with their inevitable consequence of loosening moral standards, have created an urgent problem of what to do with the enormous army of minor offenders. The theory which had elevated the criminal as such to the rank of the arch-enemy who has to be exterminated, hastened to show that the essential nature of those petty offenders raises a totally different problem.[1]) The administration coped with the problem in its own way. It institutionalized an expedient which democratic governments use only very hesitantly. In 1933, 1934, 1936, 1938, and at the beginning of the war, in 1939, amnesties were issued for: a) minor offenses of all types, punishable with prison terms of one to six months, b) minor offenses of political enemies, covering sentences up to six months and c) almost all types of offenses and sentences of overzealous political adherents. The amnesty laws applied to judged as well as to pending cases.[2])

[1]) H. Mayer, cit. above, p. 84 et seq.

[2]) We have not taken into account the numerous special amnesty laws for the members of particular administrative services or for the inhabitants of special (mostly newly incorporated) regions.

The magnitude of these amnesties may be seen from the following figures, although they are very incomplete.

	Numbers of convicted for crimes and misdemeanors[1])			Amnestied	Nolle prosequi	*Strafbefehle*[2]) asked for by prosecutor concerning trespasses and misdemeanors (In thousands)
1928	588492					831
1932	566042			139899	64839	695
1933[4])	491638	Amn. Dec. 30, 1932 results for Prussia only (55% of Reich)	up to 6 mos.[3]) polit. up to 5 years	51933		643
1934	383885	Amn. Aug. 2, 1934 (Prussia only) (55% of Reich)	up to 3 mos.[3]) polit. 6 mos.	193350 44174	120244 50334	563
1935	429335			6305		648
1936	383315	Amn. Apr. 23, 1936 Reich as a whole	1 month[3]) overzealous adh.	240340 1592	254674 1940	525
1937	438493					530
1938	335666	Amn. Apr. 30, 1938 Reich as a whole, old territory	1 month[3]) pol. 6 mos. pol. 1 month	437000 6428 22826	238000 12163[5])	406

[1]) all figures are taken from the official statistics given in *Deutsche Justiz.*
[2]) *Strafbefehl* = written order of the court issued without hearing on request of the prosecutor and imposing prison terms up to 3 months (6 months since September 1939) and fines.
[3]) Persons with more than 3 months antecedents not allowed to benefit from amnesty.
[4]) Figures for 1933 amnesty not available.
[5]) Austrians included.

Amnesties and *nolle prosequi* refer to fines too.

Whereas the convictions for crimes and misdemeanors and the amnesties and *nolle prosequi* relate to numbers of persons, the *Strafbefehle* relate to numbers of cases. This difference is partly balanced by the fact that about 40 per cent of the penal mandates are Bavarian cases (see: *Deutsche Juristenzeitung,* 1936, p. 46). But in Bavaria the prevailing practice is to handle, through judicial *Strafbefehle,* all kinds of violations of police regulations (e.g. traffic) elsewhere dealt with by the police and never appearing in any criminal record. It must also be noticed that the "number of convicted" covers crimes and misdemeanors, the amnesties and *nolle prosequi* crimes of political adherents, less important misdemeanors, and probably also some major trespasses, whereas the *Strafbefehle* include only trespasses and minor misdemeanors. In spite of all this overlapping, which prevents accurate comparison, one result stands out very clearly: In the years 1932, 1935, 1937, when the amnesties could have had no practical influence on the movement of criminality, the figures for convictions and for *Strafbefehle* are in general appreciably higher than in preceding or subsequent years, when the influence of the amnesty laws could be traced. We may notice, by the way, a secondary consequence of the amnesty policy with its numerous *nolle pros.,* as well as of the transition from ordinary to administrative procedure: Criminality-figures based on convictions by ordinary criminal courts become meaningless. (Von Weber: "Die deutsche Kriminalstatistik, 1934," in *Zeitschrift für ges. Strafrechtswissenschaft,* vol. 58, 1938, pp. 598-624 admits the deceptive nature of the German criminality figures. As regards the 1939 amnesty the administration has ordered that, in so far as nolle pros. are concerned, no material for statistical use should be collected. Cf. *Deutsche Justiz* 1939 p. 1432. This order makes it impossible to follow the application of the 1939 amnesty.) We cannot, therefore, obtain a statistically accurate picture of the development of that part of criminality usually handled by the repressive agencies of the government.

The German solution of the problem of petty criminality by generous and regularly recurring amnesties is open to grave doubts. When, by sheer good fortune, or by adroit manipulation, it is possible, even if discovered, to avoid punishment, the enforcement of the penal law assumes the character of a gamble. A purely technical consideration must also be added because of its specific weight. Whether the offender is classed as a first offender or as a recidivist merely depends upon the chance of whether, at the time of the amnesty, the proceedings had already advanced as far as the judgment stage, and that his records have therefore been transferred to the criminal files, or whether he is lucky enough to get away with the nolle pros. and therefore keeps his criminal record "virgin," as the French like to say.[1]) Let us agree, for a moment, that the lawyer is a mere administrative classifier. Even a purely classificatory practice will suffer in the long run, if the administrative technique is completely reversed during the year, while the aims to be achieved remain unchanged. And the most subtle differentiation will hardly be able to show why a larceny committed on April 23rd is something different from one committed on April 24th.

The war, as we have already had the opportunity to mention, brought a mass of new legislation. This legislation was doubtlessly influenced by special considerations of war policy, but it also contains matured concepts of National Socialist criminal policy.

Insofar as substantive law is concerned, the principal aim is to guarantee the security of the country in war time by an extremely harsh policy of punishment. The chief weapon is the unsparing use of capital punishment. As early as August 17, 1939, a decree made the death penalty mandatory for any attempt at treason.[2]) At the beginning of the war, the scope of application of the death penalty was also extended to crimes committed during the carrying out of anti-aircraft defense measures and also generally to all those who profit from the state of war in order to commit crimes. Whereas in these cases the death penalty is optional along with hard labor, it is mandatory for crimes involving danger to the public.[3]) A more recent decree applies the mandatory death penalty to anyone committing rape, highway or bank holdup, or other crimes of violence involving the use of firearms or swords or daggers or other equally dangerous implements. The same decree makes the punishment pro-

[1]) This state of affairs has led to proposals to introduce a file of pending criminal procedures, Seidel: *Deutsches Strafrecht*, vol. 6, 1939, p. 23.

[2]) *R.G.Bl.* 1939, I, p. 1455 et seq. We do not comment on the aggravations of punishment for military and related offenses.

[3]) *R.G.Bl.* 1939, I, p. 1679 et seq.

vided for consummated acts mandatory for anyone only attempting or participating in a crime.[1])

The decree of October 4, 1939, concerning dangerous juvenile delinquents, also merits special attention.[2]) Up to the war there was some tendency to spare juveniles the harshness of N. S. criminal policy. The new decree, however, apparently a consequence of increasing juvenile delinquency, marks a break with the previous policy. It exempts juveniles between 16 and 18 from the jurisdiction of the juvenile court when the culprit, in view of his mental and moral development, could justifiably be regarded as a person over 18, and when the offense exhibits a particularly degraded criminal character or if the protection of the community requires such a punishment.[3])

The new evaluation of these criminal offenses shifts the emphasis from the personal motives, the direction of the criminal's will, to the special external circumstances under which the offense was committed.[4]) The deterrent purpose prevails above all other considerations. Where the statutory formulation still gives equal weight to the evaluation of the offender's personality and to the protective needs of the community, the official interpretation makes it abundantly clear that the latter aim has absolute predominance. In this relationship, the doctrines which lay special stress on the type of the criminal, gain official recognition. The war parasite, the precociously dangerous criminal youth, and the brutal criminal, as they appear in the war decrees, are criminal types for which the pictorial impression *(Bildtechnik)* prevails over precise legal definition *(Merkmalstechnik)*. In decisions deriving from these decrees, this method has led to the use of antecedents for establishing the guilt in the crime in question, and guilt becomes guilt not in relation to the particular offense, but in relation to the whole career and the earlier ways of life of the criminal.[5]) This method of considering antecedents not only in order to decide the punishment but also to judge the guilt in the offense before the judge, helps in practice to establish the pre-

---

[1]) *R.G.Bl.* 1939, I, p. 2378.

[2]) *R.G.Bl.* 1939, I, p. 2000.

[3]) Although the number of unemployed youths between 14-18 fell almost to zero between 1933 and 1937, the number of criminal youths rose in many towns much higher proportionally than would have been justified by the 34% increase in the age classes between these years. In Hamburg e.g. their number rose from 658 to 1068, in Erfurt from 111 to 230, in Halle from 150 to 230. The figures are taken from the reports on crime among youth in *Z.ges.Strafw.* vol. 54 (1934), p. 667, and vol. 59 (1939), p. 187. The most obvious rise is in the field of morality; the percentage of moral offenses in the whole of youth criminality rose from 4.6% to 10% between 1934 and 1937 in the townships.

[4]) "The picture of the personality of the offender cannot be separated from the state of war," Freisler in: "Gedanken zum rechten Strafmass" in: *Deutsches Strafrecht*, vol. 6 (1939, p. 329-342).

[5]) Cf. the decision of the Stuttgart *Sondergericht*, in *J.W.* 1940, p. 442.

dominance of a rather crude form of social protection as the main content of the criminal law.[1])

In the field of criminal procedure before the war, opinions arose, even in the National Socialist camp, resenting the fact that no mutual trust could be established between the defense attorney and the court. Nor had the problem of providing an adequate defense for the overwhelming majority of indigent defendants found a solution.[2]) The deterioration in the position of the defense attorney was, after all, very largely an unavoidable result of the transition from the liberal to the National Socialist system. Instead of improving the position of the defense attorney, the war increasingly shifted the main task from the judge to the public prosecutor, member of the "militant" corps of the administration of justice. The war decrees have given the public prosecutor an almost completely free hand to choose before which judge he would like to bring a case. Competence in criminal matters is no longer regulated according to the nature of the offense, but depends on the sentence which the public prosecutor is prepared to ask for. Thus he has complete power to decide whether he intends to bring the defendant before the "one-judge-tribunal," which may prescribe hard labor up to two years and imprisonment up to five years and against the decisions of which there is no appeal, or before one of two kinds of "three-men-courts," which may prescribe any kind of sentence, including the death penalty. If he chooses to bring the defendant before the ordinary "three-men-court" *(Strafkammer)*, an appeal to the *Reichsgericht* is possible. Incidentally, we should note here that the abolition of the principle of the inadmissibility of *reformatio in pejus* now allows a conviction to be reversed to the detriment of a defendant, even if the decision has been appealed only by him. But if the prosecutor prefers to bring the case before the "special tribunal" *(Sondergericht)*—usually composed of the very same three judges who ordinarily sit as *Strafkammer*—no appeal is allowed.

The participation of laymen in criminal proceedings has been completely abolished as a measure of war economy, but even now it is still possible that the judges might not conform quickly enough to the policy of extreme deterrence initiated by the government. There were some instances where the "three-men-court," constituted as a "special tribunal," and issuing a decision which was legally unappealable, did not react quickly enough to the wishes of the government.

---

[1]) *RG. S.* vol. 71, 179 anticipates this trend when it explains that a state of diminished responsibility by no means excludes the application of the death penalty.

[2]) Siegert, "Die Lage des Strafverfahrens," in *Deutsche Rechtswissenschaft*, vol. II (1937), p. 47-57.

To remedy the situation and to secure a jurisprudence in absolute conformity with the wishes of the political leadership, a special division was set up inside the *Reichsgericht.*[1]) Before this division, the chief public prosecutor of the *Reich (Oberreichsanwalt)*, as representative of, and on order from, the *Führer*, may directly bring—omitting the lower courts—certain cases which seem to him of special importance. Moreover, even cases which have been finally decided, may be brought by him to a new trial before this division, within a period of a year after the final decision of the lower court had been rendered. The decree provides for this new procedure in case there are grave objections to the accuracy or the justice of the judgment. But let us not misunderstand the position: when the chief public prosecutor demands a new trial, he at the same time stipulates the sentence which the division is expected to give.[2]) Not without justification, the position of this special division has been compared to that of the princes in the XVIIth and XVIIIth centuries, who had the sovereign right of confirming or modifying decisions of criminal courts, and, therefore, the possibility of increasing or decreasing the punishment. A slight difference, however, should not be overlooked. Frederick II of Prussia, whose memory the new German regime sometimes takes pleasure in invoking, exercised this jealously guarded right of "confirmation" in order to foster the humanization of the criminal law and not, as the present regime does, solely for the purpose of converting the criminal law into a system of deterrence and brutality.[3])

The situation of the German judiciary in dealing with criminal cases may be summed up as follows: Like any other administrator of importance, the judge has the right and the duty to decide the particular case before him according to the existing laws of the land.

---

[1]) Decree of September 16, 1939, *R.G.Bl.*, 1939, p. 1841.

[2]) Tegtmeyer, "Der ausserordentliche Einspruch," in *J.W.* 1939, p. 2060. The decision of the special division, quoted in *Z.A.* 1940, p. 48, shows that the judges understood the orders given to them when they changed a sentence of hard labor into a death sentence.

[3]) E. Schmidt, "Staat und Recht" in *Theorie und Praxis Friedrichs des Grossen.* 1936, p. 30 et seq.—A later decree of February 21, 1940 (*R.G.Bl.* 1940, I, p. 405) generalized the option of the chief public prosecutor of the *Reich* to take exceptions to final decisions during a period of a year following the decision. The decree allows him to challenge criminal sentences before the ordinary divisions of the *Reichsgericht*, if he finds faults in the application of the law. Conservative lawyers were eager to interpret this as a new nullification procedure in substitution of the extraordinary exception before the special division (Klee: "Die Verordnung ueber die Zustaendigkeit der Strafgerichte." *Z.A.* 1940, p. 90). But it was immediately authoritatively confirmed that the extraordinary exception did not yield to the new rules (Freisler, "Die neue Methode der Strafgerichtszuständigkeitsbestimmung," in: *Deutsche Justiz* 1940, p. 281). It seems, therefore, that in order to obtain the desired results in questions of practical importance, a new trial before the special division will be asked for, whereas in questions of more legal than practical significance, the unification of the criminal practice will be obtained by means of the nullification procedure before the ordinary divisions of the *Reichsgericht.*

Just as the administrator may receive, from his superior, a circular prescribing certain desired changes in administrative methods, so the judge may be presented with a retroactive decree ordering him immediately to change criminal practice. The difference between the administrator and the judge is the following: in particularly important cases the administrator usually receives orders from his superior, prescribing how to proceed and to decide. But a judge is legally only bound to decide according to the existing laws—subject, however, in so far as his person is concerned, to compulsory transfer or removal, and subject, in so far as the judgment is concerned, to the order of the *Führer* to the special division of the *Reichsgericht* to change the decision in the way indicated by the chief public prosecutor of the *Reich.* Of the many changes which the administration of criminal law has undergone in Germany since 1933 the most far-reaching one is its conversion into an administrative technique. New prescriptions are made and remade; the emphasis may shift from personality factors to the social situation; harsh punishment in one field and for one set of persons may be counterbalanced by wholesale exemptions for other violations and other groups of persons. And at the same time there is a continual process of levelling down the judiciary from the status of an independent organ of the state to that of an administrative bureaucracy. As early as the beginning of February 1933, the freedom of action of the judiciary became increasingly restricted through the replacement of the general law of parliament by the *Führer's* uncontrolled and incessant decree legislation, often applying to specific cases.[1]) The war time decrees, by making it possible to control individual criminal decisions, mark the last stage in the transformation of the judge from an independent agent of society into a technical organ of the administration.

One of the most serious consequences arose from the accompanying process of departmentalization. We have seen how the increased efficiency of State and industrial machinery was paid for not only by the loss of the benefits of abstract citizenship, but also by the complete subordination of man in his productive relationships to the disciplinary and penal machinery built up by the special services and by private combinations invested with the garments of public authority. It is at this point that the inroads of the National Socialist State machinery on the daily life of the average citizen appear to be most striking and that the exclusive predominance of strict power relationships will most likely create frictions.

---

[1]) Franz Neumann, "Der Funktionswandel des Gesetzes im Recht der bürgerlichen Gesellschaft" in: *Zeitschrift für Sozialforschung,* vol. VI (1937), pp. 542-597.

The fight between normativism and the concrete conception of life did not affect developments in the field of criminal administration until a very late stage, when this conception could, by its very loftiness, be conveniently used to bridge theoretical difficulties in the recent campaign for ruthless extermination. The attempt of the legislator and of the judiciary to use the criminal law to raise the moral standards of the community, appears, when measured by the results achieved, as a premature excursion by fascism into a field reserved for a better form of society. In effect, it is difficult to see how the goal of improving public morality could be obtained by a State which not only operates at such a low level of satisfaction of needs, but which also rests on a supervision and direction of all spheres of life by an oppressive political organization.

Reviews

Steding, Christoph. *Das Reich und die Krankheit der europäischen Kultur.* Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1939. (XLVIII and 772 pp.; RM 23.—)

This example of National Socialist metaphysics gives one the impression not of a philosophical but of a psychiatric discussion. Nevertheless there are two reasons for reviewing the book at considerable length. First, it is an official study, published by the National Institute for the History of the New Germany, and the president of the Institute, Walter Frank, has himself prefaced the book with a long commendation of the author, praising him as the "most gifted critic of the history of culture." Secondly, the book is by no means a belated piece of propaganda dressed up in philosophical clothing, but a document produced by a young philosopher who originally had something genuinely philosophical in him, and whose foundations—intellectual as well as others—have been shattered by the fact of National Socialism. This man now devotes his training in philosophy, his learning, his intellectual passion—still recognizable even in its pathological form—solely to the depraving of education, knowledge and intellect. In this book we see the philosopher kotowing before nothing less than a manifestation of might, led up to by philosophy; kotowing not because something like philosophy is contained in this manifestation but just because that is not the case, because the manifestation is so imposing that, compared with it, all philosophizing, all philosophic discussion of ends, in fact all ends themselves, appear to be so much ridiculous "palaver." At this late stage, in the thunder of the onrushing revolution, Steding himself can no longer miss hearing political reality. Henceforth he identifies the newly discovered "reality," which is mightier than any existential philosophic concept—that is to say, politics—with the thunder which opens his ears. And, henceforth, the only real being is for him the *Reich* and the might of the *Reich.*

Steding's fanaticism (in contrast to other National Socialist philosophies up to 1938) is not folk or racial fanaticism. In comparison with typical folk metaphysics he is even anti-folk. As metaphysical substance the *Reich* is permanently superior to the simple material of the folk, whose ethnic divisions have no political reality; permanently superior, for the *Reich* is the *summum esse* for Steding in exactly the same sense as God is for theology.

This absoluteness is already visible in the choice of a vocabulary. Steding seldom speaks of "Germany," and hardly ever of the "German *Reich,*" but either of "*Reich,*" of the "world of the *Reich,*" or (in many variations) of the "heart, basis and *a priori* of Europe." Such a choice of words leaves the reader of this almost eight-hundred page book ignorant of whether the language is that of historical or metaphysical reality.[1]) Let us examine the

[1]) The term *Raum* is another typical word for Steding, and is much more fruitfully used by him, than by other National Socialist authors. For him *Raum* means all those territories outside the *Reich* which, when the time comes, will belong to the *Reich. Elbraum* and *Rheinraum* do not exist; but *Sudetenraum* and *Donauraum* do.

expression "the world of the *Reich*." This expression means first, the *Reich* itself. But, on the other hand, the expression "the world of . . ." generally means the world in which someone lives, the world which reaches up to this someone (for example, the world of Renaissance man). In this sense the expression "the world of the *Reich*" means the world in which the *Reich* lives and which reaches up to the *Reich*. But that is the world outside of the *Reich*. Thus the world of the *Reich* becomes the whole world. The philosophically ambiguous expression is at the same time the paraphrase of Germany's expansion, that is to say, that Germany is "everything in the world."

This expansionism, already contained in the chosen vocabulary, proceeds in a highly philosophical manner. In the last analysis, Steding is a pupil of Heidegger. If, for Heidegger, "world" is only an existential of man's being, for Steding the political world is only an existential of the "*Reich*." From the remains of what, with Heidegger, was still an effective transcendental solipsism, his pupil constructs a national solipsism. When Heidegger says that in reaching for the world, existence only overtakes itself, Steding says that when "the heart of the continent saves the world" it only finds that it "has been brought to identification with itself." It is unnecessary to remark that the Heidegger conception of "catching up with oneself," of "becoming identified with oneself," is also only a later conception of a classical philosophical idea. Steding is therefore not only a pupil of Heidegger but also an armour clad descendant of the whole "become what thou art" tradition. And Steding can find nothing worse of his enemies than that they have no philosophy of identity.

Self-identity, coordination and self-coordination of the *Reich*, are now evidently used almost synonymously. As the *Reich* grew out of Prussia, all these terms mean the annexation by Prussian Germany of all the territories of the *Reich* which did not originally belong to the second *Reich;* not, therefore, a coordination of parties or individuals in the Nationalist Socialist system, but of territories, especially those territories which originally were part of the Holy Roman Empire of the German nation, which, after the disintegration of this Empire, ceased to be historical factors, and which were not willing to be incorporated in the second or Third *Reich*. For Steding, coordination is the process of departicularization, of recognition of the King of Prussia as the Emperor of Germany. That Steding does not grow tired of insisting upon this coordination may be due to the fact that his native province, Lower Saxony, was not again incorporated in the *Reich* until at a late stage, and for a long time persisted in its unhistorical and unpolitical form. That is, at least, Frank's opinion. However this may be, Steding, who was only recently a "Westfalian peasant's son," regards the concept of folk as the incarnation of narrowness. And every small, relatively self-contained realm appears to him as the principle of "alienation," of "divergence," and, consequently, as the principle of non-identification of the *Reich* with itself. He can only expound such an alienation in terms of the categories of Hell, for there is nothing but the *Reich*, and as a being the *Reich* is a "realm of light."

This thesis, that there is nothing but the *Reich*, cannot be understood sufficiently literally by the reader. The reviewer must confess that he knows scarcely any other intellectual product that derives so exclusively from an enthusiasm for the existent and from an abhorrence for particularity. No program, no Party program, however monomaniac it may be, can compare

with Steding's radicalism. For Party programmes ultimately have special formulated ends. But Steding's passion is nevertheless a political one, for he regards "individuation" not merely as an unreality but as an enemy, even if not as the enemy of his ends, but of the one and only being, the *Reich*.

This abandonment of the category of the "political end" is not very easy to understand. But it is the final result of the conceptual consequence of coordination, which accepts nothing but catching up with the being, and therefore refuses any alteration of the being. That alone is the background of the abandonment of the category, even if Steding attributes it to other roots. He himself regards it as bound up with a criticism of the so-called "eternal norms," with a criticism which is in no way different from the historical and Marxist criticism of the "claim of the eternal." And he throws out the formulation of ends with the bath—water of the "eternal norms."[1]) However that may be, the questions of how the world should really be, or of what man should fight for on behalf of man—these questions do not exist for him. For he knows that existence, insofar as it is political, and that, therefore, the *Reich* (which is identified with political existence), exist in truth. It is not difficult to find, in this struggle against ends, degenerate remains of the Hegelian critique of Kantian morals. But whereas Hegel intended a very definite political reality, and worked out its laws to the last detail, Steding's reality arrives at that very emptiness and formality which Hegel condemned in Kant's morals. His coordination with the *Reich* is no acknowledgment of a definite form of government; he simply decides in favour of *energeia*, of the manifestation of power. The *ergon* remains of no consequence. Achievement and power are more important than the end to be attained; and so far as it is only a question of "might achieve," the *Reich* is in the correct form. We do not need further to insist that this conception of what is political is absurdly unpolitical, that every political action and movement consists essentially of the realization of a determined end.

The term "determination" *(Bestimmung)* has an authorized double meaning in classical German philosophy. It means not only aim *(Abzielung)* but also definition. In this latter sense, Steding renounces a definition of the *Reich*. To speak of the *summum esse* as a predicate would be an insult. This logical and theological universality is to some extent a license; whatever the *Reich* does is good if it is only the *Reich* that does it. And if other *Volksgenossen* have, on pragmatic grounds, "not wanted to say anything about the *Reich*," the philosopher is silent for more acute, negative-theological reasons.

Steding is inordinately proud of the fact that he has "decided" in favour of this unconditional, political attitude; proud especially in contrast to the dialectical theologians who, from a programmatic point of view, perched permanently on the point of decision and therefore never decided anything, and made a virtue of the needs of the crisis. The moralist criticism of this dialectical theology takes up an enormous amount of space in Steding's book, which continually returns to it, and nowhere is the pride of the converted so blatant as in this criticism. But his decision is just as imaginary and inconsequential, so far as his concept of the political is concerned, as the lack of

[1]) The fate of the "criticism of the eternal norms" is really noteworthy. If we consider that it was originally a theory accompanying the formulation of new political ends, and that later (for example with Max Weber) it was the basis of political neutrality, it is extremely surprising that it can be brought into direct relation with a philosophy of coordination.

decision of his enemy. For he has decided only as a man who, having generally concluded in favour of marriage, comes to regard himself as actually married.

From this position Steding now attacks his enemy—that is, everything not directly might, and, therefore, all culture. And he attacks it as an absolute atrophy of substance *(Substanzschwund)*, as neutrality, and as impotent "*verschweizertes, niederländisches Gebabbel.*" For in spite of his decision in favour of the untheoretical being, might, and the *Reich*, he still remains faithful to his old field, to European culture. He takes this culture, bit by bit, to prove that it is neither might nor *Reich*. He proves this in a most distinguished way; proves it as a monomaniac, having gone into a bookshop and read and reported on every book in great detail, proves that they are not machine guns. Among the hundreds of his victims are Rousseau, Schiller, Nietzsche, Beethoven, Huizinga, Freud, Thomas Mann, Hamsun, Burkhardt, Brandes, the Bolsheviks, the Jews, Dutch bulb growers, Swedish drunkards, Catholics, Pietists, bankers, birthcontrollers, suffragettes—in brief, everything that is not the *Reich*. But he is especially intrigued by the authors from the *Anrainerländer*—that is, from the countries which are neighbors of Germany—as these, by being outside the *Reich*, are *eo ipso* hostile to the *Reich*, and attempt to "neutralize," "encircle" and "inject culture" into the *Reich*.

For Steding, "culture" means neutralized might. It is for the most part the "degenerate" manifestation of a political creation *(Gebilde)* which has already forgotten its origin in might. (The conception is evidently constructed after the model of the *Reich;* law has forgotten the might which set it up.) This culture is especially adored in those small nations which are now no longer able to play a world-historical role. It is a kind of egg of Minerva's owl, that, for reasons of security, the small nations have secretly laid in the nest of their mighty neighbour, so that this neighbour—that is, the German *Reich*—should forget its own true political existence, become degenerate, and lose its appetite for small nations. It is significant that this culture theory, which, in its essentials, half-heartedly hobbles after culture, contains the remains of a "basis and superstructure" theory. But for Steding the superstructure, culture, is not the superstructure of a world of material interests, but of a metaphysically conceived organism of might. However this may be, Steding now not only turns against the autonomous claim of culture in general, but especially against the cultural history which has falsified the history of the real being (and, therefore, of the *Reich*) and changed it into a history of the seeming, of the "foam on the wave of reality," into a history of the phenomena of old age.

It is impossible for us to explain here, in a historical context, the undoubted neutral character of culture. To mention a few out of the many hundreds of sources, it derives from the loss of authority of dogma—or of the Church (see the neutralization of religions in Lessing's *Nathan*). It derives from the fact that the cultural qualities were very largely excluded from politics; from the present commodity nature of cultural products; from the natural sciences; from historism, and so forth. In Steding's almost 800 page book, such sources are never discussed. For Steding "neutrality" is solely the poison of those who have ceased to be political factors, or the "depoliticising" poison which the *Anrainer* (neighbours), the "pensioners" of the old Europe, inject into the veins of the Second and Third Reich.

We already know, from ordinary National Socialist literature, that all

enemies are one enemy, that Jews, Marxists, Liberals, etc., are identified with each other. But with Steding, who is enormously learned, and who has at his command a much vaster material for identification than the ordinary National Socialist, this search for identification yields unforeseen triumphs. The "false infinity" of things which are not the *Reich,* is for him an infinity of evil things which are hostile to the *Reich.* The people of Basle and Amsterdam, Nietzsche, the Jews, and so forth, are all one enemy. Although they have no connection with each other, most of them even being widely separated by time, they are still, so to speak, photographed on the same negative. For example: "It was not by accident that, after the War, unhistorical Mongolian types like Clemenceau" or "paralytic types, products of democratic-bolshevist races, like Wilson" came to the head of affairs. Or: it was not accidental that the French, whose 1789 revolution abolished Germandom *(Deutschtum),* cast furtive glances at "the creation of the Jewish—Tartar steppes (Soviet Russia) perversely yearning to deliver themselves up to the satanic powers." (He means the Franco-Russian collaboration in the League of Nations.) These literary gems are chosen from two consecutive pages. The reader will understand that it is not very easy to extract a philosophy from 800 pages written in such a style. The enormous number of Steding's polemics, and the fact that they are all entangled with each other, make it impossible to recount them. Instead, we shall draw up a catalogue of the objects of his hatred, reconstruct his associational mechanism, and show how his associations are always able to arrive at hostility to the *Reich (Reichsfeindschaft).* The catalogue is incomplete but typical.

Bachofen—matriarchy—narrowness—particularism—lacking coordination with the *Reich.*

Matriarchy—prehistory—search for the past—passiveness—nothing in—non-cooperation with the *summum esse* (the *Reich*).

Matriarchy—mater—materialism—Jewish bolshevism—hostility to the *Reich.*

Bank for International Settlement—conciliation—restriction of the absolute *(Reich)* which alone can conciliate.

Tradition—prehistorical interest—interest in neutralizing the substance of history. Tradition leads "directly to the rule of Jewish-Marxist culture"; thus hostility to the *Reich.*

Chemistry—doctrine of transitions, thus (eleatically) of the non-being, thus hostile to the *Reich.*

Dialectical theory—not-God finding—being alone—being deserted—hostility to the *Reich.*

S. Freud—(in identification of discoverer and founder) founder of sexuality—orgiastic—oriental confusion—hostility to the *Reich.*

Exchange of prisoners—see "Bank."

Large town—deviation from countryside ("corrupted mob")—industry—worker-Marxism—materialism.

Kantianism—disintegration of the world into realms (of the individual sciences)—particularism—sabotage of the *Reich.*

Kierkegaard—inconsequential aestheticism—("Spinelessness of the average Scandinavian") gossip—"palaver in Negro villages"—"black world of the Dark Continent" (Africa); African colonies in general; Germany has no colonies. So Kierkegaard is hostile to the *Reich.*

Matter—remnants which, when formation (of the *Reich*) takes place,

do not enter, but which must be overcome; all might outside the competence of the *Reich.*

(Example: "The State does not tolerate anything material. It perpetually overcomes "the dog beneath the skin." *(Der innere Schweinehund.)* Or: "In 1918 people gave themselves up to sexual matter, because, beaten in the material battle, they believed in matter.")

Neutral Country—not *Reich*—frontier—barrier—restriction of *Reich.*

Neutrality—not fight—peace—having been—not being—this opposes the *summum esse.*

Nietzsche—norms and ends—a person meaning ends, sees man in transition (cf. Chemistry). Formulation of ends—non-agreement with "being"—disagreement with the *Reich.*

Polarity—two sidedness of a theory—cooperation with neither side—neutrality (cf.).

Romantic—feminine—mater—materialistic—cf. matter.

GÜNTHER STERN (Los Angeles).

Lynd, L. S., *Knowledge for What? The place of social science in American culture.* Princeton University Press. Princeton, N. J. 1939. (278 pp.; $2.50).

In their sociographical studies, *Middletown* and *Middletown in Transition,* the Lynds presented a self-contained picture of all the aspects of life in a mid-Western town in the United States. Both books are consciously untheoretical and empirical. When we read them, we should ask ourselves if the deep impression they leave with us is to be attributed rather to painstaking, empirical research or to Professor Lynd's talent for writing and to his extraordinary power to perceive relationships. In the foreword to the second book, *Middletown in Transition,* Lynd already pointed out that sociological studies must have a theoretical basis, for the selection of the problem itself and the differentiation betwen relevant and irrelevant facts are dependent upon a definite explicit or implicit theory.

The new book is fundamentally a renunciation of positivism and empiricism. It is one of the most important publications in the sociology of the present day, a literary performance of high standing, full of stimulation and distinguished observations. It is even more important both because it comes from the chief representative of the Research School of American sociology and because it appears at a time when logical empiricism, which in the United States is closely linked to sociology, makes ever growing claims. Lynd advocates the thesis that the social sciences cannot be fruitful unless they have as their basis a theory of society, and that a pure positivist-empirical sociology is valueless.

The first chapter describes the social sciences in the crisis. While the liberal belief in progress is disappearing, the social sciences have not been in a position to develop any other theory. They had contented themselves with collecting a prodigious mass of facts and the question already arises whether perhaps it is not the very insignificant facts which have been collected. The second chapter, which deals with the concept of culture, attacks the specialization of the social sciences. Lynd shows that in spite of the nominal recognition of the interdependence of all the disciplines and of culture as the basis, specialization never before went as far as it has gone today. The duty of American sociology is the interpretation of American

culture, dominated by the powerful antagonism which derives from the unequal development of productive powers on the one hand, and of the political and moral ideas on the other. While technical progress has profoundly modified the conditions of production, labor policy is still, for example, inspired by the spirit of the Elizabethian anti-monopolistic conception. The third chapter gives a penetrating and persuasive description of the ambivalence of the American citizen. Let us cite a number of Lynd's formulations: religion and the fine things of life are our ultimate values—but a man owes it to himself and to his family to make as much money as he can. Or: capital and labor are partners—but it is bad policy to pay higher wages than you have to. Or: education is a fine thing—but it is the practical man who succeeds. Or: the American judicial system guarantees justice to every man, rich or poor—but a man would be a fool not to have the best possible lawyer, etc. Lynd shows the uneven development of American culture, the contradiction between productive powers and conditions of production, the monstrous differences in power, the concentration of population in large cities, and many other things. Regarding it as a whole, American culture is described as a mixture of opportunity and frustration. "It is in the main a pattern of lack of pattern, marked by the disorder and the substitution of doing for feeling. . . . For the individual it is a pattern of extreme complexity, contradictoriness and insecurity." (p. 105).

In this situation the social sciences have the task of being tools which man can use for solving the problems presented to him by modern culture. Purely empirical knowledge, like that pursued in the studies of the National Bureau of Economic Research, is no longer sufficient. The social sciences must base themselves on bold hypotheses. Empiricism by itself, in spite of its necessity and nature, leads to overemphasis of the problem of the day, and to a turning aside from the decisive questions. That applies especially to the present position of statistics. It also holds good for history and psychology. In the "political sciences" we find on the one hand the traditional history of political theory, and, on the other, a prodigious collection of facts which bear no relation to each other. Nor, up to the present, has sociology been in a position to contribute to the solution of the problems presented to us by modern society. Some sociologists still regard sociology as a kind of holding company of all the special sciences. The fundamental reproach which Lynd levels against the social sciences of today, is that they think in terms of disciplines and not in terms of problems. The problems of the social sciences are historical ones, and can only be understood in a historical analysis.

But in order to make them comprehensible (and that is the content of chapter V, the decisive chapter), sociology must have a system of values. For this reason Lynd turns against the so-called objectivity of the social sciences. Pure knowledge, even "pure research," is impossible. The basic characteristic of a good research worker is the capacity to distinguish between relevant and irrelevant problems and facts. But such a distinction is possible only on the basis of a theory. This theory must also have the definite goal of making concrete predictions. It follows that sociology must accept a definite ethic. Its task is to recognize and help to satisfy man's strivings and needs. These forces dictate, to the empirical social sciences, both the location of their problem and the methods to be followed: "If man's cravings are ambivalent, if he is but sporadically rational and intelligent, the task of social science becomes the discovery of what forms of culturally structured learned be-

haviour can maximize opportunities for rational behaviour . . . and at the same time provide opportunity for expression of his deep emotional spontaneities where those, too, are important." (p. 200).

Chapter VI, entitled "Some outrageous Hypotheses" (meaning that hypotheses may be termed shocking as well as excessive), presents a list of problems with which man is confronted in America. Lynd gives twelve problems and hypotheses. 1) Today the possibilities of life are decreased by contradictory institutions, disproportionalities and erratic reliance on *laissez-faire;* only by means of a planned society can the uncontrolled forces be directed. 2) Because it alone recognizes the dignity of man, democracy is the only possible political form. If we want to maintain democracy as an active principle of culture, it must be intensified and extended and must also become an economic democracy. The gap between the ruling and the ruled must be closed. 3) Private capitalism is a reckless and fettering instrument of production and distribution. The hypothesis is that private capitalism no longer works and probably cannot be made to work any longer. 4) Current social science belittles or conceals the omnipresent class antagonism and class struggle. Without an accurate analysis of this class antagonism, the social sciences cannot solve their problem. 5) The assertion that there is equality among men is historically dependent upon the revolt of American democracy against authoritarian inequality. But since then biology and psychology have taught us about the inequality of the human psyche. We know, moreover, that native endowments are not distributed equally. The hypothesis is: human welfare can be increased by recognizing that men are not equal and by analyzing and eliminating the causes of their inequality. 6) Our present institutions derive from an era in which men were not only regarded as equal but also as rational, while we know today that men are basically emotional. If we want to achieve constructive, rational behaviour, we must reckon with the great measure of irrationality. This leads to 7) the widespread tendency to foist all problems onto improved education. The hypothesis must be that it is impossible to rely primarily upon education. Nor is religion more of a living reality (hypothesis 8). Social science must create a substitute which better satisfies men's emotions. 9) War is a crude form of arrangement. It is possible to create a culture in which war is no longer the method of settling disputes. 10) Urban civilization provides the richest possibility for modern living. But urban life at present devitalizes our culture and it is the task of science to knit the urban population into communities. 11) People abhor strikes, class struggles and revolution. It is the duty of science to create a real community of man. Hypothesis 12) deals with the attitude of the social scientist to the assumptions which Lynd makes. Social scientists will all agree that they may possibly accept Lynd's problems, but will want to refuse the responsibility. But social science cannot fulfill its function unless the scientists directly deal with these problems.

We can content ourselves here with a few critical remarques about this wide program, for the essentials have been amply stated in this journal.[1]) This criticism relates most appropriately to Chapter V, "Values and the Social Sciences." The value philosophy which the author advocates, and which appears as a criticism of positivism, is, however, only the reverse side

[1]) Max Horkheimer, "Der neueste Angriff auf die Metaphysik," *Zeitschrift für Sozialforschung,* VI (1937), pp. 4 et seq.

of the latter. This philosophy shares with positivism the assumption that the world may be divided into a realm of reality and one of values, and attempts to draft a hierarchy of values as against a reality which is accepted as a fact. The South-west German school of philosophy saw the problem of the theory of society in exactly the same way as the author. There are two questions that value philosophy can never solve: whence derives the content of truth of the values, and how can one construct a bridge between value and reality? While it attempts to answer these questions, one line of value philosophy becomes transformed into a psychological relativism. Individual preference determines the number of relevant values, their position relative to each other, and their content of truth. The truth of an ultimate value cannot, on that account, be maintained, let alone established. Value philosophy leads to relativism. The classical formulation of this standpoint is found in Gustav Radbruch's philosophy of law, where he maintains that, from the point of view of relativism, even a socialist might have been able to produce Stahl's conservative philosophy of the State.

Another line of value philosophy can lead to a metaphysical or even to a naive dogmatism. Max Scheler's most acute analyses cannot conjure away the fact that the postulated value hierarchy is dogmatic.

Lynd's value system is subjectivistic. In Chapter V he begins with the assertion that the system of values enters sociology at every point: in the distinction between important and unimportant facts, in the initial selection and limitation of the problem, and so forth. So far he is correct. His first demand, that sociology should become conscious of its system of values, still does not differentiate him from positivism, which, indeed, in Max Weber's formulation, has the task of pointing out the most adequate and rational means for realizing ends, however these ends have been determined or presented to the sociologist. The difference between Lynd's system and positivism consists in the fact that for Lynd the ends, the value system, are given in the character structure of man. The cravings which man "living together in culture have persistently sought to satisfy" (p. 203) are the values which determine the problems of sociology. But the social theory thereby dissolves into psychology and leads directly to the relativism which the author wishes to avoid. An example may make this clear. According to the author, man strives on the one hand towards physical and psychological security; but on the other hand he likes risk if it is stimulating and exciting. The question arises, whether both cravings can be realized in the same historical situation, or whether perhaps one craving must be sacrificed to the other. With a multiplicity of partially contradictory cravings in man, there must be in existence an ultimate authority which coordinates this multiplicity, whether in an anarchic or in a rational way. This authority is society. It is exactly the same for psychological relativism as for the pluralism which, in political theory, is in fact only an application of relativism. According to this doctrine, the state is nothing but one authority alongside of many others (Church, Party, Trade Union), and the many authorities are to harmonize in keeping with some mysterious plan. But they never harmonize, and the sovereign State, declared by pluralism to be dead, subjugates the pluralist units. Similarly, if relativism wants to achieve fruitful work, it must, however, attribute preference to one of man's cravings. The decision to which it comes is obviously arbitrary.

The psychological point of departure is not, however, maintained by the author, and this is shown particularly in Chapter VI. Most of the twelve problems and hypotheses treated by the author as outstanding, are not directly bound to the psychological value system. However important they are, and however towering their significance, the process of selection could be extended and one could eliminate individual problems as irrelevant or as already contained in other problems. This unsatisfactory position arises from the lack of a theory of society. It is not enough to lay down the postulate of a rational society. The critical theory may reach the conclusion that present society will, in the near future, lead to an even worse and more irrational one, and that all the striving of science, all the approximation of sociology to reality, and all the concern to deal only with relevant themes, cannot change anything. Let us take one of the author's examples. He sees very clearly that the problem of a rationally planned society is not primarily a technical one. It is indissolubly bound up with the basic structure of the society. But it is possible that, under the conditions of present day society, planning would lead to quite different results from those which the author considers desirable, that is, to a concentration of colossal economic power in the hands of the political authority, and hence to the equipping of the political apparatus of oppression with all the techniques and methods of modern society. Another example makes that equally clear. Lynd is right in rejecting the claim of liberalism to regard education as the decisive method for altering society. But if his criticism is correct, and we do not doubt it for a moment, what method then remains in the present stage of society for maintaining the isolated, progressive features or even for thoroughly transforming them into a rational whole?

This central question cannot be answered by positivism, for it does not even recognize the problem. It cannot be answered by any value philosophy, which offers to mankind a whole array of values for selection. It cannot be answered by psychology, which can never pass judgment on the rightness and truth of man's strivings. It can only be answered by a theory of society, which is essentially critical.

In spite of all the psychological atmosphere, the foundations of such a theory are found especially in Chapter VI. For in that chapter (as also to some extent in the previous one), Lynd continually reverts to one problem—the antagonism of society. This antagonism is economic, social, political and psychological. All the twelve problems regarded by the author as relevant, are problems which fundamentally cannot be explained in the realm of psychology, but only in terms of the inner contradiction of society. Just as education, however "progressive" it may be, does little to create the conditions of a rational society, so science, however much it keeps its ear to the ground in order to hear man's cravings, can do little to change a society. A sociology which stops short at, and accepts the cravings of man in their given form, is just as far from a solution as one which collects facts and constructs theories without concern for the question whether they are of use for any concrete purpose.

Franz Neumann (New York).

MacIver, R. M., *Leviathan and the People.* Louisiana State University Press, University, La. 1939. (IX and 182 pp.; $2.00).

This slim volume is in the great tradition of political philosophy. The hundred pages of the discourse itself, and the additional hundred pages of commentary, are rich in wisdom and pertinent in their applicability to our current doubts and discontents. Like all truly living tracts for the times its contemporaneity is merely the framework for queries which emerge time and again in the long perspective of man's effort to create a humane and viable social order. Slight as is the external covering of the ideas expounded here, the ideas themselves are set forth in modern dress for immediate issues in the present tension between the search for order and the pursuit of power—with all the vigor and persuasiveness of the classic debate.

The problem is not new, nor is the setting, perhaps, so very different today from what it has been in past epochs of social upheaval. Except that the range and character of destructive forces is greater, because man has found new and more pervasive ways of harnessing nature to his command, for ill as well as good—the ambivalence of forces within man, and so within and between groups, works itself out in uneasy equilibrium, in constant tension. As M. puts it, "The major conflict of modern world history is not that between communism and fascism but that between the dictatorial and the democratic principles themselves. . . . Even if the nations meet at Armageddon to decide it, it will not be decided there. For the final conflict is one between human values, it is one within the human mind itself. It will be settled not between states but within states."

Leviathan then is the omnicompetent, omnipotent State. Over against Leviathan stands the concept of the State as servant of the People. In the immediate scene, it is the rivalry of the totalitarian and the democratic ideas. "Just as the democratic state alone explicitly establishes the distinction between the state and the community, so the totalitarian state alone explicitly denies the distinction. Just as the democratic state makes government the agency and the people the principal, so the totalitarian state makes the people the agency and government the principal."

M. traces the trail of Leviathan across the chart of political organization and function since Cromwell, "the only dictator England has known." He indicates how, in the seventeenth and eighteenth centuries, the rule of absolutism was checked through the emergent concept of constitutionalism. "Great areas" were fenced against state intervention and irresponsible action by the sovereign, "the first being religion and thereafter immense tracts of economic activity." In the face of the assertion of the doctrine of natural rights, "the simple system of natural liberty," the state shrank in the social and economic sphere of its action till it was no longer a Leviathan. But the technological changes of the nineteenth and twentieth centuries reversed the earlier direction of the trail and revived the trend toward state intervention in social and economic aspects of communal life. The trend was general; its pace and course varied in different countries.

Are we, then, again saddled by Leviathan? Is there no escape from the penetration of the state into every phase of human activity? Is there no real difference between the totalitarian and the democratic state? Is overall governmental regulation the price we must pay for the modern economy we have created? Is "crisis government" inevitable in time of economic and social stress?

The questions suggest, in M.'s thought, a clue to the reasons why totalitarianism emerges in such periods of disturbance. The democratic way of life, democratic institutions and practices, are "the result of a long series of adaptation to emergent conditions and needs. They were not created, they evolved." Dictatorships, on the other hand, "took their characteristic pattern almost as swiftly as molten metal cools in a mold. . . . They presented a sudden break in the historical process. They were the offspring of war, crisis, revolution." It is in the tempo of changes, rather than their direction or purpose, that the essential difference between the two ways of organizing and conducting the community is signalized.

Just here, M. makes clear how accidental is the identification of political democracy with economic laissez faire. That democratic institutions should have been developed in a period of an expanding industrial order, in which the machine process supplanted hand labor, seemed to many to prove the validity of the identification. But, as he points out, technological change alters the concepts on which the industrial discipline rests—no less than when the doctrine of laissez faire itself was formulated to explain and to justify a particular set of relationships between the state and private economic life. "For purely technological reasons the economic system is utterly inseparable from the political system. To function at all they must function together. In this sense they together form a single system. But no such necessity holds for the relation of the political system to the numerous systems of belief, opinion, creed, style, artistic expression, and cultural endeavor generally, that rise and change, flourish and decline, in the free creative life of modern society. For purely technological reasons only one politico-economic system can prevail in any territory, but nothing except the dogmatic preoccupations of a tyrannous government prevents the simultaneous existence, side by side, of many faiths and the most divergent schools of thought. . . . The civilization in which we live depends on the recognition (of necessity and of liberty), and the separation of each from the other."

It is, then, in the breakdown of an economic system in its capacity to provide the material foundations of security—the opportunity to work and to establish a recognized and respectable function in society for all its members—that totalitarian political ideas and practices emerge. Leviathan is then recreated, at once to achieve these ends and to suppress critical revaluations of the ideas on which the economic order—or disorder—rests. "Dictatorship solves the problem of government by cutting out one half of it. The permanent problem of government is to reconcile fundamental liberties with a fundamental order. Liberties cannot be assured without order, but order can be assured, and often is immediately assured, by the sacrifice of liberties." It is the "total problem of government" which somehow must be solved, not simply the assurance of order or of liberty. It is to an analysis of what the two systems, of democracy and of totalitarianism, have to offer that M. addresses himself in the succeeding chapters.

The analysis throughout is in terms of values. For, as M. points out, "only principles endure." The argument of the totalitarians that democracy, like other forms of political organization, must pass away—because other state forms have withered—is subjected to critical appraisal. It is rather transmutation than decay and death which occurs. If the state is a system of power, then the particular pattern of its structure may, indeed will, change with and in conformity to the conditions of the society in which it

operates. "Every power system is necessarily unstable. . . . Not only power but all institutional forms and specific modes of organizations are socially contrived means to perpetuate certain situations or to provide for certain needs. . . . The situation and the needs are always changing, and, even if they were not, the ingenuity of man would in time devise more efficient institutions." What does change is style.

In terms of values, then, what is the "genius" of dictatorship? At the outset, M. identifies all the totalitarian systems as essentially the same in purpose, techniques, and structure—however they may vary in their professed ideologies. As power systems, their purpose is to maintain power. That intent is conceived in personal rather than political terms. The rulers desire to perpetuate their rule, not the integration of the political community around a value system that embraces some concept of the general welfare.

Within this narrower view of purpose, dictatorships apply a few simple techniques to achieve it. Most important perhaps is the insistence on dogmatic orthodoxy. All value judgments are presented as a choice between those officially recognized and all others. "The alternatives of human thought and action (are reduced) to two polar extremes, the one they themselves espouse and the damnable opposing heresy." "An imposed dichotomy of black and white" is made the basis of political rights and duties. In order to insure the uniformity which the particular dictatorship imposes, the mechanism of the state is converted into a system of power. Its structure is reduced to irresponsible executive power. The hard won distinctions between the organs of popular control and the agencies for converting legislative policy into executive action under the rule of law are wiped out. In order to maintain the new system in power, to perpetuate the rule of the new governors, the state's chief tools are the use of propaganda and raw manifestations of coercion. No free play for ideas is allowed. All political ideas—in fact, their basis in a general understanding of events at home and abroad—are manipulated to the objectives of the group in power. The entire system of formal education is recast to this end. Political ideas at variance with the established orthodoxy are suppressed. Sources and channels of news are controlled to insure that nothing will seep through to the public at large which would alter the prevailing ideology. The regimentation of opinion becomes the chief concern, and the principal tool, of the state. And where it fails, torture and concentration camp offer convenient mechanisms for disposing of dissident individuals and groups.

The structure of the dictatorships, whether of the right or the left, follows similar if not identical patterns. Politically, they are pure executive autocracies; irresponsibility to the popular will—as expressed in and through elective agencies, legislatures, initiative and referendum devices—is made the cardinal principle of organization. Economically, they become no less autocratic; the state directly or indirectly supplants private control and management of industry, finance and commerce. Socially, they develop a feudal pattern; hierarchy, based on theories of "honor" rather than competence, in personal acquaintance with those who have seized power rather than on objective standards of selection, becomes the criterion of preferment, even of security.

A dictatorship is equipped to meet temporary emergencies with vigor, and often with success. Its very existence is evoked by crisis; its techniques and structure offer untrammelled opportunity for quick decision. But its

capacity for action is also its chief defect. The absence of checks on irresponsible authority tends to make the actual execution of policy inflexible. If, as M. believes (as does the reviewer), the essence of a viable community is changed, then rigidity of structure and inflexibility of program inevitably militate against long run authority. The defect in totalitarian politics is its incapacity to adjust to change in circumstance and opinion. The very momentum of executive authority often carries policy beyond the limits of interstitial adjustment within the body politic. Ultimately, the failure to resolve the dilemmas of domestic and social tensions lead toward external "adventures" by which the power group hopes at once to distract attention from difficulties at home and to find a solution for the ills they cannot mend.

Ample illustration is offered here for this appraisal of the inherent inability of a dictatorship to organize humane values (the general welfare) effectively. Propaganda as technique becomes confused with propaganda as gospel—in and for itself. In the long run, it defeats itself: skepticism about all news, when so much is so obviously inspired, becomes general; the idea that the government is always right runs counter to experience in other areas of communal life; indoctrination of the young wears off; the monopoly of propaganda by the government removes it even further from the "fulminating emotions of the masses," from any real contact between the governed and the governors. The efforts to "coordinate culture" by the government, in so far as they are successful, actually dry up at the source the stream of scientific, artistic and literary activity on which cultural advance depends. Instead, there develops a current of uncritical, often romantic, philosophizing about the "spirit" of the totalitarian revolution, in which "the intelligence itself (becomes) the sedulous servant of unreason."

What, then, is the "genius" of democracy? M. rejects many current definitions of democracy—as equal authority for all members of the community, as government of the many, as majority rule, or as mass rule, or even as government through parliamentary institutions. Nor does he take refuge in the easy generalization that it is the spirit and not the form of a government which identifies it as democratic. Rather he finds it in two simple criteria which can be universally applied to differentiate the democratic from the totalitarian state, no matter how similar the pattern of their political institutions or processes. These two he states as follows:

"1. Democracy put into effect the distinction between the state and the community. Among other things this implies the existence of constitutional guarantees and civil rights which the government is not empowered to abrogate.

"2. Democracy depends on the free operation of conflicting opinions. Among other things this implies a system under which any major trend or change of public opinion can constitutionally register itself in the determination both of the composition and of the policies of the government."

It is here that the "positive" attributes of democracy emerge in sharp contrast to dictatorship. As to the first of these criteria, M. conceives of the state, "in so far as it has intelligible meaning or function. . . . (as) an agency of the community it regulates." The people of a nation-state have many activities that are in no sense political. The state may seek to control or suppress one or many of these relations and functions, and even succeed in

doing so. But "they are still there, no longer in the state, the political system, but in the community, the social system."

Democracy, by placing limits on state action, establishes the principle that the community is more inclusive than the state. And it guarantees the recognition of this principle, within the terms of the General Will, through the operation—or the free play—of the second criterion. What lies within the range of the common interest can be ascertained by the expression of all opinions as to the limits of this range. Wherever dissident opinion—as measured by majorities on particular issues—is suppressed, democracy becomes less distinguishible, or indistinguishible, from dictatorship.

In the political sphere, these criteria have been achieved—through a long evolution in political institutions and processes which had come to be accepted widely as axiomatic a quarter century ago. The economic impasse of the post-war world challenged the assumptions of the previous century in the efficacy of democratic government to provide the material security for which all men search and demand. The demand ran counter to the economic tradition of laissez faire. By some, whose interests were at stake, the sphere of government was held not to embrace regulation or control of economic activity to seek ways of satisfying the demand. As we have seen, M. rejects this limitation on the state's function. What has become a generally recognized demand,—generally in the sense of widely accepted—becomes a matter of state concern, to be resolved if possible by political processes through existing institutions of policy-framing and execution.

Thus, he finds the idea of national economic planning and of state action to mitigate, even to eliminate, the incidence of unemployment entirely compatible with democratic government. He finds no solution in easy generalizations about "economic democracy." Management of industry or finance by such political techniques as voting is a contradiction in terms. Control inevitably must rest in the hands of the few who are selected for their competence. Appraisal of their performance (their retirement from control if found wanting), as well as general direction of policy, no less indubitably must be determined by the many—who are the final arbiters of where control shall rest within the community as within the state.

Is there, then, a "final argument for democracy"? M. finds it in its slow, experimental, sometimes (for short periods) unsuccessful, but constant and progressive check upon the irresponsible exercise of power. Here emerges the irreconcilable conflict between the "genius" of dictatorship and of democracy. M. is not concerned with the form of the check; forms change with experiment and practice. Nor is the area within which it is exercised of first importance; in the long run that will be determined by the General Will. But the existence and persistence of checks upon arbitrary action by the state marks a true democracy. We have devised effective checks, in certain areas, for instance, as to freedom of religion, speech, the press. The area of economic irresponsibility is still wide. But it is being constantly narrowed in the democratic states by the will of the people registered through the expression of differences, not identities, in viewpoint, by consent, not coercion. If the process is slow, it is far more certain to achieve something of permanence—and of validity, because it is the product of consent. M. finds in the American experience much to substantiate the democratic way, a government of checks and balances as one benchmark for charting the validity of that way.

Our analysis suggests the incisive quality of the author's thought. The sweep of the argument is not less because of the economy of its expression. The felicity of its style matches well the clarity of its insight and the persuasiveness of its logic.

PHILLIPS BRADLEY (New York).

Jung, Carl G., *The Integration of the Personality.* Farrar and Rinehart. New York. 1939. (313 pp.; $3.00).

Jung's new book consists very largely of a collection of studies which have already been published elsewhere in German. The impression of lack of unity and of repetition with which the reader is left, has a real basis here. In this book Jung has added nothing new to his earlier theories. He remains the advocate of the collective unconscious, of psychic prehistory, as the true human quality.

The studies center on the problem of the formation of personality. According to Jung, the path to it is open only to those who know how to hear the language of those primeval forces within themselves, and who find their true law of life in the conscious interrelation with the forms of the unconscious. Those who allow free play to the archaic forces are doomed, but to pay no heed to the underlying forces (and for Jung this is the type which is symptomatic of the present time) is to stagnate. Primitive man had the correct technique of individuation when, in his esoteric doctrine, he united the collective riches of the unconscious with the capacity for individual adaptation to daily life. The technique of the esoteric is carried on in mythology and in the universal religions. They should be conceived as forms of expression of primeval psychic experience. All of them contain primeval, hidden knowledge and have displayed the secrets of the psyche in magnificent pictures *(imagines)*. It seems that the more beautiful and the more comprehensible in intellectual terms the pictures are, the further they are from primeval experience. In the craving of many Europeans for the *imagines* of Asiatic religions, Jung sees an expression of the primeval susceptibility and vitality of religious meaning. If psychology is the youngest of the sciences of experience, it is because, until recently in European cultural history, the Christian formula for psychic things and their meaning was thrust into the foreground—a formula "that is far more beautiful and comprehensive than direct experience." The consciousness of the faithful comprehends the language of symbols. Where this comprehension no longer exists, desolation is threatened. In alchemy, mediaeval man developed a psychic technique almost without realizing it, and made the unconscious forces approachable indirectly. But the alchemists themselves still had no clear knowledge that they were not dealing with chemical experiments but with psychic processes expressed in a pseudo-chemical language. The alchemists undoubtedly searched for the nature of matter. But while they attempted this search, they projected the unconscious into the darkness of matter in order to throw light upon it. To explain the mystery of matter, they projected into it a much greater mystery—a psychic substratum characteristic of them but unknown to themselves. Seen in this way, it is possible to understand one of the alchemists' main dicta: "*obscurum per obscurius, ignotum per ignotius.*" Jung tries to see, in an interpretation of Goethe's *Faust* and Nietzche's *Zarathustra,* the last traces of the alchemist projection.

A considerable portion of the book is occupied by the recounting and

interpretation, handled with Jung's methods, of the dreams of one of Jung's patients. In the dreams he finds the same symbolism which he noticed earlier in a series of cults, and, more recently, in alchemy. But in his interpretation he appears to make extensive use of an arbitrary fantasy. Let us give an example. In the dreams referred to, as in the paintings of another patient, Jung is particularly fascinated by the continually recurring phenomenon of a circle, or the globe, or of some other round object. In earlier writings he was also concerned with the fact and believed he had discovered that the magic circle of the Hindus—the so-called *Mandala*—was the symbol of true psychic wholeness for mankind (compare, for example, the mythological Chinese writing which he edited in collaboration with Richard Wilhelm—*The Secret of the Golden Flower*). "From ancient times the circle or globe has been a symbol of completeness, perfection, and totality. In Plato's *Timaeus* the *anima mundi,* or universal soul is spheric, as are also the hermaphroditic primeval beings of the symposium. The same idea predominates in speculative philosophy throughout the Middle Ages." And he naturally finds the same for alchemy: "The alchemistic idea of the all-round being, the so-called *rotundum,* represents the *materia prima* and its final product, the philosopher's stone." Jung finds this whole symbolism once more in his patient, who still has absolutely no knowledge of the meaning and history of the symbols through the ages. At this point the arbitrary nature of the meanings becomes quite grotesque.

Two characteristics strike one when reading the present book no less than Jung's earlier writings: First, the irrational agnostic attitude. Jung applies a certain amount of conceptual material to the collective unconscious; he describes it as the realm of archetypes, and distinguishes in it specific strata, such as the shadows, the *anima,* and what he calls "the old wise man." But essentially he keeps the impatient reader in suspense with assurances that alchemy, the holy Mass, the esoteric, and everything otherwise sacred and dear to man, is an expression of the unconscious. When there is a really detailed and textually supported comment on specific activity of the alchemists, he solemnly announces the psychological significance of the material but one is still left unsatisfied. One is merely told, once again, that we are confronted with the unconscious and its projections. Secondly one is assured (in a rather pedantic way) of the dangers which swirl around the sphere of the unconscious. In this section one finds the road to Jung's political orientation. The summons to dangerous living has long been notorious. And it is appropriate that one should find, in the opening paragraph of the last chapter, written in 1932, the sentence: "The paean of the Italian nation is addressed to the personality of the Duce, and the dirges of other nations lament the absence of leaders." In the present English edition (it was included in a German edition as early as 1934), he adds the following remark in a footnote: "Since then (that is, since the sentence was originally written) Germany, too, has found its leader."

Shortly before the first World War, Jung split with his erstwhile teacher. Freud. Since that time he has been an enemy of the conscious. But his romantic tendencies were of use to him in preventing him from occupying himself with culture-historical phenomena in as irresponsible a fashion as psycho-analysis did in its naively heroic past. In particular the theory of *imagines* has given the interpreters of art and literature an impetus which makes it possible to conceive of works of art in terms going beyond the pure personality of the artist. Jung himself obviously fell short of his intentions

and (as the present book shows) became simply one of those who flirt with the primitive. The moral pitfalls of this archaic romanticism are now clearly visible in him. It may be too hasty completely to identify romanticism with the prehistory of fascism, or to identify an irrational attitude to reality with the apparatus of fascist brutalization. But Jung nevertheless belongs to that world which extends from cherished fairy tales to those initiation rites to which the pupils of the new German schools for leaders and the members of the youth movement are subject.

LEO LOWENTHAL (New York).

Boas, Franz, *Race, Language and Culture.* New York 1940. (647 pp.; $5.00)

General Anthropology, edited by Franz Boas, with Contributions by Ruth Benedict, Franz Boas, Ruth Bunzel, Julius E. Lips, Robert H. Lowie, James H. McGregor, N. C. Nelson, Gladys A. Reichard. D. C. Heath Company, New York 1938. (718 pp.; $4.00)

Linton, Ralph, *Acculturation*, Reprinted from Acculturation in Seven American Indian Tribes (chapter 8-10, pp. 463-520) D. Appleton-Century Co., New York 1940.

The publication of Franz Boas' collected essays under the title *Race, Language and Culture* is one of the most gratifying events in the realm of contemporary social science. After the great evolutionists of the 19th century had drawn their bold, but crude, and often oversimplified picture of the world of primitive man, anthropology had to go back to the field in order to check the early conceptions, rejecting them whenever they proved untenable and refining them where they seemed vague or incomplete. The linguistic approach promoted by Professor Boas furnished for the first time a reliable textual basis for a thorough study of the literary, mythological, and religious tradition of primitive groups, providing at the same time important means for the reconstruction of these groups' historical background. Numerous publications by Professor Boas and his followers all over the world, of original texts with attached translations, have raised the literary equipment of modern anthropology to a level never known before.

Although a great pioneer in anthropological linguistics, Professor Boas did not confine himself to pure philology. To him the spoken and the fixed literary tradition indicate a culture, a society as a whole, its past as well as its present. His interpretations of folktales and mythologies in the light of their sociological significance take their place among the most significant contributions ever made by social anthropology. Particularly timely today is Professor Boas' research into the question of races. He acknowledges the racial element wherever it really exists, pointing out both the flexibility of the physiological factors concerned and the absurdity of any sweeping cultural deductions from them. Professor Boas' pioneer conceptions were to a large extent originally presented in special reports or in scientific journals which are difficult of access to the non-anthropological reader and even to the anthropologist. The publication of the above named collection therefore serves the very valuable purpose of making these important contributions available to all social scientists.

The symposium *General Anthropology*, edited by Professor Boas, supplements the picture drawn by the earlier essays of the dean of Amer-

ican anthropology. Here Professor Boas gives his latest conclusions on such subjects as race, language, inventions, literature, music, and dance, mythology and folklore. The experience gleaned from his life-work is set forth in a concluding chapter on methods of research. To the reviewer, several of these treatises, such as that on mythology and folklore, must be considered classic. The methodological chapter touches upon a vast field of questions, some of which would seem to be solved in full by Professor Boas, whereas others require further study and consideration. A group of Professor Boas' students and colleagues have treated special topics, e.g., N. C. Nelson ("Prehistoric Archaeology," an excellent outline of the present position of this important branch of history and anthropology), Ruth Benedict ("Religion," another very mature and significant contribution), J. E. Lips ("Government," particularly interesting because of its socio-economic conception). The sections on economics proper, written by R. H. Lowie ("Subsistence") and Ruth Bunzel ("The Economic Organization of Primitive Peoples"), and the chapter on "Social Life" by G. A. Reichard, indicate strikingly that the phenomena involved cannot be discussed satisfactorily without a clarification of the basic categories upon which they rest. This also holds true for the section on primitive art by Dr. Bunzel which shows an unusual knowledge of technical and aesthetic data. But in contradistinction to Professor Boas' treatment of literature and mythology and Dr. Benedict's analysis of religion, Dr. Bunzel does not conceive of art as of an integral part of an entire society or "cultural pattern" (R. Benedict). The reader, therefore, wonders if *social* anthropology has no more sociological answer to offer.

Attempts to discover new solutions to the many unsolved problems of anthropology have recently led to a revival of the study of development (Thurnwald's neo-evolutionism) and to an intensified investigation of the basic mechanisms of social life and social changes. Characteristic of these new theoretical efforts are the publications of Ralph Linton. His *Study of Man*, 1936, emphasizing "the problems which are perceived but still unsolved," presents anthropology as a young science, "still somewhat unsure of its objectives . . ." and inadequate in its current techniques (l.c. pp. VII ff.). Such an attitude proves highly useful in checking the feeling of dogmatic complacency which everywhere tends to endanger the independent development of scientific research. The volume, *Acculturation in Seven American Indian Tribes*, contains two chapters by R. Linton on the relation of acculturation to cultural change in general and to cultural transfer in particular. Another chapter is concerned with the distinctive aspects of acculturation itself. Social historians have not infrequently underestimated the rôle which the theory of diffusion has recently played in some branches of anthropology and cultural history. Dr. Linton's new study offers a highly refined solution of this complex problem, a solution achieved by a careful investigation of the different objective and subjective factors involved. Linton's analysis presents a qualified explanation of what Lowie calls "selective" diffusion. It discloses how and why certain cultural elements are apt to be transferred easily, whereas others—which touch vital institutions, vested interests, and established forms of privilege and prestige—receive a very different treatment.

Karl August Wittfogel (New York).

Technological Trends and National Policy. National Resources Committee. U. S. Government Printing Office. Washington, D. C. 1937 (X and 388 pp; $1.00)

Consumer Incomes in the United States. Their Distribution in 1935-6. National Resources Committee. U. S. Government Printing Office. Washington, D. C. 1938. (V and 104 pp; $0.30)

Leven, Maurice, *The Income Structure of the United States.* The Brookings Institution. Washington, D. C. 1938 (X and 177 pp; $1.50)

Studies in Income and Wealth. By the Conference on Research in National Income and Wealth. 3 vols. National Bureau of Economic Research, New York, Macmillan and Co., London 1937-39. (XVIII and 348 pp; XII and 331 pp; XXIII and 479 pp; $2.50, $3.00, $3.50 together $7.50)

Means, Gardiner C., *Patterns of Resources Use. Submitted by the Industrial Committee to the National Resources Committee.* U. S. Government Printing Office. Washington, D. C. 1939 (V and 149 pp; $3.50)

Means, Gardiner C., *The Structure of the American Economy.* Part I: *Basic Characteristics.* National Resources Committee. U. S. Government Printing Office. Washington, D. C. 1939. (VII and 395 pp; $1.00)

Does Distribution Cost Too Much? Factual findings by Paul W. Stewart and J. Frederic Dewhurst with the assistance of Louise Field. A program for action by the Committee on Distribution of the Twentieth Century Fund. New York 1939. (XVII and 403 pp; $3.50)

Ezekiel, Mordecai, J. B., *Jobs for All.* Alfred A. Knopf. New York 1939. (XIII and 299 pp; $2.00)

Kuznets, Simon, *Commodity Flow and Capital Formation.* vol. I, National Bureau of Economic Research. New York 1938. (IX and 505 pp; $5.00)

Fabricant, Solomon, *Capital Consumption and Adjustment,* National Bureau of Economic Research. New York 1938. (XX and 271 pp; $2.75)

Bliss, Charles A., *The Structure of Manufacturing Production.* National Bureau of Economic Research, New York 1938. (XVII and 231 pp; $2.50)

Conference Board Studies in Enterprise and Social Progress. National Industrial Conference Board. Division of Industrial Economics. New York 1939. (XVI and 327 pp; $5.00)

The inability of private enterprise to overcome, by the use of the traditional methods, the depression brought about by the crisis of 1929, forced the U. S. A. Government to interfere in most sections of the economic process.

The lack of dependable data for constructing a program of economic policy led to an intensification of research into the structure of the American economy. Among the most outstanding studies were those published in 1934 and 1935 by the Brookings Institute, on America's capacity to produce and to consume, and on the formation of capital. In these studies, an attempt had been made to deal with decisive economic problems from the viewpoint of the whole economy.

The studies of the National Resources Committee (N. R. C.), published during the last few years, are based on a rich variety of materials as is accessible only to a Government committee vested with a far-reaching authority. The present results, incomplete as they may be, afford an insight not hitherto attained into the structure and trends of the American economy. The report on *Technological Trends and National Policy* discusses, in three parts, the problems of technological progress. Part I deals with important social aspects, such as the resistance to the application of new inventions (Bernhard J. Stern), and technological unemployment (David Weintraub). Part II gives a summary treatment of the relations between science and technology, while Part III describes the state and trend of technological progress in the decisive branches of industry. The report on future technological trends is based upon the assumption that there is normally an interval of about 30 years between the beginnings of an invention and its social effects. If serious disturbances and technological unemployment are to be avoided, we must now initiate measures to mitigate and harmonize the probable consequences of such inventions as the mechanical cotton-picker, tray agriculture, pre-fabrication of houses, liquefying coal, etc. For the better coordination of these measures, the creation of a permanent central planning office is recommended.

The need for State intervention becomes obvious if one compares the situation at the time of the introduction of the power-loom in England during the 1820's, with the situation that would arise if the mechanical cotton-picker were to be generally applied. The setting free of the weavers by the power-loom was bound up with poverty and starvation for countless people throughout the world. Yet at that time there was a chance for many of them to find employment in the rapidly expanding economy of the 19th century. The mechanical cotton-picker picks about as much as do 40 hand-pickers. What is to become of the 75% of the labor force in the Southern cotton country that would be displaced by the machine as soon as a few further improvements have been achieved? It is possible that a small number of them will find jobs as tractor-drivers and in repair stations, and that some others will be members of the families of those who have found new and better-paid employment. But what is to become of the displaced people who are first going to increase the existing mass of unemployment? Cotton is already so cheap that the general introduction of the mechanical picker can hardly bring about a significant reduction in the prices of the finished product. Consequently, no substantial share of the purchasing power now available for textiles can be transformed into new demand. No "compensation" on a large scale can be expected. Here, as in many other instances, we shall have a situation that can be mastered only by the State and by means of public works.

The report of the N. R. C. on *Consumer Incomes in the United States* from July 1935 to June 1936, provides the first authoritative presentation

of the distribution of incomes in the U. S. A. In addition to the income tax material, it is also based on the questionnaires of 300,000 families extending over the whole U. S., and on a small sample of persons living outside of families. Of the 29.4 million American families, 97.3% had less than 5000 dollars income a year (per family) during the period of the report. The total number of families and of persons living outside of families, together comprises 39 million consumer units. This figure is divided into three income groups: the lower third with a yearly income up to 780 dollars; the middle third with an income from 780 dollars up to 1450 dollars; and the upper third with an income above 1450 dollars. (All income groups refer not to income per capita, but per consumer unit: a family with many children counts as one unit only, and the pooled income of several members of the same family living in one household is likewise considered as one income unit.) During the comparatively favorable year of the report, about 15% of the 29.4 million families were receiving public relief, either in the form of direct relief or of work relief, for at least one period during that year.

The report is a striking illustration of the thesis that in the richest country in the world there is scarcity in the midst of plenty, despite a hitherto unheard of capacity to produce. The opponents of the Government maintain that this peculiar situation is the result of too much Government interference. But the real cause lies much deeper. We have reached the stage when the customary market economy no longer operates effectively and when the scattered attempts to reorganize the system have not yet begun to work.

Shortly before the publication of the N. R. C. report, the Brookings Institute issued a small book on the *Income Structure of the United States* in the years of 1929-37, a by-product of the above-mentioned larger investigations. As it describes the income movement over a period of 8 years and contains material not included in the N. R. C. report, it is a valuable supplement to that report. The estimates in the two studies have been computed by different methods and are therefore comparable only with certain reservations and after some corrections.

While those two studies are primarily statistical in character, the *Studies on Income and Wealth* published in 1937-39 by the National Bureau of Economic Research represent an attempt at cooperative research in fundamental problems of economic methodology. Each individual study has an appendix containing an intensive discussion by other experts of its results and methods. Volumes I and II deal with the concepts of national wealth and income as a whole, as well as with the different methods of their computation. Volume III discusses the questions which arise when dissecting the methodological and statistical concepts into their components. The previous attempts at the conceptual and statistical clarification of words hitherto used both frequently and vaguely, have been analysed with the utmost care. The aim of the studies is to create "efficient tools for economic analysis and social planning" by a thorough clarification of concepts and by comprehensive empirical investigation.

The study of *Patterns of Resources Use*, carried out under the direction of Gardiner C. Means, attempts to construct models describing the conditions for the exploitation of all existing resources. The relations between full employment, the volume of production, and consumer income are demon-

strated statistically for the American economy as a whole as well as for its branches. In contrast to technocratic calculations, this study does not base its computations on the most advanced technical possibilities but starts from the given production capacities and the trends which have become visible in the past two decades. The authors realize, of course, that their starting point forces them to construct such models as include productivity losses deriving from "the failure to use the best available techniques, from the duplication of effort, and from competitive wastes." Despite uninterrupted changes occurring within all branches of the economic process, such computations can be made because there are relatively constant relations within and between the separate branches of the economy on the one hand, and the national income on the other. These relations exist not only between raw materials and finished products, but also between "such apparently unrelated items as shoe production and automobile production or between shoe sales, passenger traffic on the railroads, gasoline consumption and school attendance."

With the help of ingenious formulae which were computed for each of the important segments of the American economy, series of figures were compiled for the years 1920-37. Each of these formulae expresses a definite economic quantity as a function of other quantities. Thus (to give only a few examples) the consumption of telephone calls, automobile transportation, dairy products, tobacco, etc. is expressed as a function of the consumer income and of a time trend varying with each commodity. A comparison, documented in all details, between the computed figures and the empirical statistics, leads to the striking result that more than 4/5 of the computed curves correspond with those found empirically. Even during the last 5 years, for which period the preceding trend was extrapolated without recourse to any empirical material, 82 of 138 analyses show less than 5% deviation from the actual statistics. The computations must, however, fail in all cases where structural changes occurred, such as the number of persons employed in the civil service or in the banks after 1932. After functional dependencies within and between 81 segments have been established statistically, an attempt is made to construct models for a particular relation: how large would be employment and consumption for each segment in six different cases of national consumer incomes between 50-100 billion dollars a year? It is found that with a yearly consumer income of 88 billion dollars (purchasing power of 1936) unemployment would practically disappear. (As a comparison it may be noted that the figure of 88 billion dollars is about 30% above the figure actually reached in 1937). The individual figures within the "models" deserve careful study. Thus, with a consumer income of 100 billion dollars, the number of persons employed by the Federal Government and in agriculture is given as being not larger than with a consumer income of 50 billion dollars, while employment in commerce and industry increases in about the same proportion as the income. It must be left for more detailed investigations to judge the extent to which the N. R. C. succeeded in overcoming the immense obstacles in the way of such computations. The present results, however, show the great steps made in the direction of a planned economy since the publication of Ballod's "*Zukunftsstaat.*"

The investigations of the N. R. C. culminate in the report on the *Structure of the American Economy*, published in the summer of 1939.

The Committee calls it "the first major attempt to show the inter-relation of the economic forces which determine the use of our national resources."

The reason why such an attempt was not made until now is clear if one realizes that a knowledge of the structure becomes indispensable as soon as an organism or a machine no longer functions properly. To drive an automobile, it is said, one need only know how to handle the operating controls, but as soon as there are any disturbances, one must have a knowledge of the construction in order to make the necessary adjustments. The same holds true of a national economy: as long as it continues to function, the knowledge of its structure is of secondary importance. But now, it is said, it is necessary to make far-reaching adjustments and therefore one can no longer manage without an accurate knowledge of the structure.

Today the decisive problem of national economic policy is how to use all existing resources as completely and efficiently as possible, while preserving a maximum of the traditional political values. These values are said to be in serious danger if the first requirement is not fulfilled. How far reality is lagging behind the goal is demonstrated by a computation of the amount of waste from 1930 to 1937. Assuming that during that period all existing means of production and all available labor power, with the exception of 2 million unemployed, had been in full operation, the social product would have been larger by 200 billion dollars in commodities and services (expressed in the purchasing power of 1929) than it actually was. In other words, the loss of potential real income attributed to the unemployment of men and machines during the last depression is calculated as being equal to five times the cost of construction of the entire railroad system of the United States. This is the comparative figure given by the N. R. C. The figure of 200 billion dollars becomes even more impressive if one realizes that it is about twice the amount of all capital goods (plant and equipment = 105 billion dollars) invested in American industry by 1935, including mining, railroads, and other utilities.

The report considers the structure of the American economy under three main headings: the structure of needs and resources; the geographic, functional, and financial structure of production; and, finally, the organization of economic activity. The most impressive material is contained in Chapter III. A characteristic feature is its skepticism regarding the market as the organizer of the economy. "In theory it is possible to show that, under certain conditions, the market mechanism might, by itself, have sufficient organizing influence to produce effective use of resources. In the case of a great many commodities, however, free markets do not and usually cannot exist, and the market mechanism acts only crudely, slowly, and not too effectively in bringing basic organization into the use of resources. Administrative coordination has become of increasing importance as an organizing influence. A century ago, when business enterprises were small and government activity was relatively less important, the market played a major coordinating role. But during the past hundred years great segments in the organization of economic activity have gradually but steadily been shifted from the market place to administrative coordination." This chapter deals in great detail with the centralization and concentration of American industry, with price control by the large corporations, and with the structure of control over production and the market which is exercised by relatively few groups. Among the results it may be mentioned that in

1932 the 200 largest non-financial corporations controlled about one fifth of the national wealth, about one half of the nation's industry and about 60% of the assets of all non-financial companies. More than 45% of all real estate, buildings, and machinery which had been invested in industry, were owned by the 75 largest industrial concerns. It is particularly noteworthy that during the depression the share of the 200 largest non-financial corporations in the assets of all non-financial companies increased from 58% to 64.2%. Small enterprises are mainly found in the retail trade, the service industries and the building trade. The report goes on to show that next to the large enterprises there were still other forces which more and more reduced the importance of the market in the economic process, namely the large pressure groups (business, workers, farmers, consumers) and, finally, the Government itself.

An important supplement to this report is a study by the Twentieth Century Fund, intended to give an accurate picture of the distribution system in the United States and to make suggestions for improvement. The question raised in the title, *Does Distribution Cost Too Much?*, is answered in the affirmative. By how much the costs of distribution are too high is hard to express in figures. Yet what can be proved is that there is waste in countless segments of the process of distribution. The tendency to increase the share of distribution costs in the sales-price is characteristic of the present phase of capitalism. Though, if looked at from the viewpoint of the economy as a whole, it means an increase of unproductive expenditures, this process has provided for the employment of part of the labor power set free by the machine. Assuming the figures for 1870 to be 100, the population increase by 1930 was 318 and the increase of persons employed in production was 287, while in the same six decades the number of those employed in distribution had grown to 877. In the last decade this discrepancy has become even more acute. The distribution apparatus has grown further while the absolute number of persons employed in agricultural and, recently, in industrial production, is decreasing. Another example of the size of unproductive expenditures is given by examining the share of distribution costs in the expenditures of the "ultimate" purchaser. In 1929, 65.5 billion dollars were paid for finished goods (industrial and agricultural). Of this amount about 59% represents distribution costs and only 41% production costs. That is, it costs about 50% more to distribute the goods than to produce them. Of the distribution costs only about one fourth is on account of transportation. The long list of causes which the study of the 20th Century Fund presents in order to explain this situation, expressly omits the profits of the distribution agents. Not they, but the institution and methods of free competition cause most of the unproductive expenditures. This study confirms that the more modern methods of distribution which are subject to limited competition, generally operate much more cheaply than their obsolete predecessors. Appended to this work is a very impressive graphic demonstration of the flow of goods. The graph is proof of the enormous progress made in the construction of a *tableau économique* with the aid of statistics and methods available today.

An attempt to meet the problem toward the solution of which the studies of the N. R. C. were intended to contribute, has been made by M. Ezekiel, chief economic advisor of the Department of Agriculture. His book, *Jobs for All*, aims at providing work for everyone without changing

the foundations of the present order. He calls his program industrial expansion and defines it as a planned expansion of industrial production until full employment is reached. The complete plan is to be worked out on the basis of individual plans which would be constructed by the key industries. The central planning office would be constituted of representatives of the labor unions, the management, the consumers, and the Government. The coordination of the individual plans in a complete plan would provide for the marketability of the large majority of all products. A guarantee by the Government to take over, at a small price reduction, the unsold part of the expansion program, should limit the risks of the entrepreneur to such an extent that he would cooperate in the expansion plan without being forced to do so by law. Full use of capacity, and thereby smaller costs per unit, would make it possible to lower the prices and to increase both the yearly income of the workers and the profits. To implement this plan would require extensive preparation, lasting many years, possibly a decade or even longer. Once put in operation, however, this program would soon increase the national income to those 100 billion dollars which correspond to the full employment of all the existing factors of production. Overproduction would be impossible for a long time in view of the low (i.e. low, compared with what it might be) standard of living of two thirds of the population. The danger of technological unemployment could be decreased by a corresponding shortening of the workday and by an extension of compulsory education. By means of a flexible system of quotas the advantages of competition could be preserved in some industries. Other industries would for some time to come not partake in the expansion program at all, and competition would be the sole regulator there. The author maintains with great emphasis that his program is not socialistic, and that it is rather superior to both a bureaucratic socialism and a planless capitalism. The task of the book, which is to remove the intolerable waste of the present system without giving up even part of its foundations, makes the author quite uncritical of his own contradictions.

Important studies preparatory to the investigations of the N. R. C. have been made by others, especially by the National Bureau of Economic Research. One of its recent publications, the book by S. Kuznets on *Commodity Flow and Capital Formation,* deals with a field fundamental for the knowledge of the economic structure. The process of the circulation of capital, which Marx, 80 years ago, attempted to analyze theoretically in the studies that provided the material for the second volume of *Das Kapital,* is described in Kuznets' book by means of an immense statistical apparatus. Marx' sections I and II reappear in the division of consumers' goods and producers' goods, the former again being sub-divided into perishable, semi-durable, and durable etc. But while Marx was concerned with demonstrating certain correlations, Kuznets attempts to describe the empirical processes with all the available material and with the most modern statistical methods. He is thus frequently forced to make use of somewhat arbitrary estimates. In the first result he arrives at a presentation of the relations between gross social product, national income, consumption, replacement of equipment, and formation of capital.

S. Fabricant regards his own book on *Capital Consumption* as an appendix to Kuznets' study. Fabricant uses great ingenuity in developing methods for the computation of three factors, two of which determine the

third: gross capital formation minus net capital formation equals capital consumption. The investigation is limited to the measurement of the consumption and adjustment of fixed capital. In 1929, 60% of the production of durable goods was used for replacing fixed capital. A list of the main difficulties which had to be overcome in this study gives an idea of the scope and limitations of the work. Fabricant mentions the following: difference between "economic" and "physical" life of plant and equipment; allocation of the consumption of durable capital goods to arbitrary time units; problem of price changes; adjustment of accounting methods as practiced by business and required by law, to the concepts of this investigation; significance of "maintenance" and "repair" expenses, etc.

The National Bureau of Economic Research has also published a study by Charles A. Bliss, on the *Structure of Manufacturing Production.* Bliss attempts to calculate the proportions in which the existing resources were used in 1929 in the field of industrial production. The division into groups is the same as in the other studies of the National Bureau. Bliss, too, had to overcome the manifold difficulties arising from the fact that his statistical material was computed from different viewpoints. Among the results it is particularly characteristic that about one tenth of all employed persons and one tenth of all capital invested in the whole of industry in 1929 were employed in the automobile industry. Bliss points out that a series of comparable studies of the structure of industry, undertaken over a period of years, would greatly enrich our knowledge of the business cycle and thereby also of the more adequate use of existing resources.

The writings reviewed above are essentially the works of "technicians" who are interested in the most rational application of all resources and are prepared to make far-reaching adjustments in the present economy in order to reach their aim. The large reference work of the National Industrial Conference Board suggests even in its title, *Enterprise and Social Progress,* that only the preservation of the traditional economic system can guarantee an optimum of social progress. This propagandistic attitude does not manifest itself in less reliable statistics. It is apparent, however, in the distribution of light and shade. All achievements are attributed to the system of free enterprise while all the negative factors are both minimized and ascribed to outside interference. The work is an important supplement to the official statistics, and the editors rightly call it the largest collection of systematic information on American private enterprise.

The studies reviewed here afford a methodologically and materially impressive picture of the comprehensive scientific preparation that would be at the disposal of a strictly "State-capitalistic" economic policy in the United States.

FREDERICK POLLOCK (New York).

Ayres, L. P., *Turning Points in Business Cycles.* The Macmillan Company. New York 1939. (214 pp; $2.75)

The author's investigation is deliberately empirical. He does not construct a theory of the business cycle, the assertions and results of which would then be compared with reality, and in which statistics would be merely auxiliary. Instead, he tends to impute to statistics the rôle of a decisive source of proof. From statistical tables and diagrams covering a

period of 109 years, and representing changes of five factors assumed to be characteristic of the course of the cycle (business activity, interest rates, bond and stock prices, capital issues), he attempts to read off a theory of economic crises as one reads off the time from the position of the hands on a clock. By using a purely statistical method, he hopes to find the regulating principle that is responsible for the decisive turning points in the course of the economic process, from depression to prosperity and back to depression. The main inadequacy of the book is clear: it will never be possible to explain a casual *propter hoc* by an empirical *post hoc.* Ayres pursues his program with great faithfulness. In the first seven chapters he gives a graphic presentation of the individual histories of 26 cycles in the period from 1831 to 1939. He does this in order to show, in chapter 8, on that historical basis, the course of a "typical cycle." In chapters 10 to 12, he examines and rejects consumers' purchasing power theory, the pump-priming recovery theory, and, finally, the purely monetary theories of the cycle, not because of any theoretical inadequacy, but because they do not agree with the empirical data obtained by him. In direct contrast to this criticism, the author arrives at his main conclusion that the real cause of the long series of crises in the United States has been the specific structure of the monetary mechanism in operation here, particularly the regulation of credit expansion by the bank reserves. Ayres starts with the fact "that in our highly industrialized economy the cyclical fluctuations in the production of *durable* goods are much more regular and of greater amplitude than are fluctuations in the production of *non-durable* goods." But he is unable to trace these fluctuations to non-monetary causes. In the last analysis he derives the fluctuations from the structure of an automatic mechanism which periodically produces the upward and downward movement of bond and stock prices. The expansions and contractions of the flow of new capital in the production of durable capital are a result of sales of new issues, when "market conditions" have become favorable or unfavorable for floating new issues. This mechanism has broken down in recent years, and ceased to function. It has been replaced by government regulations, on which the course of the cycle now depends.

The novel feature of this study is the detailed and clear description of a typical "normal" cycle of three and a third years (40 months), of which about 27 months is taken by the upward movement and 13 by the downward movement. Both movements are dissected into more detailed, precise time phases. The author underestimates the whole problem. "The difficulties," he says, "involved in locating turning points of business cycles . . . are rather matters of the inadequacy of the available statistics than of the complexities of the process." When the rate of interest is low, the bond and stock markets are high, and there is a "favorable market" for new issues, new capital is invested in industry, and the volume of production increases. But the primary causes of all these movements are not shown and cannot be shown with the help of purely statistical methods. Moreover, if the intensity and duration of prosperity is solely dependent upon the extent of the increase of capital, as Ayres maintains, how is the "saturation" of enterprises possible and explainable? How, too, can we explain the fact that the increase of capital is excessive, so that part of it remains "idle"? The author himself shows that this already happened in the so-called "rich man's panic" of 1903. It is impossible to educe the true relationships

on the basis of monetary theories of crises and with purely descriptive, statistical methods. The favorable or unfavorable market for securities, and the consequent increase and useability of capital are evidently not dependent upon the structure of the monetary mechanism but on the fluctuating prospects of the profitability of industry. But Ayres does not tell us what causes these fluctuations.

HENRYK GROSSMAN (New York).

Beals, Carleton, *The Coming Struggle for Latin America,* J. B. Lippincott Company, New York 1938. (401 pp.; $3.00)

Aikman, Duncan, *The All-American Front,* Doubleday, Doran & Company, Inc., New York 1940. (344 pp.; $3.00)

Carr, Katherine, *South American Primer,* Reynal & Hitchcock, New York 1939. (208 pp.; $1.75)

Three different kinds of approach are discernible among books on Latin America. The first is a mere journalistic treatment of the problem. The second is an attempt to evaluate the economic and historical background but is marred by a misunderstanding of the dominant forces in Latin American society, the manifestations of which are taken seriously at their face value without distinguishing between ideology and demagogy on the one hand and cold blooded political and business strategy on the other. The third is realistic research which is not subject to exaggeration and which takes into account the critical evaluation of available data.

Carleton Beals' fascinating book is typical of the first kind of approach. Beals' aim is to show how Latin America is about to become the next object of fascist expansion, how Japanese, German, Italian and (Franco-) Spanish influence—in some cases even domination—is growing, how the British and American interests are trying to hold their positions or to gain new ones, how the Good Neighbor policy is understood—and sometimes distrusted—by the Latin American peoples and what should be done in order not to alienate the newly acquired friendly feelings towards the United States. He describes the possibilities of a joint defense of the Western Hemisphere against "totalitarian" interference and outlines the mistakes American "Dollar-Diplomacy" is said to have made. He underlines his warnings with a wealth of material which certainly is not to be found in official reports, and which usually has not even been published in the American press.

However, this reviewer confesses his surprise at learning that in recent years Argentina has had a totalitarian régime under President Ortiz (320), with imperialistic aims (316), almost on the point of invading Brazil (321), and must confess that he was entirely unaware of these sinister facts. It is generally admitted, even by the Conservative Argentine press, that the election of Ortiz was a manipulated one. But fraudulent elections are typical of Latin American history, and even a very fraudulent election does not by itself necessarily mean a totalitarian régime. One of the chief features of such a régime would be the suppression of civil liberties, especially of the freedom of the press, but it is evident from the Argentine newspapers that this is not the case in Argentina. Nor should one take seriously the rumours of Argentina's imperialist aims toward Brazil. It is true that there was formerly a certain amount of jealousy between Argentina and Brazil, but

relations have never been better than they now are between the Ortiz and Vargas administrations.

There are also many minor points which suffer from lack of adequate care. Many of the names are misspelled and some statements are confused. Thus, the former ruling coalition in Argentina was the "Concordancia," not the "Concordia" (319), the fascist ex-governor of Buenos Aires Province was Fresco, not Fresno (103, 154). The Argentine system of exchange control was not initiated by Ortiz (321) but many years before him, by Hueyo, Minister of Finance under General Justo. The huge operation of the refunding of the national debt and the establishment of the new governmental Central Bank (321) was not the work of Ortiz, but was conceived and carried out by his predecessor, Minister of Finance Pinedo, under General Justo. The "buy from them who buy from us" policy (321) was also not originated by Ortiz, but is to be ascribed to Pinedo and to his able Central Bank manager, Raúl Prebisch. In spite of these shortcomings Mr. Beals gives the reader a vivid impression of Latin-American problems.

Duncan Aikman's study comes under the second category of books on Latin America. His facts are more carefully selected and he distinguishes between gossip and reliable information. But although he does not deny the influence of economic factors upon Latin American politics, he uses an approach which could perhaps best be termed historical romanticism. For Aikman, Latin American politics are not so much to be explained as the result of competition between German, Italian, British and American vested interests, but rather in such terms as "national dignity," "prestige" and "yearning for dominance." This yearning for dominance is for him "a primary stimulus . . . an explanation for practically the whole range of Latin American social action" (89). Significant of his approach is the explanation he offers for the changes in the customs and exchange regulations which Argentina decreed a week after the Lima conference of 1938, and which drastically curtailed imports from the United States. According to him these measures were not so much caused by Argentina's precarious exchange situation, but by the fact that Argentina's delegates at Lima had to yield too much to Secretary Hull's wishes in the shaping of the final "Declaration of Lima." That, says Aikman, "was a Yankee triumph, and to a republic proud of never yielding to Washington on issues, painfully compromising. Such a stain could be wiped out only by an equal and opposite anti-United States counterstroke. So the politicians in Buenos Aires, totaling up their list of other grievances, did a little consciously dramatic timing. Within a week the counterstroke came." Thus, Aikman thinks, "Argentina had thrown off the stigma of the Lima concession and proved once more that she was free from the imperialistic influence of the northern colossus" (125). That is the romantic approach. Aikman should have made a closer examination of the Argentine exchange and import situation of that time, as well as of the status of the trade-treaty negotiations, and he would have found that the curtailing of imports to be paid for with "free market" exchange was at that time unavoidable and had nothing at all to do with the supposed moral defeat at Lima, in which nobody in Argentina was in any case interested.

Aikman fails to see that what he generally deems to be the real cause of actions in Latin American politics is very often nothing but the camouflage of a clash between foreign vested interests. Aikman has a wrong

conception of German and Italian fascism. For him it was "intense national hatreds and war fears which have led great nations to fly off into dictator worship as a refuge from greater terrors . . . the overcrowding of people which leads to the desperate tensions of hate for 'living room's' sake" (210), whereas fascism can be better explained in sober, unromantic terms of the inability of the previous political setup to deal with the growing class antagonism. For someone who is unable to understand fascism in any other way but with the use of such ideological slogans as hatred, fear and jealousy, Latin American politics may really look like "touchy nationalisms . . . (which) will flare into tantrums of patriotic jealousy" (167).

On the other hand, Aikman may be commended for his serious endeavour not to exaggerate in his description of characteristic details of Latin American politics. For Argentina, for example, he recognizes that, even under Ortiz' régime, "the press is undoubtedly free, except in grave—and usually brief—periods of disturbances. Furious political activities against the government are permitted" (194), and one may agree with him when he describes the situation of Argentina as "a modified democracy, flavored with a Chinaman's chance for overwhelming opposition majorities" (194).

The third kind of approach to Latin American problems is best represented by Katherine Carr's little book. She "wanted a book that would tell what . . . the ten South American nations . . . were like. I wanted to know about the South American people, and the way they lived, and why they lived that way." After a short but accurate historical introduction dealing with the fate of South America from its discovery through the Spanish Viceroys to the present day republics and their governments, the book gives the principal facts about each of the constituent countries, without bias and without overlooking the rôle the foreign vested interests and their native henchmen used to play. The author correctly shows how the ruling large landowners, sometimes against, but generally hand in glove with the foreign interests, exert their influence upon the governments; how they prefer to rule democratically, as long as their preponderance is not endangered; and how and why they resort to military dictatorships, whenever they feel that (their) "law and order" would be jeopardized by permitting really free elections.

F. WEIL (Buenos Aires).